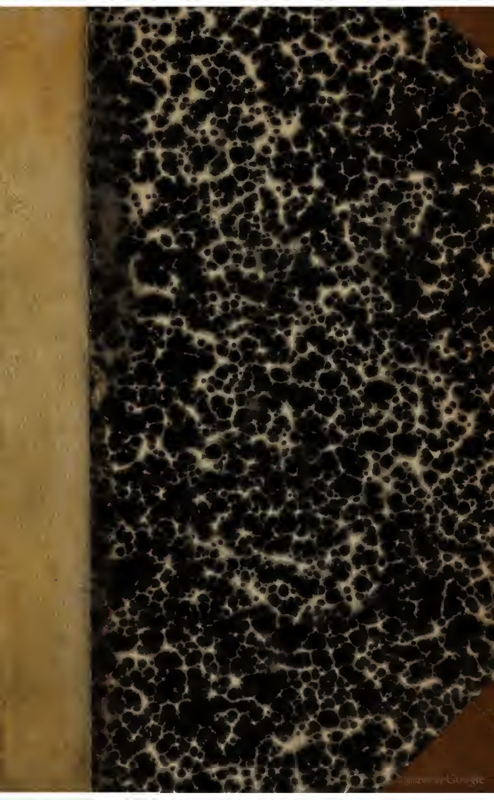
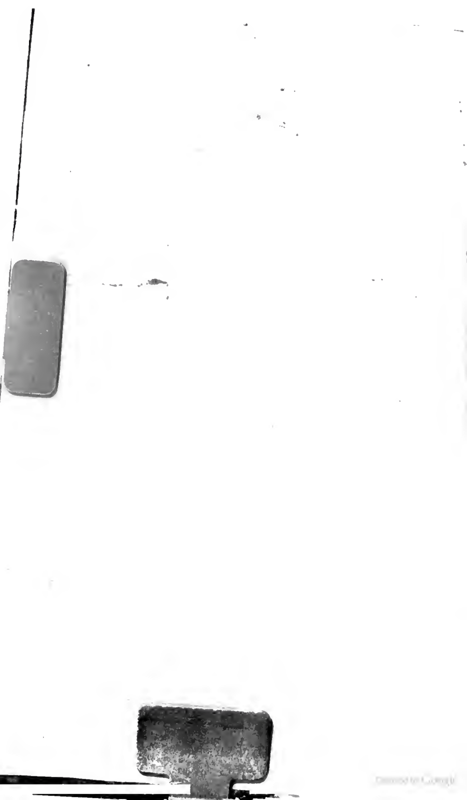
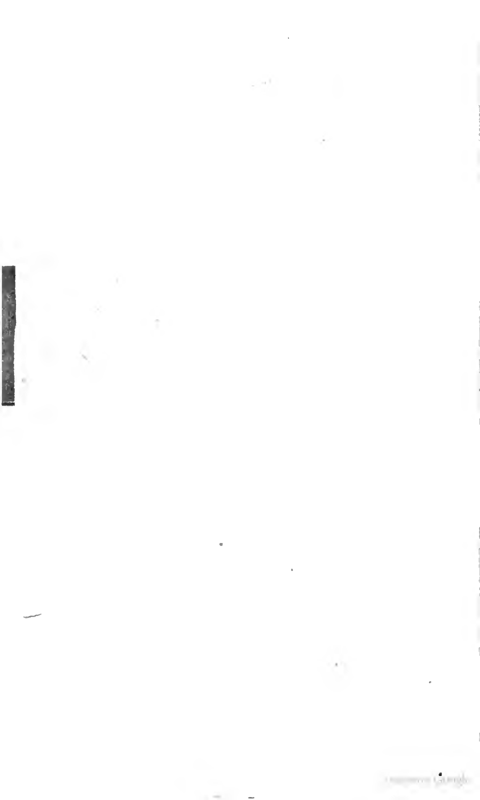






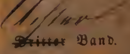


Allgemeine

r-Geschichte

der

enschheit.



Band.


BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE
ROMA
1
7 - G
19

# Allgemeine
# Cultur-Geschichte
der
# Menschheit,

von

**Gustav Klemm.**

Nach
den beßten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstproducte u. s. w. versehen.

## Achter Band.

**Das alte Europa.**

Mit 6 Tafeln Abbildungen.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1850.

# Vorwort.

Indem ich den achten Band der allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit dem Publicum übergebe, habe ich nur wenige Bemerkungen beizufügen. Die erste ist die, daß der geneigte Leser in demselben nicht etwa eine ausführliche Alterthumskunde der Griechen und Römer suchen möge, sondern bedenke, wie derselbe als einzelner Theil eines größeren Ganzen immer betrachtet werden müsse. Dieß ist namentlich für diejenigen Leser gesagt, welche nicht das ganze Werk zu studiren Anlaß, Zeit oder Gelegenheit haben. Die zweite Bemerkung ist für diese und betrifft den Umfang, den die Culturgeschichte noch erhalten wird, der in der Vorrede zum ersten Bande auf acht Bände bestimmt war. Es wäre allerdings wohl möglich gewesen, die Schilderung der europäischen Cultur in einen einzigen Band zusammenzudrängen. Allein die große Fülle bekannter Culturerscheinungen, die in unserem Erdtheile vorkommen, hätte doch eine noch skizzenhaftere Darstellung erheischt, als schon die Beschränkung auf drei Bände gebietet. Giebt Gott Leben und Gesundheit, so wird im Jahre 1852 der zehnte und letzte Band ans Licht treten. Ich ergreife aber hier schon die Gelegenheit allen den zahlreichen geehrten Freunden des Werkes, die dasselbe durch freundliche Mittheilung von Culturdenkmalen aller

Art unterstützt haben, meinen innigen und aufrichtigen Dank vorläufig auszusprechen. Es ist dadurch eine der Hauptquellen des Werkes, meine culturgeschichtliche und culturwissenschaftliche Sammlung, dahin gebracht, daß sie über sämmtliche Theile dieses weiten Gebietes eine vergleichende Anschauung möglich macht. Ich habe die Absicht, dem letzten Bande eine ausführlichere Nachricht über dieselbe beizufügen, als dieß in der Vorrede zur 2. Auflage meiner freundschaftlichen Briefe möglich war.

Dresden, den 21. October 1850.

Dr. Gustav Klemm.

# Inhaltsverzeichniß.

# Das alte Europa.



Wir gelangen nun, nachdem wir die Urzustände der passiven, wie der activen Menschenrasse, dann diejenigen Erscheinungen beobachtet, welche aus der Wechselwirkung der beiden Rassen in Africa, America und Asien hervorgegangen, zu den **Völkern und Staaten von Europa.**

Die Geschichte der europäischen Cultur bietet so viel des Eigenthümlichen dar, daß wir derselben wohl einen größeren Raum widmen müssen, als wir den früher betrachteten Völkern gewährt haben. Wir legen bei der Betrachtung der europäischen Völker die frühere Eintheilung in drei Zeiträume zum Grunde und beginnen mit der **Culturgeschichte der sogenannten alten Welt,** worauf wir die mittlere und endlich die neuere mit dem Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts anhebende Geschichte folgen lassen. Wie nun in der gesammten Natur, so findet auch in der Geschichte Europa's durchaus kein plötzliches Ueberspringen aus dem einen Zeitraum in den andern statt, die Uebergänge, namentlich aus dem sogenannten Mittelalter sind so allmälig, daß Eigenthümlichkeiten desselben bis in unsere Tage hereinreichen, ja daß Ideen, die vor 1800 Jahren ausgesprochen wurden, erst in unseren Tagen zu allgemeinerer Blüthe sich entfalten.

Die Geschichte der europäischen Cultur ist zunächst durch die geographische Lage unseres Erdtheiles begründet. Europa ist von drei Seiten von der See umflossen und es hängt nur nach Morgen hin mit dem großen Festlande von Asien zusammen. Seine Küsten sind, vorzugsweise im Süden und im Norden mit zahlreichen Buchten versehen, aus denen zum Theil ansehnliche Ströme hervorkommen, die zum Eintritt in das Innere des Landes einladen. Können wir doch die beiden großen Binnenseen, das Mittelmeer und die Ostsee gewissermaßen als die beiden großen Häfen bezeichnen, in denen asiatische, griechische und germanische Cultur den Ureinwohnern Europas zugeführt wurden. Das Mittelmeer verbindet Europa mit Westasien und Nordafrika Es ist seit uralter Zeit der Marktplatz des Verkehres der anwohnenden Völker gewesen, ebenso wie die Ostsee die germanischen Stämme von Deutschland und Scandinavien mit den finnischen und slawischen Völkern in Verbindung und gegenseitigem Einfluß erhielt. Der atlantische Ocean aber ist seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in eine ähn-

liche Bestimmung eingetreten. Er führte die Europäer nach dem Continent von America. Und so entsprechen denn die drei Meere, das mittelländische, die Ostsee und der atlantische Ocean in geographischer Hinsicht den drei Zeitaltern, in welche man gemeiniglich die europäische Geschichte einzutheilen pflegt.

Die Europa umgebende See enthält zahlreiche Inseln und Inselgruppen, welche den aus der Fremde herbeikommenden activen Wanderschaaren sowohl als Ruhepuncte, wie auch als sichere Aufenthaltsorte dienten, von wo aus sie ihren Unternehmungen auf das Festland von Europa Nachdruck geben konnten, oder auch wohin sie im Falle des Mißlingens sich zurückziehen konnten.

So kam es denn, daß mehrere dieser Eilande die Zufluchtsstätte einer Cultur werden konnten, die auf dem Festlande von Europa ihrem Verfall entgegenging und einer anderen, neueren Platz machen mußte. Ich erinnere nur an Samothrake, Seeland, Irland, Island. Daher hat denn einer der vorzüglichsten griechischen Schriftsteller Diodorus von Sicilien das fünfte Buch seiner geschichtlichen Bibliothek der Betrachtung der Inseln gewidmet.

Eine Eigenthümlichkeit von Europa ist, daß dasselbe in der Richtung von Osten nach Westen von gewaltigen Gebürgen durchsetzt wird, die sowohl nach Norden, als auch und zwar vorzugsweise nach Süden hin in große Bergketten sich verabzweigen. Diese Gebürge, namentlich der Balkan, das hellenische Gebürge und die Alpen bilden die ältesten Völkergränzen, südlich deren die schönste Blüthe der alten Cultur sich ihre Heimath gründete, während die großen celtischen Völkerschaften im Norden der Alpen und der Pyrenäen ihre ersten Anfänge hatten. Die Karpathen und das Riesengebürge wurden die Gränzen der slawischen Völkerstämme, durch welche die Germanen ihren Weg nach der gegenwärtigen Heimath fanden.

Diese Gebürge enthalten die Quellen der großen Ströme, an deren Ufern sich die Anfänge menschlicher Cultur bei den passiven Ureinwohnern Europas zuerst entwickelten, welche aber auch späterhin den activen Einwanderern als Leitfaden und Straßen auf ihren Zügen gedient haben.

Europa war derjenige Theil des sogenannten alten Continents, dessen geognostische Bildung am spätesten vollendet wurde, wie denn seine Vulcane im Mittelmeer noch jetzt thätig sind. Im Zeitalter von Julius Cäsar war ein großer Theil des nördlichen Europa noch mit Urwald bedeckt. Noch heute entbehren seine Ströme jener durch Menschenhand ausgeführten Zähmung und Beherrschung, wie wir sie bereits zwei Jahrtausende vor Christi Geburt im chinesischen Reiche gefunden haben. Die meisten gehen ihren eignen Weg.

Die Heimath der Ureinwohner passiver Rasse war in Europa der Wald. In den Niederungen fanden sich Sümpfe, in welchen



wohl hie und da einzelne Exemplare, wo nicht ganze Familien jener colossalen Urthiere sich aufhielten, die der vorhergehenden Periode des Erdlebens angehörten und dem allgemeinen Untergange ihrer Thierwelt entwichen waren. Die zahlreichen Drachen- und Schlangensagen der alteuropäischen Mythologien deuten das Vorhandenseyn derartiger Urthiere mehrfach an. Es war eine der Hauptbeschäftigungen der griechischen und germanischen Heroen diese der Jetztwelt fremdartigen und feindseligen Geschöpfe zu vertilgen.*)

Die europäischen Wälder waren nächstdem sehr reich an allerlei, zu Nahrungs- und Kleidungsstoff nutzbaren Thieren **), deren Fang und Erlegung die vornehmste Beschäftigung der Ureinwohner ausmachte. Das Schwein wird zum Theil noch jetzt wild in den europäischen Wäldern gefunden, und da dasselbe durch die festen, wie das Ziegen- und Rindergeschlecht durch die flüssigen Excremente des Menschen unwiderstehlich angezogen wird, so wurde dasselbe gewiß schon in sehr früher Zeit gezähmt und in Heerden gehalten. Das Pferd, der Hund, Bären, Wölfe, wilde Katzen, Luchse, wahrscheinlich auch Löwen sind in Europa heimisch gewesen, aus denen sich schon die passiven Ureinwohner die ersteren dienstbar zu machen verstanden. Vögel waren in zahlreichen Arten vorhanden und die Gänse seit uralter Zeit zu Hausthieren gezähmt, so wie man aus dem Falkengeschlechte sich Jagdgefährten abrichtete; an Fischen war Ueberfluß in den Gewässern und an honiggebenden Bienenarten in den Wäldern, die auch an eßbaren Beeren und Früchten eine Fülle darboten. Der Anbau von Getraidearten, so wie die Pflege des Weinstocks kam, wie namentlich die griechischen Sagen andeuten, aus der Fremde zu den Ureinwohnern. Die Benutzung der am Fuße der Gebürge, an den Fluß- und Seeufern aufgehäuften Geschiebe, so wie der zu Tage liegenden gediegenen Metalle zu Jagd- und Kriegswerkzeugen dürfen wir bei denselben wohl voraussetzen.

Das Clima von Europa, vornehmlich des nördlich der Alpen gelegenen Theiles ist rauh und veränderlich; nur im südlichsten

*) Vergl. Cultur-Geschichte I. 144. ff. Dr. Albert Koch fand in Nordamerica unter den Gebeinen des colossalen Missuriums, welches er an das britische Museum abgegeben hat, eine Anzahl Pfeil- und Wurfspeerspitzen aus Feuerstein, die, wie ich aus eigner Ansicht versichern kann, ganz denen der alten Bewohner Americas glichen. Sie rühren wahrscheinlich von einem mißlungenen Angriff der Urbewohner auf das in den Sumpfgegenden heimische Thier her.

**) Ich verweise hier auf die treffliche europäische Fauna des leider zu früh vergessenen Johann August Ephraim Goeze in Quedlinburg, wo der Leser neben dem Naturgeschichtlichen auch meist das geschichtlich Wissenswürdige über die in Deutschland jetzt noch heimischen und ehedem daselbst lebenden Thiere findet. Vergl. damit Ch. K. Barth Deutschlands Urgeschichte II. 266. ff.

Griechenland und in Sicilien sinkt das Thermometer nicht unter den Gefrierpunct herab, und in den nördlich der Ostsee und der Karpathen gelegenen Theilen ist der Winter streng und langanhaltend. Das Clima zwingt den Nordeuropäer zu dichter Kleidung und dauerhafter Wohnung; es giebt aber auch seinem Körper eine große Dauerhaftigkeit und Abhärtung gegen den Wechsel der Temperatur, was nicht ohne Einfluß auf Sitte und Denkart der Menschen bleibt.

Die wesentliche Beschäftigung der Ureinwohner Europas war Jagd und Fischfang, aus denen sich allgemach das Hirtenwesen entwickelte, was jedoch nur in den osteuropäischen Niederungen vollständiger sich entwickelt hat, wo wir dasselbe zum Theil noch heutiges Tages finden. Die Lappländer, die neben Jagd und Fischfang auch noch Rennthierzucht treiben, geben vielleicht noch das ähnlichste Bild von den Urzuständen der passiven Rasse Europas; die Lappländer sind daher wohl die einzigen, am wenigsten vermischten Ueberreste der alteuropäischen Ureinwohner. Demnächst dürften die nordöstlichen Provinzen des russischen Reiches noch ansehnliche Reste enthalten.

Es ist eben so unmöglich, chronologisch zu bestimmen, wann die ersten activen Wanderer aus Asien nach Europa herüber gekommen sind, als es geographisch auszumitteln ist, von welchen Puncten dieß geschehen. Wir dürfen jedoch drei Hauptrichtungen annehmen, die eine vom Kaukasus ausgehende durch das südliche Rußland nördlich der Karpathen sich hinziehende, deren Endpuncte in Scandinavien zu suchen sind; die zweite würde vom schwarzen Meere her längs der Donau und nördlich der Alpen nach Gallien und über die Pyrenäen nach Spanien erfolgt seyn. Die dritte endlich ist die Einwanderung, welche auf dem Mittelmeere ihren Weg genommen hat und deren Ausgangspunkte Aegypten, Syrien und Kleinasien wären.

Die Sagen von den gewaltigen Heerzügen des Bacchus, Osiris und Sesostris, von den Fahrten des Herakles und der Trojaner und Griechen, den Niederlassungen des Kekrops und Kadmus und der Dido deuten darauf hin, daß bereits in sehr alter Zeit größere und kleinere Züge von Asien und Africa aus nach Europa stattgefunden. Die ersteren brachten den Ureinwohnern die erste Ansicht fremdartiger Menschen und Geräthe, vielleicht blieben auch Einzelne bei ihnen zurück, die den Nachkommenden als Führer dienten und den einmal eröffneten Weg frei hielten. Osiris ging nach der Sage (bei Diodor v. Sicilien I. 20.), nachdem er Aethiopien und Asien besiegt, beim Hellespont nach Europa über. In Thracien erlegte er den Lykurg, den König der Barbaren, der sich seinen Unternehmungen widersetzte. Hier ließ er seinen, nun altgewordenen, Gefährten Maron zurück, um über die von ihm angepflanzten Ge-

wächse die Aufsicht zu haben, ließ ihn auch eine Stadt bauen, die er nach seinem Namen Maronea nannte. Seinen Sohn Makedon ließ er als König des nach ihm genannten Makedoniens zurück. Dem Triptolemos übergab er die Pflege des Ackerbaues in Attika. Osiris durchzog die ganze Welt und lehrte überall den Anbau nützlicher Früchte. Wo ein Land zum Anbau des Weinstockes nicht geeignet war, unterrichtete er die Einwohner in der Herstellung eines Getränks aus Gerste, das in Wohlgeschmack und Stärke dem Weine wenig nachgab. Die Sage von dem großen neunjährigen Heerzug des Sesostris (Diodor I. 55.) ist der von Osiris ähnlich, nur daß der Zug in Thracien schon beendigt wurde.

Alle Sagen stimmen darin überein, daß die in die Ferne ausziehenden Götter und Heroen dort bereits eine Bevölkerung vorfanden, die aber noch auf einer bei weitem niedrigeren Culturstufe stand. Auch späterhin, als in Griechenland und Italien eine höhere Cultur erblüht war, als in Gallien und Spanien die celtischen Völker eine eigenthümliche Gesittung erlangt hatten, beharrte in den nördlich der Alpen gelegenen Gegenden, sowie im ganzen nördlichen und östlichen Europa die Urbevölkerung in den Urzuständen des Jäger- und Hirtenlebens.

Wir müssen daher diese Urzustände näher betrachten, ehe wir den durch fremde Anregung daraus hervorgegangenenen Culturverhätnissen näher treten, die wir bei den Celten, den Griechen und den Italienern finden.

## Die passive Urbevölkerung von Europa,

von deren Sprache die dem finnisch-tschudischen Sprachstamme angehörigen Mundarten vielleicht als Ueberrest zu betrachten sind, da sie den romanischen und germanischen Sprachen eben so fremd sind, wie den slawischen, zerfiel, wie noch jetzt die sibirischen und americanischen Urvölkerstämme in zahlreiche höchst mannichfaltig gegliederte, eigenthümliche Völkerstämme, von denen mehrere den alten Griechen und Römern bekannt waren. Vor allem hat wohl der von Darius, im J. 514. v. Chr. unternommene Zug nach Norden, der die Bekämpfung der skythischen Stämme zum Zweck hatte, zur Kunde auch der im Westen von diesen hausenden Stämme beigetragen.

Die nächsten den Römern und Griechen wohnenden ungezähmten Stämme waren die von Illyrien, Thracien und Mösien. Die illyrischen Japyden, so wie die Thrakier tätowirten ihre Haut noch zu Strabons Zeiten, trotzdem, daß sie schon feste Orte hatten und zum Theil unter Königen lebten, auch im Verkehre mit den civilirten Zeitgenossen standen, wie denn die illyrischen Liburnier als tüchtige Seeleute bekannt waren. Weiter aber

nach Nordosten war das Skythenland mit seinen mannichfachen Völkerschaften, deren westliche die Sauromaten bis an die Ostsee hinauf wohnten. An diese gränzten die Menschenfresser, die Herodot (IV. 18.) aber nicht zu den skythischen Völkerschaften rechnet. Eben so wenig hält er die Schwarzröcke, die Melanchlänen, hinter denen See und menschenleere Wüste ist, für Skythen. Die Thyssageten bezeichnet Herodot als ein großes, eigenes Jägervolk, welche zum Erwerbe ihrer Nahrung Pferde und Hunde abgerichtet haben. Unter den Argippäern des Herodot sind jedenfalls Kalmyken*) zu verstehen. Sie sind (wie er sagt IV. 23.) von Natur kahlköpfig, Männer wie Weiber, auch plattnasig, haben ein langes Kinn und eigne Tracht und Sprache. Sie leben zum Theil von Baumfrüchten und der Milch ihrer wenig zahlreichen Heerden. Sie wohnen unter weißen Filzzelten. Sie sind friedfertig, führen auch kein Kriegsgeräth, ja sie schlichten die Streitigkeiten ihrer Gränznachbarn. Gegen Morgen von den Kahlköpfen wohnen die Issedonen, bei denen seltsame Sitten Statt fanden. (Herodot IV. 26.). Wenn Jemandem der Vater stirbt, so bringen die Angehörigen kleines Vieh herbei, welches sie schlachten, beim Zerschneiden des Fleisches aber auch den todten Vater zerschneiden und sodann von diesem gemischten Fleische ein Mahl auftragen. Den Kopf des Vaters glätten und reinigen und vergolden sie. Dieser dient ihnen dann als ein heiliges Bild, dem sie alljährlich große Opfer bringen. Uebrigens nennt man sie gerechte Menschen, deren Frauen gleiche Gewalt wie die Männer haben.

Die Menschenfresser haben aber unter allen Völkern die wildesten Sitten, kein Recht und kein Gesetz. Sie sind ein Weidevolk, kleiden sich wie die Skythen, haben jedoch eine eigene Sprache. (Herod. IV. 106.) Die Budiner, die man im heutigen Polen sucht, beschreibt Herodot als ein großes und zahlreiches Volk mit hellen Augen und röthlichem Haar. Sie haben eine feste Stadt von Holz, Gelonos genannt, deren Häuser und Tempel, gleich der Mauer, die die Stadt umgiebt, aus Holz sind. Die Bewohner der Stadt sind hellenischen Ursprungs, daher auch die Tempel, obschon aus Holz, doch hellenisch gebaut sind und aller drei Jahr dort ein Dionysosfest gefeiert wird. Die Budiner, die außen wohnen, dagegen sind das eingeborne autochthone, umherstreifende Volk, die auch gleich den südamericanischen Indiern (s. C. G. II. 13.) das Ungeziefer essen. Sie leben in ihrem waldreichen Lande namentlich als Jäger.

Die Sauromaten waren der Sprache nach skythischer Abkunft und mit ihnen bringt Herodot die seltsame Sage von den Amazo-

*) Vergl. Erman Reise um die Erde I. 429. Baschkir heißt auf tatarisch Kahlkopf.

nen in Verbindung, wie er denn auch in dieser Sage manche ihrer Sitten erklärt findet. Als nämlich die Hellenen mit den Amazonen (auf Skythisch Oorpata, d. h. Männertödter) am Thermodon gekämpft und sie besiegt hatten, steckten sie ihre Gefangenen in die Schiffe. Die kriegerischen Frauen machten sich über ihre Sieger her und ermordeten sie. Da sie aber von der Schiffahrt nichts verstanden, wurden die Schiffe nach Kremni am mäotischen See getrieben. Sie stiegen ans Land, fingen die erste Pferdeheerde ein, die ihnen begegnete, machten sich beritten und plünderten nun im Skythenlande. Die Skythen verwunderten sich über die Ankömmlinge, die sie für Männer hielten. Sie stellten sich ihnen entgegen, schlugen sich mit ihnen und erkannten erst, als sie die Gebliebenen näher betrachteten, daß ihre Feinde Frauen gewesen. Sie beschlossen nun die Gegnerinnen nicht weiter mit Waffen zu bekämpfen, sondern ihre Jünglinge zu ihnen zu senden, damit sie in ihrer Nähe lagerten und immer dasselbe thäten was jene thun, den Angreifenden auszuweichen und dann immer wieder in ihrer Nähe zu lagern. Als nun die Jünglinge dem Befehl nachkamen und die Amazonen merkten, daß sie keine feindselige Absicht hatten, rückten sie von Tage zu Tage näher und allgemach gesellten sich beide Partheien paarweise zusammen, bis sie endlich ein gemeinsames Lager aufschlugen und fortan beisammen wohnten. Allgemach lernten die Frauen die Sprache ihrer Männer und sagten dann zu diesen, als sie aufgefordert wurden mit zu den Skythen zu kommen: „Wir würden unter eueren Weibern nicht hausen können, denn wir haben nicht dieselben Sitten, wie sie. Wir führen Bogen und Wurfspieß und sind beritten. Weiberarbeiten aber hat keine von uns gelernt; euere Weiber aber thun keines der genannten Dinge; sie treiben ihre Weiberarbeiten, wobei sie immer auf ihren Wagen bleiben, ohne auf die Jagd auszuziehen. Wir würden uns also nicht mit ihnen vertragen können. Wollt ihr uns also zu Weibern haben und euch ganz rechtschaffen gegen uns beweisen, so geht zu eueren Eltern und nehmt euer Erbtheil in Empfang, und wenn ihr dann wiederkommt, so wollen wir für uns selbst hausen." Die Jünglinge kamen ihrem Willen nach und zogen auch sodann, dem Wunsche ihrer Frauen gemäs drei Tage von Tanaris gegen Morgen, bis sie in ihr jetziges Land kamen. Die Frauen der Sauromaten haben seitdem ihre alte Lebensart beibehalten; sie gehen zu Pferde auf die Jagd mit und ohne Männer; sie ziehen in den Krieg und tragen auch dieselbe Kleidung wie ihre Männer. Keine Jungfrau darf bei ihnen heirathen, bis sie nicht einen Feind getödtet hat; daher manche unverheirathet sterben, wenn sich keine Gelegenheit dazu geboten. (Herodot. IV. 110—117.)

So brachten die Griechen die Sage von den Amazonen, die ursprünglich aus Libyen stammen, dann aber auch in der Troja-

nischen Sage, ja in der Geschichte Alexanders des Großen wieder verschieden mit den Skythen in Verbindung. Diese Sage zieht sich durch das ganze Mittelalter und wird sogar von spätern Reisenden in Africa und America aufs Neue in Anregung gebracht. Wir werden später darauf zurückkommen.

Wir wenden uns zu Betrachtung der Skythen, die um die großen, in das schwarze Meer mündenden Flüsse ein grasreiches Land bewohnten und die als Nomaden bereits die ersten rohen Zustände des Jägerlebens verlassen hatten, in denen ihre westlichen und nördlichen Nachbarn noch lange beharrten.

Das zahlreiche Volk der Skythen hatte keine Städte und Festen, es war beritten, wohnte in Wagen und wanderte, nicht von der Feldfrucht, sondern von seinem Weidevieh lebend. Doch wurde bei ihnen auch Hanf gebaut, der zum Theil wild wächst und aus welchem die Thracier Kleider machen, die den leinenen ganz gleichen. Den Samen des Hanfs benutzen die Skythen zu einer Art Dampfbad, in dem sie denselben unter einer, auf drei aneinander gelehnte Stangen gezogenen, dichtanschließenden Decke auf glühende Steine streuen. Er giebt dann einen Rauch und solchen Dampf, daß es kein hellinisches Schwitzbad besser kann und die Skythen darin vor Wohlbehagen brüllen.*) Dieß gilt bei ihnen an Statt des Bades, weil sie nie im Wasser baden. Ihre Weiber aber zerreiben auf einem rauhen Stein Cypressen-, Cedern- und Weihrauchholz, mischen es mit Wasser und bestreichen mit diesem Teig Leib und Gesicht; wenn sie dann denselben am andern Tag abnehmen, ist die Haut rein und wohlriechend. (Herodot IV. 75.)

Was nun Herodot (IV. 59—73.) von den Skythischen Sitten und Bräuchen erwähnt, besteht in Folgendem. Von Göttern beten sie nur die Hestia, den Zeus und die Erde, letztere als die Gattin des Zeus, ferner den Apollon und die himmlische Aphrodite, den Herakles und den Ares, den Poseidon aber nur die Königskythen an. Ich meine hierin die Naturgöttin Himmel und Erde, dann die See, die Gottheit der Heilkunde und des Hauswesens, in Herakles und Ares aber die Kriegsgottheiten zu finden.

Götterbilder, Altäre und Tempel haben sie nur für den Ares. Die Opferung ist immer dieselbe bei allen. Das Opferthier steht mit umwickelten Vorderfüßen, der hinter dem Thiere stehende Opfernde wirft dasselbe durch einen Zug mit dem Seile nieder.

---

*) Die berauschenden Eigenschaften des Hanfes kennen die südafricanischen Völkerschaften gar wohl und sie geben sich zuweilen dem Genusse derselben hin, wie ein Augenzeuge, Hr. Erich von Schönberg, mir mündlich mittheilt. Aehnlich soll der, im 7. Bde. S. 29., in Aegypten und bei den Arabiern übliche Haschysch seyn. Uebrigens erinnern diese skythischen Schwitzhütten an die der Americaner, die wir im 2. Bde. der C.-G. kennen lernten.

So wie es fällt, ruft er den Gott an, dem er eben opfert, schlingt dem Opfer einen Strick um den Hals und erwürgt dasselbe mittels eines Stockes, den er hineinsteckt und umdreht. Nun macht er ohne Opferfeuer, Weihbesprengung oder Spendegruß sich an das Abhäuten und Kochen des Thieres. Ist die Haut abgezogen, werden die Knochen aus dem Fleische gelöset und aus diesen ein Feuer entzündet, da das Land holzarm ist, und dann in großen Kesseln, die in Gestalt den lesbischen Mischkrügen gleichen, das Fleisch gekocht. Ist kein Kessel vorhanden, so wird alles Fleisch in den Bauch des Opferthieres gethan und Wasser zugegossen, sodann aber unter dem Thiere selbst aus den Knochen ein Feuer entzündet.*) Diese brennen auch auf das schönste und der Bauch kann auch gut das von den Knochen entleerte Fleisch fassen. Ist das Fleisch gekocht, so weiht der Opfernde die Erstlingstücke von Fleisch und Eingeweiden und wirft sie vorwärts. Sie opfern Weidevieh und besonders Pferde. So wird allen Göttern geopfert; dem Ares aber folgenderweise: Auf jedem Gemeindeplatze in ihren Landeskreisen steht ein Aresheiligthum, welches aus Reißigbündeln besteht. Diese Bündel sind auf drei Stadien (375 Schr.) in die Länge aufgehäuft, doch etwas weniger hoch. Oben befindet sich eine viereckige Fläche. Die Wände sind an drei Seiten abschüssig und nur an der einen kann man hinaufgehen.**) Daran häufen sie jedes Jahr wieder 150 Wagen voll Reisig an, weil es durch das Unwetter immer Abgang hat. Auf jedem solchen Hügel steht ein uralter, eiserner Säbel***) und das ist das Bild des Ares. Alljährlich werden dem Säbel Opferungen von Weidevieh und Pferden dargebracht, mehr als den andern Göttern. Von allen Kriegsgefangenen wird der hundertste geopfert. Diesem Opfer besprengen sie zuvörderst den Kopf mit Wein, dann schlachten sie dasselbe über einem Gefäße, tragen es auf den Reisighügel und gießen das Blut über das Schwert aus. Allen geschlachteten Menschen wird der rechte Arm abgehackt und in die Luft geschleudert. Der Arm bleibt liegen, wohin er fällt.

Schweine werden nicht geopfert, ja sie halten deren überhaupt nicht.

---

*) Ich vermuthe, daß Herodot hier entweder das Bukaniren, wie wir es bei den Americanern fanden (C.-G. II. 26.) oder das Braten in Gruben, wie es in der Südsee (C.-G. IV. 272.), im Sinne hat.

**) Wir finden also auch hier die Pyramide als Anfang der Tempelbaukunst, wie wir sie in der Südsee, (C.-G. IV.) in Altamerica (C.-G. V. 84.), dem alten Aegypten (V. 405) und Indien (VII. 476.) angetroffen haben.

***) ἀκινακη ist ein persisches, kurzes Seitengewehr, das entweder den Taf. VI. Nr. 6. des 7. Bds. der C.-G. abgebildeten persischen Schwerten glich und zweischneidig war, oder es hatte die Form des Handschar, (das. Nr. 8.) und war dann einschneidig und gekrümmt.

Das Kriegswesen ist, fährt Herodot (IV. 64.) fort, bei den Skythen folgendermaßen beschaffen. Der Skythe trinkt von dem ersten Manne, den er erlegt, das Blut. Von allen, die er in der Schlacht tödtet, bringt er dem Könige die Köpfe, worauf er sodann einen Antheil an der Beute erhält. An den Ohren des abgeschnittenen Kopfes macht er einen Einschnitt, faßt den Kopf und schüttelt den Schädel heraus. Das Uebrige entfleischt er dann mit einer Ochsenribbe und gerbt es mit den Händen, die weich und trocken bereitete Haut braucht er dann als Handtuch, hängt es an die Zäumung seines Pferdes und prangt damit (also in der Art der americanischen Skalps, s. C.-G. II. 143. ff.) Viele machen aus den zusammengenähten Kopfhäuten Mäntel. Viele ziehen den rechten Arm mit der Hand und den Nägeln des Feindes ab und überkleiden damit ihre Köcher. Ja es häuten viele ganze Menschen ab, spannen sie auf Holz und führen sie auf Pferden mit sich. Aus den Köpfen der schlimmsten Feinde fertigen sie Trinkschalen. Man sägt den unter den Augenbrauen befindlichen Theil weg und reinigt die Hirnschale. Wohlhabende vergolden sie und Arme überziehen sie mit Rindsfell. In gleicher Weise verfahren sie mit den Köpfen ihrer Verwandten, wenn einer vor dem Könige über den andern Recht gewinnt. Vornehmen Gästen setzen sie diese Schädel vor und erzählen dann die Veranlassung zu dem Erwerb. Alljährlich mischt jeder Kreisoberste in seinem Bezirke einen Mischkrug mit Wein, aus welchem alle diejenigen Skythen trinken, welche im Kriege Feinde erschlagen haben. Wer dieß nicht gethan, trinkt nicht mit und bleibt ohne Ehre sitzen. Die, welche viele Feinde erschlagen haben, trinken mit zwei Bechern zugleich.

Bei den Skythen sind viele Wahrsager, die mit Weidenruthen wahrsagen. Zuerst holen sie große Bündel von Ruthen, die sie auf den Boden legen und auseinander schütteln; dann wird Ruthe zu Ruthe gethan und geweissagt. Unter dem Sprechen schütteln sie die Ruthen wieder auf und legen dann wieder Ruthe bei Ruthe zusammen. Das ist ihre altväterliche Weissage. Die Enarier aber, die Mannweiber*), wahrsagen mit Lindenbast. Sie spalten den Bast dreifach und während sie denselben zwischen den Fingern herumwickeln und wiederum ausziehen, geben sie ihren Spruch.

*) Herodot erzählt I. 103. f., daß die Skythen unter ihrem König Madyas nach Medien kamen, siegten und Asien unterwarfen (im 7. Jahrh. vor Chr. G.). Auf ihrem Rückzuge plünderten einige Skythen den Tempel der himmlischen Aphrodite in der syrischen Stadt Askalon. Diese und ihre Nachkommen schlug die Göttin mit einer weiblichen Krankheit und sie wurden daher von ihren Landsleuten Enareer genannt. Diese ἀνδρογυνοι erinnern an eine ähnliche seltsame Erscheinung, welche bei den Americanern (s. C.-G. II. 82.) und bei den Kamdschadalen (C.-G. II. 207.) vorkommt.

So oft der Skythenkönig krank wird, läßt er drei Wahrsager kommen, die am meisten in Ansehen sind. Sie sagen gewöhnlich aus, daß Jemand bei dem Heerde des Königs falsch geschworen, und sie nennen den Uebelthäter mit Namen. Der Schwur bei dem Heerde des Königs gilt für den höchsten. Der Uebelthäter wird nun herbeigeholt und die Beschuldigung nochmals ausgesprochen, daß er an der Krankheit des Königs Ursache sey. Er läugnet und nun läßt der König drei andere Wahrsager kommen. Stimmen auch diese in die Beschuldigung ein, so hauen ihm die erstbefragten Wahrsager sofort den Kopf ab und theilen sich in sein Vermögen. Sprechen ihn aber die zweiten Wahrsager frei, so werden andere und immer wieder andere herbeigeholt. Spricht die Mehrzahl der Wahrsager den Beschuldigten los, so werden die ersten Wahrsager in folgender Weise hingerichtet. Sie laden einen Wagen voll Reisig, spannen Stiere davor, binden den Wahrsagern Hände und Füße und knebeln sie und stecken sie mitten in das Reisig hinein. Das wird nun angezündet, die Stiere macht man scheu und läßt sie durchgehen. Der Wagen verbrennt oft mit den Stieren, ausgenommen wenn die Deichsel wegbrennt. So werden derartige und andere falsche Wahrsager hingerichtet, ihre männliche Nachkommenschaft läßt der König ebenfalls hinrichten.

Bündnisse schließen die Skythen mit folgender Feierlichkeit. Sie mischen einen irdnen Krug mit Wein, dann stechen sich die Beschwörenden mit einer Pfrieme oder einem Messer in die Hand und mischen das Blut in den Wein. Dann tauchen sie ein kurzes Schwert, Pfeile, eine Streitaxt und Wurfspieße hinein. Darauf trinken die den Bundschließenden mit den Achtbarsten aus ihrem Gefolge den Wein.

Die Grabstätten der Könige sind, wie Herodot (IV. 71.) weiter berichtet, bei den Gerrhern am Borysthenes. So oft ein König stirbt, wird ein großes viereckiges Loch in die Erde gegraben. Ist dieß fertig, so wird der Leichnam aufgenommen, nachdem sein Leib mit Wachs überzogen, der Bauch aufgeschnitten, ausgeweidet, mit zerriebenen Gewürzpflanzen, Räucherwerk, Eppich- und Dillsamen gefüllt und wieder zugenäht ist und so wird er auf einem Wagen zu einem andern Stamme geführt. Wenn der Leichnam hier angekommen, so machen diese es eben so wie die Königsskythen; diese schneiden sich in die Ohren und Arme, scheeren das Haar, zerkratzen Stirn und Nase und stoßen sich einen Pfeil durch die linke Hand. Von da wird der Wagen mit dem Königsleichnam zu einem andern Stamme geführt; in der Begleitung sind die, welche zuerst dabei waren. So gelangen sie denn zu den Gerrhern, dem äußersten Stamme ihrer Unterthanen. Auf der Grabstätte wird die Leiche zuerst auf einer Matte beigesetzt. Dann stecken sie zu beiden Seiten des Leichnams Lanzen in den Boden, legen Stan-

gen oben darüber und überflechten es mit einem Hürdendache. In dem weiten Raum des Grabes wird eine der Beischläferinnen des Königs, dann dessen Mundschenk, Koch, Stallmeister, Leibdiener und Botschaftmelder erwürgt und begraben, dazu legt man Pferde und Weidethiere und goldene Schalen, denn Silber und Erz haben sie nicht. Endlich werfen sie einen möglichst großen Hügel über das Grab auf, wobei alle thätig sind. Nach Ablauf eines Jahres werden fünfzig der vertrautesten Diener des Königs, lauter Eingeborne, so wie fünfzig Pferde erwürgt. Sie nehmen die Eingeweide heraus, reinigen sie, füllen sie mit Spreu und nähen sie wieder zu. Dann stecken sie einen halben Reif, unterwärts gebogen an zwei Pflöcke und an zwei andere wieder einen halben Reif; diese Reifen werden mit Stangen verbunden und das Gerüst in das Pferd so gebracht, daß der eine Reifen den vorderen, der andere den hinteren Theil des Pferdes in Spannung erhält. Dann wird dem Pferde Zaum und Gebiß übergeworfen. Die fünfzig erwürgten Leibknechte werden durch einen vom Halse bis an das Gesäß durchgehenden Pflock aufrecht erhalten und so auf die Pferde gesetzt und damit das ganze Grabmal umstellt.

So werden die Könige bestattet. Die andern Skythen aber werden, wenn sie gestorben sind, von ihren nächsten Verwandten auf Wagen bei den Freunden herumgeführt, die sie der Reihe nach aufnehmen, dem Geleite einen Schmaus geben und dabei auch dem Todten, wie den Anderen, Gerichte vorsetzen. So wird der Todte vierzig Tage umhergeführt, ehe er bestattet wird. Nach der Bestattung reinigen sich die Verwandten durch das Schwitzbad mit dem Hanfsamen.

Herodot bemerkt noch, daß die Skythen sehr hartnäckig an ihren Gebräuchen hängen und fremde Sitten durchaus nicht annehmen (IV. 76) am allerwenigsten hellenische. Sie tödteten daher den Anacharsis und Skyles, welche hellenische Gebräuche einführen wollten.

Ueber die Volksmenge der Skythen bekennt Herodot (IV. 81.) nichts Zuverlässiges zu wissen. Doch steht, sagt er, zwischen den Flüssen Borysthenes und Hypanis ein großer eherner Kessel, der leicht 600 Amphoren faßt und sechs Finger dick ist. Von diesem sagen die Eingebornen, daß er aus Pfeilspitzen gemacht sey. König Ariantas habe nämlich die Volksmenge der Skythen wissen wollen und allen Skythen befohlen, daß jeder eine Pfeilspitze von seinem Pfeile liefern und jeden, der dieß nicht thue, habe er mit dem Tode bedroht. Nun seyen Pfeilspitzen in Menge geliefert worden, er aber habe beschlossen aus den Spitzen ein Denkmal herzustellen und da habe er denn diesen Kessel machen lassen.

Wir finden im 4. Buche des Herodot noch den Bericht über den Feldzug, den Darius nach dem Skythenlande unternommen.



Die Skythen wichen vor ihm und nahmen einen ihrer Stämme nach dem anderen mit sich, einem eigentlichen Kampfe mit dem Könige ausweichend. Die Reiterei war den Persern zunächst. Die Wagen aber worin die Weiber und Kinder lebten, wie auch das Weidevieh, mit Ausnahme dessen, was sie zu ihrem Unterhalte bedurften, sandten sie nach Norden. Bemerkenswerth ist die Antwort des Skythenkönigs Idanthyrsus, die er dem Darius gab: Ich bin noch vor keinem Menschen aus Furcht geflohen, zuvor nicht und auch jetzt fliehe ich nicht vor dir; noch daß ich jetzt etwas außerordentliches thäte, was ich nicht auch im Frieden zu thun gewohnt wäre. Warum ich aber nicht gleich mit dir fechte, das will ich dir auch anzeigen. Wir haben keine Städte und keine Fruchtfelder, um uns dafür aus Furcht, daß sie erobert oder verheert werden könnten, so geschwind mit euch in eine Schlacht einzulassen; soll es jedoch durchaus auf geschwindem Wege so weit kommen, nun so haben wir väterliche Gräber; wohlan, versucht es, wo ihr sie findet, diese zu zerstören und dann sollt ihr erfahren, ob wir mit euch um die Gräber fechten oder nicht. Eher aber, wenn wir nicht einen rechten Grund einsehen, schlagen wir uns nicht mit dir. So viel sei dir über die Schlacht gesagt. Die Gebieter aber, die ich dafür halte, das ist allein Zeus, mein Urahn und Hestia, die Königin der Skythen.

Die Skythen kamen nachmals in die Nähe der Perser, als sie aber im Angesicht des Feindes einen Haasen jagten, gaben es die Perser auf, mit einem Volke zu streiten, das sie so gering achtete, zumal da sie auch anderweit eine große Zuversicht durch die Geschenke an den Tag legten, die sie ihnen sandten. (s. das Nähere bei Herodot IV. 131. f.).

Die Lebensart der Skythen beruhete auf der Viehzucht und die Milch war ihre hauptsächlichste Nahrung. Zum Melken nehmen sie knöcherne Blaseröhren, die wie Flöten aussehen, diese stecken sie in die Scham der Stuten und blasen mit dem Munde hinein. Während der eine bläset, melket der andere. (s. C.-G. III. 229.) Die gemolkene Milch schütten sie in hölzerne Bütten, stellen ihre Sclaven, die sie blenden, dicht an die Bütten und lassen die Milch rühren. Was sich nun oben aufsetzt, nehmen sie ab und halten das für das Köstlichere. (Herodot IV. 2.).

Diese Wanderstämme brachten es indessen doch zu einem gewissen Wohlstand und waren auch nicht ganz ohne alle Kunstfertigkeiten, wie denn Strabo (XI. 8.) von den zu den Skythen gehörenden Massageten, die die Sonne verehrten und ihr Pferde opferten, meldet, daß sie namentlich in der Schmiedekunst geübt. Sie haben Säbel und Harnische, Bogen und Pfeile, und tragen im Kriege goldene Leibgürtel und Kopfbänder; auch die Zäume und Brustgurte der Pferde haben Goldschmuck. Silber und Eisen fin-

det sich nicht bei ihnen, wohl aber Gold und Kupfer in Ueberfluß; aus letzterem fertigen sie Streitärte.

Jeder heirathet bei ihnen nur eine, doch sind die Ehen nicht streng. Für den besseren Tod halten sie, wenn sie hochbejahrt sterben und zerhackt und mit Hammelfleisch vermischt verzehrt werden. Wer an einer Krankheit gestorben, wird wie ein Uebelthäter weggeworfen und den wilden Thieren überlassen. Die Massageten auf den Inseln essen Wurzeln und wilde Früchte und bekleiden sich mit dem Bast der Bäume. Sie haben kein Hausvieh. Die in den Sümpfen essen Fische und kleiden sich in Robbenfelle. Die Bergbewohner halten Schafe, doch mehr der Milch und der Wolle wegen, aus welcher sie (wie noch heute die Turkomanen) schön und dauerhaft gefärbte Tücher fertigen.

Ein Denkmal sarmatischer Kunstfertigkeit, welches sich im Tempel des Asklepios in Athen befand, beschreibt Pausanias (I. 21.). Es war dieß ein Panzer, bei dessen Anblick man behaupten möchte, daß die Barbaren in Künsten nicht weniger geübt seyen, als die Hellenen. Diese Sauromaten nehmlich graben weder Eisen noch wird ihnen solches zugeführt. Sie tragen daher statt des Eisens an ihren Spießen Spitzen von Knochen, Bogen und Pfeile sind von Kornellen und die Pfeilspitzen von Knochen. Auch Schlingen werfen sie über die Feinde, so viel sie treffen können und ziehen dann, ihre Pferde umwendend, die Getroffenen fort. Die Panzer machen sie auf diese Art. Ein jeder hält viele Pferde, wahrscheinlich weil das Land nicht zum Besitz der Eigenthümer vertheilt ist, noch auch etwas Anderes als wildes Gewächs trägt, da sie Nomaden sind. Die Pferde brauchen sie nicht nur zum Kriege, sondern opfern sie auch den heimischen Göttern und leben übrigens von ihnen. Die Hufen aber sammeln sie, reinigen und zerschneiden sie und bereiten sie gleich den Schuppen der Drachen zu. Wer noch nie einen Drachen sah, der hat doch wenigstens schon die grüne Frucht der Fichte gesehen. Wenn er nun das, was aus dem Hufe bereitet wird, mit den sichtbaren Einschnitten an einem Fichtenzapfen vergleicht, so wird er nicht irren. Diese Hufschuppen durchstechen sie, nähen sie mit Sehnen von Pferden und Rindern zusammen und gebrauchen sie als Panzer, die weder an Zierlichkeit, noch an Festigkeit den Hellenischen nachstehen; denn sowohl in der Nähe geschlagen, als aus der Ferne getroffen, halten sie aus. Die leinenen Panzer aber sind für die Streitenden nicht so gut, denn sie lassen das Eisen durch, besonders bei gewaltsamen Stößen *).

Fassen wir das bis jetzt Erwähnte zusammen, so finden wir

*) s. Ammianus Marcellinus XVII. 12. sagt von den Quaden: quibus hastae sunt longiores et loricae ex cornibus rasis et levigatis plumarum specie linteis indumentis innexae.



bei diesen osteuropäischen Völkern die rohesten Stufen der Anfänge der Cultur bereits überstiegen, sie haben Ehe, Familienverbindungen, sie leben in Stämme getrennt unter Fürsten; die Viehzucht bildet bei den Meisten neben der Jagd die Grundlage ihres Bestehens, sie bearbeiten Holz, Leder, Metalle. Der Wagen ist ihr Haus. Ueber ihre religiösen Begriffe fehlen nähere Nachrichten, doch deutet die Bemerkung, daß sie theils die Sonne, theils den Zeus und die Hestia, so wie Apollon verehren, auf einen Naturdienst, wie wir denselben bei den Hirtenvölkern Asiens angetroffen haben; so wie diese hatten auch die Skythen Schamanen. Ares der Kriegsgott, dem man Menschenopfer darbrachte, scheint eine historische Gottheit anzudeuten. Im Allgemeinen dürfte die Lebensweise dieser Völker noch am meisten mit der der Nogaien, Kalmyken und jener mongolischen Völker übereinkommen, welche die Ebenen Mittelasiens noch heute durchziehen *).

Die römischen Kunstdenkmäler, namentlich die Trajanus-Säule und die Statue des gefangenen Barbaren in der Loggia dei Lanzi zu Florenz geben uns Aufschluß über die äußere Erscheinung der Skythischen Völker. Wir sehen Gesichts- und Kopfbildungen, die von der Griechischen wesentlich verschieden sind. Die Gesichter sind mehr rund als länglich, die Wangenknochen stehen vor, die Nasen sind bei weitem breiter, kürzer und kolbig, der Mund ist groß und fleischig, die Augen aber klein. Das volle, meist schlichte Haar bedeckt die niedrige Stirn bis an die Augenbrauen. Die Gestalten selbst sind viel gedrungener und die Musculatur ist gröber.

Die Tracht der Männer besteht in langen bis auf die Knöchel reichenden Hosen, und in Röcken mit langen Aermeln, beides aus Linnenstoff, wie es scheint. Die Röcke reichen bis an die Knie und sind an beiden Seiten offen. Darüber tragen die Männer einen kurzen dicken Mantel mit flockigem Saum, auf dem Haupte kegelförmige, weiche Mützen, wie die Matrosen des Mittelmeeres noch heute tragen. An den Füßen sieht man Schuhe, die den Mocassins der Nordamerikaner ähneln, oder auch denen, welche der russische Bauer aus Lindenbast oder der Slowak und Tschitsche aus rinds- und schweinehäutenen Riemen trägt. Die ganze Männertracht erinnert an die Nationalrussische. Die Tracht der Frauen ist weniger von der altgriechischen und italienischen verschieden, nur daß sie ebenfalls mit Schuhen dargestellt sind, die an diejenigen erinnern, welche im Jahre 1846 in den Heidengräbern am Lupfen bei Oberflacht entdeckt wurden **).

*) S. namentlich die Bemerkungen von Pallas in s. Reise in's südliche Rußland, I. 508. Denen als Ergänzung Schlatter's Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland. St. Gallen. 1830. 8.

**) S. W. Menzels Bericht, der den Tafeln zum 3. Jahrg. der Mit-

Die Krieger sehen wir meist in der gewöhnlichen Tracht, oft ohne Kopfbedeckung nur mit dem ovalen, verzierten Schilde gerüstet. Doch tragen einzelne unter dem Mantel kurze Linnenpanzer. Auf der 27. Tafel des Bartoli sehen wir mehrere Reiter, die, wie ihre Rosse, mit eng an die Glieder schließenden, nur Hand und Kopf freilassenden Schuppenkleidern ausgerüstet sind. Auf den Köpfen tragen sie halbeiförmige, oben gespitzte Helme, die Ohren- und Nackendecke haben. Einige führen an der Rechten ein kurzes breites Schwert in einer Scheide, an einem Riemen über die Schulter gehängt. Andere der Schuppenmänner haben starkgekrümmte Bogen, die denen der Turkomanen ähnlich sind. Es kommen auf der ganzen Trajanssäule nur fünf solcher Reiter vor (Taf. 27.), womit angedeutet scheint, daß diese Rüstungen, die mit der Beschreibung von Pausanias und Ammian übereinstimmen, etwas Kostbares und Seltenes gewesen. In der Umgebung des Königs sehen wir einige Männer mit steifen konischen Mützen.

Die Angriffswaffen der Dacier bestehen in kurzen und breiten Schwertern mit Scheide, dann aber auch in kurzen, krummen, auf der concaven Seite geschliffenen Säbeln, die ganz die Gestalt unserer sächsischen Grassicheln haben (s. bes. Taf. 47. 53. 58. 70. 72. und auf den Tropäen). Wir sehen demnächst, meist bei den Tropäen, rautenförmige Lanzen, Aexte, Keulen. Der kurze, krumme Säbel erscheint noch am häufigsten. Einige werfen Steine, Andere schießen aus der Festung mit einer Wurfmaschine (Taf. 47.), Andere führen, doch nicht eben häufig und meist die Reiter, Bogen und Pfeile. Die Feldzeichen der Dacier und ihrer Freunde bestehen in dicken Schlangen, welche auf einer Stange quer aufsitzen.

In den letzten Tafeln der Abbildungen sehen wir das besiegte Volk auswandern, nachdem der letzte Versuch mißlungen und die Reiterei in die Flucht geschlagen worden. Männer, Frauen und Kinder tragen ihre Habe in Bündeln und die Rinder, Esel, Schafe, Ziegen und Pferde treiben sie vor sich her.

Wenn bei den osteuropäischen Völkern das Hirtenleben vorherrschend war, so enthielten die mitteleuropäischen Länder nördlich der Alpen in ihren Waldgebieten vornehmlich Jägerstämme, und an den Seeküsten Fischer, wie sie noch jetzt in den Lappmarken gefunden werden. Das mildere Klima des jetzigen Frankreichs und der pyrenäischen Halbinsel, dessen südliche, in einem weiten Halbkreise hingestreckten Küste den aus den cultivirten Ländern kommenden Wanderern mehrere einladende Häfen darbietet, ist daher auch bei weitem früher der Sitz einer eigenthümlichen Cultur geworden, als das seewärts nur vom Nordwesten her zugängliche Nordeuropa.

---

theilungen des würtembergischen Alterthums-Vereins beigegeben wurde, Stuttg. 1847. und die Abb. der Trajanssäule von Pietro Santi Bartoli.

Die Heroensage der Griechen läßt den Hercules auf seinen Wanderungen bis an die, nach ihm genannten Säulen gelangen, ohne daß er in **Spanien** selbst länger verweilt. Später, in den Zeiten des Trojanischen Krieges sollen die Phöniker die ersten gewesen sein, welche in Gades u. a. Orten des Landes Ansiedlungen unternommen haben; darauf erfolgten Besuche und Niederlassungen der Phokäer, Rhodier, Massalioten, Zakynthier, Karthager und endlich der Römer. Als die ältesten Einwanderer und zwar als erobernde werden die **Kelten** genannt, die von Gallien aus über die Pyrenäen herabstiegen. Als die Römer nach Spanien kamen, war dasselbe durchaus noch kein in einen Staat vereinigtes Land, sondern es war von verschiedenen Völkern bewohnt, die theilweis als Jäger und Räuber in Gebürgen lebten, anderen Theils aber auch schon Städte und feste Sitze hatten.

Dagegen finden wir in **Gallien**, als dasselbe von den Römern betreten wurde, einen höheren Culturstand, eine gewisse gemeinsame Ausbildung in Bezug auf Familienleben, Sitten, Gesetzgebung, Staatsverwaltung Verfassung und religiösen Cultus, deren Entwickelung einen längeren Zeitabschnitt und eine von Außen nicht gestörte Ruhe voraussetzt. Wenn oft in sehr früher Zeit schon Kelten von Gallien aus über die Pyrenäen herabsteigen und Landstriche erobern, wenn sie einen Einfluß auf die vorgefundenen Völkerstämme üben konnten, so setzt dieß wohl eine höhere Cultur von ihrer Seite voraus.

Bevor wir jedoch zur Betrachtung des keltischen Wesens uns wenden, wollen wir einen Blick auf

## die Urvölker des alten Spaniens

werfen, deren Urzustände Formen darbieten, welche den späteren Zuständen der Kelten vielleicht zum Grunde lagen.

Die westlich gelegenen spanischen Stämme waren die **Kyneten**, noch außerhalb der Säulen des Hercules wohnend; weiter nach Osten im Süden finden wir die **Tartessier**, die unter einem Könige lebten, als die Phokäer im 6. Jahrh. v. Chr. bei ihnen waren. Im Nordosten wohnten die **Iberen**; im Inneren die **Igleten**. Mit den Iberen führten die aus Gallien herüberkommenden Kelten langjährige Kriege, ehe sie mit denselben zu einem Volke zusammenschmolzen.

Die Zustände aller dieser spanischen Völkerschaften werden uns namentlich von Diodor von Sicilien und Strabo näher geschildert.

Diodor (V. 33.) erzählt von den Keltiberen, daß sie zu Roß, wie zu Fuß gleich gute Soldaten abgeben, daß sie Kriegsröcke von schwarzem rauhem Stoffe tragen, deren Wolle wie Ziegenhaar ist. Einige führen leichte viereckige, gallische, Andere große runde Schilde.

Sie tragen um die Schienbeine rauhwollene Gamaschen, auf den Köpfen eherne Helme mit rothen Haarbüschen geziert. Sie führen zweischneidige von vorzüglichem Eisen geschmiedete Schwerter und daneben Dolche, eine Spanne lang, welche sie im Handgemenge des Gefechtes nehmen. Ihre Waffen bereiten sie auf eine eigene Art. Sie vergraben die Eisenbleche unter der Erde und lassen sie daselbst so lange liegen, bis durch die Länge der Zeit der Rost die schwächeren Theile des Eisens abgefressen und nur das Dichteste zurückgelassen hat, woraus sie vortreffliche Schwerter und andere Kriegsgeräthe fertigen. Eine so gearbeitete Klinge durchdringt Alles, was ihr vorkommt, und weder Schild, noch Helm, noch Bein widersteht dem Hiebe derselben, wegen der besonderen Güte des Eisens. Sie fechten auf zweierlei Art; wenn sie nämlich im Reitergefecht gesiegt haben, so springen sie von den Pferden und verrichten als Fußkämpfer Wunder der Tapferkeit. Als ein eigner und seltsamer Gebrauch bei ihnen verdient bemerkt zu werden, daß sie, trotz der großen Reinlichkeit, die bei ihnen herrscht, sich täglich den Leib mit Urin waschen und auch ihre Zähne damit reinigen. Gegen Missethäter, fährt Diodor (V. 34.) fort, und Feinde sind sie grausam, gegen Fremde aber gütig und menschenfreundlich. Sie bitten alle ihr Land durchreisende Fremde bei ihnen einzusprechen und wetteifern mit einander in der Bewirthung derselben. Diejenigen, zu welchen sich die Fremden halten, preissen sie als Lieblinge der Götter. Ihre Nahrung ist vorzüglich Fleisch von allerlei Art. Als Getränk haben sie ein aus Wein und Honig gemischtes Getränk, wozu das Land den Honig in großer Menge liefert. Den Wein kaufen sie von den zu ihnen kommenden Kaufleuten. Unter ihren Grenznachbarn sind die Vakkäer die gebildetsten. Sie vertheilen alle Jahre das Feld, bearbeiten es und vertheilen dann die Früchte gemeinsam unter Alle; auf die Unterschlagung eines Theiles davon steht Todesstrafe. Die Tapfersten unter den Iberen sind die Lusitaner, welche in ihren Kriegen ganz kleine von Thiersehnen geflochtene Schilde führen, womit sie den Körper sehr gut beschirmen können. Sie können sie im Gefecht sehr leicht bewegen und dadurch die Geschosse von sich abwehren. Sie führen kurze Wurfspieße, ganz von Eisen mit Widerhaken; Schwerter und Helme sind fast so wie bei den Keltiberen. Sie treffen gut und schießen weit und kräftig, sind behend und gewandt in Flucht und Verfolgung. Dagegen stehen sie in Ausdauer bei Gefahr den Keltiberen sehr nach. In Friedenszeit üben sie sich in leichtem Tanz, der Gewandtheit der Beine erfordert. Im Kriege streiten sie nach Tact und singen, wenn sie auf die Feinde losgehen, Siegeslieder. Eine Eigenthümlichkeit der Iberen und besonders der Lusitaner ist Folgendes. Leute in den besten Jahren, die aber arm sind, und eine vorzügliche Leibesstärke und Herzhaftigkeit besitzen, sammeln sich in den

schwerzugänglichen Gebürgen mit Nichts als ihrer Kraft und ihren Waffen versehen. Hier bilden sie Banden, machen Einfälle in Iberien und sammeln durch Raub große Schätze. Sie haben leichte Rüstungen, sind beweglich und schnell und können von Anderen nicht leicht überwältigt werden. Sie sehen die engen und unerreichbaren Gebürgsgegenden als ihre Heimath an, in welche sie sich zurückziehen. So haben denn auch die Römer, die sie oft bekriegt haben, nichts mit ihnen ausrichten können.

Das Land ist sehr silberreich und Diodor (V. 35.) berichtet die Sage, daß, als die Hirten die dichten Wälder, welche die Pyrenäen bedeckten, angezündet hatten, das im Boden enthaltene Silber geschmolzen und herabgeflossen sei, so daß Bäche von gediegenem Silber entstanden. Die Einwohner kannten das edle Metall nicht und verkauften es für eine Kleinigkeit an anderen Waaren an phönikische Kaufleute. Hatten diese ihre Schiffe damit angefüllt, so schlugen sie das Blei von ihren Ankern und ersetzten dasselbe durch Silber. Als aber die Iberen den Werth des Silbers kennen lernten, legten sie selbst beträchtliche Bergwerke auf Gold, Silber und Kupfer an. Manche geben den vierten Theil reinen Metalls und einige Privatleute, welche Schmelzöfen haben, gewinnen in drei Tagen ein euböisches Talent (an 1300 Rthr.). Seitdem die Römer nach Spanien gekommen, fanden sich Italiener bei den Bergwerken ein, welche große Reichthümer erwarben. Sie kauften Sclaven und übergaben sie den Werkführern, welche nun große Schachte abteuften- und von da aus Stollen trieben. Die spanischen Bergwerke sind ergiebiger als die Attischen. Dem Wasser in den Tiefen wird durch Stollen ein Abfluß bereitet.



Reichhaltiger sind die Nachrichten, welche Strabo (im 3. Buche s. Geographie) mittheilt. Von den Turdetanern sagt er, daß sie die Schreibkunst kennen und üben und Geschichtsbücher, Gedichte und Gesetze seit langer Zeit niederschrieben. Auch die andern Iberen haben Schrift, die jedoch, wie ihre Sprache, je nach den Völkerschaften verschieden ist. Strabo berichtet über die Städte Corduba, Hispalis, Gades, Munda, Asta u. s. w. Am Bätisstrome lebten zahlreiche Menschen, die das Land trefflich angebaut hatten. Er erwähnt ferner des Bergbau's auf Gold, Silber und Kupfer, sowie des lebhaftesten Handels, der durch Canäle unterstützt wird. Aus Turdetanien führte man viel Getraide und Wein aus, auch vieles und schönes Oel, dann Wachs, Honig, Pech, Kermes und Zinnober. Das Land lieferte gute Bauhölzer zu Schiffen, sowie Salz und gesalzene Fische, dann Kleidertuch, Wolle, denn man zog ausgezeichnete Schafe; man führte feine Gewebe aus, dann Hausvieh. Strabo schildert ferner den großen Reichthum der See an der Küste, wo sich Schaalthiere in Menge und verschiedener Größe, Walfischarten, Seeaale von ungeheurer Größe und treff-

liche Thunfische fanden. Er schildert ferner die Bergwerke Turdetaniens, deren Ausbeute ungeheuer war, und beschreibt die Bereitungsart der Metalle. Das südliche Iberien erhob sich bei der Fülle seiner Naturproducte, seitdem die Phöniker und Griechen dort gelandet, zu großem Wohlstand und Cultur, die durch die Romanisirung des Landes sehr befördert wurde. Die nördlichen Spanier, die Keltiberen, und die westlichen, die Lusitaner, verharrten dagegen in ihren ursprünglichen Zuständen bei weitem länger.

Die südlichsten Lusitaner waren die Oretaner, an welche nördlich die Karpetaner, Vettoner oder Vakkäer und Kallaiker wohnten. Die Oretaner hatten Städte, worunter Kastalon und Oria die namhaftesten. Das Land ist fruchtbar, reich an Flüssen. Im innern Lande wohnten zwischen dem Tagus und der äußersten Gränze in Nordwest wohl an 50 verschiedene Völkerschaften, die trotz der natürlichen Schätze des Landes bis zur Ankunft der Römer im Räuberleben verharrten.

Diese Lusitaner sind nachstellig, gute Kundschafter, hurtig, leicht und gewandt im Angriff. Sie tragen einen kleinen Schild von zwei Fuß Durchmesser, der an einem Riemen hängt und hohl ist; Ringe und Handgriffe hat er nicht. Sie führen Dolch oder Säbel. Die Meisten tragen Linnenpanzer, Wenige kettenartige Panzer und Buschhelme, die andern Helme aus Sehnen gefertigt. Das Fußvolk trägt Schienenbeinharnische. Jeder führt mehrere Wurfspeere, Manche einen Spieß mit kupferner Spitze. Einige Völker am Durios salben sich mit Oel und nehmen Schwitzbäder mit glühenden Steinen und kalte Bäder; sie halten nur eine reinliche und einfache Mahlzeit. Die Lusitaner lieben die Opfer und beschauen die Eingeweide ohne sie auszuschneiden. Außerdem untersuchen sie die Adern in der Brust und deuten auch durch Betastung. Sie weissagen auch aus den Eingeweiden gefangener Menschen, die sie in Mänteln verhüllen, und aus der Lage der hingeworfenen Eingeweide. Den Gefangenen hauen sie die rechten Hände ab, die sie weihen. Die Lusitaner leben einfach, trinken Wasser und liegen auf der Erde; sie tragen langes fliegendes Haar wie Weiber, legen aber im Kampfe Stirnbänder um. Sie essen am liebsten Ziegenfleisch, opfern auch dem Ares einen Ziegenbock und die Kriegsgefangenen mit ihren Pferden oft zu Hunderten. Sie halten Uebungskämpfe, schwergerüstet und zu Roß, im Faustkampf, im Laufe und im Scharmützel. Die Bergbewohner leben zwei Drittheile des Jahres von Eichelfrüchten, die sie trocknen lassen, malen und zu Broten backen, um sie aufzubewahren. Sie haben Gerstenbier; Wein fehlt, denn der wenige, welcher wächst, wird mit den Verwandten verschmaust. Statt des Oeles brauchen sie Butter. Sie speisen sitzend auf den um die Wände angebauten Bänken, wo sie nach Alter und Würde sitzen. Die Speisen werden herumgegeben. Beim Zechen tanzen

sie nach Flöte und Trompete Reihentänze oder auch aufhüpfend und niederknieend. In Bastetanien tanzen Männer mit Weibern in bunter Reihe, sich bei den Händen fassend. Alle sind in schwarze Mäntel gekleidet, in denen sie auch schlafen. Die Frauen tragen Röcke und geblümte Kleider. Sie haben gleich den Kelten hölzerne Gefäße. Statt des Geldes hat man, wenigstens im innern Lande abgeschnittenes Silberblech oder man tauscht die Waaren aus. Die zum Tode verurtheilten Verbrecher werden von den Felsen gestürzt, Vatermörder jenseits der Berge oder der Ströme gesteinigt. Kranke setzen sie an die Straße, um den Rath der Vorübergehenden anzusprechen. Bis auf Brutus hatten sie lederne Boote (wie die Grönländer, s. C.-G. II. 273.), jetzt sind die Canots aus einem Stamme schon selten. Ihr Salz ist roth, gestoßen wird es weiß. Ihre Hochzeitsgebräuche gleichen den hellenischen. So leben diese Bergbewohner; die Ursache ihrer wilden Sitten ist ihre Entfernung von dem Verkehr. Seit Augustus das Land beruhigt hat, wenden sie sich jedoch der Gesittung mehr zu.

Strabo beschreibt nun den von den Römern genommenen, von Phönikern und Griechen schon früher civilisirten Theil Spaniens, dann aber geht er zu den Eigenthümlichkeiten der im Norden wohnenden Iberer über, die sie in ihren ursprünglichen Zuständen entfalteten.

Fast alle Iberen, sagt er, führten als Räuber kleine Schilde und leichte Rüstungen gleich den Lusitanern; ihre Waffen waren Wurfspieß, Schleuder und Säbel. Den Schaaren zu Fuß war auch Reiterei beigemischt, deren Pferde abgerichtet waren die Berge zu besteigen und auf Befehl niederzuknien; das Land hatte wilde Pferde, wie es denn überhaupt sehr reich an Wild war.

Die Keltiberen bringen in den Vollmondnächten einem namenlosen Gotte vor den Hausthüren Opfer und stellen Feiertänze und Nachtfeste an. Gar barbarisch ist der Putz ihrer Frauen. Sie tragen eiserne Haarringe. Von diesen über den Scheitel gebogenen und weit über die Stirne vorragenden Reifen ziehen sie, wenn es ihnen beliebt, den Schleier herab, der dann dem Gesichte als Schattendecke dient. Andere setzen eine paukenförmige Mütze auf, welche am Hinterhaupte gerundet den Kopf bis zu den Ohrläppchen fest umschließt, aber in Höhe und Breite allmählig sich erweitert. Noch andere stellen ein fußhohes Stäbchen auf den Kopf, wickeln das Haar herum und behängen es sodann mit einem schwarzen Schleier.

Die Völker sind nicht allein sehr kühn, sondern auch grausam und gefühllos. Im kantabrischen Kriege brachten Mütter ihre Kinder um, damit sie nicht gefangen würden, und ein Knabe ermordete auf Befehl seines Vaters seine gefangenen und gefesselten Aeltern und Brüder und ein Weib ihre Mitgefangenen; Sitten

wie sie bei Kelten, Thraken und Skythen vorkommen. Männer und Frauen zeigen gleiche Kraft. Die Weiber besorgen den Feldbau; wenn sie geboren haben, so bringen sie statt ihrer die Männer zu Bette und bedienen sie. (s. C.-G. II. 82.). Sie gebären oft bei der Arbeit auf dem Felde, wo sie dann an einen Bach gehen und das Kind baden und wickeln.

In der Schlacht sitzen oft zwei Iberen auf einem Pferd; einer springt dann ab und kämpft zu Fuß. Ans Kreuz genagelte gefangene Kantabrer haben hier Siegeslieder gesungen.

Eigenthümlich ist noch, daß bei den Kantabrern die Männer den Frauen einen Brautschatz geben, daß die Töchter zu Erbinnen eingesetzt und die Brüder von diesen verheirathet werden. Iberische Sitte ist es, ein schmerzloses Gift aufzubewahren, das man aus einem Kraute bereitet und für besondere Fälle in Bereitschaft hält; sowie, daß man sich dem Freunde feierlich gelobt und für ihn stirbt.

Aehnliche Zustände fanden sich auch auf den balearischen Inseln, ehe diese von den Phönikern besucht wurden. Die Einwohner trugen einen einfachen Kittel und Schafpelz, im Kampf führten sie einen Schild und einen Wurfspieß, dessen Spitze angebrannt, selten aber mit einem kleinen Eisen versehen war. Um den Kopf trugen sie drei Schleudern, die aus einer Binsenart geflochten waren.

Alle diese Eigenthümlichkeiten der Ureinwohner verschwanden aber allgemach durch die Anlegung phönikischer und griechischer Colonien, durch die Karthager und Römer, ohne daß sich vorher eine selbstständige Cultur hätte entwickeln können, wie eine solche von den Römern in dem Lande nördlich der Pyrenäen in

## Gallien

gefunden wurde, das gleich andern Ländern zwischen der Donau und den Alpen sowie dem nördlich vom Po gelegenen Italien von Kelten bewohnt war.

Diese Kelten oder Gallier waren Leute von hohem kräftigem Wuchse, mit weißer Haut und langem blondem oder röthlichem Haar.*). Den Charakter der Kelten schildern die Alten als leichtsinnig, heiter und offen. Strabo nennt sie kriegerisch und muthig und rasch zum Kampfe, übrigens aber offen und nicht bösartig. Daher laufen sie, sind sie aufgereizt, haufenweise zum Kampfe und offenbar und ohne Vorsicht, so daß sie leicht einem jeden bezwingbar sind, der sie überlisten will. Wer sie reizt, wann und wo und unter welchem

*) Diodor v. Sicilien V. 28. 31. 32.

zufälligen Vorwande er will, der findet sie bereit zur Gefahr, ohne daß sie außer Kraft und Kühnheit etwas haben, was den Kampf unterstütze. Leicht aber geben sie Gehör, wo man sie zum Nützlichen beredet, so daß sie selbst Unterricht annehmen und Wissenschaften. Auch Cäsar erwähnt mehrfach der großen Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit der Gallier, die übrigens ein sehr zahlreiches Volk bildeten. Diodor von Sicilien (V. 31.) sagt, daß die Gallier furchtbar anzuschauen und rauhe und grobtönende Stimmen haben; in ihren Gesprächen lieben sie Kürze und bildlichen Ausdruck und sprechen oft räthselhaft und übertrieben. Sie drohen und trotzen gern und führen hochtrabende Reden, sonst haben sie einen scharfen Verstand und sind zum Lernen nicht ungeschickt.

Die Nahrung der Gallier bestand vorzugsweise in Milch und Fleisch, vorzüglich Schweinefleisch, das man theils frisch theils eingesalzen genießt. Die Schweine leben Tag und Nacht im Freien, sind ausgezeichnet durch Größe, Stärke und Behendigkeit, so daß sie dem sich nähernden Unbekannten, ja sogar dem Wolf gefährlich werden. Sie haben große Heerden Schweine und Schafe, daher sie Wollmäntel und Pöckelfleisch nach Rom und den meisten Theilen Italiens zuführen können.

Oel und Wein wachsen nicht in Gallien, daher die Bewohner sich einen Trank aus Gerste bereiten, das sie Gerstensaft (ζύθος) nennen und mit ausgespülten Honigscheiben anmachen. Da sie aber gern Wein trinken, so kaufen sie ihn von den Kaufleuten. Sie trinken ihn ungemischt und unmäßig, daß sie trunken werden und in Schlaf oder Tollheit verfallen. Die Italiener führen den Wein theils in Fahrzeugen auf den schiffbaren Flüssen ein, theils auf Wagen im ebenen Lande und lassen sich unglaubliche Preise zahlen. Für einen Krug Wein lassen sie sich einen Knaben geben. (Diodor V. 26.)

Der Charakter der Gallier sprach sich auch in ihrer Kleidung aus und in der Sorgfalt, die sie auf ihre äußere Erscheinung wenden. Ihr von Natur gelbes Haar suchten sie durch eine Kalklauge, gleich den Eries der Südsee (s. C.-G. IV. 285.) noch heller zu färben. Sie streichen es von der Stirne nach dem Scheitel und Nacken zurück. Die Haare werden von dieser Behandlung so dick, wie Pferdehaar. Den Bart scheeren Einige, Andere lassen ihn ein wenig wachsen, die Edelleute lassen sich den Backenbart scheeren und den Schnurbart stehen, so daß ihr Mund davon bedeckt wird, daher ihnen beim Essen die Speisen darin hängen bleiben und das Getränk hindurch geseihet wird. (Diodor V. 28.)

Die Kelten trugen kurze Mäntel und enganschließende Beinkleider, daher die Römer einen Theil des Landes gallia braccata nannten. Statt der Leibröcke tragen sie Aermelwesten, die bis auf die Lenden reichen. Aus ihrer groben, aber langhaarigen Wolle weben sie Frießmäntel. Ihre Kleidung war buntfärbig, die Kriegs-

röcke gestrickt, im Winter aus dickem, im Sommer aus dünnem Stoff. Leute vom Stande trugen auch goldgestickte Kleider.

Nächstdem trugen nicht bloß die Frauen, sondern auch die Männer viel Goldschmuck und zwar schwere Ketten um den Hals und Ringe um die Arme und Handknöchel sowie an den Fingern *).

Ueber die Wohnstätten der Gallier besitzen wir eine treffliche Untersuchung von J. A. Dulaure**), deren Ergebnisse im Wesentlichen Folgendes darbieten.

Die alten Gallier hatten keine eigentlichen Städte, denn durch das Wort civitas bezeichnet Cäsar die Völkerschaft, durch oppidum die befestigte Zufluchtsstätte für den Krieg. Sie wohnten für gewöhnlich in dem vicus, was wir mit offenem Flecken, bourgade, bezeichnen dürfen. Ein solcher Flecken war ehedem Mailand, das zu Strabons Zeit schon eine ansehnliche Stadt geworden war. Die Allobrogen wohnten zu Strabons Zeit noch in offenen Flecken, ausgenommen die Vornehmsten, die sich nach Vienna gewandt, was man zur Zeit umgeschaffen hatte, denn auch Vienna war ehedem ein offener Ort, den man allerdings schon vor der römischen Herrschaft als den ersten ansah. Einige belgische Völkerschaften, die weniger civilisirt waren als die andern Gallier, hatten nicht einmal offene Marktflecken, sondern wohnten nur in einzelnen Hütten und Bauerhäusern.

Ein gallischer Marktflecken oder vicus, wie die Römer sagten, bestand aus zerstreuten Strohhütten, die durch das angebaute Land von einander getrennt waren. Die Weiden, die Forste, das unangebaute Land, welches zum vicus gehörte und denselben umgab, bildeten mit ihm den pagus, den Bezirk. Die Strohhütten, welche Cäsar aedificia nannte, lagen meist im Schatten eines Gehölzes, am Ufer eines Baches. Andere Wohnhäuser hatten die Gallier bis dahin nicht. Hier waren ihre Feuerstätten, ihre Wirthschaften, ihre Thiere, ihr Ackerzeug. Dulaure meint wohl mit Recht, daß die Hütten der Gallier mit denen der alten Germanen, wie Tacitus und Herodian sie schildern, große Aehnlichkeit gehabt haben, es sind dieß jene behaglichen Wohnungen, mit großem Stroh-

*) Diodor von Sicilien sowie Strabo bemerken, daß der Schmuck der Kelten aus massivem Golde bestand; in den Mémoires des antiquaires de France, in denen so manche Ausgrabung beschrieben, finden wir auffallend wenige Berichte über Bronzeschmuck, der in Deutschland und Scandinavien so gar häufig vorkommt. In schweizerischen Grabungen ist er aber vorhanden. Bronzegeräthe und Waffen erscheinen auch in Frankreich.

**) Des cités, des lieux d'habitation, des forteresses des Gaulois, de leur architecture civile et militaire avant la conquête des Romains. In den Mémoires de la Société des antiquaires de France. Par. T. II. S. 82. ff.

dach, wie wir sie noch gegenwärtig in Westphalen, in Holstein und Schleswig finden. Das Haus des Ambiorix, des Häuptlings der Eburonen, lag mitten in einem Forst, der im Sommer Schatten gewährte. Nach gallischer Sitte wurden die Hütten mit Stroh gedeckt. (Caes. B. G. VI. 43.) Cäsar vergleicht sie wegen ihrer Bauart mit Zelten und nennt sie unansehnliche Gebäude. Vitruvius (l. 1.) schildert die Häuser der Gallier, Spanier, Lusitanier und Aquitanier in ähnlicher Art. Sie bauen aus Baumzweigen, Schilf und Letten und decken sie mit rohen Brettern und Stroh. Selbst in Massilia, wo doch griechische Cultur Wurzel gefaßt hatte, waren die Häuser nicht mit Ziegeln gedeckt, sondern mit Brettern, über welche Erde gelegt war. Noch zu Strabons Zeit waren die Häuser der Gallier, obschon groß und kuppelförmig, doch aus Ruthengeflecht und Brettern gebaut und mit Stroh bedeckt. Stein und Mörtel scheinen also die alten Gallier nicht zum Bau angewandt zu haben.

Die Häuser bestanden nur aus einem Erdgeschoß, eine Wandöffnung diente als Thür, Fenster und Abzug für den Rauch, daher findet sich im Niederbretonischen Dialect für Stockwerk, Rauchfang und Fenster keine Bezeichnung.

In dem Landstrich Combrailles hat man allerdings unter andern keltischen Steindenkmalen auch eine Art Festung, Toul genannt, entdeckt und innerhalb derselben einige Ueberbleibsel von steinernen Hütten, wozu die alten Bewohner den Stoff in Fülle an Ort und Stelle vorfanden. Diese Hütten waren aber sehr eng und niedrig, ohne Fenster und Rauchfang und wahrscheinlich mit Stroh gedeckt. Die Thürpfosten wurden von zwei ungeheuren Steinpfeilern gebildet.

So roh und einfach nun auch die Wohnungen der Gallier waren, so waren sie doch in Bezug auf die Handwerke und Beschaffung anderer Lebensannehmlichkeiten bereits über die niedrigen Stufen der Anfänge hinaus. Jagd und Fischfang bildeten nicht mehr die einzige Grundlage der Lebenserhaltung, obschon man das, was sich darbot, immer benutzte. Man hielt Heerden von Schweinen und Schafen, auch war Rinder- und Pferdezucht üblich.

Die Gallier verstanden die Lederarbeit, sie machten Wagen für landwirthschaftliche wie für kriegerische Zwecke. Man spann und verwebte die Wolle der Schafe, man verstand sie zu färben, und auch dadurch den Stoffen mehr Mannigfaltigkeit zu gewähren. Ja man stickte sogar mit Goldfäden.

Die Schiffe der an der See wohnenden Belgier, namentlich der Veneter, fand Cäsar zahlreich. Sie waren von sehr dicken Planken gezimmert und hatten lederne Segel, die mit Ketten aufgezogen waren, wegen der Heftigkeit der dort wehenden Winde. Ihre Schiffe, sagt er (B. G. III. 13.), sind flacher als die unseren,



damit sie besser durch die Untiefen hindurch kommen. Die Vordertheile sind sehr erhaben, wie auch die Hintertheile, um den großen Wellen und ihren Stürmen zu begegnen. Die Schiffe sind ganz aus Eichenholz, damit sie jeden Andrang und Stoß aushalten. Die Querbalken sind fußdicke Balken mit fingerdicken eisernen Bolzen befestigt; die Anker an eisernen Ketten, anstatt den Seilen befestigt; die Segel aus Fellen, die sauber zusammengenäht sind, nicht sowol weil sie Leinwand nicht haben, als weil sie den ungeheuren Seestürmen besser widerstehen. Diese Schiffe waren so tüchtig und stark, daß ihnen die römischen Schiffschnäbel, die mit Eisen beschlagen, keinen Schaden zufügen konnten und daß sie die Klippen nicht fürchteten. Sie stoßen, fügt Strabo bei, die Fugen der Planken nicht zusammen, sondern lassen Zwischenräume, welche sie dann mit Seetang ausstopfen, damit das Holz während der Schiffslagerungen nicht eintrockne, wo es unbefeuchtet ist.

In Gallien wurde kein Silber, dagegen aber viel Gold gefunden (Diodor v. Sicilien V. 27.), welches die Natur den Einwohnern ohne Mühe und Bergwerksarbeit giebt. Denn der Strom ihrer Flüsse macht Biegungen, stößt an die daran gelegenen Wurzeln der Berge und reißt große Stücke goldsandhaltigen Landes ab. Die Leute sammeln, mahlen und zerstoßen die Erdstücke, waschen mit Wasser den irdenen Stoff aus und liefern das Erz an die Schmelzöfen.

Aus diesem Metall machte man Ketten, Ringe, Helme, ja man zog dasselbe in Fäden, womit man stickte. Das Eisen verarbeitete man ebenfalls besonders zu Waffen.

Das Familienleben beruhte auf der Ehe, und die Frauen waren geachtet und geschützt. Sie wurden den Aeltern abgekauft, im Erbe wurden sie vorzugsweise berücksichtigt. Ihnen lag der Feldbau und das Hauswesen ob, während die Männer dem öffentlichen Leben und dem Kriegswesen ihre Thätigkeit zuwendeten. Der Hausvater hatte Gewalt über Leben und Tod der Frau und der Kinder. Starb ein Hausvater, so forschte man nach, ob etwa die Frau Ursache daran sei (Cäs. B. G. VI. 19.). Uebrigens war, wenn auch weniger bei den Galliern als namentlich bei den Britanniern, geschlechtlicher Umgang zwischen Männern gewöhnlich. Strabo bemerkt, daß die gallischen Sitten durch den Umgang mit den Römern sehr gemildert worden, und daß durch Beseitigung der Kriege die Männer sich mehr dem Feldbau zugewendet. Cäsar (B. G. VI. 18.) bemerkt, daß der Vater nicht eher öffentlich mit seinem Sohne umgehe, als bis derselbe zum Waffendienst geschickt sey. Eine Sitte, die an die tscherkessische Erziehungsweise erinnert. (S. C.-G. IV. 30.)

Bei den Malzeiten sitzen die Gallier nicht auf Sesseln, sondern auf Wolfs- oder Hundsfellen, die an den Boden gebreitet sind. Die jüngsten Knaben und Mädchen warten den Speisenden auf.



Nahe dabei sind Feuerheerde mit dem Feuer, Kesseln und Bratspießen, an denen Fleisches die Fülle. Tapfere Männer werden mit den schönsten Stücken Fleisch beehrt. Fremde laden sie zu ihren Gastmälern und fragen sie erst nach Tisch, was ihr Begehren sei. (Diodor V. 28.)

Diodor (V. 28.) sagt, daß die Gallier ihre Todten zu verbrennen pflegen und in die Flammen Briefe an ihre verstorbenen Verwandten werfen. Doch hat man in Frankreich auch viele Steinsärge gefunden und in der benachbarten Schweiz z. B. in Cheseur bei Lausanne Gräber mit Gerippen aus der römischen Zeit. Im Allgemeinen haben wir aber noch keine allgemeinere Untersuchung der altgallischen Grabdenkmäler und wir finden in den Denkschriften der Gesellschaft französischer Alterthumsforscher nur Zerstreutes und Einzelnheiten.

So entdeckte man im Jahre 1816 im Departement der Oise, Arrondissement Senlis, Canton Creil, Gemeinde Nogent les Vierges, eine tiefe Grotte, welche eine namhafte Anzahl menschlicher Gerippe enthielt, bei denen sich geringe Ueberreste, namentlich eines jener steinernen Messer befand, das den altmexikanischen (C.-G. V. Taf. II. 7.) und den auch in Deutschland gefundenen glich. Die Höhle, welche die Gerippe enthielt, war in den Tuff gegraben, aus dem der Boden besteht, und bildete eine kleine Gallerie von 4½ Fuß Höhe, 7 Fuß Breite und 25 Fuß Länge; sie war nicht regelmäßig ausgehauen, sondern von der Natur gebildet. Hierin lagen die Gerippe, die ursprünglich mit einer Schicht Sand bedeckt gewesen, die aber durch Dachse, Füchse und andere Thiere in ihrer ursprünglichen Lage gestört worden waren, zumal da mehrere Schichten Gerippe übereinander gelegen hatten. Die untere Schichte lag nicht auf dem nackten Boden, sondern auf unbehauenen platten Steinen von 1—2 Zoll Dicke, dergleichen in einem benachbarten Bache als Geschiebe vorkommen und zwar von 15 Zoll Breite bis zu 2 Fuß Länge. Die Gerippe schienen lang ausgestreckt gelegen zu haben, im Ganzen waren gegen 200 vorhanden. An den Schädeln bemerkte man als eigenthümlich, daß die Nase zwischen den Augen sehr eingebogen und daß das Kinn sehr hervorstehend war. Die Knochen deuteten auf einen kräftigen Menschenschlag. Ein Schädel zeigte eine Verwundung*).

Demnächst fand man in Frankreich eigentliche Gräber, die in den Boden eingehauen und worein die Leichen gelegt waren. So waren auf einem Kreidehügel im Dorfe Bergères zwischen Chalons für Marne und Paris mehrere Gräber von mehr als drei Fuß

*) Barbier du Bocace descr. d'une grotte antique situé dans la commune de Nogent les Vierges in den Mémoires de la société des antiquaires de France. III. 298.



Tiefe, in denen in der Richtung von Osten nach Westen (die Füße stets nach Osten) die Gerippe lagen, bei denen man bronzene Arm- und Halsringe und eiserne Waffen, namentlich Schwertklingen und Pfeilspitzen fand. Auch kamen Gefäße von roher Arbeit, Kohlen, Scherben vor. Viele Gräber enthielten nur Knochen und Scherben. In einigen Gräbern lagen mehrere Gerippe*). Aehnliche Gräber fand man auch in dem Departement der Aisne**).

Nächstdem kommen in Frankreich auch Gräber vor, die mit Steinplatten ausgelegt sind, innerhalb deren die Gerippe lang ausgestreckt auf dem Rücken lagen. Man hat bei diesen Gerippen kurze, zweischneidige Schwerter, Lanzen und Aexte von Eisen, kupferne Armringe und Fibeln, thönerne, auch gläserne Gefäße und Perlen aus Glas, gebranntem Thon und Bernstein gefunden***).

Endlich aber hat man in Frankreich und zwar in allen Theilen des Landes steinerne Särge mit Gerippen gefunden†). Sie kommen meist drei bis vier Fuß unter der Oberfläche der Erde vor und zwar in der Nähe noch bestehender Kirchhöfe. Jeder Sarg besteht gemeiniglich aus zwei Stücken, aus der Todtenkiste von Menschenlänge, die am Kopfende breiter ist als an dem untern, und einem entsprechenden Deckel. Sarg und Deckel sind meist drei Zoll dick. Man findet Särge aus Granit, seltener aus gebranntem Thon, in letzterem Falle ist der Deckel aus roh bearbeitetem Schiefer. Die meisten Särge bestehen aus einem weißen, leichten, porösen Sandstein, der ein Gemisch von Kalkmörtel und Sand zu seyn scheint, das man formte. Das Kopfende ist immer nach Osten gerichtet. Bildwerke oder Inschriften kommen an diesen Särgen nie vor, und man hat nur auf dem Schieferdeckel eines Thonsarges ein unförmliches, sonnenartiges Gekritzel bemerkt, über dessen Bedeutung sich kaum zur Zeit schon eine haltbare Vermuthung aufstellen lassen dürfte.

Die Staatsverfassung der Kelten war mit ihrem Kriegs- und Religionswesen in dem innigsten Zusammenhange und es gab bei ihnen im Wesentlichen drei Stände, die passiven Ureinwohner††),

*) Boblays note sur des ossemens trouvés auprès de village de Bergères des Mém. in dem Ant. VIII. 311. m. Abb. die an die Grabhügel von Sinsheim erinnern.

**) Lemaistre extrait d'un mémoire sur les tombeaux antiques du departement de l'aisne Mém. des antiqu. de France IX. 314.

***) Bottin mém. sur des tombeaux antiques découvertes sur le territoire de Vézelise in den Mém. des Ant. de Fr. III. 455. ff.

†) Rallier in den Mém. des Ant. de France IV. 280. u. Freminville daselbst XIV. 15.

††) Plebs paene servorum habetur loco, quae per se nihil audet, et nulli adhibetur consilio. Plerique quum aut aere alieno aut magnitu-

die an den Boden gehefteten Knechte, welche die eingewanderte active Rasse beherrschte, die sich in zwei Stände theilte, den kriegerischen Adel und die Geistlichkeit. Einen einzigen großen Staat bildeten die keltischen Völker eben so wenig als die griechischen vor Alexander dem Großen oder die Germanen vor Karl dem Großen. Sie waren in sehr viele einzelne Völkerschaften zertheilt, die wiederum in einzelne Stämme und Gemeinden sich spalteten. Dennoch fand aber eine gegenseitige Anhänglichkeit Statt, wenn ernstliche Gefahr dem Ganzen von außenher drohte, wie Cäsar (B. G. III. 9.) erfahren hat.

Jedes der vielen keltischen Völker stand unter einem Fürsten, dessen nächste Umgebung in Krieg und Frieden der Adel, die Ritter bildeten, die eigentlichen Besitzer des Grund und Bodens. Cäsar spricht von Clienten, die sich um die Gunst dieser angesehenen Männer bewerben, und ich meine, daß dieses verarmte Nachkommen der Ritter gewesen, die nur ein kleines Besitzthum inne hatten, wenn nicht geradezu wohlhabende Leibeigene (servi) darunter zu verstehen sind.

Der lebhafte Charakter der Kelten, namentlich der Gallier, sprach sich auch in den steten Parteiungen aus, welche vor der Ankunft der Römer fast alljährliche Kriege herbeizuführen pflegten. Jeder Volsstamm strebte nach der Herrschaft und jeder suchte unter den andern sich Bundesgenossen, ja sie suchten bei den benachbarten Germanen wie bei den Römern Verstärkung und Hilfe, worüber denn endlich das ganze Volksthum zu Grunde gehen mußte*).

Die Fürsten scheinen einer Andeutung Strabons zu Folge in frühester Zeit alljährlich neu gewählt worden zu seyn, sowie auch für den Krieg besondere Heerführer gewählt wurden. Die Fürsten hatten in Gerichten und Staatsangelegenheiten die letzte, entscheidende Stimme. Ihr Haus war im Frieden der Mittelpunkt des Volksstammes, aber für den Krieg waren besondere Orte vorhanden, welche Cäsar oppida nennt. Im Kriege wurden diese Orte besonders befestigt und mit Vorräthen aller Art versehen. Solche oppida waren Vesontio bei den Sequanen, Bibracte bei den Häduern, Bibrax der Remer, Noviodunum der Suessionen, dann zwei andere der Biturigen und Häduer, Bratuspantium der Bellovaken, Lutetia der Pariser, Genabum der Carnuten, Gergovia der Bojerund Ar-

---

dine tributorum aut injuria potentiorum premuntur, sese in servitutem dicant nobilibus, in bos eadem omnia sunt jura, quae dominis in servos. Caesar B.-G. VI. 13.

*) Tacitus Agricola (12) sagt von den Britanniern: Olim regibus parebant, nunc per principes factionibus et studiis trahuntur; nec aliud adversus validissimas gentes utilius quam quodin commune non consulunt.

verner, Avaricum der Biturigen, Alesia der Mandubier u. s. w.*) In diese Oppida entwichen die Gallier, befestigten sie, wenn sie Gefahr fürchteten und vertheidigten sich hier. Cäsar belagerte mehrere. Es waren demnach die festen und ummauerten Plätze, die Burgen der Völkerschaften, die, wie wir oben sahen, für gewöhnlich in offenen Flecken beisammen wohnten, zu deren Vertheidigung man niemals Anstalt traf, ja die man, der Uebermacht weichend, den Flammen übergab, damit sie nicht den Feinden in die Hände fallen möchten.

Die Oppida waren für gewöhnlich nicht bewohnt, es waren abgelegene, von der Natur oder durch die Kunst befestigte Punkte, an welche sich die Bevölkerung in Zeiten der Gefahr mit ihrer Familie und ihrer Habe zurückzog. So vernahm Cäsar, als er, nachdem er sich der Treue der Remer versichert hatte, in das Gebiet der Suessionen einzudringen beschloß, daß das Oppidum derselben Noviodunum nicht besetzt sey. Er wollte ihnen also zuvorkommen, mußte sein Vorhaben aber um einen Tag aufschieben. In der Nacht nun zogen sich die Suessinnen rasch in dieser Burg zusammen. Als sich Cäsar gegen die Veneter wandte, warfen sich diese in ihre Oppida, die sie befestigten und mit Lebensmitteln versahen. Als er gegen die Sennonen zog, ließ ihr Führer Acco das Volk in die Oppida sich zusammen ziehen. Cäsar kam ihnen zuvor und sie mußten sich unterwerfen. Als die Atuatiker die Unterwerfung der Nervier vernahmen, ließen sie ihre Weiber im Stich und zogen sich in ein großes, von der Natur herrlich beschütztes Oppidum zurück. Wenn die Gefahr beseitigt, so zogen sich die Gallier aus ihrem Zufluchtsort zurück und ließen denselben leer stehen.

Zuweilen benutzten die Römer diese von Natur festen Orte für ihre Zwecke als Winterquartiere. Fusius Cotta hatte sich in dem Oppidum Genabum mit einigen römischen Armeelieferanten niedergelassen, wurde aber von den Carnuten daselbst überfallen und erschlagen. Eben so wurde der Tribun Aristitius von den Häduern, deren Oppidum er besetzt hatte, daselbst angegriffen und daraus vertrieben. Dieselben Häduer nahmen in gleicher Weise ihr Oppidum Noviodunum, wo Cäsar die ganze Beute des gallischen Krieges aufbewahren ließ, weil es der einzige feste Ort, im Gegensatz zu den offenen Weilern dieser Völkerschaft war.

Diese Zufluchtsstätten lagen gemeiniglich auf des Höhe eines Gebirges, die schwer zu ersteigen war, auf einer von den Bewe-

*) S. Dulaure in der bereits erwähnten Abhandlung in den Mém. des ant. de france II. 82. ff. Er bemerkt, daß Cäsar nur viermal in den 8 Büchern vom Gallischen Kriege an die Stelle des Wortes oppidum Urbs setze.

gungen eines Flusses gebildeten Halbinsel, oder auch auf einem von Sümpfen umgebenen Punkte des Landes. Die Küstenanwohner legten sie auf den äußersten Vorgebirgen an. Die hauptsächlichste Befestigung lieferte stets die Natur, die Kunst half bloß nach.

Das Hauptwerk bestand in einer Mauer, die man folgender Maßen in ganz Gallien ausführte. Man legte gerade Balken der Länge nach an den Boden, deren einer in gleichem Zwischenraume zwei Fuß von dem andern entfernt war. Einer wurde mit dem andern zusammengeschnürt und dann mit Erde überschüttet und die Zwischenräume an der Stirnseite mit großen Felsstücken beschwert. Auf diese erste Schicht wird eine zweite gelegt und ebenfalls mit Felsstücken beschwert und gehalten. Dann wird, wenn die nothwendige Höhe erreicht ist, das Ganze überschüttet. Solch ein Werk nimmt sich, wie Cäsar (B. G. VII. 23.) sagt, ganz sauber aus, da die Felsstücke und Balken eine gerade Linie herstellen. Bei Belagerungen sind die Mauern sehr dauerhaft, da man ihnen weder mit Feuer, wegen der Felsen, noch mit dem Widder oder Mauerbrecher beikommen kann; die unter sich innerlich verschränkten Balken sind gemeiniglich 40 Fuß lang.

Cäsar bezwang aber dennoch mehrere dieser Mauern, da sie nicht über 6 Fuß dick waren und ohne eigentlichen, in den Fels gehauenen Grund nur auf dem flachen Boden aufstanden. Behauene Steine, Kalk und Mörtel wandte man nicht an. Diese Wälle waren nicht über 7 Fuß hoch, und der Centurio der 8. Legion, C. Fabius, ließ sich bei der Belagerung von Gergovia von drei Soldaten auf die Mauer emporheben und konnte sie so besteigen.

Das Oppidum der Atuatiker war so von der Natur geschützt, daß es bloß auf einer Seite zugänglich blieb, und hier befand sich eine 200 Fuß lange Doppelmauer von ziemlicher Höhe, die mit ungeungeheuren Felsstücken und zugespitzten Balken noch überdem befestigt war. (Caes. B. G. II. 29.)

Diese Zufluchtsstätten waren oft nicht groß genug, um den ganzen Volksstamm zu beherbergen, daher mußte dann ein Theil davon vor der Burg bleiben und dieser schützte sich durch eine Mauer aus losen, über einander gelegten Steinen, wie die vereinigten Gallier während der Belagerung von Gergovia und Alesia.

Die Burg oder das Oppidum hatte einen oder mehrere Eingangsöffnungen. Während ihres Kampfes mit den Römern machten die Gallier jedoch Fortschritte in der Befestigungskunst, indem sie von ihren Feinden lernten und ihre Weise nachahmten. Als die Römer bei der Belagerung von Avaricum eine große Terrasse vor der Festung aufwarfen, setzten die Gallier hölzerne Thürme an ihre Mauern, welche die Höhe der Terrasse erreichten. Von den Römern lernten sie auch ihre Burgen mit Gräben umgeben;

sie hatten aber freilich nicht die dazu nothwendigen Werkzeuge und mußten mit ihren Händen und Schwertern die Erde ausgraben und in ihren Kleidern sie fortschaffen.

Die Oppida hatten oft einen namhaften Umfang, wie denn Cäsar in Avaricum 40000 Gallier antraf, die nach Ersteigung des Walles sich noch zur Wehre setzten. Feste Häuser waren jedoch nicht in denselben und Cäsar bemerkt, daß in Vesontio, das er inne hatte, als er den Kampf mit Ariovist begann, nur seine Zelte die Wohnung der Officiere waren. Als die Carnuten in ihrer Burg Genabum überwintern wollten, mußten sie sich erst Hütten oder Zelte bauen, die sie aber verlassen mußten, als Cäsar heranrückte und an ihrer Stelle hier sein Winterquartier nahm. Er fand noch einen Vorrath von Stroh vor, womit die Carnuten ihre Hütten hatten bauen wollen.

Die britannischen Zufluchtsörter waren noch einfacher. Es waren Wälder, in die sich die Menschen zurückzogen und die sie durch einen Verhau und einen Graben unzugänglich für den Feind machten. Sie errichteten darin Hütten für Menschen und Vieh für die kurze Zeit ihres Aufenthaltes. (Caes. B. G. V. 21. Strabo IV.)

Vor dem Eintritt Cäsars in Gallien fanden fast jährlich Kriege unter den einzelnen Völkerschaften Statt und wir können daher den Krieg als eine der wichtigsten Beschäftigungen des Adels annehmen, während die Hervorbringung der Lebensbedürfnisse den Frauen und Knechten oder Leibeigenen überlassen war.

Auch unter den einzelnen Edelleuten kam es oft um ein Wort bei einem Gelage zu einem Streite, der mit einem Zweikampf endigte; sie achten, sagt Diodor (V. 28.), des Lebens Ende für Nichts, da sie mit der Lehre des Pythagoras es halten, der zufolge die Seele unsterblich ist und in einer bestimmten Anzahl von Jahren wieder ins Leben kommt, indem sie in einen andern Körper fährt. Einige gehen in der Verachtung des Todes so weit, daß sie ohne Rüstung und bloß gegürtet in das Gefecht gehen.

In den Schlachten gebrauchen sie, nach Diodor von Sicilien (V. 29.), zweispännige Wagen, worauf sich ein Fuhrmann und ein Streiter befindet. Wenn sie in Gefechten Reitern begegnen, so werfen sie erst mit dem Wurfspieße nach ihnen, springen dann ab und greifen nach dem Schwert. Sie führen freigeborne Gefährten mit sich, die sie aus den armen Leuten aussuchen und als Fuhrleute und Schildhalter in den Gefechten gebrauchen. In Schlachten pflegen sie vor die Fronte zu gehen und die Tapfersten des feindlichen Heeres zum Zweikampfe herauszufordern, wobei sie ihre Waffen schwingen und den Feinden Schrecken einzujagen suchen. Nimmt einer ihre Herausforderung an, so singen sie die tapfern Thaten ihrer Altvordern, preisen ihre eigene Tapferkeit, schimpfen den Feind und suchen ihm im Voraus alles Zutrauen

auf sich selbst durch Worte zu brechen. Dem gefallenen Feinde schneiden sie den Kopf ab und binden ihn auf den Nacken ihrer Pferde, die blutigen erbeuteten Waffen lassen sie von ihren Dienern zur Schau vor sich hertragen und singen und jauchzen Siegeslieder. Die Erstlingsbeute befestigen sie an ihre Hütten, wie bei manchen Jagden mit dem erlegten Wilde geschieht. Die Köpfe der vornehmsten Feinde bestreichen sie mit Cedernöl, heben sie sorgfältig in einem Kasten auf und zeigen sie den Fremden, wobei sich der Besitzer rühmt, daß einer seiner Vorfahren, sein Vater oder er selbst vieles Geld, das ihm für diesen Kopf angeboten worden, nicht genommen hätte. Ja Einige versichern, daß sie nicht für so viel Gold, als der Kopf wiege, denselben hergeben würden. (Diodor V. 29.) Auch Strabo kennt diese Sitte, doch sagt er, daß die Römer sie davon zurückgebracht. (Vergl. C.-G. IV. 384., wo ein ähnliches Verfahren der Neuseeländer erwähnt wird.)

Die Bewaffnung der Gallier bestand aus mannshohen Schilden, die auf besondere Art bunt bemalt waren. Auf dem Kopfe haben sie metallene Helme mit großen Zierden, wie Hörnern, Gesichtern von Vögeln und vierfüßigen Thüren. Einige gehen ohne Panzer in die Schlacht, nur mit dem Gürtel, Andere tragen eiserne Kettenpanzer, Manche gehen auch nackt in den Kampf. (Diodor V. 30.)

Die Waffen bestanden in Wurfspießen, an denen das Eisen eine Elle lang und fast zwei Hände breit war, in Lanzen und in Bogen und Pfeilen. Die Lanzen, an denen das Eisen größer als bei andern Völkern, und das Schwert hatten Widerhacken. An Pfeilschützen gab es eine sehr große Menge in Gallien. (Caes. B. G. VII. 31.) Die Schwerter der Gallier waren sehr groß und gewichtig und wurden an Ketten an der rechten Seite getragen. Sie führten auch Schleudern und für die Vogeljagd ein Holz, welches sie aus der Hand schleuderten.

In dem Gefolge der gallischen Heere sah man immer viele Wagen (Caes. B. G. VIII. 14.), bei den Britanniern waren sie aber eben so gewöhnlich wie bei den alten Aegyptern. Der Streitwagen war mit zwei Mann besetzt, dem Fuhrmanne und dem Kämpfer. In der Schlacht fuhren sie umher und warfen Speere und brachten durch den Druck der Pferde und das Rasseln der Räder Verwirrung in den Feind. Dann zogen sie sich zwischen die Geschwader der Reiter zurück, sprangen von dem Wagen herab und fochten zu Fuß. Die Fuhrleute zogen sich nun aus dem Treffen und stellten sich so auf, daß, wenn jene von der Menge der Feinde gedrängt wurden, sie zur Aufnahme der Kämpfer bereit waren*). Die Britannier waren auf diese Art des Kampfes außer-

*) Caesar B.G. IV. 33., welcher dabei bemerkt: ita mobilitatem equitum stabilitatem peditum in proeliis praestant. Vergl. Taciti Agricola 12.

ordentlich eingeübt und verstanden es in abschüssigen Gegenden die rasenden Pferde anzuhalten, rasch zu wenden, auf der Deichsel vorzurennen und dann auf den Wagen schnell zurückzueilen. Sie imponirten sogar den Römern damit.

Der Adel mit den Fürsten bildete gewissermaßen die Kriegerkaste, die sich lediglich mit dem Kriege beschäftigte. Jeder war um so mächtiger, je ansehnlicher sein Geschlecht, je größer seine Hilfsmittel waren, je mehr sich seiner Partei anschlossen. Cäsar erkennt die Tapferkeit dieser zahlreichen Krieger mehrfach an, obschon er nicht übersieht, daß sie in Gefahr und Unglück ziemlich verzagt waren.

Die andere herrschende Kaste ist die Priesterschaft oder Geistlichkeit, denn außer dem Cultus der Götter war ihnen auch der Besitz aller Wissenschaften und höhern Bildung eigenthümlich. Die Druiden, sagt Cäsar (B. G. VI. 13. ff.), besorgen die göttlichen Dinge, leiten die öffentlichen und Privatopfer und deuten die Gotteslehren. Zu ihnen strömt eine große Anzahl junger Leute, um ihre Belehrung zu benutzen, und sie werden in großen Ehren gehalten. Sie üben den Ausspruch in allen öffentlichen und privaten Streitsachen; wenn ein Verbrechen begangen worden, wenn ein Todschlag geschehen, wenn über Erbschaft, über Gränzen ein Zwiespalt ausgebrochen, geben sie die Entscheidung. Sie stellen Strafen wie Belohnungen fest. Wenn ein Privatmann oder eine Behörde ihren Befehlen nicht Gehorsam leistet, schließen sie diese von der Uebung der heiligen Handlungen aus und dieses ist bei ihnen die gewichtigste Strafe. Die, welche so ausgeschlossen sind, rechnet man unter die Gottlosen und Verbrecher. Diesen Leuten weicht ein Jeder aus, ihre Anwesenheit, ihr Gespräch flieht man, um durch ihre Berührung nicht einen Schaden zu erleiden. Wenn sie Recht verlangen, wird es ihnen nicht gewährt und ihnen keinerlei Ehre erwiesen. An der Spitze der Druiden aber steht einer, der die höchste Geltung unter ihnen hat. Wenn er gestorben ist, so folgt ihm derjenige nach, der sich vor den übrigen durch Würdigkeit auszeichnet. Sind mehrere gleich Würdige vorhanden, so wird einer durch Abstimmung der Druiden erwählt; bisweilen wird die Oberherrschaft jedoch auch durch Waffengewalt entschieden.

Alljährlich kommen die Druiden zu bestimmter Zeit an den Gränzen der Carnuten, in einer Gegend, die man für den Mittelpunkt von ganz Gallien hält, an einem heiligen Orte zusammen. Hierher ziehen von allen Seiten diejenigen, welche Streitigkeiten haben, und sie unterwerfen sich dem Urtheile und den Anordnungen der Druiden. Man nimmt an, daß das Druidenthum in Britannien ausgebildet worden und von da nach Gallien herübergebracht worden sey. Auch reisen gemeiniglich diejenigen, welche die Sache gründlicher kennen zu lernen wünschen, dorthin.

Die Druiden pflegen sich vom Kriege fern zu halten, zahlen auch nicht, wie Andere, Abgaben. Sie sind frei vom Kriegsdienst und allen andern Lasten. Durch diese Vortheile bestimmt, sowie aus eigenem Entschlusse treten nun viele in diesen Orden ein, andere werden von den Aeltern oder Verwandten demselben zugebracht. Sie müssen dann, wie man versichert, eine große Menge Verse auswendig lernen und so kommt es, daß einige wohl an die zwanzig Jahre in der Lehre bleiben. Sie halten dafür, daß es nicht recht sey, das den Buchstaben anzuvertrauen, da sie doch in allen übrigen Geschäften, öffentlichen wie privaten, sich der griechischen Buchstaben bedienen. Ich meine, bemerkt Cäsar, daß sie dieß aus zwei Ursachen so eingerichtet haben; einmal weil sie nicht wollen, daß die Lehre dem gemeinen Volke überliefert werde, dann aber, damit die Schüler nicht, sich auf die Schrift stützend, dem Auswendiglernen und dem Gedächtnisse weniger Sorgfalt widmen, wie dieß sonst gemeiniglich der Fall ist.

Wir ersehen hieraus, daß die Druiden, die eigentlichen Träger der Nationalcultur bei den Kelten ungefähr dieselbe Stelle einnahmen, wie die Priesterschaft im alten America und in Aegypten, nur mit dem Unterschiede, daß der Oberpriester nicht durch ein allgemein anerkanntes weltliches Oberhaupt in seiner Macht unterstützt wurde, wie denn überhaupt ein erbliches Oberhaupt durchaus nicht vorhanden war. Auch ist nicht bemerkt, ob der Eintritt in den Druidenorden durch adelige, kriegerische oder priesterliche Geburt bedingt war.

Cäsar (B. G. VI. 14) giebt ferner folgende Nachrichten über Glauben oder Einrichtungen der Druiden. Vor allen Dingen lehren sie, daß die Seele nicht untergehe, sondern nach dem Tode von dem Einen in den Andern überwandere. Sie meinen, daß sie durch diese Lehre zur Tapferkeit angetrieben würden, da sie die Todesfurcht beseitige. Von der Größe der Welt und der Erde, von dem Wesen der Dinge, von der Gewalt und Macht der unsterblichen Götter haben sie verschiedene Ansichten, welche sie der Jugend überliefern.

Das Volk der gesammten Gallier ist sehr den heiligen Dingen ergeben, und deßhalb bedienen sich alle diejenigen, welche mit schweren Krankheiten behaftet sind, die in Schlachten und Gefahren sich begeben, oder zum Opfer Menschen darbringen, oder auch Opfer geloben, der Druiden als Gefährten bei den Opfern. Sie sind der Ansicht, daß für das Leben eines Menschen wiederum ein Mensch geopfert werden müsse, denn anders könne der Wille der unsterblichen Götter nicht versöhnt werden. Sie haben daher auch öffentliche Opfer in dieser Weise eingerichtet. Manche haben Götterbilder von ungeheurer Größe, deren Gliedmaßen aus Weidenruthen zusammengeflochten sind und welche sie mit lebendigen



Menschen anfüllen und sodann in Brand stecken, wodurch die darin befindlichen Menschen getödtet werden. Sie meinen, daß die Hinrichtung derer, welche über dem Diebstahle oder dem Straßenraube oder bei irgend einer andern Uebelthat ergriffen werden, den unsterblichen Göttern angenehm sey; fehlt es aber an derartigen Opfern, dann schlachtet man wohl auch Unschuldige ab.

Dieses letztere erinnert an die mexicanischen Hinrichtungen, wo man Kriege führte, um Gefangene zu erlangen, die man den Göttern opfern konnte. Eine Verzehrung des Opferfleisches, wie es in Altamerica und einigen Südseeinseln Sitte war, fand nicht Statt, denn als Critognatus seine Gallier zur äußersten Vertheidigung gegen die Römer aufforderte, erwähnte er als etwas Ungewöhnliches, daß ihre von den Cimbern hart bedrängten Vorfahren, die in den Burgen eingeschlossen waren, die Leiber derjenigen verzehrten, welche vermöge ihres Alters zum Kriege ungeschickt waren. (Caes. B. G. VII. 77.)

Die Druiden, deren Gewalt in dem obersten Vorsteher und seinen Beiständen concentrirt war, scheinen sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Fürsten gemischt zu haben. Diese kamen mit den Rittern zusammen und zwar stets bewaffnet, und sie gaben den Rednern durch das Geklirr ihrer Waffen ihren Beifall zu erkennen. In einigen Völkerschaften bestand das Gesetz, daß, wenn Jemand Nachrichten durch die Gränznachbarn erhielt, er diese der Obrigkeit mittheilen mußte. Gegen Privatpersonen durfte er Nichts darüber äußern. Die Obrigkeit behält die Nachricht für sich und theilt dem Volk nur das davon mit, was ihm etwa von Nutzen sein könnte. Bei dem Leichtsinn und der Leichtgläubigkeit der Gallier mochte dieß nothwendig seyn, um so mehr, als man die das öffentliche Wohl oder Wehe betreffenden Nachrichten durch Zuruf von einem Volksstamme zum andern mit großer Schnelligkeit fortzupflanzen pflegte. (Caes. B. G. VII. 3.)

Die Fürsten in den einzelnen Volksstämmen standen unter dem obersten Druiden. Sie hießen Vergobret bei der Häduern. Cäsar erlebte mit diesen einen eigenen Fall, der uns tiefer in das Verhältniß der Fürstenwürde bei den Galliern blicken läßt. Die Häduer hatten nämlich sich bei der Fürstenwahl in zwei Parteien geschieden und es behaupteten zwei, gewählt zu seyn: Convictolitan, ein berühmter und rüstiger junger Mann, und Cotus, ein bekannter Mann aus erhabener Familie, dessen Bruder Vedeliak im vorigen Jahr die Fürstenwürde bekleidet hatte. Da nun die obrigkeitlichen Personen sowie die andern sich in zwei Parteien für den einen oder andern getheilt hatten, rief man Cäsar zu Hülfe. Dieser berief die Parteien vor sich und bestimmte, nachdem er die Gewohnheiten der Häduer und alle Umstände genau erwogen, daß Cotus seine Würde niederlegte und Convictolitan, der durch

die Priester, nach der Sitte des Volkes, gewählt worden war, dabei erhalten wurde. (Caes. B. G. VII. 32. 33.)

Eine eigene Erscheinung in der Geschichte Galliens ist Celtill, ein Arverner. Er strebte nach der Herrschaft über Gallien und wurde deßhalb von seinem eigenen Volke ermordet. Sein Sohn Vercingetorix rief seine Clienten zusammen, die er auch bald entflammte und die sich bald bewaffnet zusammenthaten. Sein Oheim Gobanition und die übrigen Fürsten waren aber anderer Ansicht und vertrieben ihn aus der Burg Gergovia. Vercingetorix verlor den Muth aber dennoch nicht; er schaart arme und verlorene Leute aus dem Lande um sich und bringt auch andere aus dem Volke auf seine Seite, ermahnt sie der gemeinsamen Freiheit wegen die Waffen zu ergreifen und nun treibt er seine frühern Gegner aus dem Gaue. Seine Leute nennen ihn König. Er sendet nach allen Seiten Gesandte ab und in kurzer Zeit hat er die Senonen, Pariser, Pictonen, Cadurken, Turonen, Aulerker, Lemoviker, Anden und alle an der See wohnenden Völkerschaften auf seiner Seite und diese übertragen ihm einstimmig die Oberherrschaft (Imperium). Nachdem er so seine Gewalt erlangt, fordert er von den Völkerschaften Geiseln und eine bestimmte Anzahl Soldaten und Waffen. Er sucht namentlich Reiterei zu schaffen. Mit seiner außerordentlichen Thätigkeit verbindet er große Strenge und bringt dadurch die Zaudernden auf seine Seite. Verbrecher bestraft er mit dem Feuertode und andern Martern. Für geringere Vergehen läßt er Ohren abschneiden und Augen ausstechen und schickt die so Gezeichneten als redende Beispiele nach Hause. Das Alles ging ganz vortrefflich, bis Cäsar nach Gallien kam. Obschon nun Vercingetorix den kräftigsten Widerstand leistete, die Gallier dahin brachte, ihre eigenen Ortschaften zu verbrennen und sich in die Burgen zurückzuziehen, so mußte er sich doch endlich ergeben und Gallien wurde eine römische Provinz. Wir dürfen wohl annehmen, daß Vercingetorix nicht ohne den Beistand der Druiden sein Werk begonnen, daß er dasselbe wenigstens ohne denselben nicht soweit hätte führen können, als er es gethan. Die Druiden sahen wohl, daß es sich um das Bestehen des ganzen Volkes handelte, und so mögen sie den unternehmenden und tapfern Sohn des Celtill in seinem Unternehmen unterstützt haben, zu dem sie vielleicht schon den Vater desselben veranlaßt hatten; sie selbst blieben im Hintergrunde. Cäsar's siebentes Buch vom gallischen Kriege enthält die Einzelnheiten dieses merkwürdigen Volkskrieges.

Ehe wir nun auf die Verfassung und Lehren des Druidenordens übergehen, müssen wir noch einen Blick auf die Clientela werfen, welche Cäsar bei den Galliern antraf. Die Fürsten und Edelleute hatten Clienten, um deren Gunst sie sich bewarben und die sich gegenseitig abspenstig zu machen suchten.

Denken wir uns den gallischen Adel als den Eroberer der bereits vorhandenen passiven Urbevölkerung, so finden wir auch hier ein Verhältniß, welches das Mittelalter mit dem Namen des Lehnswesens bezeichnete und was sich überall vorfindet, wo active Schaaren die passiven Ureinwohner unterjocht haben. Die Clienten aber bestanden theils aus ärmeren Edelleuten der activen Rasse, theils aus den Nachkommen derjenigen passiven Ureinwohner, die sich freiwillig oder gezwungen den Ankömmlingen angeschlossen hatten und durch Familienbande denselben nahe standen. Die Clienten dürfen wir demnach wohl als die Lehnspflichtigen der kriegerischen Edelleute und der aus diesen gewählten und von dem geistlichen Adel, den Druiden, bestätigten Fürsten annehmen.

Die **Druiden** waren die eigentlichen Träger der geistigen und geistlichen Cultur der gallischen Völkerschaften, sie waren die Lehrer, die Sänger, die Wahrsager, die Mittelspersonen zwischen der Gottheit und dem Volke, die Künstler, die Verwaltungsbeamten und Richter der ganzen Nation*), sie waren es, welche die in vielen Völkerschaften, welche Cäsar Civitates nennt, zersplitterte Nation zusammenhielten und mit einem gemeinsamen Bande umgaben. Schon ihr Name bezeichnete sie als Weise, Gottbegeisterte, Erleuchtete.

Es ist die Frage, ob alle keltischen, im Norden und Süden der Alpen wohnenden Völker Druiden hatten oder mit denselben in Verbindung standen. **Druidische Steindenkmale****) finden wir an der Donau bis in die Gegend von Ulm, durch ganz Gallien und Großbritannien, sowie im Norden von Deutschland bis an die Elbe und längs der Ostsee, in Gegenden, welche später von den Germanen eingenommen wurden. Cäsar nennt uns Britannien als den Hauptsitz der Druidenlehre und wir dürfen wohl annehmen, daß die Veranlassung dazu die gegen fremde Einfälle geschützte insularische Lage des Landes gewesen ist; denn schon vor Cäsars Zeit hatten die germanischen Eroberer ihre Angriffe auf Gallien begonnen und den Rhein überschritten. Die Druiden suchten also in Britannien sich eine mehr gesicherte Freistätte, wo sie ihre Schüler bilden, ihre Geheimnisse bewahren, ihre Schätze bergen konnten; denn daß ein nahmhafter Theil der Abgaben, der auf dem gemeinen Volke schwer lastete, ihnen zufiel und zu ihrem Unterhalte

*) Ich habe im Folgenden die treffliche Arbeit von Karl Eckermann in Göttingen: Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums (Halle), Th. III. benutzt, wo auch S. 15. Th. I. die Literatur nachgewiesen ist.

**) S. Chr. **Keferstein** Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Deutschland, sowie den keltischen Ursprung der Stadt Halle. 1. Th. Halle 1846. 8.

diente, ist wohl in der Natur der Sache begründet. Sie besaßen jedenfalls einen großen Theil an Grundeigenthum, der später den christlichen Stiftungen zu Gute kam, wie denn überhaupt später die christliche Kirche als ihre Erbin erschien.

An der Spitze der Druidenschaft stand der Oberpriester, der Coibhi oder Coibhidruidh, dessen Stellvertreter bei den einzelnen Völkerschaften die jährlich gewählten Fürsten waren und dessen Sitz bei den Carnuten in einem heiligen Haine sich befand.

Die Druiden waren Mitglieder des Adels und nur freie Jünglinge konnten aufgenommen werden, wie noch in König Howels Gesetzen dem Sohne eines Bauern untersagt wird, den Bardismus zu erlernen ohne Erlaubniß seines Herrn, weil die Ausübung der Kunst Freiheit heischte und brachte. Die Lehre war, wie schon Cäsar bemerkt, nur mündlich und weil, wenn sie aufgeschrieben worden wäre, ein Verrath des Geheimnisses eher zu befürchten stand. Die Lehrzeit dauerte zwanzig Jahre. Die Druiden waren verheirathet und lebten unter den Andern und ihr Bestreben war, den Andern als sittliche Vorbilder zu dienen; sie standen in dem Rufe der höchsten Gerechtigkeit. Nur die Senanen lebten in den heiligen Hainen in klösterlicher Genossenschaft. Auch eine Art Frauenklöster gab es, wie die neun Barrigenen auf der Insel Sena, die Keuschheit gelobt hatten, und die Sanninenfrauen, die auf einer Insel der Loire beisammen wohnten, von wo aus sie ihre Männer zuweilen auf dem Lande besuchten.

Die Druiden hatten ihre Ordenstracht, die sie vor den Andern auszeichnete, so wie auch jeder Grad seine besondern Abzeichen hatte. Die Kleider der Druiden waren weiß; die Barden trugen braune Kleider und einen Mantel, den ein hölzerner Haft schloß. Die Kopfbedeckung war eine Mütze, wie sie noch jetzt in Bearn getragen wird. Das Haar trugen die Druiden kurz, den Bart lang. Eigenthümlich war ferner den Druiden der lange Stab, Knöpfe, das in Gold gefaßte Schlangenei und auf den Schuhen das Pentalfa, oder, wie es in Süddeutschland noch heißt, der Drudenfuß.

Die Druiden waren zwar frei vom Kriegsdienste, aber als die Römer die Insel Mona angriffen, standen die Druiden mit in der Schlachtreihe, riefen dem Feinde Verwünschungen, den ihrigen Muth zu und brannten heilige Feuer. Die Druiden waren in mehrere Classen getheilt, in die Senanen, Eubuten und die Barden.

Die Senanen beschäftigten sich mit dem Studium der Ethik, Politik und dem Rechtswesen. Nächstdem vertieften sie sich auch in metaphysische Weisheit. Ursprung und Ende der Welt, das Schicksal der Seele, Unsterblichkeit und Seelenwanderung, das waren wesentliche Gegenstände, die sie erforschten und die sie dem Volke vortrugen, wie denn namentlich die Lehre von der Unsterb-

lichkeit der Seele den keltischen Krieger so kühn in Gefahren machte. Von der Sittenlehre sind in den Bardenliedern noch genug Bruchstücke enthalten. Ein Lehrsatz, den Diogenes Laertius als den Senanen eigenthümlich mittheilt, heißt: Bete die Götter an, thue nichts Böses und sei mannhaft. Die Bardenlieder enthalten namentlich auch Lebensregeln *), wie: im Unglück ist der Freund am stärksten; ein Geheimniß zu bewahren weiß nur der Kluge; weh dir, für eine unbedeutende Gefälligkeit erwirbst du nur Undank; der Tugendhafte und der Glückliche stehen in gleichem Alter; vertraue auf die Gottheit, sie wird dich nicht täuschen, noch wird sie, wenn du im Unglück bist, dich länger im Unglück lassen; Geduld ist das schönste Licht des Mannes; wer Nichts gelernt hat, kann kein Genie seyn; die Gottheit wird segnen den Fleiß der Menschen. Die Gottheit selbst kann nichts Gutes thun an den Bösen. Kein Mensch kann die Unglücksfälle voraussehen, denen sein Besitzthum ausgesetzt ist. Unverschämtheit gelangt nie zur Sicherheit. Glück kommt oft nach dem Unglück. Alles währt seine Zeit. Den Unschuldigen zu täuschen ist erbärmlich. Kein Mensch wird je gedeihen durch Schlechtigkeit. Auf Gott allein laßt unsre Hoffnung uns setzen. Der Dieb ist ein Freund der Finsterniß. Glücklich der Mann, der kein Unrecht gethan. Der Unverschämte wird leicht in ein Unglück gelockt. Nichts Gutes ereignet sich den Lüsternen. Ein alter Groll endet oft mit Blut. Ein Fehler wird am ersten bemerkt bei den Fürsten. Gieb weniger Acht auf das Ohr als auf das Auge. Die schmerzlichste Krankheit ist die des Herzens. Die Führer der Menge sind selten lange im Amt. Groß ist die Anzahl der Freuden, welche eine goldene Zunge verheißt. Hüte dich, Etwas zu verachten. Verwehre dir nicht den Blick in die Zukunft, aus Vorsicht für die Gegenwart. Stolz ziemt sich nicht für den Herrscher. Erkenne freimüthig die Vorzüge des Besseren an. Ein nützlicher Beruf ist wohlthätiger als ein Schatz. Der Gast wird bewirthet, wenn er auch nicht eingeladen ist. Vielfach sind die Fehler der Unbeliebten. Müssiggang ist unwürdig des Gesunden. Der Anmaßung folgt lange Entmuthigung nach. Ein Zustand der Angst steht auf gleicher Stufe mit wirklicher Armuth, aber Heiterkeit folgt nach, wenn der Regen vorbei ist. Unter den Kindern derselben Pflege wird selten Gleichheit gefunden. Der Mann, der nicht an Gott glaubt, ist unfähig des Verstandes. Wer die Einheit der Gesellschaft zerstört, ist ihr Schandfleck, die Niederlage des Mutterleibes, der ihn getragen, und der Fluch seines Landes. Leicht geschieht eine Verschwendung, darum habe Acht auf die Verwaltung. Ein Gewerbe ist berechnet für die Gesellschaft und ein Geldsack für die Verbannung. Die Gründung einer Stadt ist der Ruin der Einöde.

*) Eckermann I. 45.

Die Senanen wurden von den Römern als die Richter und Verwaltungsbeamten der gallischen Völkerschaften vorgefunden und in dieser Hinsicht konnte auch Cäsar von einem Senate der Häduer und anderer Völker sprechen. Als das Land römische Provinz wurde, ließen die Römer, welche derartige Einrichtungen nicht störten und für ihre Zwecke benutzten, diese Senate bestehen, ja sie konnten ohne dieselben kaum auf dauernde Herrschaft rechnen. Das Verhältniß blieb, als die Franken die Nachfolger der Römer in der Herrschaft über die Gallier wurden. Daher erschienen noch im 6—8. Jahrhundert so viele senatorische Familien in Gallien und aus diesen Familien entsprangen alle Bischöfe von Tours, Poitiers, Dijon, Clermont u. s. w. Aus ihnen gingen auch die ältesten Professoren der gallischen Schulen hervor, als das Christenthum zur Staatsreligion erhoben worden war und der Gottesdienst aus den geheiligten Hainen in steinerne Kirchen übertragen wurde *).

Diese Senanen beherrschten das Volk namentlich durch den Bann, den sie, wie Cäsar schon sagt, über die Ungehorsamen verhängten; unter sich blieben sie durch die alljährlich in dem heiligen Haine an den Gränzen der Carnuten abgehaltenen allgemeinen Versammlung in Zusammenhang.

Wenn die Senanen die Pfleger der eigentlich weltlichen Macht der Druidenschaft waren, so ist die zweite Classe derselben, die Eubuten, als die eigentliche Geistlichkeit zu bezeichnen, welche durch Astronomie, Geometrie, Naturkunde und Medicin, mit einem Worte durch ihr Wissen dem Volke nützlich, aber auch überlegen, ja nöthigen Falls selbst furchtbar sich zu machen verstand. Sie waren die Zeitordner, Feldmesser, Aerzte, dann aber auch die Wahrsager und Rathgeber in Bezug auf künftige Ereignisse und hatten somit Gelegenheit, in die innersten Verhältnisse der Familien wie der Einzelnen einzudringen und die Handlungsweise derselben so zu lenken, wie es dem Nutzen des Ganzen angemessen war. Ihnen war bei dem Cultus die wesentlichste Rolle zugetheilt, bei dem Opfer, den Festen und Weihungen, unter denen die Gewinnung des zauberkräftigen Schlangeneies eine der wichtigsten war. Sie fertigten die Amulete, als Anhängsel, Ringe, sie leiteten die Beschwörungen und die Erforschung der Zukunft durch Beobachtung der sichtbaren Naturkörper und der atmosphärischen Erscheinungen, und das Volk glaubte an ihre Herrschaft über dieselben **).

Die Barden waren die Sänger, die durch drei Tropfen aus

*) S. die Nachweisungen bei Eckermann I. 48.

**) Eckermann I. 56. ff. Ich erinnere noch an die deutschen Sagen vom Schlangenkönig und seiner goldenen Krone, die er gern auf bleichende Wäsche legt und sich dann wohl entwenden läßt, wenn er, ihrer Last ledig, dem Spiele sich hingiebt.

dem Zauberkessel der Göttin Ceridwen den Blick in die Zukunft erhielten. Wenn nun die Senanen die Statswissenschaft und Ethik, die Eubuten die Natur und die Medicin zum Gegenstande ihrer Studien machten, so beschäftigten sich die Barden vorzugsweise mit der Geschichte des Staates und des Volkes. Ihr Geschäft war es, den Ruhm der Erlauchten zu erhalten, die großen Thaten der Mächtigen zu preisen. Sie hatten dazu die Harfe, deren nationaler Name Telyn ist und welche in den brittischen Inseln Jahrhunderte lang, ja bis auf den heutigen Tag, wenn auch in weiter ausgebildeter Gestalt, in Ehren geblieben ist. Die Barden begleiteten die Fürsten und die Heere in den Krieg. Sie waren zwanzig Jahre lang bei den Senanen in der Lehre und standen wegen ihrer Gerechtigkeit in hohen Ehren. Sie hatten aber auch wesentlichen Antheil am Götterdienst. Als die altbrittischen Fürsten von den siegenden Sachsen nach Armorica (der Bretagne) vertrieben wurden, waren die Barden ihre Begleiter. Hier erhielt sich der Orden noch mehrere Jahrhunderte lang fort. Aber auch in Wales erhielt sich das Bardenthum nach dem Untergange der Druiden noch bis zum Aufhören des Staates durch Eduard I. im Jahre 1282. Von dorther stammt auch eine Sammlung von Bardischen Liedern und Gedichten, die unter dem Titel the myvyrian archaeology of Wales im Jahre 1801—1807 in London bekannt gemacht worden sind. Der erste Band enthält allein 127 Lieder der ältesten Barden vom 5—10. Jahrhundert, darunter die des Aneurin, des Taliesin, des Blywarch Hen und des Myrddin, die sämmtlich dem 6. Jahrhundert angehören *). Hier ist denn auch Ossian zu nennen.

Endlich ist auch der weiblichen Mitglieder der Druidenschaft zu gedenken, unter denen die Frauen der Senanen die erste Classe bildeten, wie sie denn sogar bei öffentlichen Angelegenheiten, wie bei Friedensschlüssen, zugezogen wurden und von denen in den dames souveraines des pensées sich noch Nachklänge finden **). Den Eubuten aber würden die neun Jungfrauen auf der Insel Sena entsprechen, von welchen Mela (III. 6.) sagte, daß sie ewige Jungfrauschaft gelobt, mit besonderm Geiste begabt sind, daß sie Meer und Wind durch ihre Lieder aufzuregen vermögen, daß sie sich beliebig in Thiere zu verwandeln und zu heilen verstehn, was Anderen unheilbar ist. Sie wissen das Künftige und verkünden es den Fragenden. Aehnliche Eigenschaften legt ein bretagnisches Lied der Heloise bei.

Wenden wir uns nun zu den religiösen Ansichten der Kelten und zwar zuvörderst zu der Lehre von den Göttern.

---

*) S. Mone Gesch. des nordischen Heidenthums II. 427. und Eckermann I. 129. ff.

**) Eckermann I. 93. ff.

Cäsar *) berichtet Folgendes. Als Gott verehren die Gallier vorzugsweise den Mercurius; er hat die meisten Gottesbilder, ihn halten sie für den Erfinder aller Künste, für den Lenker der Wege und Straßen, für den kräftigsten Helfer im Geldgewinn und Handelschaft. Nächst diesem verehren sie Apollo und Mars, auch Juppiter und Minerva, von denen sie ziemlich dieselben Ansichten haben wie die übrigen Völker, nämlich daß Apollo die Krankheiten vertreibe, Minerva Handwerke und Künste überliefert habe, Juppiter die Herrschaft der Himmlischen und Mars die Kriege lenke. Ihm geloben sie meistens, wenn sie ein Treffen liefern wollen, das, was man in der Schlacht gefangen nehmen wird; was sie besiegen und die gefangenen Thiere opfern sie ihm. Die übrigen Sachen werden auf einen Ort zusammengebracht. Man kann bei vielen Völkerschaften an den heiligen Orten Hügel sehen, die aus solchen Sachen aufgeschichtet sind. Wer von so geweihter Beute Etwas verheimlicht oder gar entwendet, wird mit Kreuzigung, als der härtesten Strafe, hingerichtet. Alle Gallier sagen, daß sie vom Vater Dis erzeugt worden, und daß die Druiden ihnen dieß überliefert haben. Deßhalb berechnen sie auch alle Zeitabschnitte nicht nach der Zahl der Tage, sondern nach Nächten. So halten sie es mit Geburtstagen und Monatsanfängen und die Tage folgen dabei auf die Nächte.

Daß Cäsar die Religion seiner Gegner in seiner Weise auffaßte und zwar nach dem, was er davon sah oder durch Gefangene vernahm, ist allerdings ganz naturgemäß. Daher stehen seine Nachrichten mit dem, was keltische Sagen berichten, eben so sehr in Widerspruch, wie mit den Erklärungen der neuern Forscher. Die druidische Göttersage nahm in den verschiedenen Landen, wo sie heimisch war und wo sie hingebracht wurde, fremde Elemente in sich auf und andere wurden ihr erst durch Griechen und Karthager im Süden, durch die Römer und Germanen vom Osten her zugebracht. Daher eine große Menge Localgottheiten mit römischen Namen im eigentlichen Gallien, wie die Diana der Treverer, die Deana Abnoba und Arduina, die Dea Aventia, Dea Vesunna; daher außer den von Cäsar namhaft gemachten Göttern auch noch Vulcanus, Castor, Pollux, Herkules auf den Denkmalen, neben eigenen Namen, wie Belenus, Taranus, Hesus, Eurypses u. s. w.

Neuere Forschungen haben indessen zu dem Ergebniß geführt, daß die vielen Götternamen in den männlichen Gott Hu und die weibliche Gottheit Ceridwen zusammenfließen. Hu ist der Erbauer der Welt, der seinen Felsentempel gegründet im Schooße der Ceridwen, den ewigen See, in der die Welt wie ein Schiff schwimmt, das er durch den Thierkreis führt. Er ist aber der Herr der Flu-

*) B. G. VI. 12.

then, Tyr, wie er der Herr und Helfer in Kriegsgefahr ist. Er ist Herr des Feuers und alles Lebens *).

Ein überaus reicher Schatz von Symbolik und Sagen umgiebt diese beiden Urwesen des Druidenthums, mit welchen alle Erscheinungen der sichtbaren Natur in Beziehung gebracht sind; die himmlischen Körper, die Geister der Verstorbenen, Thiere und Blumen, Alles ist in den Kreis dieser Sagen gezogen, die sich zum Theil bis auf den heutigen Tag im Volke erhalten, ja zum großen Theil eine christliche Färbung angenommen haben und als Aberglauben Einfluß auf die Handlungen und Gesinnungen der Menschen üben. Wir dürfen annehmen, daß selbst die christliche Priesterschaft, wollte sie anders Einfluß auf die Bekehrten gewinnen, sich diese Sagenwelt zu eigen machen mußte, und daß daher vielleicht sogar der außerordentliche Cultus, den das romanische Mittelalter der heiligen Jungfrau zuwendete, in druidischen Sagen von der Ceridwen seine Begründung hatte. Ein näheres Eingehen in diese mystisch-phantastische Welt würde uns jedoch zu weit abführen von dem Ziele und ich kann um so eher mich einem andern Gegenstande zuwenden, als ich hier auf andere gediegene Forschungen verweisen kann *).

So wenig, als die sterblichen Menschen der keltischen Völker steinerne Wohnungen hatten, eben so wenig hatten sie den unsterblichen Göttern dergleichen errichtet. Der Gottesdienst hatte seinen Sitz vornehmlich, um ihn den Augen der ungeweihten Menge zu entziehen, an entlegenen Orten, auf heiligen Inseln und in heiligen Hainen. Auf den heiligen Bergen aber nahm man diejenigen Feierlichkeiten vor, die dem ganzen Volke sichtbar seyn sollten.

In Gallien war eine Insel der Loire der Sitz heiliger Frauen, unter den brittischen Inseln war Man, in den druidischen Zeiten mit heiligen Föhrenwäldern bedeckt, das für den Mittelpunkt galt, wo das Grab des Hu liege. Die französischen Inseln Guernsey, Jersey und Sain waren noch lange, nachdem das Christenthum auf dem Festlande herrschend geworden war, Hauptsitze der Druiden. Auf den bewaldeten Loireinseln Aindre und Aindrette unterhalb Nantes, so wie auf die Insel Barbara in der Saone waren druidische heilige Orte, aus denen sich die christlichen Bekehrer Mittelpunkte ihres Wirkens zu schaffen wußten **).

In den Landen druidischen Glaubens gab es viele heilige Haine als Sitze des Cultus und der heilige Hain der Carnuten war der Sitz des obersten Vorstehers der Druiden. Nächstdem hatte wohl jede Völkerschaft ihren heiligen Hain, in dessen Schatten die schlichten Wohnstätten der Eubuten waren und wohin sich auch

*) S. außer Mone (a. a. O.) Eckermann's Religionsgesch. IV. Abth. 2.
**) Eckermann II. 80. ff.

die Senanen und Barden zu den bestimmten Zeiten begaben. So war bei Marseille ein berühmter Eichenhain, von welchem Lucanus eine prachtvolle Beschreibung liefert *).

Bei den keltischen Völkerschaften war die Eiche der heilige Baum **) und deßhalb die heiligen Haine vorzugsweise Eichenhaine; auch mehrere christliche Kirchen Großbritanniens waren in Eichenhainen oder in der Nähe einzelner heiliger Eichen erbaut und erbten somit die an die Oertlichkeit seit uralter Zeit gebannte Verehrung und Würde. In Irland hat das Volk noch jetzt eine unbegränzte Verehrung für Alles, was von Eichenholz ist, und es ist der stete Wunsch des Iren, in einem Sarge von Eichenholz begraben zu werden, aus dem seine Lade, sein Stock gemacht sind. Er singt von der Eiche: Als aus der neugeformten schwarzen Erde das Geschlecht der Pflanzen entsprang, da erhob sich die irische Eiche von altem Adel, der königliche Baum des Waldes. Der Eiche Heil, dem irischen Baume und irischen Herzen drei mal drei. Ihr Laub vertrocknet, wo der Sclave der Despotenmacht ein Opfer bringt; aber die unbewegliche Eiche lebt mit dem Braven dem Boden treu in Herrlichkeit. Unsere Druidenbräuche haben ausposaunt ihren Ruhm, unsere Barden haben gesungen den edlen Baum, unsere Segler gewannen unsterblichen Namen, auf ihren Bohlen geboren zum Sieg u. s. w. ***).

Außer der Eiche waren auch noch andere Bäume, namentlich die Fichte, heilig.

Als Denkmale des druidischen Cultus haben sich namentlich die Felsen und Steinsetzungen im nördlichen Europa erhalten, die einen ungeheuern Aufwand von physischer und mechanischer Kraft erfordert haben müssen. Sie sind sehr mannigfaltig und wir finden deren, die aus isolirten Pfeilern, Platten und Felsblöcken bestehen, sowie auch Denkmale, die in gewisser Ordnung aus Steinblöcken zusammengestellt sind †).

Die einzelnen Steinpfeiler, im Wälischen Menhir, im Schottischen und Angelsächsischen Harestanes und Harenstones, im Scandinavischen Bautastenar und Steenpilare, in Frankreich auch Frauenspindeln genannt, sind 10—15 Fuß im Durchmesser und 20—58 Fuß lang. Sie sind nicht glatt bearbeitet und laufen nach oben spitz zu; oft findet sich auf dem Gipfel eine Höhlung, in welcher Feuer gebrannt haben könnte; einige sind durchlöchert, andere gerieft und

---

*) Lucan. Pharsalia III. 399. — 425.

**) Eckermann II. 84. ff.

***) Eckermann II. 85.

†) Eckermann II. 27., besonders aber für Deutschland die überaus fleißige Arbeit von Chr. Keferstein in seinen Ansichten über die keltischen Alterthümer, unter Anderm S. 263. die versuchte Classification der Denkmale.

unter einigen hat man Menschenknochen gefunden. Ihr Zweck ist nicht erklärt.

Die liegenden Felsplatten dagegen, in welche hand- oder fußartige Vertiefungen, eine oder mehrere Rinnen oder Löcher eingehauen sind, nimmt man, ebenso wie die einzeln vorkommenden Blöcke, für Altäre, von denen wohl manche in der Zeit des Druidenthums mit Hainen umgeben seyn mögen.

Demnächst kommen nun aber auch ganze Pfeileralleen vor, die vielleicht den Eingang zu dem heiligen Haine bezeichnet haben; während an den Orten, wo mehrere Pfeileralleen neben einander stehen, die Spur vom inneren Heiligthume zu suchen seyn dürfte. Das großartigste Werk dieser Art ist die Burg Karnak in der Bretagne, wo 11 Pfeilerlinien in 10 Pfeileralleen ein schlangenförmiges Parallelithon bilden, das über 2 deutsche Meilen fortlief und aus 11,000 Pfeilern bestand, von denen noch 4000 übrig sind. Das Denkmal stand mit mehreren Altären und Grabhügeln in Verbindung. Die höchsten Pfeiler sind 21—22 Fuß über der Erdoberfläche, Breite und Dicke richtet sich nach der Höhe. Das Denkmal, das man wegen der 11 Pfeilerkreise mit astronomischen Ansichten in Zusammenhang gebracht hat, zog sich an der Küste in dürrem Sande hin. Die Pfeiler stehen ohne Unterlage und einige bewegten sich im Winde. Die Bretonen nennen das Denkmal Ti-Goriquet oder Cornandonet, das Zwergenhaus, und man hält dasselbe wohl mit Recht für den Haupttempel des Landes. Als Erbauer nennt die Sage die Crions oder Goriks, kleine 2—3 Fuß hohe, aber sehr kräftige Zwerge, die viel stärker sind, als die Menschen und die auch um das Denkmal nächtliche Reigen aufführen. Reisende, welche sich ihnen nähern, erfassen sie und reißen sie im wilden Tanze mit sich fort, bis jene unter gellendem Gelächter der Zwerge niederstürzen und todt bleiben. Die Sage läßt hier einen ungeheuern Schatz verborgen sein *).

Es finden sich in Frankreich noch mehrere ähnliche, aber bei weitem minder umfangreiche Denkmäler, z. B. in Toull-Inguett, die sich 1800 Fuß lang ausdehnen, in Ouessant, die 300 Fuß lang sind. Unter dem Cromlechs von Großbritannien ist das intressanteste, das Stonehenge **) bei Salisbury, das Choir Gawr, die

*) S. Eckermann II., Caylus recueil d'antiqú. VI. 381. ff. Pr. Merimé notes d'un voyage dans l'ouest de la France, Par. 1836. S. 232. ff. und Caylus recueil d'antiquités T. VI. Pt. 120. 121.

**) Mone Gesch. des nördl. Heidenthums II. 439. ff. und bes.: Inigo Jones the most notable antiquity of great Britain vulgarly called Stoneheng on Salisbury plain restored. To which are added the Chorea gigantum or Stone Heng restored by the Danes by Dr. Charleton and Mr. Webbs etc. 2. Ausg. Lond 1725. Fol. Dann Choir Gawr the grand orrery of the ancient Druids commnoly called Stonehenge

große Kirche vom Volke genannt wird. Der Grundriß des Stonehenge zeigt zuvörderst einen Kreis von 30 großen Steinpfeilern, innerhalb deren ein Kreis von 40 kleineren steht. Diese umschließen das innere Heiligthum, das in einem von fünf großen Doppelpfeilern gebildeten, nach dem Eingange zu geöffneten Halbkreise besteht, vor deren innern 19 kleine Pfeiler stehen, die dem Altare zum Hintergrunde dienen. Die großen Pfeiler waren mit großen viereckigen Steinen von 16—17 Fuß Länge belegt, die einen Sims oder Kranz von mehr als 300 Fuß Umkreis bildeten *). Ein Dach hatte der Tempel nicht. In der Nähe befand sich eine Rennbahn, die eine schiefe Ebene von 10,000 Fuß Länge und 350 Fuß Breite hatte und mit zwei Gräben an der Seite eingefaßt war.

Es giebt in England noch mehrere derartige kreisförmige Steinpfeilerreihen, z. B. bei Little Salkeld, wo noch 67 Pfeiler von 10 Fuß Höhe und 15—16 Fuß Umfang stehen, die einen Kreis von 120 Schritt bilden. Bei Stanton Moor in der Grafschaft Derby finden sich kleinere Steinkreise **), dergleichen auch in Deutschland vorkommen. Die celtischen Antiquare nennen diese Steinkreise Cromlech, von Crom der Kreis und Lech der Steinpfeiler, die deutschen aber Hünenbetten ***). Letztere finden sich theils kreisrund, theils eirund, achteckig und vierseitig, oft in die Länge gezogen, von 10—400 Fuß. Die Zahl der Steine kommt zuweilen auf 200. Der Binnenraum ist oft gepflastert und trägt einen Altar oder auch kleinere Steinkreise. Der Eingang ist meist durch einen quer über die Pfeiler gelegten Stein, oft aber auch durch eine Doppelreihe von Steinpfeilern bezeichnet, welche von Außen her zum Tempel leiten. Die Hünenbetten liegen gewöhnlich auf freien, etwas erhöhten Puncten, theils einzeln, theils in kleineren und größeren Gruppen, zuweilen viele nahe an einander. Im Innern derselben hat man keine Gräber, wohl aber Bruchstücke thönerner Gefäße und steinerner Werkzeuge gefunden.

Noch seltsamer und schwerer erklärbar sind die **Wagsteine**, pierres branlantes, Logans, Loganstones, Rockingstones, Rockestene, die dem Druidenthume ganz eigenthümlich anzugehören schienen. Es sind meist große, eiförmige Felsstücke, wenigstens unten

on Salisbury plain, astronomically explained and mathomatically proved of be a temple erected in the earliest ages for observing the motions of the heavenly bodies by John Smith. Salisbury 1771. 4. Dazu die Archaeologia Brit. XIII. Ich gebe auf unserer ersten Tafel Grundriß und Seitenansicht, auf der zweiten aber eine Uebersicht über die französischen druidischen Denkmale nach den Mém. de la Société des Antiqu. de France.

*) S. Stukeley's Stonehenge Taf. XI.

**) Mone, nord. Heidenth. II. 440. ff. Eckermann II. 59.

***) Keferstein, Ansichten über die keltischen Alterth. S. 271. ff.

halbrund, die auf einer Ebene oder in einer schalenartigen Vertiefung dergestalt im Gleichgewicht liegen, daß sie nach jeder Seite bewegt, auch im Kreise herumgedreht werden können, ohne daß menschliche Kraft im Stande ist, sie von ihrer Unterlage herabzustürzen. Sie schwingen einige Zeit, zuweilen mit einem eigenen Tone. Die Wagsteine haben bis 80 Fuß Umfang und 5000—10,000 Centner Gewicht. In Frankreich und England sind die meisten vorhanden, der von West-hoadley in Sussex hat ein Gewicht von 9700 Centnern*). Im hannöver'schen Amte Coppenbrügge befindet sich einer von 6000 Centnern, ein andrer auf dem Extersteine im Detmoldischen ist in neuerer Zeit durch eiserne Klammern festgemacht worden**). Solche Wagsteine kommen oft in Verbindung mit anderen Steindenkmalen vor, wie z. B. der Steinkreis Cairs Work in Hathersayn Moor in Derby viele Wagsteine von 13 Fuß Länge enthält. Zu Peak in Derby fand man durchschnittene und halbdurchlöcherte Steinkugeln, die zu beweglichen Unterlagen der Wagsteine dienten. Die Brinham Rocks in York sind ungeheuere Wagsteine auf einer oder zwei Unterlagen, wobei einer dieser Steine von 46 Fuß Umfang und 24 Fuß Höhe, der auf einer Unterlage von 2 Fuß 7 Zoll steht, offenbar durch Kunst von der angränzenden Felsenmasse abgetrennt ist. Nahe dabei sind Druidenkreise. Man hat diese Wagsteine mit den Ordalien in Verbindung gebracht. Bei Poitiers befindet sich ein Wagstein von 25 Fuß Länge und 17 Fuß Breite, nicht weit davon ein kleinerer. Dorthin führte ein Mann seine Frau, die er im Verdacht der Untreue hatte, und setzte sie auf diesen Felsen der Wahrheit, den die Sage von Druiden errichtet seyn läßt. Der Gebrauch dieser Wahrheitsfelsen ist noch heute in der Bretagne gäng und gäbe, hat jedoch seinen Ernst verloren, weil alle Weiber das Mittel wissen, die Steinmasse in Bewegung zu setzen. In den Pyrenäen ist ein Wagstein, von dem das Volk glaubt, daß, wenn er in Bewegung gesetzt wird, Stürme, Gewitter und Regen entstehen***). Im Dorfe Mont la Cote bei Clermont ist ein Wagstein, den der Angriff von 50 Menschen nicht mehr in Bewegung setzen kann, als es die Hand eines Knaben thut. Die Sage läßt ihn von der heiligen Jungfrau hierhergebracht seyn.

*) Keferstein a. a. O. S. 276.

**) Dorow, Denkm. germ. und röm. Zeit in den rheinisch-westfäl Provinzen I. 22. ff. Chr. Gottl. Clostermeier, der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe. Lemgo 1824. 8. K. Th. Menke, Lage, Ursprung, Namen, Beschreibung, Alterthum, Mythus und Geschichte der Extersteine. Münster 1824 m. Abb. — Dann H. F. Masmann, der Eggestersteine in Westfalen. Weimar 1846. 4. m. Abb. — Auf der zweiten Tafel zu diesem Bande ist der Wagstein bei Rochefort abgebildet, den Dulaure im 12. Bande der Mém. de la Société des antiquaires de France S. 87. beschreibt. Er ist 22 F. lang, 8 F. dick und 16 F. breit.

***) Eckermann I. S. 6.

Die Steindenkmale von Poitiers soll die heilige Radegunde, andere die Feen an ihre Stelle gelegt haben *).

Eine andere Art religiöser Denkmale des Druidenthums sind die Steinthore aus zwei Pfeilern, die mit einem dritten in die Quere darüber gelegten verbunden sind; man nennt sie in Frankreich pierres levées. In der Bretagne stehen bei Aurac 150 solcher Steinthore, die man hier Lech a ven nennt. Das Stonehenge bei Salisbury ist eigentlich eine fortgesetzte Reihe derartiger Steinthore.

Noch einfacher sind die sogenannten Altäre, die in mannigfacher Gestalt vorkommen. Man hat deren, die aus 3 Pfeilern bestehn und eine platte Steindecke haben, andere haben mehrere Tragpfeiler und dann auch mehrere Deckplatten und sind 5—7 Fuß hoch, so daß ein Mann in die so gebildete Grotte treten kann. Manche Grotten haben 50—60 Schritt Länge. Die herrschende Form ist die viereckige, doch kommen auch runde vor, deren Pfeiler im Kreise stehen und eine runde Decke tragen; die Tragpfeiler sind sowohl plattenförmig, auch wie Pfeiler, als auch formlos. Die Dachsteine sind plattenförmig oder doch, wenn sie übrigens formlos sind, auf der Unterseite platt gearbeitet. Die obere Seite der platten Dachsteine zeigt oft eingehäuene Rinnen, Kreise und Löcher. Der Dachstein liegt nicht immer wagerecht auf den Trägern, sondern zuweilen schief, selbst mit einer Seite auf der Erde, oder, wie in der Elbgegend, zwischen den Trägern auf der Erde. Die Franzosen nennen diese Altäre Dolmen, vom Bretonischen Dolmen, Tafelstein. Die Höhe der Träger ist meist sehr gering und der Dachstein liegt fast auf der Erde auf, ja er ruht zuweilen auch ohne alle Träger unmittelbar auf dem Boden. Oft ist vor dem Altare ein platter Stein oder ein Pfeiler aufgerichtet. Auch die Altäre stehen auf freien Puncten und theils einzeln, theils in Gruppen beisammen, in einer Linie oder in einem Dreieck. Die Steine, welche dazu verwendet wurden, sind oft von ungeheuerem Gewichte **).

In welcher Beziehung die verglasten Burgen und die Druidenhäuser genannten Lis, hohe, runde, kegelförmige Thürme mit Thüre und Treppe, aber ohne Dach, zum keltischen Cultus standen, ist noch nicht ermittelt. Bei Errichtung der hohen Erdhügel dagegen, namentlich derer, auf welchen ein Dolmen oder anderes Steindenkmal sich befindet, möchte wohl etwas Aehnliches wie bei den Pyramiden der Mexicaner und Aegypter obgewaltet haben, nämlich feierliche Handlungen zur Anschauung des Volkes zu bringen. Bei Dieppe befindet sich ein Hügel von 45 Fuß Höhe und ähnliche kommen in

*) Dulaure des monuments celtiques appelés pierres branlantes in den Mém. des antiqu. de France XII. 74.

**) Keferstein a. a. O. S. 279. ff.

anderen Gegenden Frankreichs vor, die meisten im ehemaligen Herzogthume Burgund. In und bei diesen großen, zum Theil über 60 F. hohen Hügeln hat man theils einzelne theils mehrere Gerippe bis zu 2000 gefunden, während auf andern christliche Capellen errichtet sind *). Waren dieß Grabstätten oder die Gebeine der geopferten Menschen? Die Gallier verbrannten ihre Todten in der Blüthezeit des Druidenthums.

Außer den durch Kunst hergestellten Bauten knüpfte sich aber auch an gewisse Berge, Felsen, Quellen, Flüsse und Bäume eine bestimmte Verehrung, die an gewissen Tagen stattfand und wovon sich Spuren bis in die neue Zeit erhalten haben **).

In Schottland findet man häufig runde und linsenförmige Glaskugeln, die als Abzeichen der Grade der Druiden angenommen werden, und zwar die blauen für vorsitzende Barden, die weißen für Druiden, die grünen für Eubuten, die dreifarbigen für die Schüler.

In Frankreich wie in den übrigen druidischen Landen findet man häufig Klingen aus Feuerstein und anderen Steinarten, die zum Theil durchbohrt sind und die man ebenfalls als Denkmale des druidischen Cultus angesehen hat. Diese steinernen Keile aber, die wir bei allen Völkern gefunden haben, die unter den japanischen Alterthümern eben so wohl erscheinen als unter den mexicanischen, die in Neuseeland wie auf den Tongainseln vorkommen, werden denn auch in Europa gar häufig, aber nicht blos in der Nähe geheiligter Städte oder in Grabstätten, sondern vorzugsweise im freien Felde gefunden. Diese Klingen sind theils aus Geschieben gefertigt, die man an den Fluß- und Seeufern in großen Massen abgelagert findet und die dann mehr oder minder durch Abschleifen geschärft und dem Zwecke gemäß bearbeitet sind, theils sind diese Klingen aus Feuerstein in bestimmte Formen zugehauen und oft vollständig zugeschliffen. In meinen mehrere hundert Exemplare umfassenden Sammlungen finden sich Klingen zu größeren und kleineren Aexten, die in einem Holzstiele befestigt wurden, Hohlmeisel und andere Meisel, ja Pflugschaare und dann auch Pfeil- und Messerspitzen, Dolch- und Lanzenklingen in allen Größen, wie wir ja auch jetzt unsere Metallwerkzeuge haben. Allerdings kommen noch heute auf den Südseeinseln Prachtäxte vor mit kostbar geschnitzten Stielen (s. C. G. IV. Taf. III. F. 1.), die man auf die Grabstätten der Häuptlinge stellt, allein ich habe aus den Reiseberichten nachgewiesen (C. G. IV. 295.), daß die übrigen Steinkeile den Gebrauch der metallenen vertreten mußten, ja zum Theil dort, wie im Nootka-

*) S. das Nähere bei Eckermann II. 49.
**) S. Eckermann II. 80. ff.

funde, noch jetzt vertreten. Ein Gleiches gilt von den bei den Franzosen und Engländern haches gauloises und celt genannten Bronzeklingen.

Wir wissen aus Cäsar, daß die Druiden an ihren Opferstätten und in den heiligen Hainen colossale Statuen aus geflochtenen Ruthen machten, die sie mit Menschen füllten und verbrannten. Eigentliche Statuen und Idole waren vor der Ankunft der Römer nicht vorhanden, wie denn die Steindenkmale ohne eigentliches Bildwerk gefunden werden. Die kleinen Idole sind aus gebranntem Thon, wie z. B. ein auf einem aus Binsengeflecht bestehenden Stuhle sitzendes Frauenbild mit starkgescheiteltem Haar und ganz bekleidet, das ein Kind auf dem Schooße hat. Man hat zwei dieser Bilder gefunden*). Solche mütterliche Darstellungen kommen bei allen Völkern vor, sobald sie überhaupt der Bildnerei sich zuwenden. Die größeren steinernen Bilder, unter denen die von St. Denis, gehören durchgängig dem römischen Zeitalter an.

Cäsar bemerkt, daß die Gallier dem Opferwesen sehr ergeben waren, und daß Menschenopfer bei ihnen stattfanden, was auch andere Schriftsteller bestätigen. Bemerkenswerth ist, daß man nur Verbrecher und Gefangene opferte, daß Freie Opfer gelobten und daß man oft eine große Anzahl von Menschen abschlachtete, indem man ihnen die Brust öffnete und das Innere beobachtete. Die Bäume der heiligen Haine wurden mit Blut besprengt sowie die aus Baumstämmen gemachten Götterbilder. Demnächst sammelte man die Eichenmistel, welche von den Druiden mit großer Feierlichkeit am 6. Tage des neuen Mondes mit einer Sichel abgeschnitten wurde. Der Priester trug ein weißes Gewand. Dann wurden die Opfer geschlachtet und aus der Mistel ein Heiltrank bereitet, der wider jegliches Gift half. In ähnlicher Weise sammelten weißgekleidete Druiden, aber durch Abbrechen mit der Hand, die Pflanzen Selago und Samolum; das Sammeln des Schlangeneies erwähnten wir bereits**).

So sehen wir denn bei den keltischen Völkern die Priesterschaft als die Vermittler der Gottheit, als die Ordner des Staates, die Pfleger der Gerechtigkeit, die Inhaber jeglicher Weisheit und Lehrer derselben. Sie waren die Astronomen und Naturkundigen, die Bewahrer der Geschichte der Nation, die Dichter und Lehrer der Dichtkunst, die Inhaber der Sage; sie waren die Künstler, namentlich die Baumeister und die Urheber der colossalen Denkmäler, der aufgeschütteten Hügel, wie der ungeheuern Steinkreise von Carnae und Salisbury, und der übrigen Bauten. Die ungeheuern Lasten, welche dabei bewegt werden mußten, setzen eine außerordentliche Willenskraft voraus, da die den Bauherren zu Gebote

*) S. Eckermann II. 57.
**) S. Mone's nord. Heidenth. II. 399. ff.

stehenden Mittel gewiß überaus einfach waren und nur in Menschenkraft, Hebel und Walze bestanden haben können. Die Bauherren verstanden es jedenfalls eben so gut, wie die Bramanen von Jaggarnaut (C. G. VII. 477.) und die Könige von Mexico (V. 216), das Volk dafür zu begeistern und seine Arme in ungeheurer Anzahl dazu darzubieten; die Spaltung der großen Säulen, ihre und der Decksteine Erhebung und Fortschaffung setzt einen unermeßlichen Aufwand voraus, worüber wir in Keferstein's Ansichten bes. S. 411 die interessantesten Mittheilungen finden.

Der Ueberreste der keltischen Literatur haben wir schon gedacht und der Leser findet Proben davon in Eckermanns Buche. Die Gallier hatten, wie Cäsar sagt, für die Schrift die griechischen Buchstaben, aus denen sich allgemach eine eigenthümlichere, den nordischen Runen ähnliche Schriftart entwickelt hat.

Fassen wir nun die Erscheinungen, welche die Kelten, deren Wesen sich in den Galliern für uns am reinsten darstellt, zusammen, so zeigen sie sich als ein kriegerischer Stamm, der die passiven Ureinwohner von Süddeutschland und Norditalien, Frankreich und den brittischen Inseln unterjocht hatte und in der Gestalt von Kriegsadel und Geistlichkeit beherrschte, ja von dem ein Zweig nach Kleinasien zog, die Gallogriechen oder Galater und im 3. Jahrh. v. Chr. da seßhaft wurde und noch einige Zeit seine senatorische Verfassung, in drei Völkerschaften getrennt, beibehielt. Während der Kriegsadel in früherer Zeit abenteuerliche Züge in die Ferne unternahm, pflegte und leitete die Geistlichkeit die Angelegenheiten des Staates und bildete sich einen Schatz von Wissen, den sie in theokratische Formen hüllte. Dürfen wir annehmen, daß die keltische Wanderung zwischen die iberische und pelasgische fällt, so würde sich auch das theokratische Element in den etruskischen Staaten erklären lassen, das Ursache war, daß der Pontifex maximus in Rom die älteste und dauernste Würde im Staate war, die sodann, als sie sich mit den herrschenden christlichen Ideen verbunden, noch einmal zur Anerkennung in ganz Westeuropa gelangte, nachdem das gallische Wesen in dem römischen untergegangen war. Wir dürften dann annehmen, daß die frühesten herrschenden Stämme über die passive Urbevölkerung Italiens keltischen Ursprungs gewesen wären, und daß sie von den nachfolgenden Pelasgern und den späteren Griechen erst überwunden werden mußten, ehe diese das hellenische Element dort heimisch machen konnten. Es würde somit die ursprüngliche theokratische und patricische Verfassung von Etrurien bis zu ihrer Quelle hin verfolgt seyn.

Der eigenthümliche Entwickelungsgang der italienischen Völker erhielt aber durch die Griechen, seit der pelasgischen ersten Einwanderung, eine andere Richtung und namentlich ist es die künstlerische Seite, die von dort aus ganz besondere Anregung fand. Wir sind daher genöthigt, ehe wir auf Italien übergehen, das seit dem zwei-

ten punischen Kriege in Rom den Mittelpunkt der europäischen Cultur erhielt, uns zuförderst nach

## Griechenland

zu wenden, das durch seine Lage in der Nähe von Asien wie von Aegypten dasjenige Land Europas ist, welchem die Segnungen der dort uraltheimischen Cultur zuerst zuflossen.

Griechenland ist vorzugsweise ein Gebürgsland, dessen nördlicher Anlehnungspunkt das im Süden der Donau von West nach Osten streichende Hämusgebürge ist; von hier aus ziehen sich nach Süden hin diejenigen Gebürge, die dem Lande als Grundfeste dienen. In einer vorhistorischen, ja vormythischen Zeit bildete vielleicht das schwarze Meer sowie das ägäische Meer einen Binnensee, der gegen Süden von einem Damme geschlossen war, als dessen hauptsächlichster Ueberrest die Insel Kreta sowie die Inseln Kythera im Westen und Rhodus im Osten zu betrachten sind. Nachdem die Wassermasse des schwarzen Meeres durch den Hellespont einen Ausweg gefunden, drängte sie in das ägäische Meer und bildete jenen tief in das Land hineingewühlten Meerbusen an der Küste von Thracien, Macedonien und Thessalien, dann durchbrach sie den Damm, von welchem die cykladischen Inseln ein Ueberrest sind. Endlich drang sie tief in die Küsten von Mittelgriechenland, des Peloponnes und der nördlichen Küste von Kreta ein, bis sie im Westen und Osten derselben einen Abfluß in das Mittelmeer fand. So entstand der große Reichthum an Buchten, die bis an den Fuß der Gebürge weithin reichen. An bedeutenden Flüssen hat Griechenland Mangel, die meisten, wie der Strymon, Peneus, Kephissos, Eurotas, Alpheus, haben nur einen kurzen Lauf; unter den Seen ist der kopaische in Böotien der bedeutendste, dem man schon in sehr alter Zeit Abzugskanäle in die See bereitete. Die fruchtbarsten Landstriche Griechenlands waren Thessalien, Böotien und einige Gegenden im Peloponnes. Der größte Theil, ja neun Zehntel des ganzen Landes sind ein gewaltiges Kalkgebürge, aus dessen wilden und mannigfachen Formen einzelne gewaltige Gebürge emporsteigen und das viele romantische Thäler und Schluchten darbietet *). Diese Schluchten und Gebürgsgegenden waren der Sitz wilder Thiere, und luden zur Jagd ein, während die Gebürgshänge für die Ernährung von Heerden sich eignen. Die gebürgische Lage bot aber auch den Einwohnern natürliche Festungen dar. Das eigentliche Lebenselement der

*) Ich verweise hier namentlich auf die Select views in Greece with classical illustrations by H. W. Williams. Lond. 1829. 2 Bände 4. und auf die lebensvollen Schilderungen in Hailbronners Morgenland und Abendland. Stuttg. 1841.



griechischen Völker war jedoch die See, die in frühester Zeit die Einwanderung von Kleinasien, in späterer den friedlichen Verkehr der Völkerschaften förderte und zu jeder Zeit eine Fülle von Nahrungsstoffen darbot.

Die See war es vor Allem, welche den Charakter der Griechen ausbilden half. Es fand auf derselben eine stete Anregung von Außen Statt, zunächst von Asien her, dann aber auch von Aegypten. Ferner waren die Griechen dadurch in den Stand gesetzt, ihren Ueberfluß an Thatkraft nach Außen abzusetzen und jene zahlreichen Colonien zu gründen. Es ist wohl zu beachten, daß die See sie mit cultivirten Völkern in Verbindung brachte und erhielt, und daß die nördlichen Gebürge eine bewährte Schutzmauer gegen die keltischen und skythischen Heerzüge darboten und sie vor gewaltsamer Zerstörung bewahrten.

Griechenland, Macedonien abgerechnet, war ein Land, das in der größten Länge an 50, in der größten Breite kaum 36 Meilen hat. An Flächeninhalt erreichte es kaum zwei Drittheile von Portugal, selbst wenn man die Inseln dazu nimmt. Das Griechenland theilt sich in das eigentliche Festland, das durch das Oetagebürge in ein nördliches und südliches getrennt wird, und in den nur durch die Landenge von Korinth damit zusammenhängenden Peloponnesus *). Der eigentliche Heerd der griechischen Cultur, die als Kunstblüthe für die gesammte europäische Menschheit so wichtig, ist das Gebiet von Athen und Korinth, was allerdings den Mittelpunkt von Griechenland bildet. An der Westküste des Peloponnesus in der heiligen Elis lag Olympia, derjenige Platz, den die Hellenen als gemeinsames Eigenthum, als ein Nationalheiligthum betrachteten. Hier war der Tempel des Jupiter in dem heiligen Hain, in welchem noch mehrere Tempel und dabei die Rennbahn für die Spiele sich befanden. Hier standen zu Plinius Zeit noch dreitausend Statuen, meist Werke der ersten Künstler, eine Kunstsammlung, wie sie seitdem noch nie wieder auf Erden vereinigt worden. Hier waren auch die Schatzkammern, welche die reichen Gaben der Städte bewahrten **).

Wenden wir uns nun zu den Menschen, welche Griechenland bewohnten, so drängt sich uns die Frage zunächst auf, welches waren die Ureinwohner, welches waren die Zustände, in denen sie von Einwanderern angetroffen wurden, haben sich Reste dersel-

*) S. Heeren's Ideen III. 1. 1. Sicklers Geogr. II. 1.

**) Ueber die Geographie Griechenlands sind nach den alten Schriftstellern Pausanias, Strabon und Plinius von neuern vorzugsweise zu nennen: Kruses Hellas. Leipzig 1826. ff. 3 Bde. 8. Dann die bei Sickler Handbuch der alten Geographie II. 1. nachgewiesenen Schriften, wozu noch die Reisen von Bory de St. Vincent (expédition scientifique de Morée. Par. 1836.), Fiedler, Roß und Russegger kommen.

den bis in die Zeit der späteren Blüthe des Volkes erhalten? Nun wurde aber Griechenland schon so früh und so oft von Außen her und zwar von zahlreichen Stämmen besucht, daß Reste der passiven Ureinwohner hier eben so wenig sich erhielten, wie in den orientalischen Reichen Vorder-Asiens. Es fehlten dem Lande die weiten Ebenen, wohin sie sich wenden und selbstständig erhalten konnten. Nun haben allerdings die Faunen und Satyren der griechischen Kunst eine Bildung, die der passiven Rasse eigenthümlich ist, auch hat die Göttersage noch Anklänge an Zustände, wie sie der passiven Rasse eigen sind, Götter sind die Lehrer des Ackerbaues, der Handwerke und Künste, ja Aeschylus läßt den Prometheus, der den Menschen das Feuer gegeben, ferner von sich sagen:

Eine lange Zeit
vermischten sie nach blindem Ungefähr
die Dinge, wußten nicht aus Ziegeln und
aus Zimmerholz im Sonnenlicht zu bauen;
den regewimmelnden Ameisen gleich
vergruben sie in finstre Höhlen sich.
Auch kannten sie kein sichres Zeichen, nicht
des Winters noch des Blüthenlenzes, noch
des fruchtbaren Sommers; ohne Kund und Wahl
hinlebend, bis ich sie des Sternenheers
Aufgang und schwererlernten Untergang
erkennen lehrte; auch der Zahlen Kunst
die nützlichste der Künst' erfand ich ihnen
und lehrte sie der Worte sichtbar Bild.
Der Musen Mutter, die Erinnrung führt'
ich also unter sie, die Alles wirkt.
Zuerst auch spannt ich große Thier' ins Joch,
die dienstbar jetzt zur Saumlast und zum Zug
den Sterblichen der schweren Arbeit Müh
erleichtern. Rosse zähmt ich durchs Gebiß,
am Wagen prangen sie, der Reichen Stolz.
Ja, ich erfand, kein Andrer thats vor mir,
Des Schiffers Wagen, der auf weitem Meer
des Leines Flügel vor dem Winde wölbt u. s. w.

Man nennt gemeiniglich die Pelasger*) als die Ureinwohner des Landes; die Pelasger waren in Asien, wie in Griechenland heimisch und gingen, durch die nachdrängenden hellenischen Stämme beengt, von Griechenland nach Italien über, wo sie die Anfänge der Cultur begründeten. Ich kann daher die Pelasger durchaus nicht als ein passives Urvolk betrachten, sondern nur die ältesten in Griechenland eingewanderten und herrschenden activen Stämme darunter verstehen, die zumeist von den Hellenen verdrängt

*) Die verschiedenen Ansichten über die Pelasger s. in Heerens Ideen III. 1. S. Kruse's Hellas I. 404. Otfr. Müller's Geschichten Hellenischer Stämme I. 437. Niebuhr's Vorträge über alte Geschichte Th. I. 243. v. Raumer's Vorlesungen über die alte Geschichte I. 271.

wurden, welche sich in vier Hauptstämme schieden, in Ionier, Dorier, Aeolier und Achäer. In Attika und Arkadien blieben pelasgische Familien zurück, verschmolzen aber bald mit den Hellenen. Unmittelbar nach den Pelasgern war der achäische Stamm der mächtigste und fast alleiniger Besitzer des Peloponnes. Allein die Dorier überwanden denselben unter Führung der Herakliden und beschränkten ihn theils auf das kleine, nachmals Achaia genannte Gebiet, sofern er auswanderte, theils brachten sie die Bleibenden in harte Dienstschaft. Die Hellenen aber schmolzen allgemach in zwei große Hauptstämme zusammen, den dorischen, der den Peloponnes und den größten Theil von dem Festlande inne hatte, und den ionischen, der Attika, Euböa und die kleinasiatische Küste zu seiner Heimath gemacht hatte. Diese beiden Stämme behaupteten ein jeder den ihm eigenthümlichen Charakter und wenn eine Vergleichung mit anderen Nationalitäten statthaft ist, so sind die ernsteren Dorier den Gothen, die Ionier den Franken ähnlich.

Treten wir nun den Erscheinungen des hellenischen Volkes näher, so müssen wir zuvörderst

**die Körperbeschaffenheit**

desselben ins Auge fassen, die uns durchgehends die edlen Formen der kaukasischen Rasse darbietet. Wer denkt nicht hierbei an die herrlichen Heroen- und lieblichen Frauengestalten, an die erhabenen Götterbilder der griechischen Meister. Es sind dieß Ideale, welche die Künstler nach den Vorbildern schufen, die ihnen das Volk in den Gymnasien und Kampfspielplätzen darbot. Diese Künstler stellten den menschlichen Körper in allen Lebensaltern, doch vorzugsweise idealisirt dar. Die Liebesgötter, die knochenwürfelnden Mädchen, die Genien, die halbwüchsigen Amoren, Ganymed, die Nymphen, der knabenhafte Apoll, wie Apoll, der kraftvoll erhabene Jüngling und der fröhlichem Lebensgenusse sich widmende Bacchus mit seinem übermüthigen fröhlichen Gefolge von Faunen und Satyrisken, dann die liebliche Aphrodite mit dem schmachtenden Augenpaar, sowie die kuhäugige erhabene Here, die strenge, fast jünglinghafte Diana, die denkende Pallas Athene, deren Sinn auf Erfindung und Forschung gerichtet ist, endlich der unbezwingliche Herakles, der schlankere Ares mit einer Muskulatur, welche die Härte und die elegante Biegsamkeit des Stahles in sich vereinigt, dann der Vater der Götter und Menschen Zeus, dessen Haupt in die Wolken ragt, alle diese Gestalten, so wie die der Heroen, dann der Sieger in den Kampfspielen, zeigen uns Formen, deren Urtypus der kaukasischen Rasse angehört. Sie zeigen uns Formen, wie die Natur sie nur selten an einem Individuum vereinigen mag und die namentlich durch ihre Harmonie entzücken. Das Klima, vorzugsweise aber die

Lebensart der Griechen trug jedoch wesentlich dazu bei, diese Formen zur harmonischen Entwickelung gelangen zu lassen. Adamantios, ein christlicher Arzt des 5. Jahrhunderts, sagt in seiner Physiognomie: Wenn man den hellenischen und ionischen Menschenschlag genau betrachtet, so bietet er ziemlich große Männer, die breit, aufgerichtet, wohlgebaut, von weißer Haut und blond sind. Sie haben mittle, wohlgeformte Muskeln, schlanke Schenkel, schönen Wuchs, einen eiförmigen Kopf, einen starken Nacken, blondes, feines, weiches Haar, ein viereckiges Gesicht, zarte Lippen, eine gerade Nase, blaue, feuchte, muntre, viel Feuer enthaltende Augen, wie denn das hellenische Volk unter allen andern die schönsten Augen hat.

Ein interessantes Gegenstück hierzu bietet der erste Brief des Aristänetus, eines Schriftstellers des 4. Jahrh.; er sagt von seiner Lais: Ihre Wangen tragen in dem Gemisch von weiß und roth den natürlichen Schimmer der Rosen, ihre feinen Lippen sind zart gespalten und röther als die Wangen. Ihre dunkeln Augenbrauen haben das reinste Schwarz, der Zwischenraum derselben begränzt die Augen ebenmäßig. Die Nase ist gerade und der Feinheit der Lippen angemessen, die Augen sind groß leuchtend, von reinem Lichte strahlend, das Schwarz darin sind die schwärzesten Pupillen. Das Weiße ist von hellem Weiß und die eine hebt den Glanz der andern Farbe. Das von Natur gelockte Haar gleicht der Hyazinthenblüthe. Aphrodites Hände haben sie selbst gescheitelt. Der Nacken ist weiß und dem Angesicht angemessen. Ihre Gestalt ist gehörig lang, ohne Gewand gleicht sie einer Statue. Ihr Gang ist gemessen, doch kurz, und gleicht der vom Winde sanft bewegten Cypresse oder Palme *).

Indessen ist nicht etwa anzunehmen, daß alle Griechen in solchen Formen dem Fremden entgegentraten; wenn diese scharfgeschnittenen Profile mit den steilen Nasen, den großen, etwas tiefliegenden Augen, den gelockten Haaren so oft vorkamen, wie wir sie noch heute im südlichen Italien finden, so belehren uns doch die Portraitbüsten, daß es auch andere Formen gab. Ein bekanntes Beispiel ist der Kopf des Sokrates, dessen Form selbst in unseren minder verwöhnten Augen allgemein für unschön gelten würde. In der Iconographie grecque von Visconti finden wir mehrere Gesichter, denen wir noch jetzt selbst in deutschen Städten oft genug begegnen, z. B. die des Aesop, Bias, Platon (Pl. 18.), Menander (Pl. 2.), Poseidippos (das.), Solon und Periander (Pl. 9.), und Anderer, während die Köpfe von Alcibiades (Pl. 16.) und Alexander (Pl. 39.) den künstlerischen Formen sich mehr nähern **).

*) Aristaeneti epistolae ed. Boissonade I. 1. dazu Kruse's Hellas I. 85.
**) Die dritte Tafel dieses Bandes enthält einige altgriechische, den Vasenbildern entnommene Gesichtsumrisse. Ueber die Neugriechen s. Morgenl. und Abend. I. 323.



Vor Allem aber muß das alte Griechenland reich an schönen Gestalten gewesen seyn, da die Jugend eine so sehr sorgfältige körperliche Erziehung genoß und die Nation für körperliche Leistungen so große Vorliebe und Anerkennung hatte. Dazu kam ihr steter Aufenthalt in freier Luft, die fortgesetzte Uebung körperlicher Fertigkeiten und die freie, den Körper wenig einengende Bekleidung, die eine gleichmäßige Entwickelung aller Gliedmaßen in keiner Weise hinderte.

Die geistigen Eigenschaften der Hellenen strahlen uns, nachdem Jahrtausende über ihr Grab hinweggeschritten, in den Werken ihrer Literatur und ihrer Kunst noch immer im glänzendsten Lichte entgegen. Der Grundzug des griechischen Charakters ist eine Lebendigkeit und Regsamkeit, wie sie sich bei einer Fülle von Mitteln und unter günstigen äußeren Verhältnissen bei keinem anderen Volke der Geschichte wiederfindet. Der Ausspruch eines griechischen Philosophen: „In gesundem Körper wohnt eine gesunde Seele" ist ganz vorzüglich auf sein Volk anwendbar. Eben so entwickelt und ausgebildet wie die schönen Körper der Griechen waren die mit den schönsten Anlagen begabten Seelen derselben. Ein durchdringender Verstand, eine von demselben beherrschte kraftvolle Fantasie, ein nimmer rastendes Streben nach Erkenntniß, gemischt mit einer seltsamen Leichtgläubigkeit, Eitelkeit und einem das Fremde geringschätzenden Hochmuthe, das sind Grundzüge in dem Charakter der alten Griechen. Trotzdem nun, daß die Griechen eine so große Vorliebe für ihr Land hatten, konnte doch Pausanias von ihnen sagen: Die Hellenen sind doch wirklich sehr sonderbar, wie sie alles Ausländische immer mehr anstaunen als das Einheimische. Denn, wie oft ausgezeichnete Geschichtschreiber die ägyptischen Pyramiden auf das Sorgfältigste beschrieben haben, wenn hat je einer das Schatzhaus des Minyas zu Orchomenos, je die Cyklopenmauern Tirynths nur irgend in Erwähnung gebracht? Werke, die doch in der That nicht minderer Bewunderung werth sind? (Pausan. IX. 36.) Pausanias schrieb allerdings in den Zeiten, wo sein Volk schon sehr gesunken war und wo die schlechteren Charakterzüge, wie Treulosigkeit, Undankbarkeit, Hinterlist, Neid, Schwelgerei in den Vordergrund getreten waren. Allein das Loos, das die größten und verdienstvollsten Männer in den beßten Zeiten der Blüthe des Volkes fast durchgängig erdulden mußten, dann das Hetärenwesen, die Päderastie, die gegenseitige, kleinliche Eifersucht der einzelnen Staaten unter einander — das sind die starken Schatten, welche das glanzvolle Bild des hellenischen Lebens hinter sich wirft.

Die vollendetsten Hellenen, im Guten, wie im Bösen, waren die Athener, gegen welche die in den rauhen Bergwäldern lebenden Aetolier als halb wilde Räuber, die vierschrötigen Böotier als ungeschliffene, ungelenke Bengel, die Thessalier als schmähsüchtig, die

Arkadier als Eicheln essende Grobiane erscheinen mußten *). Die Athener hielten sich für die ersten unter allen Hellenen und wurden auch als solche gern anerkannt, obschon die Korinther, bei denen freilich mehr Aeußerlichkeiten, wie sie die reiche Handelstadt gewährte, vorherrschten. Die Spartaner dagegen hielten an ihren starren Formen fest, wie sie der Kriegerstaat entwickelt hatte. Allen Griechen aber war gemeinsam der Sinn für das Schöne, was sie vor allen Völkern auszeichnet.

Wenden wir uns nun zu den materiellen Grundlagen des Lebens und zwar zunächst zu den

## Nahrungsmitteln,

so finden wir als vorherrschend die Pflanzenkost. Bei den Arkadiern genoß man in ältester Zeit vornehmlich die Frucht der Speiseeiche, quercus edulis, die nur auf Bergen wächst, in der Ebene nicht fortkommt und eine süße Frucht trägt **).

Im übrigen Lande wuchs Weizen und Gerste, aus denen man das Brot buk, das in jeder Beziehung die Grundlage aller Mahlzeiten bildete. Das Brot bestand aus kuchenförmigen Platten, die man in Körben aufbewahrte. Man bedeckte damit die Speisetafel und legte die übrigen Gerüchte, Fleisch und dergl. in mundrecht zugeschnittenen Stücken darauf, von welcher es die auf Sophas umherlagernden Männer, die auf den linken Arm sich stützten, mit den Fingern der rechten Hand hinwegnahmen und zum Munde führten. Von diesem Brote rissen sie Brocken ab, die sie als Löffel benutzten, um Brühen und Breie damit zum Munde zu bringen; das so benutzte Brod warf man dann unter den Tisch, wo es entweder die Hunde auffraßen, oder die Sklaven wegfegten. Messer, Gabel und Löffel wurden bei Tische niemals gebraucht.

In der ältesten Zeit saßen die Männer vor einzelnen Tischen und ließen sich hier von Mägden und Sclaven Fleisch und Brot auftragen. Allein später, als die asiatischen Sitten immer mehr Eingang fanden, speiste man liegend. Die Reinlichkeit erforderte, daß man vor und nach Tische die Hände wusch, die man an weiche Tücher trocknete. Man trug auch später eigne, unsern Schlafröcken ähnliche Speisekleider, Synthesis, die oft während der verschiedenen Gänge der Mahlzeit gewechselt wurden ***).

Außer dem Brote genoß man im alten Griechenland mehrere

*) S. Kruse's Hellas I. 382. und über die neuen Griechen: Morgenland und Abendland I. 322. und Brandis Mittheilungen aus Griechenl. I. 342.

**) Kruse's Hellas I. 350.

***) S. Böttiger's kleine Schriften herausg. v. J. Sillig. Dr. 1838. Th. III. 232. — 242., wo weitere Einzelheiten.

Arten von Obst, namentlich Birnen, Aepfel, Feigen und Granaten, Kirschen und Oliven; Citronen wurden zwar nicht gegessen, aber doch benutzt, die Orange kannten die Alten nicht, sie wurde zuerst im 16. Jahrh. von den Portugiesen aus China nach Europa gebracht. Kohl, Rettig, Lauch, Zwiebeln, Salat, Bohnen, Linsen, Malven, Melde, Melonen, Gurken, Portulack wurde gezogen und benutzt *).

Nächstdem ist der Oelbaum und der Weinstock zu erwähnen, von denen der erstere namentlich in Attika gepflegt wurde. Die Oelfrucht wurde wohl gegessen, namentlich aber zur Bereitung des Oeles verwendet, das einen namhaften Handelsartikel nach Asien darbot. Der Weinstock gedieh trefflich und gab reichliche Frucht. Berühmt war in ältester Zeit schon der Wein von Arne in Böotien, Histiäa in Euböa, Epidauros in Argolis und unter den Inseln in Lemnos. Die Bereitung des Weines glich der noch jetzt in Georgien (C. G. VII. 21.) üblichen, und man setzte Pinienharz zu, daher der mit dem Pinienapfel verzierte Tyrsusstab der Bacchanten **).

Das göttliche Salz wurde im alten Griechenland an mehreren Orten gewonnen, indem man das Seewasser abdampfte.

Von Thieren pflegte man vorzugsweise die Schweine, die man mit Gerste, Feigen, Erbsen, Eicheln, Birnen und Gurken mästete und an denen man den Rücken als das Leckerste betrachtete. Die stärksten wilden Schweine kamen auf dem Athos vor. Im Homer kommen fünfjährige Mastschweine vor. Kühe gediehen namentlich in Epirus, wo sie so groß waren, daß der Hirt sie stehend melken mußte. Auch benutzte man die Milch zu Butter und Käse. Schafe waren durch ganz Griechenland sehr häufig und von schöner Rasse, doch kleiner als die ägyptischen. Man fütterte sie mit Gurken, auf die man Salz streute, worauf man treffliche Milch erhielt, die man stets der Kuhmilch vorzog, auch Käse bereitete. Ziegen hielt man der Milch und des Fleisches wegen, das Fell benutzte man zu Schläuchen. Die Ziegenhirten am Oeta peitschten die Euter der Ziegen mit Nesseln, um gute Milch zu gewinnen. Die athenischen Weiden nährten vortreffliches Vieh ***). Von Wild war der Haase sehr beliebt. Vögel scheinen, Krammetsvögel ausgenommen, weniger beliebte Speise gewesen zu seyn, so wenig als Fische im Zeitalter des Homer. Später wurden sie eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel und wurden frisch gekocht und gesalzen gegessen.

Die Bereitung der Nahrungsmittel, des Brotes wie der

*) Kruse's Hellas I. 345. ff. Becker's Charikles I. 435. Vef. aber die Geoponica ed. I. N. Niclas. Lps. 1781. Buch 9. ff.

**) Kruse's Hellas I. 354. ff. Becker's Charikles I. 451. ff.

***) Kruse's Hellas I. 363. ff.



Früchte und Fleischspeisen, war Aufgabe der Hausfrau und ihrer Sclavinnen. Für besondere Fälle gab es Köche, die ein Gewerbe aus ihrer Fertigkeit machten. Die berühmtesten waren die sicilischen, wie es denn schon zu Platons Zeit ein sicilisches Kochbuch gab. Für den Nachtisch hatte man namentlich Oliven, Feigen, Nüsse, verschiedene Obstarten, Salz, das man mit Wohlgerüchen umsetzte und auf besondere Kuchen streute, sicilische Käse, Datteln, Mandeln und Kastanien *).

Im homerischen Zeitalter herrschte große Einfachheit in den Mahlzeiten, man begnügte sich mit Brot und gebratenem Fleische. Später entwickelte sich auch hierin der Sinn für das Angenehme und zwar vorzugsweise in der Handelstadt Korinth, während die Spartaner bei ihrer kraftvollen dunkeln Fleischsuppe blieben. Die böotischen Tische waren mit guter Kost reichlich besetzt. Die attischen Mahlzeiten sind einfacher und sie waren nur der materielle Haltpunkt für die geistige Unterhaltung der Gäste. Die Griechen arteten nie in das gemeine Laster der Gefräßigkeit aus, was bei den spätern Römern sich einfand.

Die Griechen hielten drei Mahlzeiten des Tages: Das Frühstück, nachdem man sich vom Schlafe erhoben, dann einen Imbiß um die Mittagstunde und die dritte und Hauptmahlzeit am Abend, das Deipnon. Diese Mahlzeiten waren einfach und nur wenn besondere Veranlassungen Gäste ins Haus brachten, oder Freunde an einem dritten Orte versammelt waren, fand ein eigentliches Mahl Statt.

Es ist gewiß, daß es in den Zeiten, wo der Handelsverkehr Griechenlands mehr Umfang gewann, in den Markt- und Hafenstädten Wirthshäuser gab, wo der Fremde, der keinen Gastfreund im Orte hatte, ein Unterkommen finden konnte. Eben so mag es auch Garküchen gegeben haben, wie es denn eben Köche gab **).

**Die Kleidung**

der Griechen unterschied sich von der unsrigen durch zweierlei; erstens, daß sie aus bei weitem weniger einzelnen Theilen bestand, dann, daß sie der Mode nicht unterworfen war ***).

Die Kleidung der Griechen zerfällt im Wesentlichen in zwei Arten; die zum Anziehen bestimmten Stücke, Endymata, und die Ueber- oder Umhängstücke, Epi- oder Periblemata.

Das einzige Endyma ist der Chiton, der nach mannigfaltigen Veränderungen bei den verschiedenen Stämmen endlich in der dori-

*) S. bes. Becker's Charikles I. 411. — 450. für die Einzelheiten.
**) Becker's Charikles I. 134. ff.
***) Becker's Charikles II. 307. ff., wo das Einzelne.

schen Form allgemein wurde. Der dorische Chiton war ein kurzes wollenes Hemd ohne Aermel. Die Jonier und besonders die Athener trugen dagegen längere, linnene Chitonen, die aber später kürzer wurden. Arbeiter und Sclaven trugen einen Chiton, der die rechte Schulter und Brust frei ließ. Später trug man unter dem Chiton noch ein Hemd, das bei den Männern Chitoniskos, bei den Frauen Chitonion genannt wurde.

Das Epiblema oder Periblema der Griechen, der Ueberwurf, war das Himation, ein großes viereckiges Tuch, das zuerst über die linke Schulter geworfen und mit dem Arme festgehalten wurde, dann im Rücken nach der rechten Seite über den rechten Arm oder unter ihm hinweg gezogen und wieder über die linke Schulter oder den linken Arm geschlagen ward. An der geschickteren oder ungeschickteren Art des Ueberwurfes erkannte man die feinere oder gemeinere oder nicht griechische Bildung seines Trägers. Die ältere Sitte gebot, die rechte Hand nicht frei, sondern im Gewande zu tragen. Das Himation sollte mindestens bis an die Knie reichen, oder noch darüber. In Sparta trug man einen kurzen Mantel von grobem Zeuche, den Tribon.

Zu Athen ging Phokion oft nur im Chiton aus, wie es die Knaben zu thun pflegten. Trat der athenische Knabe in das mannbare Alter, so erhielt er die Chlamys, die aus Thessalien oder Macedonien stammte. Sie wurde auf der rechten Schulter durch einen Knopf zusammen gehalten. Man trug die Chlamys auch auf Reisen.

Die Frauenkleidung bestand in dem langen, bis auf die Füße reichenden, weiten und daher Längefalten werfenden Chiton, mit oder ohne kurze Aermel von Linnen oder ähnlichem Stoff. Ueber dem Chiton trug man die Diplois, die Rücken und Brust bis auf den Hüftknochen bedeckte. Die Aermel erscheinen an dem eigentlichen ionischen Chiton völlig geschlossen und hängen als weite Säcke herab, oft aber werden sie auch von der Achsel an oberhalb aufgeschlitzt und durch Spangen zusammen geheftet, so daß der Arm sichtbar wird. Der ionische Chiton war gewöhnlich weit länger als der Körper, den er bekleiden sollte, und wurde daher durch den Gürtel so weit emporgehalten, daß er gerade bis auf die Füße reichte. Zuweilen war der Chiton unten besetzt.

Die Stelle des Schnürleibes vertrat eine Binde, Tainia, Mitra, Apo- und Stethodesmos, die zu Unterstützung der Brüste diente (s. Abbild. in Antichita d'Ercolano. Bronzi VII. 17. Caylus VI. 71. und 72.). Um einen zu starken Leib zu mildern, trugen die Frauen auch eine besondere Leibbinde, wie sie denn allerlei Mittel hatten, der Taille ein schöneres Verhältniß zu geben, wie eine Stelle aus einer Komödie des Alexis andeutet, wo von den Kupplerinnen gesagt wird:

Sie werden
— sich neue Dirnen, die den Künsten fremd noch sind.
Diese formen sie dann in Kurzem, so daß weder an Gestalt,
noch an ihrer Art und Weise, sie sich ferner ähnlich sehn.
Ist die eine klein von Wuchse, gleich wird Kork ihr in die Schuh
eingefüttert; groß ist jene; dünne Sohlen giebt man ihr
und das Köpfchen wird beim Gehen auf die Schultern hingesenkt:
dieß vermindert ihre Länge. Wenn es ihr an Hüften fehlt
wird das Fehlende durch Wülste zugesetzt und Jedermann,
der sie sieht, preist ihres Hintern Fülle. Ist ihr Leib zu stark,
helfen, wie Schauspieler tragen, falsche Brüste dem Uebel ab.
Denn indem sich dieser Ansatz hebet, wird des Unterleibs
Ueberfülle, wie mit Stangen, in sein Maaß zurückgedrängt.
Hat die eine feuerrothe Braunen, malt sie Kienruß schwarz,
eine andr' ist schwarz von Farbe; Bleiweiß streicht man dieser auf.
Uebermäßig blaß ist jene; ihr reibt man Zinnober ein.
Ist ein einzelner Theil vorzüglich; dieser wird mit Fleiß entblößt.
Hat sie etwa schöne Zähne, muß sie lachen früh und spät,
daß die Leute mit Bewundrung ihres Mundes Anmuth sehen.
Hat sie keine Lust zu lachen, bleibe sie zu Hause still,
und wie in der Fleischer Buden ganz gewöhnlich zum Verkauf
aufgestellte Ziegenköpfe, nehme sie von Myrten sich
ein gerades dünnes Hölzchen zwischen die Lippen in den Mund,
daß sie immer lächelnd grinze, mag sie wollen oder nicht*).

Der Ueberwurf der Frauen war wie das Himation der Männer. Der eigenthümliche Name war Ampechone oder Ampechonion, nicht aber Peplon, welches jedes Gewand überhaupt bedeutet.

Die Männerkleider waren durchgängig aus Schafwolle, bald dünner bald stärker gewebt. Für den Winter hatte man sehr dichte, zottige, flauschartige Stoffe, wie das für den Winter eigens bestimmte, Chlaina genannte Himation. Eben so hatte man aber auch Sommerstoffe. Die Frauen trugen außer wollenen und leinenen Stoffen auch Byssus oder Baumwollenstoff**). Auch Seidenstoffe trug man, namentlich florartige, feine, durchscheinende Stoffe, die aus Asien eingeführt wurden. Pelzwerk wurde von den Hirten in den Gebürgen getragen. In den Städten hatte man es nicht für gewöhnlich. Den ledernen Chiton trugen wohl ebenfalls nur Landleute.

Die ehrbaren Frauen und Jungfrauen trugen nur weiße Gewänder und in Athen mußten die Hetären sich durch bunte Gewänder vor diesen kenntlich machen. Auch die Männer trugen in der Regel naturfarbene Wollstoffe. Doch kommen farbige Gewänder bei feierlichen Gelegenheiten und außerdem dunkelfarbige Chitonen vor***). Der weiße Chiton war nächstdem oft sehr reich am

*) S. Friedr. Jacob's vermischte Schriften IV. 327.
**) Becker's Charikles II. 333. ff.
***) Becker a. a. O. II. 343. ff.

Saume gestickt, zuweilen war das ganze Kleid gemustert, gestreift und sonst farbig geschmückt. Derartige Verbrämungen waren theils angewebt, theils angesetzt, auch die Mäntel der Männer hatten bunte oder gemusterte Säume.

Die Fußbekleidung der Griechen beschränkte sich, was die Männer betrifft, auf den Aufenthalt außer dem Hause, und selbst der Gast legt sie ab, wenn er in ein anderes Haus kommt, wie der Orientale ebenfalls noch heutiges Tages zu thun pflegt. In Sparta gingen Alle, selbst im Winter, in den übrigen Staaten wenigstens sehr Viele stets barfuß, die dann nur bei besonderen Veranlassungen den Fuß bekleideten. Die einfachste Fußbekleidung war die Sohle, die mit Riemen an den Fuß befestigt wurde, die dann zu einem Lederstreifen wurden, der auf der Fußplatte auflag und oft mit Stickerei verziert war. Die Sohlen bestanden aus Rindsleder, zwischen dem man wohl auch Kork eingelegt hatte. Nächstdem kommen auch eigentliche Schuhe in unserm Sinne vor, die über einen Leisten für jeden Fuß besonders gearbeitet waren und deren Oberleder verlängert oft einen bis an die Wade reichenden Stiefel bildete. Die Frauenschuhe waren sehr mannigfaltig und jeder mit besonderem Namen bezeichnet. Gemeiniglich war die Fußbekleidung aus Leder, doch kommt auch Filz vor. Eine Art Socken und Schnürstiefeln erscheinen ebenfalls auf den Denkmälern *).

Die Kopfbedeckung der alten Griechen war sehr einfach. Im Hause und in der Stadt ging man ohne eine solche, weder Männer noch Frauen bedeckten ihr Haar. Auf Reisen und bei gewissen ländlichen Beschäftigungen trug man Mützen und Hüte. Zur Chlamys gehörte der Petasus mit abwärts gebogener Krämpe und rundem gewölbten Kopfe. Männer und Frauen trugen ihn auf der Reise. Die Kausia hatte einen mehr konischen Kopf mit horizontaler Krämpe. Diese Hüte waren aus starrem Stoffe. Die halbeiförmige Mütze oder Kappe dagegen, die sich noch jetzt bei den Schiffern der griechischen Inseln und in den Seestädten des Mittelmeeres erhalten hat, war aus dickem Wollstoff. Die kürzeren Kappen scheinen dem noch üblichen Feß ähnlich gewesen zu seyn, auch war die rothe Farbe schon in alter Zeit angewendet, wie denn Charon auf einem bunten Vasengemälde mit einer rothen Mütze erscheint.

Handschuhe wurden zwar nicht allgemein getragen, wie in einem nördlichen Klima, wo sie schon auf den niedern Stufen der Cultur die Noth machen lehrt, allein man kannte sie und für besondere

*) Ueber Beschuhung in Becker's Charikles II. 364. — 379. Dazu Böttiger's kleine Schriften III. 75. m. Abb. und die Beschuhung der modernen Griechen in Stackelberg's Trachten der Griechen.

Zwecke wandte man sie an, z. B. auf der Bühne, bei Gartenarbeiten u. s. w. *).

Als den schönsten Schmuck, wie als nothwendig zur Erhaltung der Gesundheit betrachteten die Griechen die Reinlichkeit. Doch hatten die alten Griechen noch keine so ausgebildeten Badeanstalten, wie wir sie im Oriente angetroffen haben, obschon man eigene Räume für diesen Zweck in eigenen wie in fremden Häusern vorfand, wo man gegen eine Bezahlung das Bad nehmen konnte. Die Denkmale zeigen, daß dieses jedoch nicht in einer Wanne bestand, sondern in einem auf einem Fuße stehenden Becken, welches das Wasser enthielt, womit sich der ganz Entkleidete abwusch. Neben dem hatte man auch Wannen- und Schwitzbäder, auf die aber stets eine Abkühlung mit kaltem Wasser folgte. Zur Reinigung der Haut hatte man ein metallenes, gebogenes Schabeinstrument **).

Das Haar war bei den alten Griechen, als wesentlicher sichtbarer Körpertheil, Gegenstand besonderer Pflege und der dorische Stamm (namentlich die Spartaner) trug dasselbe lang und bei festlichen Gelegenheiten geschmückt. So tragen die achäischen Kämpfer in dem Giebelfelde des äginet. Athene-Tempels lange geflochtene Zöpfe hinabhängend, das Vorderhaupt aber gelockt. In Athen wurde das Haar den mannbar werdender Knaben feierlich abgeschnitten nnd einer Gottheit gewidmet. Die Epheben trugen das Haar kurz, wie auch die Athleten. Im Mannesalter ließ man es wieder wachsen und an dem rechten Maaße, das Jemand der Pflege desselben angedeihen ließ, erkannte man seine feinere Sitte. Das Verschneiden des Haares geschah in besonderen Frisirstuben, Koureion, die zu den Orten gehörten, wo man mit Bekannten schwatzte, und der Koureus besorgte die Pflege des Bartes, der Nägel und der Haut ***).

Dem Barte wendete man im alten Griechenland dieselbe Pflege zu, wie noch jetzt es im Orient geschieht, und er galt als besonderer Schmuck des gereiften Mannes und des Greises; einen starken vollen Bart sah man als das Zeichen von Kraft an. Der Koureus sorgte dafür, daß er die Form behielt, die dem Gesicht am angemessensten war, daß er nicht in ungebührliche Länge ausartete. Besonders seit Alexander kam die Sitte auf, den Bart zu scheeren.

Die Haartracht der Frauen war bei Weitem mannigfaltiger als die der Männer. Die gewöhnlichste und natürlichste Weise war, daß man das lange Haar in einen großen Zopf zusammen

*) Böttiger's kleine Schriften I. 200. II. 45. ff.
**) Becker's Charikles II. 135. ff.
***) Becker's Charikles II. 380. ff.

wand, den man zusammenrollte und am Hinterkopfe oder oben auf dem Scheitel in nest- oder knaulartiger Gestalt mit einer großen Nadel festhielt. Doch zeigen die Denkmäler, namentlich die Vasenbilder eine gar große Mannigfaltigkeit. Wir finden, daß man die Haarfülle des Hinterkopfes in Netze, in Beutel, in Tücher faßte, die einen größeren oder geringeren Theil des Vorderhauptes mit bedeckten; wir finden ferner einfache Bänder, die mehr oder minder über einander hinweggehen. Im Allgemeinen bedeckt das Haar einen Theil der Stirn und zeigt in der Regel eine wellenförmige Oberfläche, die an dem Hinterkopfe sowie auch an den Schläfen in einzelnen Locken sich Ausgang sucht *).

Was nun die Farbe des Haares anbetrifft, so herrschte im Alterthume wohl dieselbe Mannigfaltigkeit, wie im heutigen Europa. Homer nennt allerdings die Achäer blond, auf farbigen Denkmalen erscheinen die Haare jedoch meist schwarz und dunkelbraun. Um das Haar hochblond zu machen, hatte man besondere Mittel **).

Wir kommen nun zu dem Schmuck der Alten und finden auch hier die Sitte, daß man der Schönheit der Haut durch aufgetragene Farben, namentlich weiß und roth, nachzuhelfen suchte ***). Dieß übten jedoch vorzugsweise die Hetären, die überhaupt als die eigentlichen Inhaberinnen des Schmuckes und Putzes galten, wie sie durchs Gesetz schon auf bunte Kleider angewiesen waren. Ehrbare Frauen trugen nur solche Schmucksachen, die zur Kleidung nothwendig waren, wie besonders die Hafte, die zur Befestigung der Sandalen auf dem Fuße und der Mäntel auf der Schulter dienten.

Unter den beiden Geschlechtern gemeinsamen Schmucksachen steht oben an der Ring, den der Mann in seinen Geschäften als Petschaft brauchte. Dieser Gebrauch kam wohl aus dem Oriente nach Griechenland, da er im Homer noch nicht erscheint und dort künstlich verschlungene Knoten die Stelle des Siegels vertreten. In Solons Zeiten erscheint der Ring im Gesetz. Das Zeitalter des Verfalls häufte Ringe an den Fingern und sie wurden Gegenstand des Luxus. Der Ring war in der Regel von Gold, theils massiv theils hohl, die meisten mit einem Steine, besonders Achat und Carneol. Die Frauen trugen ebenfalls Ringe, aus Bernstein oder Gold, sie dienten theils als Schmuck theils aber auch als Amulet †).

Zum Frauenschmucke gehörten auch die Armringe, die man sowohl am Vorderarm als auch am Oberarme trug und deren Form überaus mannigfaltig war, man hatte sie von Gold und von

---

*) Becker's Charikles II. 391. ff.

**) Becker's Charikles II. 386. ff. Dazu Böttiger's kleine Schriften III. 108. 109. 293. 297.

***) Ueber die Schminke der Alten s. Becker a. a. O. II. 232. ff.

†) Becker's Charikles II. 398. ff.

Bronze; theils waren es einfache platte oder halbrunde Reifen, theils waren es Gewinde, die zwei- und mehrfach um den Arm gingen, theils aber stellten sie Schlangen dar (daher Ophis, Drakon), die sich zusammen geringelt und denen man wohl Augen aus Rubinen einsetzte. Man trug an einem Arme oft zwei Ringe, seltener an beiden Armen *).

An den Füßen trugen die Frauen ebenfalls Spangen und zwar dicht über dem Knöchel **). Sie hatten einfachere Form.

Ohrringe waren ebenfalls ein beliebter weiblicher Schmuck, wie wir aus den Vasenbildern ersehen; es waren theils eigentliche Ringe theils aber anderweite Anhängsel, Tropfen, Perlen, die man an den Ringen befestigte. Unter dem antiken Goldschmuck des Museo Borbonico (II. 14.) finden sich dergleichen vor.

Der Halsschmuck war ebenfalls nur den Frauen eigen und wir finden auf den Vasenbildern wie den Wandgemälden von Pompeji denselben mehrfach angedeutet; dieser Halsschmuck besteht gemeiniglich aus einem Faden, der lose den untern Theil des Halses umgiebt und auf welchem Perlen, Edelsteine oder auch Cylinder und Tropfen so aufgereihet sind, daß sie sich auf den obern Theil der Brust fächerartig ausbreiten. Derartiger Halsschmuck kommt namentlich auf den Wandgemälden (Museo Borbonico V. 4. und XII. 44. XI. 25. 48.) und auf den Vasenbildern vor. Man hat aber auch unter dem antiken Goldschmucke Halsbänder gefunden, die aus einem von Golddrath gewirkten Bande bestehen, von welchem kleine goldene Zierrathen oder Edelsteine in der angegebenen Weise herabhängen. In Griechenland zeichneten sich die Hetären auch durch überreichen Halsschmuck aus, während ehrbare Frauen mit einem einfachen, zarten Halsbande zufrieden waren. Zuweilen trugen die Frauen wohl auch Amulete an dem Halse, die besonders in Steinen bestanden, in welche besondere Zeichen oder Worte eingeschnitten waren.

Zum Schmucke sind ferner zu rechnen die Nabeln, mit denen man das Haar auf dem Hinterkopfe festhielt und die zum Theil aus Gold, zum Theil aus Bronze mit verziertem Knopfe bestanden, ferner die Hafte, welche den Ueberwurf auf der Schulter oder der Brust zusammenraffte und welche theils einem Bogen mit aufgelegtem Pfeile theils einem halbmondförmigen, in der Mitte mehr als zolldicken, gegen die Enden fein zulaufenden Wulste glichen. Endlich war aber auch der Kamm ein oft kostbarer Zierrath ***).

*) Böttiger's kleine Schriften III. 27. und 54. Museo Borbonico VII. 27. 46. V. 82. VIII. 23. IX. 5. 8. 17., sämmtlich nach antiken Wandgemälden und IV. 20. nach einem Vasenbild.

**) Museo Borbonico IX. 17. VI. 34.

***) S. Böttiger's kleine Schriften III. 105: Der Kamm als Haarputz. Abbildungen von Kleiderhaften s. im Mus. Borb. II. 14. VII. 48. und Caylus recueil d'antiquités.

Unter den übrigen Toilettengegenständen ist namentlich der **Spiegel** der Damen zu nennen, der meist in einer in einen Rahmen gefaßten silbernen oder ehernen Scheibe bestand, die auf einem mehr oder minder reich verzierten Griffe aufsaß *).

Auch der **Sonnenschirm** gehört zum Frauengeräth und er erscheint öfter auf Vasen und Wandgemälden. Er glich ganz dem unsrigen, er konnte aufgespannt und zusammen gelegt werden, wurde aber nicht von den Damen selbst, sondern von den Sclavinnen getragen **). Die Damen selbst trugen Fächer, die den indischen und chinesischen gleichen, welche aus einem Pflanzenblatt bestehen, das in einen Rahmen gefaßt und an einem Stiele befestigt ist (s. Museo Borbonico XII. 20.).

Wir kommen nun zu den

**Wohnstätten**

der Griechen, die, wie überhaupt im Süden, wo die Arbeit im Freien verrichtet wird, wo die Straße gewissermaßen die Fortsetzung des Hauses ist, bei weitem nicht so ansehnlich und so wichtig sind wie im rauhen nördlichen Klima. Die Wohnhäuser zur Zeit des Homer ***) waren eben so verschieden von denen der späteren Zeit, als die Edelhöfe des deutschen Mittelalters von den städtischen Bauten der Gegenwart. Die städtischen Wohnungen, namentlich der Athener, waren durchaus nicht ansehnlich und prächtig, die schönsten Häuser hatten sie auf dem Lande. Die Stadthäuser bestanden vornehmlich in einem Erdgeschosse, das unmittelbar an die Straße stieß, zuweilen aber auch eine besondere Einfriedigung hatte. Vor dem atheniſchen Hause stand gemeiniglich ein Altar des Apollo Agyieus und ein den Gott selbst repräsentirender roher Spitzpfeiler oder auch ein Lorbeerbaum. Vor der Hausthüre waren zuweilen ein Paar Stufen.

Das Haus †) selbst bildete nur ein Viereck, das noch einmal so lang als breit war und sich in zwei Hälften theilte, von denen die vordere, der Aufenthalt der Männer, unmittelbar an die Straße sich anschloß, während die hintere Abtheilung den Frauen vorbehalten war. In der vordern Abtheilung fand sich zunächst dem Eingange der Thürhüter und der Haushund. Aus dem, dem Thürhüter angewiesenen Raume trat man in die Halle, das Peristyl des Männerraums; dieß war ein offener Hof, der auf allen vier Sei-

*) Abb. solcher Spiegel im Mus. Borb. VII. 23. IX. 14. und einer Dame, die sich desselben bedient, das. IX. 18.

**) Becker's Charikles II. 73. und Inghirami vasi Etr. II. 179.

***) S. Voß.

†) Ich folge hier namentlich den Untersuchungen Becker's, die derselbe in seinem Charikles I. 166 ff. umständlich darlegt.

ten mit Säulengängen umgeben war, von wo aus man in die den Männern bestimmten Gemächer, Säle für die Symposien, die Besuchzimmer und auch Vorrathskammern gelangte.

Um nun in das Frauengemach, die Gynäkonitis, zu gelangen, mußte man abermals eine Thüre passiren, durch welche man in eine zweite Halle gelangte, welche von drei Seiten mit Säulengängen umgeben war. Die dem Eintretenden entgegenstehende Seite hatte nur zwischen zwei Pfeilern die Prostas, hinter welcher die Arbeitszimmer für die weiblichen Bewohner des Hauses sich befanden. Rechts und links von der Prostas waren die Eingänge zum Thalamos, dem ehelichen Schlafgemache, und dem Amphithalamos, der vielleicht ein besonderes Schmuckzimmer der Hausfrau war. Die anderen von Säulen umgebenen Seiten der Halle enthielten die täglichen Speisezimmer u. a. den wirthschaftlichen Zwecken dienende Räume.

Ein zweites, oberes Gestock war nicht allgemein üblich; wo es vorhanden, diente es den Sclaven zu ihrem Nachtlager, aber auch den Fremden als Gastzimmer, dergleichen zuweilen auch außerhalb des Hauses zur Rechten und Linken angebracht waren. Nicht in jedem Hause gab es eigene Gastzimmer und in beschränkten Haushaltungen fanden die Gäste in den Räumen ein Unterkommen, die der Wirth selbst für gewöhnlich innehatte.

Wie im Oriente, so waren auch in Griechenland die Dächer platt und man konnte auf denselben umherwandeln, doch kannte man die Giebeldächer nicht blos an Tempeln. Die Privathäuser waren sehr einfach, aus gemeinem Stein oder aus Holz und Backsteinen erbaut und mit Mörtel beworfen. Auch das Innere war sehr einfach, die Wände nur geweißt und der Fußboden aus Estrich. Die Mosaikfußböden kamen aus Kleinasien herüber. Später, nach Alkibiades, begann man die Wände der Privatwohnungen zu malen. Die äußeren Eingänge und die größeren im Innern waren mit Thür und Schloß verwahrt*). Außerdem hatte man noch Vorhänge. Die meisten Räume erhielten ihr Licht von der Halle aus, doch hatte man auch nach der Straße hin Fenster. Die Heizung war ebenso unvollkommen und mangelhaft, wie sie noch jetzt im Orient ist (vergl. C. G. VII 47.).

Ebenso einfach war auch der Hausrath beschaffen. Zum Sitzen und Liegen, wozu es außer der Essenszeit und Nachts ohnedem selten kam, bediente man sich vorzugsweise der Divans, die gepolstert und mit Decken überlegt, auch mit Kissen zur Unterstützung des Oberkörpers versehen waren. Vor diese wurden bei

*) Ueber Schlösser und Schlüssel s. Böttiger's kleine Schriften III. 91. ff. 129. ff.

Gastmalen die Tische mit den Speisen gestellt, deren man von einem bis mit vier Füßen hatte.

Die **Betten** der Aermeren bestanden aus bloßen übereinander gelegten Decken, Schafpelzen u. dergl., Wohlhabendere hatten ein besonderes, aus Stangen gebildetes, auf Füßen ruhendes Gestell, das an dem Kopfende eine Lehne hatte, die ausnahmsweise auch am Fußende vorkam. Man nahm geschätzte Holzarten, wie Ahorn, Buchsbaum, dazu oder furnirte damit Gestelle aus gemeinem Holze. Nächstdem kommen Bettgestelle aus Erz vor, dergleichen auch im Bourbonischen Museum zu Neapel befindlich sind. Das Bettgestell, die Kline, war mit Gurten bespannt, die bei armen Leuten durch Stricke ersetzt wurden. Hierauf lag die Matratze, die mit Leder, Leinenzeug oder wollenem Stoffe überzogen wurde. Gestopft waren sie mit Wollflocken. Die Kopfkissen waren meist gestreift und farbig. Die Decken waren zum Theil aus zottigem Stoff und in Färbung und Namen überaus mannigfaltig. Nachts und in der rauhen Jahreszeit deckten namentlich arme Leute sich mit Schafpelzen zu. Die Sclaven schliefen auf Binsenmatten *).

Die **Beleuchtung** der Zimmer bewerkstelligte man lediglich durch **Oellampen** **), Kerzen, Kandelai, kommen erst sehr spät vor. **Fackeln** brauchte man nur auf der Straße. Diese Lampen waren meist von gebranntem Thon oder Bronze. Sie hatten eine oder auch mehrere Oeffnungen, ja es kommen deren mit 10 Dochtlöchern vor. Man hat sie von verschiedener Größe, von 1½ bis zu 6 Zoll Durchmesser, sie haben meist an der, dem Lichtloche entgegengesetzten Seite einen mehr oder minder ausgebildeten Henkel und in der Mitte dazwischen das Loch, in welches das Oel eingegossen wurde, für welchen Zweck ein besonderes Gefäß vorhanden war. Die Lampen wurden von der Kunst auf das Mannichfaltigste geschmückt, ebenso wie die Gestelle, auf welche man sie setzte; es kommen indessen auch hängende Lampen vor, mit denen man ein Gemach glänzend erleuchten konnte ***). Die kleinen Lampen erscheinen bald als Fuß bald als Faunengesicht, bald bildet ein nach dem Oele lüsterner Entenkopf den Henkel, oder ein Mäuschen sitzt beobachtend bei der Flamme; einige Lampen sind mit Reliefs ver-

*) Becker's Charikles II. 114. ff.

**) Becker's Charikles II. 214. Abbildungen ders. bei Caylus, im Museo Borbonico. Ich erinnere an die schöne Gr. Lampe aus weißem Marmor mit 10 Dochtlöchern, die einen Durchmesser von 1½ F. hat, bei Caylus VII. Pl 25.

***) S. Caylus VII. 32. und 37., wo eine solche mit 17 Flammen und eine mit 14. Erstere ist eigentlich ein Reifen, die andere ein Kugelabschnitt, die erstere ist an 3, die letztere an 4 Ketten aufgehängt. S. noch Caylus III. 50. IV. 10. 103. V. 90. VI. 67. Dazu die Sammlungen von Bartoli und Bellori und Passeri.

ziert. Es sind deren überhaupt eine unendliche Menge noch vorhanden, wie man denn im Museo Borbonico zu Neapel sie aufgereiht und Gehänge davon gebildet hat.

Die Leuchter kommen aus gebrannter Erde sowie in Bronze und für die öffentlichen Gebäude und Paläste auch in Marmor vor. Die irdenen sind selten über einen Fuß hoch und sehr einfach mit breitem Fuß und einer Scheibe, auf welche die Lampe gestellt wird. Die ehernen sind bis zu drei Fuß und haben reichverzierte Füße, der Schaft ist oft eine Nachahmung von Pflanzenstängeln, oder architektonisch verziert, sowie die Scheibe, auf welche die Lampe gestellt wurde. Man hat aber auch Candelaber, welche Baumstämme mit Aesten oder Säulen mit Armen darstellen, an welche man drei und mehrere Lampen aufhängen konnte *).

Da eine Straßenbeleuchtung im alten Griechenland nicht stattfand, so mußte der Wandelnde sein eigenes Licht mit sich führen, wenn er sehen wollte; wer daher Abends ausging, ließ sich von seinem Sclaven vorleuchten, der dann entweder eine Fackel aus Spähnen, die mit Pech überzogen, oder eine Laterne trug. Diese Laternen waren aus Horn, das Gestell aber aus Metall. Ueber ihre Gestalt giebt eine Bronzelaterne im Bourbonischen Museum (V. 12.) Aufschluß **).

Im Hause hatte man eigene Nachtlampen, die in einem Behältniß von gebrannter Erde oder Thon bestanden. Um den Lampendocht, der aus feinem Pflanzenfaserstoff bestand, zu putzen, hatte man kleine Stifte oder Zangen; um sie zu löschen, tropfte man etwas Wein in die Flamme, die dann nieste und verging ***).

Außer den Sophas, Tischen, Lampenträgern sah man wenig Geräth in den griechischen Häusern; Schränke waren nicht gewöhnlich, da man die Kleider und übrigen Habseligkeiten in Truhen oder Laden verschloß, die gemeiniglich von Holz oder aus Korbgeflecht waren, dergleichen man sich auch zum Fortschaffen von Sachen bediente. Die kleineren Laden und Kästchen für die Schmucksachen wurden durch Schnitzwerke, Elfenbeinreliefs, Edelsteine und kostbare Metalle verziert und Gegenstand der Kunst, namentlich wenn sie zum Tempeldienst gehörten †).

---

*) S. Caylus III. 38. V. 94. VIII. 31. Museo Borbonico IV. 57. VIII. 31. IX. 41. 57. VII. 30. 32. 45. XIII. 14. und VII, 15. Dazu den achten Band der Antichita d'Ercolano, der nur Candelaber enthält. Die Prachtcandelaber, dergleichen auch der Römersaal der Pinakothek in München enthält, s. bei Piranesi.

**) Becker's Charikles II. 211.

***) Böttiger's kleine Schriften III. 308. ff., wo der Leser das interessante Detail mit dem dem verewigten Veteranen eigenthümlichen lebendigen Humor dargestellt findet.

†) S. bes. Heyne, der Kasten des Kypselus 1770.; dazu Otfried Müller's Handbuch der Archäologie S. 37.

Von dem Küchenwesen der Griechen und den Räumen, wo die Hausfrau mit den Mägden waltete, haben wir eben so wenig nähere Kunde als von den Gärten. Unter den pompejanischen Gefäßen ist allerdings eine gar namhafte Anzahl von Kochern, Casserolen, Töpfen, Sieben und Durchschlägen, Kesseln und Pfannen *). Ebenso sind genug Terrinen, Schüsseln, Teller und Tassen auf uns gekommen. Die Gartencultur der Griechen beschränkte sich auf Obst- und Gemüsebau und die Zucht der zu Kränzen beliebtesten Blumen, der Rosen, Veilchen und Hyacinthen. Parks und Lustgärten sind in einem Lande überflüssig, über welches die Natur so viele Reize ausgegossen hatte, und in Städten, wo man nur wenige hundert Schritte zu gehen brauchte, um in schönen Hainen, am Bache im Schatten der herrlichsten Bäume sich zu erlaben. Man wird den Griechen gewiß nicht den Sinn für landschaftliche Schönheit absprechen, wenn man nur z. B. den Anfang von Platons Phädros betrachtet. Ohne eine tiefe innige Freude an der Natur würden die Bewohner der alten Städte nicht so viele Landsitze sich errichtet haben, in denen sie die schönsten Stunden ihres Lebens zubrachten.

Die griechischen Städte waren, trotzdem daß die Wohnhäuser ihrer Bürger so einfach, ja unansehnlich waren, dennoch das Prachtvollste, was man sich denken konnte, da sich die öffentlichen Gebäude um so mehr darstellten und, wohin das Auge traf, die herrlichsten Kunstwerke, Altäre, Prachtgeräthe in Marmor und Bronze, Statuen und Säulen in größter Fülle dem Auge sich darboten **). Hier war es ein aus dem gelblichen Marmor erbauter Tempel, zu dem eine Reihe von Dreifüßen und Statuen hinleitete, dort sah man die Denkmale der Grabstätten der verdienten Männer, die Statuen der Sieger in den Spielen, die Gerichtssäle, die Hallen, die Gymnasien. Vor Allem war es die schöne Gegend, welche dem Ganzen als Hintergrund diente. Wenn man, bemerkt ein neuer Reisender***), auf der französischen Charte das Zeichen einer alten Stadt findet, findet man zwar in der Regel keine Stadt, aber immer eine ausgezeichnet schöne Landschaft oder Gebürgsbildung. So sind denn die Städte Athen, Korinth, Theben und alle anderen schon durch ihre Lage ausgezeichnet. Athen und Korinth hatten die Felsen, welche die Umgegend überragten, mit herrlichen Tempeln geschmückt, zu denen Wege hinaufführten, die mit Capellen und Denkmalen eingefaßt waren. Der Mittelpunkt des Verkehrs war

---

*) Z. B. Museo Borbonico V. 44. 58. X. 46. VII. 16. u. s. w. Auch bei Caylus kommt Einzelnes vor.

**) Ich verweise auf die Tafel in Williams views of Greece, welche eine Ansicht des alten Athen, wie es der Reisende sich dachte, darbietet.

***) (Hailbronner) Morgenland und Abendland I. 253.

der Marktplatz und dort fanden sich wiederum Heiligthümer und Statuen. So standen auf dem Marktplatze von Korinth, nachdem es durch Cäsar wieder hergestellt war, zwei Statuen des Bacchos und eine der Artemis, eine Cella der Tyche, ein Heiligthum aller Götter, eine überbaute Quelle, auf welcher die Bronzestatue des Poseidon, dem ein Delphin, das Wasser ausspeiend, zu Füßen lag, ferner Bronzestatuen der Aphrodite und des Apollon und zwei der Hermes, sowie die des Zeus. Außerdem sah man in der Mitte des Marktes eine eherne Athene, an deren Fußgestelle man die Bilder der Musen erblickte. Von dem Markte gelangte man zu dem Tempel der Octavia, Augustus' Schwester; nach Lechäon hin sah man die Propyläen, auf denen vergoldete Wagen standen, deren einer den Helios, der andere seinen Sohn Phaeton trug. Von den Propyläen aus sah man einen ehernen Herakles, weiterhin die Quelle Pirene, die mit weißem Marmor verziert und mit grottenähnlichen Einfassungen umgeben war, aus denen das Wasser frei in das Becken floß. Dabei steht Apollons Bildsäule. An Bädern, namentlich auch öffentlichen, war in Korinth kein Mangel, ihre Eingänge waren z. Th. mit Statuen verziert. Unter den zahlreichen Brunnen zeichnete sich einer neben der Bildsäule der Artemis aus, auf dem Brunnen stand Bellerophontes und das Wasser floß durch den Huf des Pegasos. Vom Markte aus auf dem Wege nach Sikyon fand man rechts einen Apollotempel mit eherner Bildsäule des Gottes und den Glaukebrunnen, weiter aber das Odeion und ein Denkmal für die Söhne der Medea, ferner einen Tempel der Athena Chalinitis, in welchem die Bildsäule von Holz, an welche Füße, Hände und Gesicht von Marmor angesetzt waren. Hier stand denn auch das Theater und ein angeblich von Dädalos gefertigtes Heraklesbild, etwas weiter ein Tempel des Zeus und dann noch entfernter das Gymnasion, bei welchem ein Tempel des Zeus und ein anderer des Asklepios. Dabei war die Quelle Lerna. Von hier aus stieg man auf die Burg Akrokorinthos. An dem Wege standen nur mehrere Kapellen der Isis, des Sarapis, dann Altäre des Helios, der Ananke und der Bia, ferner ein Tempel der Göttermutter und eine Säule und ein Thron von Stein. Es folgten Tempel der Schicksalsgöttinnen, der Demeter und Kora und der Hera Bunäa. Oben auf dem Felsen stand der Tempel der Aphrodite. Vor den Thoren aber waren die Grabmäler, wie denn am kenchraischen Thore von Korinth die des Diogenes von Sinope und das der berühmten Hetäre Lais waren *).

*) Pausanias Beschreib. v. Hellas II. 2. ff. Dazu über die Ansicht, welche Korinth jetzt darbietet, Hailbronner's Morgenland und Abendland I. 254. ff.



Nicht minder reich an Werken der Kunst, wie reizend durch seine Lage war Athene's Stadt *). Athen lag am saronischen Meerbusen und der Hafen Piräus nahm den Fremden auf. Von da mußte er, bei dem Denkmale der Amazone Antiope vorübergehend, aufwärts schreiten, und so gelangte er, zu Pausanias Zeit, also nachdem die Stadt mehrfache Zerstörungen erlitten und ohne Mauern war, an das Grab des Menander und das Ehrendenkmal des Euripides. Nicht weit vom piräischen Thore sah man ein Grab, auf welchem ein neben seinem Rosse stehender Krieger aufgestellt war, ein Kunstwerk des Praxiteles. Nun trat man in die Stadt, wo man zuvörderst ein Gebäude antraf, in welchem die Zurüstungen zu den gewöhnlichen Festzügen gemacht wurden. Dann sah man einen Tempel der Demeter, in welchem ein Gerippe von Praxiteles. Nicht weit davon war die Reiterstatue des Poseidon, der den Dreizack zum Wurfe schwang. Vor dem Thore nach dem Kerameikos standen zwei Säulengänge, deren einer die ehernen Bilder rühmlich bekannter Männer und Frauen, der andere ein Gymnasium und heilige Capellen enthielt. Daneben war das, dem Dionysos geweihte Haus des Polytion mit zahlreichen Statuen der Götter. Dann folgte eine Capelle mit thönernen Bildern. Der Platz Kerameikos enthielt zunächst die sogenannte Königshalle, worin der jährlich neugewählte, König genannte Richter seine Sitzungen hält. Auf der thönernen Giebelfläche der Halle sah man aus gebranntem Thon die Bilder des den Skiron in die See werfenden Theseus und die den Kephalos tragende Hemera. Nahe an der Halle standen die Statuen von Konon, Timotheos, Euagoras, Zeus der Befreier und Kaiser Adrian, der gegen Athen sehr wohlthätig war. Dahinter folgte die Halle mit den Gemälden der zwölf Götter, auf der Hinterwand ist das Bild von Theseus mit der Demokratie und dem Volke, auch sah man hier die Schlacht von Mantinea, Werke des Euphranor. Dabei ist der Tempel des Apollon Patroos, vor welchem zwei andere Apollonbilder stehen. Es folgt der Tempel der Göttermutter mit einer Statue derselben von Phidias, ferner das Versammlungshaus des jährlich gewählten Rathes der Fünfhundert. In diesem sieht man die Statue des Zeus Buläos, einen Apollon von Peisias, einen Demos von Lyson sowie Gemälde von Protogenes und Olbiades. Nahe dabei ist der Tholos, wo die Prytanen opfern und einige nicht große silberne Bilder stehen. Weiterhin sieht man die Bildsäulen der Heroen, von denen

*) Die Topographie des alten Athen hat zahlreiche Bearbeiter gefunden, außer den ältern, wie Fr. Rous, de la Builietiere, nenne ich Lenke Topogr. v. A. Deutsch, Halle 1829. A F. v. Quast's Mittheilungen über Alt- und Neuathen. Berl. 1834. 8. Forchhammer's Topographie von Athen. Kiel 1841. 8.

die athenischen Männer ihre Namen erhielten, wie Hippothoon, Antiochos, Ajas der Telamonier, Leus, Erechtheus, Aegeus, Oineus, Akamos und Kekrops, wozu dann auch Attalos Ptolemäos Lagi und Kaiser Adrian kamen. Dann folgen Bildsäulen der Götter Amphiaraos, Eirene und Plutos, sowie die von Lykurgus, Kallias, Demosthenes. Dabei steht ein Tempel des Ares mit zwei Statuen der Aphrodite und einer der Athene, von Lokros. Um den Tempel findet man die Statuen von Herakles, Theseus und Apollon, Kalades, Pindaros, Harmodios und Aristogeiton. Hierauf sah man das Theater, Odeion genannt, vor welchem die Statuen der ägyptischen Ptolemäer, auch der Arsinoe prangten, in welchem sich eine sehenswerthe Statue des Dionysos befand. Daneben ist ein Springbrunnen, der einzige in Athen. Oberhalb desselben steht man zwei Tempel, der Demeter und Kore und des Triptolemos, vor dem letztern steht ein eherner zum Opfer schreitender Stier sowie die sitzende Statue des Knossiers Epimenides, der 40 Jahre in einer Höhle schlafend zugebracht. Weiter davon liegt der Tempel der Eukleia, den man nach dem marathonischen Siege weihte.

Ueber den Krameikos hinaus ist der Tempel des Hephästos, worin eine Statue der Athene mit bläulichen Augen, dann der Tempel der himmlischen Aphrodite mit der Statue aus parischem Marmor, von Pheidias. Auf dem Wege nach der bunten Halle (Poikile) trifft man ein Erzbild des Hermes Agoräos und ein Thor, bei welchem das Siegeszeichen über das Reitergefecht mit Pleistarchos. Die Halle selbst enthielt Bilder aus der Geschichte Athens, namentlich Theseus Kampf gegen die Amazonen, die Schlacht von Oinoe gegen die Spartaner und die Schlacht von Marathon. Vor der Halle stehen die Erzbilder von Solon und Seleukus.

Auf dem Markte von Athen sind Altäre des Eleos (Mitleidens), der Aidos (sittlichen Scham), der Pheme (der Stimme von oben), der Horme (Strebsamkeit). Nicht weit vom Markte ist das Gymnasion, das nach seinem Erbauer das Ptolemäon genannt wird, weßhalb auch dessen Erzbild dort steht. Nahe an dem Gymnasion ist ein Tempel des Theseus, worin sich Gemälde befinden, deren eines den Kampf der Athener gegen die Spartaner vorstellt. Auf dem Schilde der Athener und dem Fußgestelle des olympischen Zeus ist derselbe Kampf dargestellt. Nun folgt der sehr alte Tempel der Dioskuren, welche stehend, ihre Söhne aber zu Pferde dargestellt sind. Hier finden sich auch Gemälde des Polygnotos. Es folgt das Heiligthum der Aglauros und das Prytaneion, wo Solons Gesetze aufgeschrieben sind und die Bildsäulen der Göttinnen Eirene, der Hestia sowie berühmter Männer stehen.

Geht man von hier aus nach der Unterstadt, so trifft man

auf den Tempel des Serapis, den die Athener unter Ptolemäos als Gottheit aufnahmen; nahe dabei war der Tempel der Eileithyia, deren Bilder bis auf die Füße verhüllt sind; zwei davon stammen aus Kreta, eines aus Delos. Vor dem Eingange in den Tempel des olympischen Zeus ist vom Kaiser Adrian eine Zelle mit einer aus Gold und Elfenbein gearbeiteten Bildsäule geweiht. Hier sind vier Statuen des genannten Kaisers, zwei aus thasischem, zwei aus ägyptischem Steine. Vor den Säulen stehen Statuen der Colonieſtadte. Der ganze Umkreis um die Cella beträgt vier Stadien (500 Schritte) und ist voller Statuen, denn jede Stadt widmete dem Adrian eine Statue. An Alterthümern finden sich hier ein ehrener Zeus, eine Cella des Chronos und der Rhea und ein heiliger, Olympia genannter Platz, wo der Boden etwa eine Elle weit geöffnet ist und wohinein das Wasser der deukalionischen Fluth abgelaufen seyn soll. Auf einer Säule steht das Bild des Isokrates, sowie Perser aus phrygischem Steine, einen ehernen Dreifuß haltend. Hier ließ auch Adrian einen Tempel der Hera und einen allen Göttern gewidmetes Pantheon erbauen; 120 Säulen und die Mauern der Hallen sind aus phrygischem Steine. Dort sieht man auch Capellen mit vergoldeten Decken und Alabaster, mit Bildsäulen und Gemälden, auch Bücher sind hier niedergelegt. Nicht weit davon ist die Statue des pythischen Apollon und das Delphinion genannte Heiligthum Apollons. Der Platz Kepol, die Gärten, und der Tempel der Aphrodite, das Heiligthum des Herakles Kynosarges folgen. Dort sind Altäre des Herakles, der Here, der Alkmene und des Iolaos, dabei das Lykion, ein Heiligthum des Apollon, und ein Denkmal des megarischen Königs Nisos.

Bei Athen fließen der Ilissos und der Eridanos, bei ersterem haben die Musen, die Ilissiaden, einen Altar und Artemis agrotera einen Tempel und eine prachtvolle Rennbahn aus weißem Marmor, erbaut von dem Athener Herods. Vom Prytaneion aus gelangt man in die Straße der Dreifüße, denn dort sind Göttertempel, in denen große Dreifüße von Erz und herrliche Kunstwerke stehen. Darunter befindet sich ein Satyros *), von dem man sagt, daß Praxiteles stolz auf denselben gewesen seyn soll. Als ihn einst Phryne um eines seiner Werke bat, welches das schönste wäre, soll er ihr zwar die Bitte zugestanden haben, weil er ihr Geliebter war, habe aber nicht selbst sagen wollen, welches er für das Schönste halte. Nun kam ein Sclave der Phryne zu ihm und

*) Man meint, daß diese Statue noch erhalten und im Capitol vorhanden, oder daß wenigstens die im Capitol aufgestellte Statue eine Nachbildung jenes Meisterwerks sey. S. Musée français II. 12 und darnach in Oesterley's Denkmätern der alten Kunst, Tf. 35. Nr. 143. Ein Abguß ist in der Mengs'schen Sammlung zu Dresden.

sagte dem Praxiteles, der größte Theil seiner Werke sey dahin, weil Feuer in dem Hause ausgebrochen, doch sey noch nicht Alles zu Grunde gegangen. Da rief Praxiteles sogleich zur Thüre hinaus: Nichts habe ich von meiner Arbeit, wenn die Flamme den Satyros und den Eros ergriffen hat. Phryne aber hieß ihn bleiben und getrost seyn, denn er habe kein Unglück gehabt, sondern nur durch List gefangen eingestehen sollen, welches die schönsten seiner Arbeiten wären. Phryne aber nahm sich den Eros.

Der älteste Tempel des Dyonisos steht bei dem Theater, in seinem Umkreise sind zwei Cellen und zwei Dionyse, von denen der eine durch Alkamenes aus Gold und Elfenbein gearbeitet ist. Demnächst finden sich auch Gemälde. Nicht weit davon ist ein Gebäude, das Zelt des Xerxes, aber neu erbaut, nachdem es bei der Einnahme Athens durch Sulla verbrannt worden. In dem Theater sieht man viele Bildsäulen der tragischen und der wenigen berühmten komischen Dichter, namentlich des Euripides und Sophokles. Ueber dem Theater ist die Akropolis und an deren südlicher Mauer das Haupt der Gorgone Medusa, darunter eine Grotte mit einem Dreifuß, an welchem der Mord der Kinder der Niobe durch Apollon dargestellt ist. Hier ist auch ein Felsstück, das, aus der Ferne gesehen, der Gestalt der trauernden Niobe gleicht. Der Tempel des Asklepios ist durch Bildsäulen und Gemälde verherrlicht und durch eine künstliche Quelle berühmt. Auch ist hier ein sauromatischer Panzer aufgehängt. Nach der Burg zu folgt der Tempel der Themis, vor demselben das Grab des Hippolytos, dann der Tempel der Aphrodite Pandemos, der Gea Kurotrophos und der Demeter Chloe.

Zur Burg ist nur ein einziger Eingang, da sie auf einem ganz steilen, mit einer Mauer umgebenen Felsen steht. Davor sind die Propyläen, die ein Gewölbe von weißem Marmor haben, dessen Steine sich durch Größe auszeichnen. Sie haben Reiterstatuen. Zur Rechten derselben ist der Tempel der unbeflügelten Nike. Von hier aus kann man auf die See sehen. Zur Linken der Propyläen ist eine Capelle mit Gemälden aus der Heroengeschichte. Gleich am Eingange in die Burg stehen ein Hermes und die Charitinnen, Werke des Sokrates, sowie andere Statuen, z. B. eine eherne Löwin. Auch ist hier ein Stein, ein Sitz für einen kleinen Mann, auf welchem Silenos gesessen haben soll, als er mit Dionysos ins Land kam. In der Burg sah man ferner den ehernen Knaben mit dem Weihkessel in der Hand, von Lykios, einen Perseus von Myron, eine Artemis Brauronia von Praxiteles, das eherne Roß des Epeios, aus welchem sich Menestheus und Teukros oben heraus bücken. Daneben steht Epicharinos von Kritias und eine namhafte Anzahl anderer Statuen. Der Tempel auf der Burg war das Parthenon. In dem einen Giebelfelde sah man die

Geburt der Athene, in dem hintern Poseidons Streit mit der Athene wegen des Landes. Die Bildsäule der Göttin ist aus Gold und Elfenbein gearbeitet. Auf der Mitte des Helmes ruht die Sphinx, an den Seiten steht man Greifen. Athene selbst steht aufrecht, in einem bis auf die Füße reichenden Gewande, nur die Brust und das Haupt der Medusa sind von Elfenbein; in der einen Hand hat sie eine Nike von 4 Ellen, in der andern den Speer, zu ihren Füßen ruht ihr Schild und nahe am Speere ein Drache. Auf dem Fußgestell sieht man die Geburt der Pandora. In dem Tempel selbst ist blos eine menschliche Figur, Kaiser Adrian, am Eingange Iphikrates. Vor dem Tempel steht die eherne Statue des Apollon, von Pheidias. Auf der Burg waren noch die Statuen des Perikles, Xanthippos, Anakreon, der Jo und Kallisto. An der Mauer nach Süden sieht man die Gigantomachie, die Schlacht der Athener mit den Amazonen, dann die Schlacht bei Marathon und die Niederlage der Galater in Mysien, Weihgeschenke von Attalos, jedes in einem Raume von zwei Ellen. Hier steht die Bildsäule des Olympiodoros und der Artemis Leukophryne.

Der andere Tempel auf der Burg von Athen ist das Erechtheion, vor dessen Eingange der Altar des erhabensten Zeus steht. Tritt man in das Gebäude, so erblickt man die Altäre des Poseidon, des Heros Butes und des Hephästos. An den Wänden sind Gemälde aus der Familiengeschichte der Butaden. Im Innern ist ein Brunnen mit Seewasser, dessen Wasser bei Südwind rauscht. In dem Felsen ist die Gestalt des Dreizacks.

Vor dem Bilde der Athene ist eine goldene Lampe, die alle Jahre nur einmal gefüllt und erneuert wird. In der Cella der Athene Polias, der Stadtgöttin, ist ein Hermes von Holz, ein Weihgeschenk des Kekrops, vor Myrtenzweigen aber kaum sichtbar. Hier steht man auch Stücke aus der medischen Beute, Panzer und Säbel, den Oelbaum der Athene, sowie mehrere Erzbilder von Heroen und großen Männern und ein Erzbild der Athene, das Pheidias aus der medischen Kriegsbeute fertigte.

Steigt man nun von der Burg in die Unterstadt herab, so findet man bei einer Quelle das Heiligthum des Apollon und des Pan, ferner den Areiopagos, mit einem Altare der Athena Areia und den Steinen, worauf die stehen, welche eine Anklage haben. In der Nähe ist das Heiligthum der ehrwürdigen Göttinnen, Semnai, und der unterirdischen Götter, denen die opfern, welche auf dem Areiopagos freigesprochen wurden. Von anderen Gerichtshöfen Athens sind zu nennen das Parabyston und Trigonon, das Batrachieon und das Phoinikieon, nach ihren Farben so genannt, dann aber der größte Gerichtshof, Heliäa genannt. Gericht über Mörder wird im Palladion und über solche, welche behaupten mit Recht Einen getödtet zu haben, im Delphinion gehalten.

Nahe am Areiopag zeigt man ein Schiff, welches zum Festzuge an den Panathenäen gefertigt ist.

Außerhalb der Stadt in den Demen und auf den Straßen sind noch viele Heiligthümer der Götter und Gräber der Heroen und Männer. Am nächsten ist die Akademia, zu Pausanias Zeit ein Gymnasium; wenn man in dieselbe tritt, findet man einen umschlossenen Platz der Artemis mit den Schutzbildern der Ariste und Kalliste. Von den Gräbern nennt derselbe Berichterstatter die des Thrasybulos, Perikles, Chabrias und Phormion, dann die der in Schlachten Gefallenen und des Kleisthenes; sie hatten Denksäulen mit Inschriften. Vor der Akademia steht der Altar des Eros, in derselben der des Prometheus. Nicht weit davon ist Platons Denkmal.

Dieser Auszug aus dem Berichte des Pausanias (I. 1—29.) zeigt uns, welche große Fülle von Heiligthümern, Denkmälern und Kunstschätzen Athen besaß, und daß es durchweg öffentliche Werke waren, welche diese wie alle anderen Städte Griechenlands verherrlichten.

Athen war in seiner Blüthezeit eine Stadt von 116,000 bis 180,000 Einwohnern mit etwa 10,000 Wohnhäusern, die einen Flächenraum von vier deutschen Meilen Umfang hatten, wenn man den Piräus dazu rechnet, dessen Südseite freilich 2 Stunden von Athen entfernt ist und der mit der Stadt durch eine eben so lange Straße verbunden war. Die Stadtmauern ließ zuletzt Justinian wieder erneuern. Athen hatte zehn Thore. Die Akropolis war der älteste Theil der Stadt, wo man denn auch noch pelasgisches Gemäuer fand.

Ueber das Wesen der Dörfer und Landsitze fehlt es an Nachrichten; die Wohnhäuser der Städte waren sehr schmucklos und einfach und es dürfen daher die jetzigen Dörfer Griechenlands, deren Häuser fast nur als Schlafstätten zu betrachten sind, mit den alten in eine Parallele zu stellen seyn.

## Die Fahrzeuge

und Mittel des Fortkommens waren im alten Griechenland denen des Orients ziemlich ähnlich. Reisen machte man im heroischen Zeitalter zu Wagen; später aber vorzugsweise zu Fuße, wie denn immer ein Reisender als ein wohlgegürteter Mann bezeichnet wird und selbst Gesandte ihren Weg zu Fuße zurücklegten; Wagen sind selten, häufiger Reitpferde. Wenn wir die Reiseberichte der Neuern lesen, so finden wir allerdings, daß die Reisen in dem an Bergen und Schluchten reichen Lande am besten zu Fuße zu bewerkstelligen sind, und daß es genug Stellen giebt, wo selbst für gute Pferde der Weg ungangbar ist. Das Fußreisen war also nicht allein das gefahrloseste sondern auch das bequemste, wie es denn in schönen

Gegenden, wie sie eben Griechenland überall darbietet, das genußreichste ist. Der Tragsensten bedienten sich eigentlich nur die Frauen, außer deren Bereich das Reisen überhaupt lag. Männer ließen sich nur dann in Sensten fortschaffen, wenn sie krank oder gebrechlich waren *).

Wer eine Reise unternahm, that dieß in Gesellschaft eines Sclaven, der ihm sein Gepäck tragen mußte, namentlich die Decke, die zum Lager diente und die mit den übrigen Nothwendigkeiten in einem besonderen Sacke steckte. Der Diener mußte zu Fuße gehen, wenn der Herr auch ritt.

Die Lage von Griechenland machte übrigens große Landreisen nicht nothwendig, da die Hauptorte meistens an der See oder doch in deren Nähe lagen. Daher war denn auch schon seit früher Zeit die Schifffahrt ziemlich ausgebildet.

Die Schiffe, welche die Griechen zum Verkehr zwischen den Inseln und mit den Küsten hatten, waren wahrscheinlich nicht größer als die Gieletten, die sie noch jetzt haben, und demnach nur große Böte, die mit einem Verdecke versehen waren. Diese Schiffe haben den Vortheil, daß sie, wenn Windstille die Segel unthätig macht, mit Rudern leicht fortbewegt werden können, die Mannschaft setzt sich dann auf die auf dem Verdeck stehenden Ruderbänke und arbeitet nun im Tact nach dem Gesang, den der Keleustes anstimmte. Die griechischen Schiffe hatten einen hohen Schnabel am Vordertheil, der die Stelle des Bugspriets vertrat. In der Mitte war der Mast, welcher das Segel und die Flagge trug und am Hintertheil befand sich das Bild des Schiffes, das ein jedes ebenso wie einen Eigennamen hatte; es bestand bald in einer Gottheit — die Staatsschiffe führten die ihrige — bald in einer Thier- oder anderen Figur am Hintertheile **).

Man hatte nun auch Nachen verschiedener Form und kleinere Böte und ich meine nicht, daß sich darinnen viel im Laufe der Jahrhunderte verändert hat. Flußschifffahrt fehlte schon damals in Griechenland und man setzte, wie noch heutiges Tages, zu Pferde über die Flüsse, wenn sie einmal ungewöhnlich anschwollen.

Wir wenden uns nun zu dem

## Familienleben

der alten Griechen, das in der alten heroischen Zeit ein anderes war als in der späteren, wo das Wesen der Nation sich so glän-

*) S. Becker's Charikles I. 69. II. 71. Die neuern Griechen gehen nicht gern zu Fuß, doch gehen sie unglaublich schnell, wenn sie müssen. Brandis, Mittheilungen aus Griechenland I. 337.

**) S. Becker's Charikles II. 64. ff.

zend entfaltete. Wir sehen in den Homerischen Gesängen die Frauen im Olympos und auf Erden eine sehr bedeutende Rolle spielen; sie greifen bestimmend in das Leben der Männer ein, sie haben eine Stimme im Rath. Als die Nation den Gipfel ihrer Cultur erreicht hatte, verschwinden die Frauen ganz aus dem öffentlichen Leben und nur wenige einzelne, die es wagen, mit ihren geistigen und körperlichen Reizen der Sitte die Stirn zu bieten, treten auf eigne Faust auf und erzwingen sich für eine kurze Zeit ihrer Blüthe die Liebe, die Schmeichelei der Männer, die außerdem sich sehr häufig mit wohlgebildeten Knaben in einer Weise ergötzten, die unsern Ansichten so unerträglich ist *).

Liebe, in dem höhern Sinne des Wortes, kennt das griechische Alterthum nicht. Sind auch die Romane und Liebesbriefe, die wir noch haben, aus einer spätern Zeit, so sind sie doch eben griechisch und widersprechen nicht den Erscheinungen der früheren Blüthezeit. Diese Romane und Liebesbriefe aber sowie die Idyllen zeigen uns eine reinsinnliche Liebe **), wie sie die Hetären boten und die tausend Mädchen im Tempel der Aphrodite von Korinth.

Der Grieche heirathete, erstens um Nachkommenschaft zu erzielen, dann um in der Frau eine sorgsame Pflegerin seines Hauswesens zu besitzen. Nun konnte man allerdings den letztern Zweck durch den Ankauf einer Sclavin erlangen, die man Pallake nannte und deren man sich, wenn man ihrer überdrüssig war, wieder entäußerte. Im heroischen Zeitalter hatten die Helden, außer der eigentlichen Gemahlin noch Nebenfrauen, in späterer Zeit aber verbot dieß die Sitte und eine Frau konnte auf Scheidung dringen, wenn der Mann Hetären mit ins Haus brachte ***).

Das Gesetz verlangte in Athen, daß der Redner und Heerführer vermählt sey, damit der Staat demselben Vertrauen schenken könne, dennoch gab es Unverheirathete, die ein bequemes, sorgloses Leben dem Ehestande vorzogen.

**Der Ehe** ging in den meisten Fällen keine nähere Bekanntschaft voraus. Man sah darauf, aus welcher Familie das Mädchen sey und worin ihre Mitgift bestehe, weniger auf ihre persönlichen Eigenschaften. Auch beachtete man, daß eine Frau gleichen Standes mit dem Manne sey; der Reiche gab seine Tochter nicht leicht einem Armen und umgekehrt. Daher wählte wohl in den

*) Die **Knabenliebe** der Griechen ist wohl keinem Zweifel unterworfen, und ich verweise auf Platon's Phädros, auf Jacobs vermischte Schriften III. 212. und Becker's Charikles I. 366., wo man die Stellen der Alten gesammelt findet. In Bezug auf Kunstdenkmale s. u. a. Caylus III. Pl. 79. Nr. 1. — 3. Die Unsitte kam wohl aus Westasien herüber, wo wir sie (vergl. C. G. VII. 110.) allgemein vorfinden.

**) Aristänetos Liebesbriefe mögen als Probe empfohlen werden.

***) Charikles von Becker II. 437. ff.

meisten Fällen der Vater dem Sohne eine Frau, die dieser vorher nie gesehen hatte, auch nöthigte wohl der Vater den Sohn zu einer Heirath, um ihn von Ausschweifungen abzuhalten. Von gegenseitiger Neigung war keine Rede, da die jungen Leute keine Gelegenheit hatten, sich näher kennen zu lernen. Am Letzten wurde das Mädchen befragt; die Jungfrau wurde einem ihr unbekannten Manne willenlos für ihre Lebenszeit hingegeben. Das erste Erforderniß für den attischen Bürger war, daß die Braut ebenfalls Bürgerin war, da nur die aus solcher Ehe stammenden Kinder vom Staate anerkannt wurden. Die Ehe zwischen einem Bürger und einer Nichtatheneriu verbot das Gesetz. Dagegen war selbst nahe Verwandtschaft kein Hinderniß der Ehe und es konnten sich selbst Geschwister heirathen, wenn sie nur nicht geradezu von einer und derselben Mutter geboren waren.

Die Wittwe heirathete wieder, ja es konnte geschehen, daß ihr Herr ihre Wiederverheirathung durch seinen letzten Willen bestimmte. Eine zweite Heirath des Wittwers, welcher Kinder hatte, verwarf das Gesetz des Charondas.

Eine feste Bestimmung der Jahre, in welchen die jungen Leute heiratheten, fand nicht Statt; Jünglinge heiratheten nicht vor dem 20., Mädchen, die in Neugriechenland mit dem 14. Jahre gebähren, und mit dem 16. zu welken beginnen, heiratheten nicht vor dem 15. Jahre. Gemeiniglich war die Braut jünger als der Bräutigam, um diesem Mißverhältnisse vorzubeugen, obschon die Altgriechinnen mehr Sorgfalt auf ihre Person verwendeten und nicht so gar früh alterten wie ihre modernen Urenkelinnen. Alte Jungfern gab es auch in Athen, obschon die Väter alle Mühe anwendeten, jeder Tochter einen Mann zu verschaffen. Man wandte sich, wie in China (C. G. VI. 104.), dann an gefällige Frauen, die man Promnestriden nannte, oder an vertraute Sclavinnen *).

Um einer Ehe volle Giltigkeit zu verschaffen, mußte derselben eine feierliche Verlobung vorausgehen, welche als Rechtshandlung angesehen wurde. Dabei wurde die Mitgift der Braut bestimmt, und da ihr dadurch eine würdigere Stellung in ihrem künftigen Hausstande gesichert wurde, vereinigten sich öfter wohlthätige Bürger zur Ausstattung unbemittelter Töchter. Diese Sitte, den Mädchen eine Mitgift zu gewähren, steigt bis in die Zeiten von Solon hinauf, denn früher mußte der Bräutigam den Aeltern die Braut abkaufen.

Die Mitgift bestand in baarem Gelde, Kleiderstoffen, Goldschmuck und Sclaven. Doch war der Werth der Mitgift begränzt, damit nicht etwa der Mann dadurch in eine gewisse Abhängigkeit von der Frau gebracht werde. Es kommen bei den Alten Klagen

*) Becker's Charikles II. 451.

über die auf ihr Geld pochenden Weiber vor, sowie auch Klagen der Väter über die Kostspieligkeit der Ausstattung der Töchter. Daher setzte man wohl auch neugeborene Kinder aus, weil sie weiblichen Geschlechts waren.

War nun zwischen dem Bräutigam, seinen Eltern und denen der Braut Alles in Ordnung, so wählte man sorgfältig den **Hochzeitstag** aus. Vor der Hochzeit fand dann ein Opfer an sämmtliche Schutzgottheiten der Ehe Statt, und zwar durch den Vater. In Athen war dieß Here und Zeus und Artemis, an anderen Orten auch andere Götter.

Am Hochzeitstage nahm sowohl der Bräutigam als auch die Braut ein Bad in dem Wasser einer Quelle oder eines Flusses, in Athen wählte man dazu gern das Wasser der Kallirhoe-Quelle, das ein Knabe, der der nächste Verwandte des Bräutigams war, schöpfen mußte. Für die Braut holte das ihr am nächsten verwandte Mädchen das Wasser. Auf den Grabdenkmalen der unverheirathet Verstorbenen sah man immer eine auf das Wasserschöpfen sich beziehende Figur. In Troas badeten die Bräute vor der Hochzeit im Skamander, wodurch sie symbolisch ihre Jungfrauschaft dem Gotte weihten. In Magnesia geschah dieß im Mäander *). In Sparta mußte der Bräutigam, nachdem die Aeltern eingewilligt, die Braut rauben.

Endlich wurde die Braut gegen Abend von dem Bräutigam in einem Wagen abgeholt, der mit Ochsen oder Maulthieren bespannt war. Sie saß schön geschmückt zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer, dem nahen Verwandten oder innigen Freunde des Bräutigams. An manchen Orten verbrannte man nach der Ankunft im Hause des Bräutigams die Axe des Wagens. Bei der zweiten Vermählung eines Wittwers führte man ihm mit weniger Feierlichkeit die Braut durch einen Verwandten oder Freund zu. Vor dem Hochzeitszuge trug man Fackeln, deren erste die Mutter der Braut anzündete. Auch hinten nach folgten Fackelträger. Braut und Bräutigam trugen weiße Festgewänder und waren bekränzt. Auch die Thüren der beiden hochzeitlichen Häuser waren mit Laubgewinden verziert. Die Braut, die von Salben duftete, trug auf dem Haupte einen Schleier. So bewegte sich denn der Zug unter Absingung des Hymenäos mit Flötenbegleitung nach dem Hause des Bräutigams. Die Begegnenden riefen ihm Glückwünsche zu. Im Hause angelangt, wurde das Brautpaar mit allerhand Naschwerk überschüttet. Man setzte sich nun zu dem festlichen Mahle, zu welchem, gewissermaßen als Zeugen, möglichst viele Gäste geladen waren. Anwesend waren, was sonst nicht stattfand, auch die Frauen, die mit der verschleierten Braut an einem besonderen Ti-

*) S. Becker's Charikles II. 463.

sche saßen. Bei dem Mahle spielten die Sesamkuchen eine besondere Rolle, die eine eigene Frau besorgte.

Nachdem die Mahlzeit beendigt war, bei der es an Wein nicht fehlte, führte man die Braut verschleiert in den Thalamos (das eheliche Schlafgemach), welches dann der Bräutigam hinter sich verschloß. In Athen mußte nach einem Solonischen Gesetze die Braut vorher eine Quitte gegessen haben.

Nun sang ein Mädchenchor an der Thüre des Thalamos das Epithalamion, wovon uns das 18. Idyll Theokrits eine Probe liefert:

Schon so gar frühzeitig, o Bräutigam, bist du entschlummert?
Fühlst du vielleicht in den Knieen dich bleischwer oder so schläfrig?
Oder auch trankst du zu viel, daß dort auf das Lager du hinsankst?
Wolltest du schlafen denn gehn zur Stund', o du konntest allein gehn,
lassend das Kind mit den Kindern annoch bei der zärtlichen Mutter
spielen bis hoch zur Helle! Denn übermorgen, wie morgen,
und von Jahr zu Jahr ist dein, Menelaos, die Braut nun!
Glücklicher Mann, dir nieset' ein Edeler, als du gen Sparta
kamst, wo auch andre sind der Gewaltigen; daß du es ausführst!
Dir der Heroen allein wird Zeus Kronion ein Schwäher!
Dir nur gesellt Zeus Tochter sich unter demselbigen Teppich,
wie kein anderes Weib den achäischen Boden umwandelt!
Wohl was Herrliches, wahrlich! gebäre sie, glich' es der Mutter.
Wir sind allegesammt gleichaltrige; einerlei Laufbahn
übten wir, männlich gesalbt am badenden Strom Eurotas;
viermal sechzig der Mädchen an Zahl, jungfräuliche Jugend,
doch ist kein' untadlich, wenn Helena uns sich vergleichet!
Heilige Nacht, wie, wenn schimmernd der Lenz aufsteiget vom Winter,
Eos, am Himmel erhöht, vorglänzt mit herrlichem Antlitz;
Also glänzte vor uns die goldene Helena weiland!
Wie sich ein Schwad hinschwingt im fruchtbaren großen Gefilde,
wie die Cypreß im Garten, ein Thessalerroß an dem Wagen,
so mit rosigem Wuchs schien Helena vor Lakedämon.
Keine häuft in dem Korbe so schön gesponnene Knäuel,
keine vermöcht' ein so feines Gewand auf künstlichem Webstuhl
fest mit der Spuhle gewirkt vom langen Baume zu schneiden!
Keine versteht so lieblich die tönende Laute zu rühren,
singend der Artemis Lob und der kriegrischen Männin Athene,
als, o Helena, du, die nur Anmuth blicket und Liebreiz.
O holdselig Kind, du schon Hausmütterchen jetzo.
Wir nun werden zur Bahn, wenn es tagt, und zu blumigen Wiesen
traurig gehn, uns Kränze von lieblichem Dufte zu sammeln,
viel, ach! deiner gedenkend, o Helena; sowie die Lämmer,
Säuglinge noch, an die Brust des Mutterschafes sich sehnen!
Dir zuerst wird ein Kranz von niedrig sprossendem Lotos
wohl gefügt und gehängt an die schattenreiche Platane;
dir zuerst wird Würze des Oels aus silbernem Krüglein
niedergetröpft am Fuße der schattenreichen Platane.
Auch sey gekerbt in die Rinde Geschriebenes, daß, wer vorbeigeht,
lese das dorische Wort: gieb Ehre mir, Helenas Baume.
Heil dir, o Braut, Heil dir, Eidam des erhabenen Schwähers!
Leto verleih', o Leto, die Pflegerin, edle Geburt euch.

Kypris, die göttliche Kypris, euch gleich zu lieben einander;
Zeus dann, Zeus, der erhabene Kronid', unvergänglichen Reichthum,
daß er von edlem Geschlecht auf edles Geschlecht sich vererbe.
Schlaft in das Herz einander euch Lieb einathmend und Sehnsucht!
Schlaft, doch auch zu erwachen am Morgenschimmer vergeßt nicht.
Wir auch kommen zurück, wann der tagankündende Sänger
wach aus der Ruh aufkräht, schönfiedrig wölbend den Nacken.
Hymen, o Hymenäos, erfreue dich dieser Vermählung!

Ein Freund des Bräutigams hielt mittlerweile die Thüre besetzt, damit die anwesenden Frauen nicht etwa der Hilfe rufenden Braut Beistand leisten könnten.

Am folgenden Morgen erhielt die Neuvermählte von dem Gemahle und Beide von Verwandten und Freunden Geschenke.

Von nun an war das Gynäkonitis (das Frauengemach) der wesentliche Aufenthalt der jungen Frau, das eben so unverletzlich und fremden Männern von Gesetz und Sitte unzugänglich gemacht war, wie das Harem der Mohamedaner und das Haus des Chinesen. Es wurde als schwere Beeinträchtigung der Rechte und als grobe Ungeschliffenheit betrachtet, wenn ein Mann in ein Haus, in welchem sich Frauen befanden, während der Abwesenheit des Hausherrn eintrat *). Auch galt es für strafbar, in Anwesenheit der Frauen anstößige Reden zu führen. Die Frauen waren in diesem Sinne erzogen und daher sehr schüchtern und verletzbar. Eine Frau, die an ihrem Fenster stehend von einem fremden Manne sich erblickt meinte, zog sich erröthend zurück. Anständige Frauen sah man nur sehr selten auf der Straße und dann niemals ohne eine begleitende Dienerin. Besuche machten sie, und das selten genug, nur den Verwandten oder Kranken. Sie gingen nur dann aus, wenn sie eine religiöse Pflicht zu besorgen hatten. Unter den Hausdienern war ein Gynäkonomos, der über den Ausgang der Frauen zu wachen hatte, wenn es nicht eigentlich derjenige Sclave war, der an die unmittelbaren Befehle der Frau gewiesen war. Für gewöhnlich speiste die Frau mit dem Manne, waren aber fremde Gäste bei ihm, so zog sie sich in ihre Abtheilung zurück.

Dem öffentlichen Leben gehörten die Frauen gar nicht an, sie hatten keine Stelle im Staate, sie gehörten ganz und gar dem Hause an, worin sie geboren waren oder wohin sie verheirathet wurden. Als ihren Beruf betrachtete man Kindergebären, Pflege des Haushaltes, Bereitung der Mahlzeit, Kleidung, Spinnen und Weben. Ihr männlicher Umgang beschränkte sich auf den Vater und den Mann, die leider den größten Theil des Tages außer dem Hause zubrachten. Für Mädchen gab es keine Unterrichtsanstalten; Privatlehrer hatte man nicht; der ganze Unterricht der Mädchen be-

*) Becker's Charikles II. 435.

schränkte sich auf das Wenige, was Wärterinnen und die Mütter mittheilen konnten.

Die Folge von dieser Beschränkung war, daß die Frauen geistig wenig entwickelt, weniger gebildet waren als die Männer, ja daß letztere die eigentlichen Inhaber der höhern Bildung blieben, namentlich sofern sie durch gegenseitige Mittheilung erlangt wird. Allein obschon in Griechenland die Frau eine untergeordnete Stellung hatte, wie das eben in China noch der Fall ist, so konnte sie sich doch durch Erfüllung ihrer Pflicht in ihrem Kreise die Achtung der Ihrigen erwerben. Sie war es, welche die Kinder in den ersten Jahren allein erzog, sie hatte die Aufsicht über die bewegliche Habe des Mannes, seine Geräthe, Gewänder, Vorräthe und Sclaven, und in größeren Häusern stand ihr zu diesem Zwecke eine Wirthschafterin zur Seite, eine Tamia. Daher vergleicht man sie mit einem Bienenweisel. Man verlangte, daß sie früh auf sey und besonders die Wollarbeit der Sclavinnen beaufsichtige. Dann nahm die Besorgung der Mahlzeit ihre Zeit in Anspruch, da ein Koch nur für ganz besondere Fälle gemiethet wurde. Ihr Amt war ferner die Krankenpflege Aller im Hause, auch der Sclaven. In alter Zeit holten die Frauen des Morgens das Wasser selbst am Brunnen.

Uebrigens wurde von der Frau die strengste Treue gefordert. Die Ehebrecherin wurde verstoßen. Scheidung, veranlaßt durch Unfruchtbarkeit, war nicht selten. Der Mann verstößt die Frau ohne weitere Förmlichkeit *).

Ein alter Dichter (Hesiods Theogonie 591 ff.) sagt:

„Flieht Einer die Ehe und der Weiber leidiges Thun und gelangt zum Alter, so fehlt ihm ein Pfleger, auch wenn es ihm an Gütern nicht gebricht, und diese fallen Fremden zu. Wem aber das Loos der Ehe und eine wackere Gattin zu Theil geworden, die zu seinem Herzen paßt, bei dem ist Gutes und Böses im Kampfe. Hat er hingegen ein Weib verderblicher Art, so trägt er unaufhörlichen Kummer in der Brust und das Uebel kennt keine Heilung. So also ist es nicht möglich, Zeus Sinn und Willen zu entgehen".

Die Kinder wurden das eigentliche Band zwischen den Aeltern und die Geburt eines Kindes war die Veranlassung zu einem Familienfeste, das am 5. Tage nach derselben gefeiert und Amphidromia genannt wurde. Die Hebamme oder eine der Frauen, die bei der Geburt beigestanden, trug das Kind zum Herde des Hauses, dessen Thür mit Kränzen geschmückt war. Man veranstaltete ein Gastmahl, bei welchem der Kohl das Hauptgericht war. Bei

*) S. bes. Jacob's Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts in seinen vermischten Schriften Th. IV. S. 157. Becker's Charikles Th. II. 415 — 489.

dieser Feier erklärte der Vater, ob er das Kind annehmen oder es aussetzen lassen wollte, denn dazu berechtigte ihn das Gesetz. Gemeiniglich setzte man nur Mädchen aus, die man jedoch zum Theil verkaufte. Von Seiten der Mütter, wohl kaum aber in der Ehe, kamen aber auch absichtliche Fehlgeburten vor, und Aristoteles zieht sie der Aussetzung der Kinder vor. Gewöhnlichste Ursache zur Aussetzung der Kinder war die Furcht, das Vermögen zu sehr zu zersplittern *). Zuweilen kauften kinderlose Frauen ausgesetzte Kinder.

Am zehnten Tage nach der Geburt fand das Hauptfest Statt. Man lud Verwandte und Freunde zu einem Opfer und Festmahle ein und diese Feier galt vor Gericht als Beweis, daß das Kind vom Vater anerkannt worden. Vater und Mutter, Verwandte und selbst Sclaven machten dabei dem Kinde Geschenke, und dasselbe bekam nun auch seinen Namen, den vorzugsweise der Vater auswählte. Bei den Griechen hatte Jeder nur einen Namen, Geschlechtsnamen gab es nicht; um Verwechselungen zu verhindern, setzte man sodann den des Vaters im Genitiv bei, z. B. Nausiphiles Nausinikou, Phokion Phokou. Im spätern Leben fügte dann wohl das Volk berühmten Männern noch einen Spitznamen bei, der in der Regel sehr treffend war, wie namentlich die der altern den Hetären.

Die Ernährung des Kindes war zwar als Pflicht der Mutter anerkannt, doch hielten sich Wohlhabende immer eine Amme, wozu sich in Athen wohl auch ärmere Bürgerinnen hergaben. Ja, man kaufte für Alkibiades eine spartanische Amme, die als Kinderwärterinnen den Ruf der wendischen Ammen im modernen Sachsen hatten. Nebenbei gab man den Säuglingen Honig. Konnte das Kind festere Speisen vertragen, so kaute ihm die Amme diese vor. Wiegen hatte man nicht. Man trug und sang die Kinder ein. Alkmene legte freilich ihre Kinder Herakles und Iphikles in den Schild des Vaters, setzte ihn in wiegende Bewegung und sang **):

Schlaft mir, Kinderchen, süß, o schlaft den erquickenden Schlummer,
Trauteste, schlaft, o Seelchen, ihr Zwillinge, keck und voll Leben!
Liegt in seliger Ruh und erreicht in Ruhe das Frühlicht!

Bis zum 6. Jahre blieb die Erziehung der Knaben und Mädchen ungetrennt unter den Augen der Mütter. Die Kinder bekamen mancherlei Spielzeug, aus Metall, Elfenbein, Thon und Holz, kleine Wagen, Bettchen, Thierfiguren, Puppen aus Thon, Klappern. Namentlich erhielten die Mädchen thönerne und bemalte Figuren und die Knaben bekamen bekannte Feldherren, Krieger, Thiere.

*) S. Becker's Charikles I. 20.
**) Theokrit's 24. Idyll.

Nächstdem hing man den Kindern auch allerlei Dinge an den Hals, namentlich denen, die man nothgedrungen aussetzte. Andere Anhängsel sollten den bösen Blick u. a. Unfälle abhalten.

Die Kinder hatten auch ihre Spiele, wie Blindekuh, sie ritten auf Steckenpferden, sie ließen Käfer fliegen, trieben den Kreisel *), haschten sich und verkürzten sich die Zeit in ihrer Weise, oder in Nachahmung der Alten, wie denn ja alle Kinderspiele der Wiederschein des Lebens der Aeltern sind.

Die Aeltern sahen darauf, ihrer Würde in Gegenwart der Kinder Nichts zu vergeben, auch die gegenseitige Achtung nicht zu verletzen, wie denn bei Theokrit (XV.) Gorgo zur Praxinoa sagt, als diese über ihren Mann geklagt:

> Rede von deinem Gemahl nicht also, liebe Diona,
> ist doch der Kleine dabei, sieh, Schwesterchen, wie er dich anguckt.

worauf Praxinoa zum Kinde sagt:

> Lustig, Zopyrion, freundliches Kind, ich meine Papa nicht.

Die Kinder wurden zur Ehrfurcht gegen das Alter angehalten und man ging mit gutem Beispiele voraus, ihre Fehler suchte man durch Zureden und, wo das nicht ausreichte, durch Schläge zu ändern, die mit dem Pantoffel ertheilt wurden. Nächstdem half man durch Schreckbilder und Fabeln nach. Unter diesen waren Akko und Alphito, Mormo und Mormolyke, Empusa, gespenstische Wesen, die eben um so mehr auf die Kinder wirken mußten, als man ihnen keine deutliche Vorstellung davon geben konnte. Doch hatten die Ammen auch freundliche Geschichten und Lieder, die sie den Kleinen mittheilten und in denen theils die Mythologie theils Lebensklugheit und Sittenlehre, wie in den Aeopischen Fabeln, der Kern waren.

Waren die Kinder über die ersten Stufen des Lebens hinaus, so wurde ihnen ein Pädagog zugegeben. Es fand dieß im 6. Jahre Statt. Nun wurden die Knaben von den Mädchen getrennt. Der Pädagog war ein Sclave, in dessen Gesellschaft die Knaben immer waren und der sie auch in die Schule und in das Gymnasion führte und ihnen Bücher, die Kithara u. a. Dinge nachtrug. Es war übrigens jedem Aelteren, mit Ausnahme der nahen Verwandten des Lehrers, bei Todesstrafe verboten, die Schulstube während des Unterrichts zu betreten. Der Unterricht dauerte bis zum Ephebenalter. Oeffentliche, vom Staate unterhaltene Schulen gab es im alten Griechenland eben so wenig, als eine Beaufsichtigung des Unterrichts stattfand. Allein die Aeltern hielten sehr darauf, daß die Kinder die Schulen, deren Wahl ihnen überlassen war, regel-

*) Krause's Gymnastik I. 327. ff. Desgl. David und Marchand Antiquités d'Erculanum I. 89. — 109.



mäßig besuchten. Arme Aeltern mußten wohlfeilen Lehrern ihre Kinder überlassen, während die Wohlhabenden tüchtigere, aber auch kostspieligere wählen konnten. Die Anzahl der Schüler, die ein Lehrer annehmen durfte, scheint gesetzlich bestimmt gewesen zu seyn. Ganz geringe Schulhalter hatten ihren Sitz auf der Straße, was um so weniger auffallen wird, wenn man bedenkt, daß das ganze Leben der Alten, wie noch heute in Italien, auf der Straße sich entwickelte. Da man früh aufzustehen pflegte, so begann auch die Schule am frühen Morgen. Nachmittags wurde ebenfalls Schule gehalten *).

Der gesammte Unterricht der Griechen scheidet sich in drei Abtheilungen, die Schriftkunde, Tonkunde und Körperausbildung, Grammata, Musike und Gymnastike.

Zuerst lernten die Kinder die Buchstaben, dann das Buchstabiren und Lesen. Darauf folgte das Schreiben nach Vorschriften und sodann das Rechnen, wobei man sich, wie im gemeinen Leben, der Finger bediente oder, wenn diese nicht ausreichten, der Psephoi oder Rechensteine, die auf der Rechentafel verschiedene Geltung hatten, wie etwa die Kugeln auf dem chinesischen Rechenbrete (s. C. G. VI. 246.).

Sobald die Kinder lesen und den Sinn des Gelesenen fassen konnten, waren es zunächst die Dichter, durch die man auf Herz und Verstand, auf den Sinn für Anstand und Sitte zu wirken suchte. Man ließ kleinere oder größere Gedichte und Stellen aus Dichtungen auswendig lernen, vorzüglich aber sah man mit stetem Hinblick auf das künftige öffentliche Leben auf reine Aussprache und Uebung des Gedächtnisses. Der musikalische Unterricht begann mit dem dreizehnten Jahre; die Musik galt für eine edle und würdige Beschäftigung in den Stunden der Erholung und Muße. Die Kythara und Lyra waren die dem freien Manne angemessenen Instrumente. Die Flöte war nur eine Zeit lang in Athen beliebt. Sie kam in Abnahme, weil sie den Gesang gleichzeitig zu üben nicht gestattete. In Theben blieb sie Lieblingsinstrument. Der Schulbesuch dauerte wenigstens bei wohlhabenden jungen Leuten bis zum 16. Lebensjahre, während ärmere Kinder den dürftigeren Unterricht auch früher aufgeben mußten, um zur Gewerbthätigkeit überzugehen.

Wohlhabendere Aeltern ließen nach beendetem Schulbesuche ihren Söhnen noch höheren Unterricht bei Rhetoren und Sophisten ertheilen, die dann, wenn sie eines besonderen Rufes genossen, wie Isokrates, 1000 Drachmen sich zahlen ließen. Von Erlaß war bei diesen nicht die Rede, und sie trieben die Summen, die man ihnen schuldete, mit größter, gerichtlicher Strenge ein, daher arme, aber

*) Becker's Charikles I. 39. ff.

wißbegierige Leute, wie Kleanthes, Menedemos und Asklepiades des Nachts für Lohn in Mühlen und Gärten arbeiteten, um das Honorar für ihre Lehrer zu gewinnen.

Die Erzieher arbeiteten vornehmlich auch auf äußere Sitte und Anstand, Eukosmia, und namentlich war dieß Aufgabe des Pädagogen. Er sah darauf, daß der Knabe das Essen mit der rechten Hand zum Munde führte, daß er auf der Straße bescheiden vor sich auf den Weg sah, daß er stets den älteren Personen Bescheidenheit und Ehrerbietung zeigte, namentlich in ihrer Gegenwart nicht vorlaut war *). Wenn Knaben mit an einem Gastmahle Antheil nahmen, so saßen sie, während die Erwachsenen lagen. Mit dem 16. Lebensjahre begann in Athen eine zweijährige Uebergangszeit, in welcher der Knabe vorzüglich den Uebungen in den Gymnasien sich widmete. „Die Gymnastik" **), sagt J. H. Krause, „welche wir in ihrer höchsten kunstgemäßen Ausbildung nur bei einem Volke der alten Welt, bei den Hellenen, erblicken, läßt sich als Reihenfolge oder als System verschiedener, nach Grundsätzen geleiteter, durch Kunst geregelter und verhältnißmäßige Kraftsteigerung und Gewandtheit bezweckender Uebungen des Leibes betrachten".

Die alten Hellenen betrachteten die Gymnastik sowohl als Mittel der Entwickelung und Kräftigung, demnächst aber auch als die sicherste Grundlage der Herausbildung zu schöner Form. Die Staaten, vor allen Sparta, hielten sehr auf das Blühen der gymnastischen Kunst und förderten und regelten sie durch Gesetze. Die griechischen Jünglinge, deren Haut durch frische Luft, Salben und Bad abgehärtet und gebräunt war, lachten über die weiße, zarte Haut der persischen Gefangenen, als Agesilaos diese entkleiden ließ, und sie meinten, es sey kein Unterschied, ob sie mit Persern oder mit Weibern kämpften. Die Musculatur wurde ausgebildet, die jungen Leute bekamen sichern Tritt und gemessenen Schritt und eine kraftvolle Haltung. Zur Gymnastik wurde aber nur der freie Bürgerssohn zugelassen, und mit Hilfe derselben unterschied er sich auch auf den ersten Blick von den Metoiken und Sclaven. In Athen waren die Mädchen von den Gymnasien ausgeschlossen, in Sparta u. a. dorischen Staaten nahmen sie Antheil daran. Der Staat förderte nächstdem die Gymnastik für seine militairischen Zwecke, da die Gymnasien die besten Uebungsplätze für den künftigen Krieger waren und der junge Mensch den militairischen,

*) S. Becker's Charikles I. 58., ingl. die ähnlichen Vorschriften der Chinesen C. G. VI.

**) Wir haben ein classisches Werk über diesen Gegenstand in der Gymnastik und Agonistik der Hellenen aus den Schriften und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt von Dr. Johann Heinrich Krause. Leipzig 1841. 4 Thle. 8. m. Abb.

pünktlichen Gehorsam, Aufmerksamkeit und Selbstbeherrschung lernte. Und welche Wirkung auf den Eifer der jungen Leute für diese Beschäftigung mußte es haben, wenn sie sahen, welche Ehren den Meistern in derselben zu Theil wurden!

Für die Uebung dieser eigentlich freien Kunst waren ganz besondere Gebäude eingerichtet, Gymnasien, Paläſtren, Dromen, Stadien, Hippodromen, die allgemach zu würdigen Zierden der Städte erwuchsen und mit den Kunstwerken der Meister geschmückt wurden. In frühester Zeit hatte man sich mit freien Plätzen begnügt, die man an dem Ufer der See oder eines Flusses anlegte, um sich nach überstandener Uebung durch ein Bad erquicken zu können. Später, bei wachsendem Wohlstande der Städte gehoben, umgab man diese Plätze mit bedeckten Säulengängen von namhafter Breite, um die hier arbeitenden Knaben und Jünglinge vor dem Wetter zu schützen. An dieses Ephebeion lehnten sich dann die übrigen Räume für die verschiedenen Arten der Uebungen sowie Säle zur Unterhaltung und Bäder an. Man fand viele dieser Gymnasien und Paläſtren außerhalb der Ringmauern der Städte, so in Athen und Megara, Theben und Ephesos, Korinth und anderwärts *).

In Athen finden sich schon seit Solon öffentliche Gymnasien und Privatanstalten, die denselben Zweck hatten. Er gab das Gesetz, daß die Schullehrer und die Lehrer in den Paläſtren ihre Anstalten nicht vor Aufgang und nicht nach Untergang der Sonne öffnen und schließen, und daß, wer einen Mantel, ein Oelgefäß oder sonst etwas Geringfügiges oder ein dem Gymnasion gehöriges Geräth entwende, mit dem Tode bestraft werden solle. In Sparta fanden sich jedenfalls schon zu Lykurgs Zeit Gymnasien vor. Dort gereichte es denen, die das 30. Jahr überschritten hatten zur Schande, wenn sie nicht den größten Theil des Tages in den Gymnasien und Leschen zubrachten.

Die Pracht der griechischen Gymnasien entfaltete sich namentlich seit den Perserkriegen, sie wuchs im alexandrinischen Zeitalter und erreichte ihren Gipfel unter der Römerherrschaft, wo freilich diese ursprünglich zur Entwickelung und Uebung der Kraft errichteten Gebäude zu Lustörtern herabgesunken waren. Aus dieser Zeit ist die berühmte Beschreibung, welche der römische Architekt Vitruvius im augusteischen Zeitalter von einem griechischen Gymnasium entwirft. Die Peristilia in den Paläſtren **), in Gestalt eines Quadrats oder Oblongums, haben zwei Stadien im Umfange und bestehen aus vier Säulengängen, und zwar aus drei einfachen und einem doppelten gegen Mittag gelegenen, damit bei stürmischem

*) Krause I. 1. 80. ff.
**) Krause I. 99.

Wetter der Regen nicht in den innern Theil hineinschlagen kann. In den drei einfachen Säulengängen sollen geräumige Säle mit Sitzen eingerichtet werden, wo Philosophen, Rhetoren und andere Freunde der Wissenschaften Platz finden und sich unterhalten können. Der doppelte Säulengang soll in der Mitte ein Ephebeum enthalten, d. h. einen geräumigen Saal mit Sitzen, um den dritten Theil länger als breit, mit einem Coryceum und einem an dieses anstoßenden Conisterium auf der rechten Seite, nächst dem Conisterium einen kalten Badeort in dem Winkel des Porticus. Auf der linken Seite des Ephebeum der Bedlungsraum, nächst diesem das Abkühlungszimmer (Frigidarium), von diesem soll der Weg in das Heizzimmer in der Ecke des Säulenganges führen. Nächst diesem soll nach dem Innern zu, dem Frigidarium gegenüber, das gewölbte Schwitzzimmer angebracht werden, doppelt so lang als breit, mit einem trocknen Schwitzbad in einem der Winkel. Diese Räume zusammengenommen machen die eine Hälfte der Paläſtra aus. Den zweiten Theil derselben sollen drei Säulengänge bilden, von welchen der eine denen entgegenstößt, welche sich aus dem beschriebenen Peristilium der Paläſtra herausbegeben, die beiden übrigen aber rechts und links, beide von der Länge eines Stadiums. Der eine von diesen gegen Mitternacht gelegenen Säulengängen soll ein doppelter seyn, mit der größten Breite. Die einfachen Säulengänge sollen zehn Fuß breite Seitenwege haben, die Mitte soll zwölf Fuß breit und um zwei Stufen tiefer als die Seitenwege seyn, damit die bekleideten Zuschauer auf den letztern nicht von den nackten und mit Oel gesalbten Agonisten berührt und befleckt werden. Diese Säulengänge wurden von den Griechen Xystoi genannt und in diesen bedeckten Räumen übten sich die Athleten während des Winters oder auch bei rauher Witterung überhaupt. Die Xysta dagegen, aus Gängen und mit Estrich belegten Ruheplätzen bestehend, sollen innerhalb der beiden Säulengänge zwischen Platanen und Buschwerk angelegt werden. Neben diesen sollen die freien, unbedeckten Pera- oder Peridronides von den Griechen, Xysti oder Xysta von den Römern genannten Bahnen hinlaufen, in welchen auch während des Winters bei heiterem Himmel die Athleten ihre Bestrebungen zu verfolgen pflegten. Nach den genannten Räumen soll als dritter Theil der ganzen Paläſtra das Stadium folgen und so eingerichtet seyn, daß eine große Menschenmenge die Wettkämpfer mit ansehen könne.

Daß diese Beschreibung nicht auf alle Gymnasien genau paßt, daß bei dem einen oder dem anderen sowohl mehrere als auch wenigere Räume für die verschiedenen Zwecke vorhanden, versteht sich wohl von selbst. Da dieß jedoch die vollständigste, zusammenhängende Beschreibung eines Gymnasiums ist, die uns aus dem Alterthume überliefert worden, da belehrende größere Ruinen fehlen, —

so müssen wir uns für unsere Zwecke damit begnügen *). Ebenso dürfen wir uns auch nicht auf die bei Krause angeregten Unterschiede zwischen Gymnasium und Palästra einlassen.

Für den eigentlichen Wettlauf war, da das Gymnasium nicht dafür ausreichte, ein eigener Platz, das Stadion **), bestimmt. Man wählte dazu eine geneigte Fläche von verschiedener Länge, einen Hügelabhang. Diese einfachen Rennbahnen bildete die spätere Zeit weiter aus, indem sie dieselben entweder pflasterte oder eigens aus Stein baute und mit kostbarerem Steine einfaßte, wie die Rennbahn von Delphi von Herodes Atticus mit pentelischem Marmor eingefaßt wurde. Ein Prachtbau war das von Ebendemselben neugeschmückte panathenäische Stadion am Ufer des Ilissus, das mit jedem Theater in die Schranken treten konnte. Es war entfernt von den Gymnasien, während andere sich an dieselben anschlossen, wie das isthmische Stadion, welches aus weißem Marmor erbaut war. Das Stadion von Laodikäa war 1000 Fuß lang und 90 Fuß breit. Die Trümmer des Stadions von Ephesos haben 746 Fuß Länge und 132 Fuß Breite. Die umgebenden Baulichkeiten haben an allen Seiten 77 Fuß Durchmesser. An der Hinterseite befand sich ein schließender Halbkreis, der wie die eine lange Seite von einer natürlichen Erdhöhe gebildet war. Die andere Seite und der Eingang bestand aus gewölbtem Mauerwerke, das etwa 25 aufsteigende Sitzreihen haben mochte. Oben war eine breite Fläche mit Umgang. Die Eingänge sowie Anfang und Ende der eigentlichen Rennbahn waren mit Altären und Statuen geschmückt. Im Stadion selbst sah man drei cubische Säulen, die erste in der Nähe des Ablaufs, die zweite in der Mitte, die dritte am Ende als Ziel, und eine jede derselben trug eine ermunternde Inschrift auf beiden Seiten. In der Mitte der Rennbahn war der Preis aufgestellt; in der Mitte der Rennbahn von Theben stand das Grabmal des alten Heros Iolaos. In der Kaiserzeit brachte man mit den Stadien Rundbaue in Verbindung, in denen Thierhetzen aufgeführt wurden.

Im heroischen Zeitalter war der Kriegswagen, wie im alten Aegypten, Babylon und Britannien, der Glanzpunkt der Heere. Später blieb der Wagen nur noch für festliche Spiele im Gebrauche und dafür war denn auch ein bei Weitem größerer Raum als für den Wettlauf zu Fuß nothwendig. Der Hippodrom ***), ursprünglich ein weites flaches Feld mit ebener Bahn. Ein dürrer Baum

*) Vielleicht bringen fortgesetzte Ausgrabungen, die allerdings außerhalb der blosgelegten Stadtmauer von Pompeji stattfinden müßten, ein Gymnasium ans Tageslicht.
**) S. Krause I. 131. ff.
***) Krause I. 147. ff.

bezeichnete das Ziel, um welches die Fahrenden lenken mußten, um zu dem Auslaufspunkte zurückzukehren. Der Auslaufspunkt (die Aphesis) war der glänzendste Theil des Hippodromos und in dem olympischen war er sehr reich mit Altären besetzt. Man hatte diesen Punkt so eingerichtet, daß alle Wagen eine gleichmäßige Stellung vor der Abfahrt einnahmen und zwar in schiefer Linie. Die Plätze wurden durch das Loos bestimmt. Der Hippodrom bildete ein Oblong, das von Erhöhungen für die Zuschauer umgeben war. Der olympische Hippodrom war 1200 Fuß lang und 600 Fuß breit. Die Zahl der zum Rennen zulässigen Wagen war gesetzlich bestimmt. Die Abfahrt geschah auf ein Zeichen, das in der olympischen Bahn in einem sich erhebenden ehernen Adler und einem herabsinkenden Delphin bestand. Die Zahl der auf einmal zusammen abfahrenden Wagen war bei den Römern vier; wie viel es bei den Griechen waren, ist unbestimmt. In Theben und in Olympia war der Hippodrom in der Nähe des Stadions.

Dieß sind die Uebungsplätze, die im alten Griechenland, wie alle öffentlichen Gebäude, eine Zierde der Städte bildeten. Zu denselben wurden nun die Uebungen durch ein ahnsehnliches Personal *) geleitet und beaufsichtigt, das je nach den Zeiträumen eine verschiedenartige Gliederung annahm.

In älterer Zeit erscheint der Gymnasiarch als Vorstand aller Gymnasialangelegenheiten. Die Uebernahme dieses Amtes war eine Leistung, zu welcher der Bürger dem Staate verpflichtet war und das einen gewissen Aufwand erheischte. Die Verpflichtung dazu beruhte auf der Abschätzung des Vermögens. Sehr reiche Gymnasiarchen thaten oft mehr, als nöthig war. Sie wurden von den Stämmen gewählt. Der Gymnasiarch hatte als Leiter der festlichen Züge der Knaben und Epheben zur Gedächtnißfeier großer Männer eine priesterliche Würde und verrichtete die damit verbundenen Opfer. Er übte die Gerichtsbarkeit in Fällen, die auf das Gymnasium Bezug hatten, trug daher einen Stab und hatte Gerichtsdiener zu seiner Verfügung.

Nächstdem erscheint unter dem Personal des Gymnasiums der Lampadarchos, der die Fackelläufe, die namentlich in Athen häufig abgehalten wurden, zu bestreiten und zu beaufsichtigen hatte, was natürlich mit großen Kosten verknüpft war.

Es folgt der Xystarch, der die Preise ertheilte und den Uebungen der Athleten vorstand. Mit dieser Würde, sowie mit der des Kosmeten, der die Aufsicht über die Epheben führte, scheinen in verschiedenen Zeiten verschiedene Verpflichtungen verbunden gewesen zu seyn. Er verrichtete, wie der Xystarch, die Opfer und ordnete, wie der Gymnasiarch, gewisse Spiele. Er besorgte das

*) Krause I. 179. ff.

Einschreiben, Führung der Liste, Aufsicht, Ordnung und Zucht der Epheben und was sich auf diese in Betreff der gymnastischen Uebungen, und so weit sie den öffentlichen Anstalten angehörten, bezog. Der Kosmet erscheint namentlich in der Kaiserzeit. Die Sophronisten waren die sittlichen Hüther der Jugend. In Athen wurden in der älteren Zeit jährlich zehn Sophronisten, aus jeder Phyle einer gewählt, von denen jeder täglich eine Drachme Sold erhielt. Sie hatten das Recht, auch außerhalb des Gymnasiums die gegen Anstand, Sitte und Gesetz sich vergehenden Epheben zurechtzuweisen.

Den Unterricht in den Leibesübungen besorgten die Gymnasten und Paidotriben, letztere die Unterweisung in den einzelnen Theilen der Leibesübungen. Zu diesen Stellen kamen berühmte Athleten, nachdem sie die agonistische Laufbahn verlassen hatten. Aleiptes war derjenige Beamte, der die Einreibung der sich Uebenden mit Oel beaufsichtigte, was zu einer ganz speciellen Kunst ausgebildet worden war. Durch das Einölen der Haut suchte man sie nicht allein geschmeidiger zu machen und ihr Aufspringen zu vermindern, sondern man meinte auch, daß sie, namentlich verbunden mit dem Staube, den schädlichen Einfluß der kühlen Luft auf die erhitzte Oberfläche abwende. Der Aleiptes hatte auch über die Diät der Uebenden zu wachen und dadurch Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Ordnung und Ausdauer bei der Jugend zu begründen. Der Sphäristoikos beaufsichtigte die Ballspieler. Dieß waren die vornehmsten bei den Gymnasien beschäftigten Beamten, denen ein dienendes Personal zu Gebote stand.

Solon hatte schon genau bestimmt, in welchem Alter der frei geborene Knabe ins Gymnasion eintreten und wie lange er darin verweilen sollte. Er hatte Bestimmungen über Beaufsichtigung der Anstalten gegeben. Sclaven durften an gymnastischen Uebungen nie Theil nehmen, für die Söhne der Bürger waren sie Verpflichtung, die Söhne der im Kriege Gefallenen wurden auf öffentliche Kosten unterrichtet. Reiche sollten sich der Reitkunst, gymnastischen Uebungen, der Jagd und der Philosophie widmen, die Aermeren dem Landbaue, Handelswesen, den städtischen Künsten und Handwerken zuwenden und der Areiopagos hatte darüber zu wachen. In Bezug auf Sparta hatte Lykurg seine seinem Systeme und dem strengeren Sinne des dorischen Stammes angemessenen Bestimmungen auch hinsichtlich der Gymnastik getroffen. Er hatte nur diejenigen Uebungen gestattet, welche den wackern und gewandten Krieger zu bilden vermochten und nicht blos athletische Fertigkeiten bezweckten. Jeder Knabe fiel mit dem 7. Jahre der öffentlichen Erziehung anheim, von der kein Bürger seine Söhne entfernt halten durfte. Selbst die Jungfrauen mußten körperliche Uebungen vornehmen.

Die Körperübungen selbst, die Platon in active und passive,

wie Ringen und Reiten, Andere wieder anders eintheilten, und die sie bezweckenden Spiele waren folgende.

Das Ballspiel*), Sphäristike, was allgemein beliebt war und schon in den Homerischen Gesängen erwähnt wird. Es waren künstlerische schöne Bewegungen damit verbunden und diese durch Gesang geleitet. Dabei konnten sich Anstand und Zierlichkeit offenbaren. Jung und Alt jeden Stammes übte und liebte daher dieses Spiel und ein vollständiges Gymnasium hatte seinen besonderen Raum und seinen eigenen Lehrer dafür. Man trieb das Spiel nackt mit abgelegtem Himation oder auch in leichter Bekleidung, und hatte mehrere Arten desselben. Bei der Urania genannten Art warf Einer den Ball in die Luft und Jeder strebte denselben zu fangen, ehe er die Erde berührte. Das Spiel Episkyros, Ephebike oder Epikoinos wurde von zwei Reihen Spielern geübt, zwischen denen eine aus Steinen gelegte Gränze sich befand. Auf diese Gränzlinie wurde der Ball gelegt und hinter den beiden Reihen der Spielgenossen wurden noch zwei Steinreihen gesetzt. Nun warf man den Ball den Gegnern zu, die ihn fangen und zurückwerfen mußten. Das Spiel Phänides bestand darin, daß der Spielende sich anschickte, den Ball Diesem oder Jenem zuzuwerfen, und ihm im Abwurfe rasch eine andere Richtung gab, so daß ihn ein Anderer auffing. Es gehörte viel Gewandtheit dazu und nur der Wohlgeübte konnte dabei Anmuth und Anstand im vollen Maaße zeigen.

Das Harpaston wurde mit dem kleinen Balle auch von Frauen gespielt. Es galt den Ball rasch zu fassen, ehe dieß einem Anderen gelang. Im Allgemeinen nahm man vier Ballspiele an, die nach der Größe der Bälle bezeichnet waren. Dazu kam noch ein fünftes Spiel mit dem Korykos, welcher den größten und schwersten Ball übertraf und deßhalb an der Decke befestigt in das Korykeion herabhing. Es war ein lederner Sack, den man mit Feigenkörnern, Mehl oder Sand füllte und der so weit herabhing, daß er mit dem Nabel des Stehenden parallel war. Zu Anfang bewegte der sich Uebende den Korykos ganz gemächlich vorwärts und ging ihm nach. Allgemach steigerte er die Bewegung und fing den gewichtigen Körper mit den vor die Brust oder in den Nacken gehaltenen Händen auf, wodurch die Muskeln sehr gestärkt wurden.

Ein bei der Jugend sehr beliebtes, auf Kraftübung besonders berechnetes Spiel war die Dielkystinda, wo sich die Spielgenossen in zwei Reihen aufstellten und nun jeder seinen Gegner zu sich herüber zu ziehen bemühte. Das Spiel war entschieden, wenn die eine Reihe ihre sämmtlichen Gegner auf ihre Seite gebracht hatte. (Krause I. 322.) Das Spiel Skaperda hatte einen ähnlichen Zweck. Man errichtete eine mannshohe Säule mit einem Loche, wodurch

*) Krause I. 299.

ein Strick gezogen war. Nun faßten zwei Genossen jeder ein Ende des Strickes, legten sich denselben rückwärts über den Nacken und der, dem es gelang, den Gegner bis an die Säule und an dieser hinaufzuziehen, der war Sieger. Das Spiel Hippas und Kybetinda ward ebenfalls nur von Zweien vorgenommen. Der Eine stand und hielt seine Hände hinter dem Rücken so zusammengelegt, daß sie hohl und offen waren. Der Andere bestieg dieselben mit den Knieen, schlang die Arme um den Nacken des Trägers und bedeckte zugleich mit den Händen dessen Augen. War er so getragen worden, so wurden die Rollen gewechselt (Krause I. 324.).

Die eigentlichen gymnastischen Spiele begannen mit dem Wettlauf, dessen Ursprung bis ins heroische Zeitalter hinaufreicht *), er ward in allen öffentlichen Spielen auf der Rennbahn geübt. Er hatte sich allgemach zu mehreren Arten entwickelt, den einfachen und Doppellauf, den Waffen- und den Langlauf. Der Doppellauf bestand darin, daß der Läufer, am Ziele angelangt, in gewandter Wendung dasselbe umschritt und seinen Rückweg nach dem Ausgangspunkte antrat. Beim Waffenlauf trug der Läufer einen Schild. Der Langlauf bedingte große Ausdauer und die Strecke, die zu hinterlegen, betrug 7—24 Stadien. Der berühmte spartanische Läufer Ladas siegte darin in Olympia, gab aber bald darauf seinen Geist auf. Der Waffenlauf wurde vorzüglich als kriegerische Vorübung geschätzt. Bei den Vorübungen zu den verschiedenen Arten des Wettlaufes waren die Nahrungsmittel und die Einreibungen mit größter Sorgfalt berechnet, ja man soll die Milz, die dem Läufer oft Hindernisse in den Weg legte, nicht allein durch innere Mittel zu verringern gesucht, sondern sie geradezu durch den Schnitt oder durch Brennen zerstört oder beseitigt haben. Während des Laufs stießen die Läufer bisweilen ein Geschrei aus, um sich zu beleben.

Besondere Laufesarten waren der Fackel- und der Weinrebenlauf in einigen Staaten. Ersterer wurde theils zu Fuß theils zu Roß vorgenommen. Die Kunst bestand darin, die Fackel brennend bis zu einem gewissen Punkte zu bringen. Einige Fackelläufer trugen Schilde. Der Weinrebenlauf wurde zu Athen am Feste der Athene Skiras von den Epheben gehalten. Man trug eine mit Weintrauben behangene Rebe. Der Wettlauf ging vom Tempel des Dionysos bis zum Heiligthume der genannten Göttin. Dem Sieger wurde ein mit einem fünffachen Gemisch von Wein, Honig, Käse, Mehl und Oel gefüllter Kelch zu Theil. In Sparta hielten die Jünglinge an den Karneen einen ähnlichen Lauf. Ein mit Kränzen und Binden geschmückter Läufer lief aus, während er dem

*) Krause I. 337 ff.

Staate Gutes wünschte. Er wurde von zwei Jünglingen verfolgt, die, wenn sie ihn einholten, belohnt, im Gegentheile bestraft wurden.

Um die Uebungen anstrengender und die darauf folgenden Leistungen sicherer zu machen, fanden sie meist in losem Sandboden Statt. Die berühmtesten Läufer lieferten die Kreter, Spartaner, Messenier und besonders die Krotoniaten *).

Der Sprung war die nächste Uebung und auch darin leisteten die Griechen Außerordentliches, sowohl in dem Sprung mit ledigen, als in dem mit beladenem Leibe, sowohl im Weitsprung, als im Hoch- oder Tiefsprunge. Man sprang demnächst durch Reifen, über Pfähle, Seile, über Männer u. s. w. Um dem Leibe besonderen Schwung zu geben, trug der Springer in jeder Hand eine schwere, z. Th. aus Blei gefertigte abgerundete Doppelkugel mit abgerundeten Kanten, die Halteren. Phayllos aus Kroton legte einen Sprung von 55 Schritten zurück. Sprungstäbe wendete man nicht an **).

Das Ringen (Pale, Palásmosyne) war ebenfalls eine uralte Kampfsübung und als dessen Erfinderin nennt die Sage die Palästra aus Arkadien, des Hermes Tochter, als den ältesten Ordner der Uebung aber den Theseus, und als einen der ältesten Meister der Kunst den Herakles. Für die Ringer war die Einölung des Körpers von besonderer Wichtigkeit. Der Ringer stand mit ausgespreiteten Füßen, den rechten ein wenig voran, ein wenig gebogen; er legte die Arme aus und zog Hals und Haupt in die Schultern zurück. So beobachtete er den Gegner. Es dauerte oft lange, ehe es dem Einen gelang, den Andern zu fassen, und wenn sie einander gefaßt, ehe Einer den Andern von der Stelle bewegen konnte. Dabei verlangte man, daß jede Wendung anständig, jede Bewegung geschickt, jeder Griff kunst- und regelrecht sey. Schlagen war ganz untersagt; die Stöße, welche zulässig, waren genau bestimmt sowie die Griffe, mit denen man den Gegner würgte, bis er sich für besiegt erklärte. Man drückte die Fingerspitzen desselben, bis der Schmerz ihn nöthigte, den Kampf aufzugeben. Man hatte zwei Arten des Ringens, die Pale orthe, wobei man aufrecht stand und durch Niederwerfen den Kampf beendigte, und die Haliuthesis, die auch dann ihren Fortgang hatte, wenn die Kämpfer am Boden lagen. War bei der erstern Art der Gegner dreimal niedergeworfen, so war der Sieg entschieden. Gewaltige Ringer hoben ihren Gegner auf und streckten ihn dann zu Boden. Es gab nun mannichfache Ab- und Nebenarten des Ringkampfes, z. B. das Ringspiel mit den Händen; dann finden wir bei den verschiedenen Völkerschaften und Stäm-

*) S. Krause I. 377 ff.
**) S. Krause I. 383 ff.

men verschiedene Eigenthümlichkeiten, deren nähere Betrachtung uns jedoch zu weit führen würde *).

Das Diskoswerfen geht ebenfalls in das heroische Zeitalter hinauf, wie denn Apollon seinen Liebling Hyakinthos durch einen unglücklichen Wurf im Diskosspiele tödtete. Der Diskos war von Metall oder Stein, in späterer Zeit auch aus Holz. Der im athenischen Lykeion aufbewahrte Diskos war von Erz, rund, einem kleinen Schilde ohne Handhabe und Riemen ähnlich, schwer und sehr glatt, daher schwer zu fassen. Bei den öffentlichen Spielen traten die Diskoswerfer nackt auf. Der Diskoswerfer stand gemeiniglich auf einer kleinen Erhöhung (Balbis), machte vor dem Wurfe die Hände mit Erde rauh und faßte ihn sodann. Der Oberleib ward dabei nach der rechten Seite vorgeneigt, der rechte Arm rückwärts bis zur Höhe der Schultern emporgehoben und sodann der Diskos in rascher Bogenbewegung vorwärts emporgeschwungen. Der Werfer lief demselben, wie etwa unsere Kegelspieler, ein Paar Schritte nach. Auch von diesem Spiele haben die alten Künstler mannichfache Darstellungen geliefert. Der kräftig und kunstgerecht geworfene Diskos verursachte ein schwirrendes, sausendes Geräusch. Man warf in die Weite und hatte deßhalb ein Ziel, welches übertroffen werden mußte, aufgestellt. Dieses Werfen aber übte den Arm und die Schultern ganz besonders. Die Spartaner wie die Athener waren besondere Freunde dieser Art des Kampfspieles **).

Anderer Art war das Werfen mit dem Speer, der von verschiedener Länge war, eine Uebung, die wir schon auf den niedern Culturstufen aller Zonen angetroffen haben und die auch noch heute im Orient als Dscherrid in hohen Ehren steht ***). Der Speer war die Haupt- und Ehrenwaffe der Heroen, das Zeichen des freien Mannes, der ihm zugleich als Wanderstab diente. In späterer Zeit war der Wurfspieß kleiner und als solcher auch Jagd- und Kriegswaffe. Der Speerwerfer stand wie der Diskoswerfer mit geöffneten Beinen, den linken Fuß, doch mehr gestreckt, vorwärts gerichtet. Der Speer ruhte in wagerechter Mitte in der Hand dem rechten Ohre gegenüber, und ward mit Rückstoß oder Vorschwung abgesendet. Man warf sowohl nach einem bestimmten Ziele als in die Weite. Mit der Wurfübung war das Studium der Abwehr feindlicher Geschosse durch den Schild oder durch Ausbeugen verbunden.

Alle die bisher genannten Kampfarten wurden in gewisser Reihenfolge eingeübt und nach erfolgter Einübung suchten die jungen

*) S. Krause I. 400, wo auch die Kunstdenkmale nachgewiesen, die sich auf das Ringen beziehen.

**) S. Krause I. 439 ff.

***) S. C. G. Das Speerwerfen der Australier C. G. I., der Polarnomaden C. G. II., der Kaffern und Neger C. G. III., der Orientalen C. G. VII., der Griechen Krause I. 466 ff.

Leute dadurch eine Prüfung abzulegen, daß sie an einem Tage in fünf verschiedenen Kampfarten nach einander auftraten. Das war der Fünfkampf, das Pentathlon, das wahrscheinlich in dem Sprunge, dem Wettlauf, dem Diskos- und Speerwurf und endlich dem Ringen bestand *). Die Pentathlen zeichneten sich daher vor den übrigen durch einen harmonisch-gebildeten, geschmeidigen Körper aus, und Krause (I. 495.) stellt aus den Quellen die diätetische Wichtigkeit des Pentathlon in belehrenden Beispielen auf.

Dieß sind die in der griechischen Gymnastik zur Kräftigung der Jugend wichtigsten Uebungen, die, verbunden mit dem anderweiten Unterrichte, das Leben des jungen Griechen ausfüllten.

Außerdem lebte derselbe in freundschaftlichem Verkehre mit seinen Genossen, wenn er dem Stande der Wohlhabenden angehörte, während die Aermeren ihrem Broterwerbe nachgehen mußten. Man hatte für diesen Zweck in Athen, in Korinth und wohl auch in andern größern Städten eigne von ärmeren Bürgern und Freigelassenen unterhaltene Häuser, wo für die Unterhaltung der jungen Leute gesorgt war. Dort spielten sie Würfel, dort ließ man Hähne und Wachteln kämpfen, dort sprach man von Pferden und Hunden, von Hetären und schönen Knaben, von Händeln und Tagesereignissen; demnächst konnten junge, wohlhabende Leute hier auch ein Symposion veranstalten, entweder auf gemeinschaftliche Kosten oder auch so, daß Einer den freigebigen Wirth machte. Außerdem fanden auch in den Bädern derartige Unterhaltungen Statt **).

Die Erholungsspiele der alten Griechen waren mannichfaltiger Art. Die geistigen bestanden in Liedern und Stegreifdichtungen, im Austausche von Räthseln, die besonders bei den Symposien beliebt und mit Preisen für den Errathenden verbunden waren, oder auch mit Strafen, z. B. dem Austrinken eines Maaßes Wein. Körperliche Fertigkeit erforderte der Kottabos, dessen es mehrere Arten gab. Die eine Art bestand in einem mit einer oder auch zwei Wagschalen versehenen Wagebalken. Man mußte aus dem Munde oder einem Becher die Wagschale so mit Wein oder Wasser zu füllen suchen, daß sie sich senkte und auf eine untergestellte Figur auftreffend erklang. Eine zweite Art des Kottabos bestand darin, daß man ein Wassergefäß hinstellte, auf dessen Oberfläche mehrere kleine Schalen schwammen; in diese mußte Wein gespritzt werden, damit sie untersanken. Der Chalkismos bestand darin, daß man eine Münze mit den Fingern am Rande faßte, sie in kreiselnde Bewegung setzte und wettete, auf welche Seite sie fallen würde.

Der Himanteligmos war ein Spiel mit einem doppelt gelegten, zur Scheibe zusammengerollten Riemen, in welchen man mit

*) S. Krause I. 476 ff.
**) S. Becker's Charikles I. 473 ff., wo fernere Nachweisungen.

einem Nagel stach. Fand sich beim Abwickeln, daß der Nagel zwischen der doppelten Lage des Riemens stak, so hatte man gewonnen.

Die Bretspiele der Griechen gehen bis in das heroische Zeitalter hinauf und erlangten eine große Ausbildung; man hatte schachartige Breter, auf denen man Steine zog, dann aber auch Würfelspiele mit Knöcheln, Bohnen, Mandeln u. s. w. *).

Der lockeren Vergnügungen mit den Hetären und schönen Knaben ist bereits oben gedacht und das Nähere über diesen Gegenstand nachgewiesen worden. Wenden wir uns zu den edleren Freuden, die das Symposion, das der geistigen Unterhaltung als Stützpunkt dienende gesellige Mahl, darbot und deren Verherrlichung durch Platon und Xenophon so allgemein bekannt ist. Wenn ein Symposion gehalten werden sollte, von welchem natürlich Frauen ausgeschlossen waren, so wurde zunächst ein Vorsitzender, der Symposiarch, meist durch den Wurf der Knöchel gewählt. Seinen Anordnungen unterwarfen sich die Theilnehmer und mußten, im Falle des Ungehorsams, einer Strafe sich unterziehen. Unter ihm stand denn auch die mit dem Weine beschäftigte Dienerschaft, meist junge Sclaven, deren Aufgabe es war, mit zierlichem Anstande die Trinkgefäße darzureichen. Am Hofe des Ptolomäos Philadelphos kamen auch weibliche Trinkdienerinnen vor, die denn auch wohl zuweilen das Geschäft übernehmen mochten. Dem Trinken ging das Essen voraus. Der Symposiarch bestimmte, wie viel Jeder trinken solle, und dictirte auch Becher als Strafe. Man trank jedoch den Wein nie ungemischt und zu Anfang wenigstens aus kleinen Bechern, von denen 20 Kyathen eine Dresdner Kanne ausmachten. Indessen gab es auch tüchtige Trinker, wie denn Alexander dem Proteas einen Humpen zutrank, der sieben Dresdner Kannen faßte; aber Alexander vermochte es nicht wie jener, dasselbe Maaß noch einmal zu leeren. Man mußte nächstdem in einem Zuge, ohne abzusetzen, trinken, wenn Einer dem Andern oder Allen es zutrank. Die Spartaner gestatteten dieses Zutrinken, das zur Unmäßigkeit Anlaß gab, gar nicht. Zum Weine gehörte ein pikanter Nachtisch.

Die geistige Unterhaltung war überaus mannichfaltig, sie wurde durch Musik und Tanz belebt. Bei den meisten Symposien erschienen Flötenspielerinnen, Kitharistrien und Tänzerinnen, dergleichen wir ja auch im alten Aegypten und im Orient fanden.

Der Verlauf des Symposions aber war folgender. Man begann mit der eigentlichen Mahlzeit, zu welcher man keinen Wein genoß. Nach der Mahlzeit erfolgte ein dem guten Geiste gewidmetes Trankopfer. Dann wurden die Tische entfernt und nun erst be-

*) Becker's Charikles I. 473.

ganu der Trank des gemischten Weines *). Darstellungen solcher Scenen bieten die griechischen Vasengemälde in großer Fülle dar.

Außer den Symposien und den Unterhaltungen im Wirthshause fand der freie griechische reiche Bürger in dem öffentlichen Leben genugsame Unterhaltung. Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen, die öffentlichen Feste und Spiele, die Opfer und Theater nahmen seine Zeit vollkommen in Anspruch. Der Aermere wurde von seinem Geschäft oder Gewerbe festgehalten.

Bannte Krankheit den freien Mann an das Zimmer, so übernahmen die Frau, die Tochter und die Sclaven unter der Leitung eines Arztes die Pflege. Der Stand des Arztes, des Erben der Weisheit des Asklepios, genoß eines hohen Ansehens. Die Arzneikunst war von Apollons Sohne auf die Asklepiaden vererbt und von diesen den spätern Aerzten überliefert worden. Jeder Arzt betrachtete sich als einen Nachkommen des Asklepios. Auf den niedern Culturstufen sahen wir die Heilkunde ganz in den Händen der Zauberer und Zauberinnen; im Orient ist sie noch zum Theil in den Händen Solcher, welche abergläubige Mittel bei ihren gläubigen Pfleglingen mit Erfolg anwenden. In Griechenland zog der Staat die Aerzte an sich heran, wie er deren in den Gymnasien und für die Armen anstellte. Wir finden den Demokedes bei Polykrates gegen Gehalt angestellt, wie er denn auch in Aegina und Athen Gehalt erhielt. In Kroton und Lokri gab es öffentliche Anstalten gegen die Pest. Die Aerzte übten die innere und äußere Heilung, auch die Geburtshilfe. Einige derselben hatten öffentliche Locale, die in dem Rufe von Klatschanstalten standen. Daß es neben den wirklich kenntnißreichen und wissenschaftlichen Aerzten auch Quacksalber und Charlatane gegeben, versteht sich von selbst. Demnächst gab es Pharmakopolen, die neben Arzneimitteln auch andere Dinge verkauften. Sie trugen ihre Mittel in Kästen umher und hatten auch abergläubige Mittel oder auch Schlangen, mit denen sie, wie die Psyllen Aegyptens, geheimnißvolle Gaukeleien vornahmen, die namentlich bei der ärmern Classe Anklang fanden.

Eigentliche Apotheken in unserm Sinne gab es nicht, denn die Aerzte bearbeiteten ihre Mittel selbst. Der Arzt erwartete seine Kranken in seinem Studirzimmer (Jatreion), oder aber er besuchte sie in ihren Wohnungen. Das Jatreion enthielt Büchsen, Schröpfköpfe, Clystirspritzen, Badewannen und chirurgische Instrumente. Der Arzt hatte seine Gehilfen, die zum Theil Sclaven waren. Die Alten schildern sie als gewissenlose und flüchtig umhereilende Krankenbesucher. Der freie Arzt hatte desto besseren Ruf. Man verlangte aber auch von ihm, daß er auf seine Würde halte, daß er anständig sey und Alles vermeide, was auf den Kranken einen unangenehmen Ein-

*) Das Nähere in Becker's Charikles I. 451 ff.

druck machen könne. Er soll daher elegant und sauber in der Kleidung sich halten und ein ruhiges Benehmen haben. Die griechischen Aerzte waren zugleich Wundärzte und Geburtshelfer; wenn sich auch die Aerzte noch nicht auf einzelne besondere Felder der Heilkunde warfen, so gab es doch einzelne, welche besonders häufig auftretende Leiden, wie die an Augen und Zähnen, vorzugsweise glücklich behandelten und sich dann vorzugsweise mit derartigen Curen beschäftigten *).

War nun die Mühe der Krankenpflege und die Sorgfalt der Aerzte ohne Erfolg, folgten

## Tod und Bestattung;

so sehen wir Erscheinungen eintreten, wie wir sie im alten Aegypten und im Orient fanden. Die Hinterbliebenen überließen sich dem Schmerze und zerfleischten ihre Wangen, mietheten auch Klageweiber. Gegen diese Ausbrüche suchten die Gesetzgeber und Staatsordner zu wirken. Lykurg verbot jede Art von Wehklagen, was wider die männliche Würde sei; er beschränkte die Trauer auf 11 Tage und verordnete, daß am 12. der Demeter ein Opfer gebracht werde. Ebenso verbot Zaleukos die Trauer und Charondas Trauer und Wehklagen, da übermäßige Trauer Undankbarkeit gegen die unterirdischen Götter sey. Auch Pittakos ließ ähnliche Gebote ergehen **).

Die Griechen legten seit uralter Zeit einen hohen Werth auf die feierliche Bestattung der Todten, wie uns denn die damit verbundenen Todtenklagen, Kampfspiele und Opfer aus den homerischen Gesängen zeigen. Es ist dieß jene fromme Gesinnung der Hinterbliebenen gegen den Abgeschiedenen, die sich schon auf den ersten Anfängen des Familienlebens selbst bei den Mitgliedern der passiven Rasse findet und die in höchster Ausbildung im alten Aegypten und in China von uns betrachtet wurde. So fanden wir denn auch im Orient die Bestattung der Leichen und die Erhaltung und Ausschmückung der Todtenstätten als Gegenstand besonderer Pflege.

Auch die Griechen hatten eine tiefe Pietät gegen ihre verstorbenen Lieben, ja gegen jeden Verstorbenen, wie sie denn auch den im Kampfe gefallenen Feinden die Bestattung zu wehren für Unrecht hielten und nur in Fällen ganz besonderer Erbitterung sich dem widersetzten. Im bürgerlichen Leben sah man die Bestattung als eine heilige Pflicht an und in Fällen, wo das Gesetz die Kinder von allen Pflichten gegen die Aeltern entband, war

*) S. die Aerzte in Becker's Charikles II. 89, wo die Originalstellen der Alten, und Wachsmuth's hellen. Alterthumsk. II. 2. S. 49.

**) S. Wachsmuth's hellen. Alterthumsk. II. 2. S. 82.

doch die Pflicht der Bestattung davon ausgenommen. Es traf den Verachtung, der dieser Pflicht nicht genügte. Ja es war Pflicht, den Fremden, der einsam dastehend gestorben war, zu bestatten, und wo Jemand einen unbeerdigten Leichnam antraf, war er verbunden, denselben wenigstens mit Erde zu bewerfen, wenn man auch nicht im Stande war, ihn förmlich zu bestatten *).

So wie ein Mensch verstorben war, steckte man ihm zuvörderst einen Obolos in den Mund, als Fährgeld für den Charon am Styx. Man fand auch zwischen den Zähnen eines griechischen Gerippes zu Same in Kephallenia die Münze. Darauf wurde der Leichnam von den nächsten Angehörigen, besonders den Frauen gewaschen, gesalbt, angekleidet und mit den Blumen, welche die Jahreszeit darbot, bekränzt. Das Todtenkleid war weiß. Die Kränze für den Todten brachten oder sandten Verwandte und Freunde; man nahm dazu vornehmlich Eppich. Auch gab man dem Todten einen Honigkuchen mit. So wurde der Todte auf seinem Bette im Hause ausgestellt, in alter Zeit geschah dieß vor der Thüre. Neben dem Todtenbette stellte man Gefäße (Lekytha) auf. Das Gesicht des Todten war nach der Thüre zu gerichtet. Vor der Hausthüre stand ein Gefäß mit Wasser, damit die aus dem Hause Gehenden sich reinigen konnten, denn durch den Todten war das ganze Haus verunreinigt. Um das Bett standen die Frauen klagend und weinend. Solon beschränkte gesetzlich das Uebermaaß, das damit getrieben wurde; auch verbot er, daß sich vor der Beerdigung verwandte Frauen, die unter 60 Jahren waren, im Trauerhause einfinden. Die Ausstellung geschah am zweiten Tage nach dem Tode. Am Tage darauf, bei frühem Morgen, wurde dann die Leiche aus dem Hause getragen und zwar auf dem Bette, worauf sie lag. Ausgezeichnete Personen wurden durch auserlesene Epheben hinausgetragen, wie bei Timoleons Bestattung und der des Demonar, welchen die Sophisten trugen. Dem Leichenzuge gingen gedungene Klagesänger voraus und Flötenspielerinnen. Das übrige Gefolge bestand aus Verwandten und Freunden, von Frauen nur die nächsten Anverwandten.

Die Todten wurden theils verbrannt, wie Timoleon und Philopömen, theils unverbrannt dem Grabe übergeben. In Sparta war letztere Sitte vorherrschend. In Großgriechenland liegen die Todten in den gemauerten Grabkammern unverbrannt, von ihren Werkzeugen, Schmucksachen und Gefäßen umgeben. In Griechenland kommen auch Aschenurnen neben Gerippen vor. Man legte den Todten in die Gruft und stellte über denselben aus Ziegelplatten ein schützendes Dach zusammen. Man hatte aber auch eigentliche Särge, theils aus Holz theils aus gebranntem Thon. In einem

*) S. Becker's Charikles II. 166 ff.

Kindergrabe fand man einen thönernen, muldenförmigen, schwarzbemalten Sarg, um welchen ringsum ein rother Streifen lief; außerdem gab es auch steinerne Särge *).

Im alten Griechenland finden wir keine gemeinsamen Beerdigungsplätze. In alter Zeit bestattete man die Todten zuweilen im eigenen Hause, um die geliebten Ueberreste möglichst lange in der Nähe zu bewahren, wie wir denn auch in Aegypten und in China finden, daß man mit der Entfernung der Todten zögerte. Die Scheu vor dem Todten, wie sie das moderne Europa zeigt, kannte man nicht, sie waren vielmehr Gegenstand der Ehrfurcht. Man begrub die Todten daher noch lange in den Städten selbst. In Athen und Sikyon wurden die Begräbnisse innerhalb der Städte untersagt, in Sparta gestattete Lykurg die Begräbnisse innerhalb der Ringmauern. In Tarent waren alle Gräber in einem bestimmten Stadttheile, in Megara gab es deren am Tempel des Dionysos. In Athen waren die Gräber außerhalb der Stadt am Wege nach der Akademie. Von der Insel Delos waren alle Gräber verbannt. Wer ein eigenes Landgrundstück besaß, ließ sich dort bestatten, daher man denn oft mitten in den Feldern Gräber fand. Daraus erwuchsen wohl Familienbegräbnisse. Am liebsten wählte man einen Platz an einem belebten Wege, an Thoren, wie Diogenes und Lais in Korinth. Für ärmere Leute, die keinen eigenen Grund und Boden hatten, hatte man besondere Orte bestimmt, wie in Athen zwischen dem itonischen Thore und der piräischen Straße, wohin man durch das Leichenthor gelangte. Die Grabstätten waren unantastbares Eigenthum der Familie und das Gesetz untersagte die Benutzung eines fremden Grabes **).

Die Grabdenkmale waren theils einfache aus Erde und Steinen aufgeführte Hügel, theils Pfeiler theils eigentliche Säulen theils liegende Grabsteintischplatten theils eigene tempelartige kleine Gebäude. Schon zu Solons Zeit trieb man namhaften Prunk mit den Grabdenkmalen und er bestimmte im Gesetz, daß Niemand ein andres Grab errichten sollte, als welches in zehn Tagen von drei Mann hergestellt werden könne. Indessen blieb das Gesetz nicht lange in Kraft. Ein Denkmal für 25 Minen (570 Thlr.) nennt Lysias ein noch mäßiges.

Die Stelen (Pfeiler) waren aufrechtstehende Steinplatten mit einem giebelartigen Aufsatze von spitzer oder abgerundeter Form.

---

*) S. bes. die Abbildungen in Tischbein's Vas. I. Böttiger's Vasengemälde I. Stackelberg's Gräber der Hellenen. Berl. 1837. Fiedler's Reise in Griechenl. Th. II. Tf. 2., wo die Gefäße in einer bes. Abtheilung zu den Füßen des Todten.

**) S. Wachsmuth's hellen. Alterthumskunde II. 2. 78. Becker's Charikles II. 166 ff.



Sie waren mit Gemälden oder halberhabenem Bildwerk verziert, oft waren auch nur bunte Arabesken auf den weißen Marmor aufgetragen. Die liegenden Grabplatten waren ebenfalls verziert.

Die Inschriften der Denkmäler enthielten gewöhnlich außer dem Namen des Verstorbenen einige Nachrichten, meist in epigrammatischer Form, oft auch Verwünschungen derer, welche das Grabmal antasten würden, wie deren die große Böckh'sche Sammlung griechischer Inschriften in Fülle mittheilt; wie denn überhaupt die Gräber der Griechen in der großen Anzahl der mitgegebenen bemalten Gefäße die interessantesten Documente über das Leben des Volkes darbieten.

Auf die Bestattung der Todten folgte das Todtenmahl, bei welchem die Verwandten bekränzt im Hause des nächsten Anverwandten erschienen und wobei die guten Eigenschaften des Verewigten den wesentlichen Gegenstand der Unterhaltung bildeten. Als nach der Schlacht von Chäronea die Todtenfeier für die gefallenen Athener gehalten wurde, für welche Demosthenes die Leichenrede gehalten hatte, vereinigten sich die Aeltern und Brüder der Gebliebenen dahin, das Todtenmahl bei Demosthenes als dem Repräsentanten Aller abzuhalten. Der Todte ward dabei als der eigentliche Gastgeber angesehen. Am dritten Tage darnach fand das erste, am neunten das letzte Todtenopfer Statt, wobei dem Verstorbenen ein Mahl aufgetragen wurde. Die Trauerzeit ging in Athen erst mit dem 30. Tage zu Ende. Dann legte man die Trauerkleider ab, nachdem die Feier am Grabe vorüber war. Diese äußere Kundgebung der Trauer bestand seit ältester Zeit im Abschneiden der Haare und Anlegung eines schwarzen Gewandes. Man vermied nebendem das Anlegen von Schmuck. Bei dem Tode allgemein verehrter Männer, z. B. eines Feldherrn, schnitt das Heer sich die Haare und den Pferden die Mähnen ab. In Argos trauerte man im weißen Gewande.

Die Gräber waren Gegenstand der Pflege der Angehörigen, sie wurden an gewissen Tagen bekränzt und mit Trauerbinden umhüllt, auch anderweite Gaben für den Todten herbeigebracht. Dieß geschah entweder am Geburts- oder Sterbetage des Todten oder auch am allgemeinen Todtenfeste, wie alljährlich in Athen gefeiert wurde. Solon hatte nur den Verwandten gestattet an der Todtenfeier Antheil zu nehmen.

Nicht beerdigt wurden die Körper der vom Blitze Getroffenen, weil man sie als von den Göttern berührt, als heilige Leichen ansah. Als Schärfung der Todesstrafe galt es, wenn die Körper an den dafür bestimmten Orten unbeerdigt hingeworfen wurden. Dagegen wurde der Selbstmörder begraben, nachdem man ihm die rechte Hand zur Strafe abgehauen. Auch fanden derartge Bestattungen in der Stille oder des Nachts Statt.

Solche, die eines gewaltsamen Todes gestorben, wurden mit besonderen Feierlichkeiten bestattet. Man trug dem Zuge eine Lanze vor und diese wurde am Grabe aufgesteckt und dieses drei Tage lang bewacht. Für die, welche außer Landes oder auf der See gestorben waren, wurde ein Scheinbegräbniß veranstaltet, wobei man ein Bild auf dem Bette hinaustrug. Auch errichtete man den abwesend Verstorbenen Grabdenkmale *).

Wenden wir uns nun zu den Beschäftigungen der alten Griechen, so finden wir

## die Jagd,

die wir als die älteste Beschäftigung der Menschen überall angetroffen, nicht sowohl als einen eigenen Erwerbszweig, wie als eine des freien Mannes würdige, seinem Körper heilsame Uebung und Lustbarkeit geschätzt und gepflegt. Sie war schon im Heldenalter der Nation ein Hauptbestandtheil des Unterrichts und ist in sofern als die Mutter der Gymnastik zu betrachten. Der weise Kentaur Chiron unterrichtet die Heldensöhne darin, als in der Vorübung zum Kriege. Die Bekämpfung der dem Menschen schädlichen und die von ihm angebauten Fluren verwüstenden wilden Thiere war ja eines der Hauptverdienste der Götter und Helden, daher die Jagd eine Erfindung der Götter genannt wird, die Apollon und Artemis dem Chiron wegen seiner Gerechtigkeit mitgetheilt haben. Seine Schüler vertilgten Ungeheuer, wie Theseus den marathonischen Stier und Meleager den kalydonischen Eber. Auch Herakles ist der Vertilger von Schlangen, Löwen und Ebern, wie auch später Odysseus und Achilleus. Die Sage erwähnt ferner der jagdrüstigen Jungfrauen.

In späterer Zeit war die Jagd vorzugsweise in Kreta und in Sparta beliebt, da wildreiche Wälder und Gebürge dazu Anlaß gaben. Lykurgos hatte sie für die angeordnet, welche aus dem Jünglingsalter getreten waren, damit sie fortwährend ihren Körper in der Uebung erhielten. Einen Theil der Jagdbeute waren sie zu den gemeinsamen Mahlen abzuliefern verpflichtet. Platon erkennt die Jagd als eine nützliche Beschäftigung an, räth aber vom Fischfang und der Vögeljagd ab **).

Unter Xenophons Werken findet sich auch eine Schrift über die Jagd, in welcher er zuvörderst das mittheilt, was die Sage von der Erfindung und ältesten Uebung derselben enthält. Er betrachtet die Jagd als die Vorschule der griechischen Kriegstüchtigkeit und ermahnt die Jugend zur Uebung derselben. Vom angehenden Jäger

*) S. Becker's Charikles II. 166 ff.
**) Krause I. 614.

verlangt er ein Alter von zwanzig Jahren, einen gewandten und rüstigen Körper, einen entschlossenen Muth, damit ihm die Anstrengung der Jagd eine Lust sey. Dann beschreibt er die Beschaffenheit der verschiedenartigen Netze genau. Er empfiehlt zwei Arten Hunde, die kastorischen, wie jener Göttersohn sie hatte, und die Fuchshunde, die von Füchsen abstammen sollen. Beide Arten beschreibt er genau. Darauf handelt er von der Hasenjagd; er wendet besondere Sorgfalt auf die Lehren von der Erziehung der Hunde, wobei er auch nicht vergißt, die ihnen angemessenen Namen mitzutheilen, wie Psyche, Thymos, Porpax, Styrax, Lonche, Lochos, Phylax, Taxis, Xiphon, Alke, Hyleus, Orge, Rhome, Hebe, Aktis u. s. w. (s. 7. Cap.).

Für die Hirsch- und Rehjagd empfiehlt er (9. Cap.) indische Hunde, die er als stark, groß, schnell und muthvoll bezeichnet. Zu dieser Jagd empfiehlt er auch Fußschlingen. Für die Schweinsjagd (10. Cap.) verlangt Xenophon indische, kretische, lokrische und lakonische Hunde und als Waffen Keulen, Wurfspieße, Saufedern und Schlingen. Die Klingen sollen breit und scharf, die Schäfte tüchtig und stark seyn. Endlich kommt er auf die Jagd der Löwen, Parder, Luchse, Panther, Bären, die am pangäischen Berge und am Kittos über Macedonien, auch am mysischen Olymp und dem Pindos, sowie in Nysa über Syrien und anderen Gebürgen vorkommen. Diese erlegt man zum Theil durch Vergiftung der Aezung, theils macht man Treibjagden zu Pferde. Andern Theils fängt man sie auch in Gruben, über deren Rasendecke man eine Ziege befestigt. Xenophon legt darauf die große Wichtigkeit der Jagd für die Stärkung und Uebung des Körpers und der Seele dar und bekämpft den Widerspruch, dem sie von Seiten einiger Sophisten ausgesetzt war.

Wie überall die Jagd erst

**der Viehzucht**

vorausgeht, so bleibt sie lange Zeit die beste Beschützerin derselben gegen die Verwüstungen der wilden Thiere. Die Hirten sind im Beginn ihrer Laufbahn immer Jäger, wie sie dann später zum Ackerbau übergehen. Wir bemerkten schon oben (s. S. 91.), welche Thiere vorzugsweise von den Griechen gehalten und gezogen wurden. Die Schafzucht wurde der Wolle, wie des Fleisches und der Milch wegen betrieben und die Abhänge des bergigen Landes boten in ihren aromatischen Kräutern den Thieren gesunde Nahrung dar, der man auch durch künstliche noch nachhalf. Man achtete sorgfältig auf die Tränke der Schaafe, da man meinte, das Wasser habe Einfluß auf die Färbung der Haare. So sollte ein Fluß bei Antandria die Wolle schwarz und ein anderer bei Astyra dieselbe weiß färben.

Pferde waren im alten Griechenland nicht häufig und es haben schon mehrere Pferdekenner, wie z. B. der Autor der revelations of Russia, darauf aufmerksam gemacht, daß die griechischen Bildwerke keine eigentlich edle Pferderasse andeuten. Im Ganzen war das Land auch nicht sehr reich an Pferden. Im heroischen Zeitalter hatte man gar keine eigentliche Reiterei, da die alten Helden vom Wagen herab kämpften. In der Schlacht von Marathon hatten die Athener noch keine Reiterei, auch nicht die vereinigten hellenischen Schaaren bei Platäa. Dagegen waren im persischen Heere böotische Reiter und später findet sich bei den Athenern eher eine Reiterei als bei den Spartanern, die in ihrer Infanterie ihre Stärke hatten. So erscheinen denn auch in den feierlichen Spielen die Reiter später als Wagenrenner. Im Homer werden Argos, Trikka und Pherä in Thessalien als die Orte genannt, welche gute Pferde liefern.

Indessen liebte und pflegte man das Pferd mit großer Vorliebe, wie denn Apollon die Rosse des Eumelos in der pierischen Flur nährte und Poseidon als der Schützer und Vorsteher der Rosse in der Sage erscheint, daher denn auch diesen beiden Gottheiten Pferde geopfert wurden; letztere wurden aufgezäumt in einen See hinabgelassen *). Eine große Bedeutung hat das edle Roß in der Kunst und es sind uns am Giebelfelde des Parthenon, in den Metopen des Theseustempels von Athen, namentlich aber in Erz die venetianischen Rosse, dem Pferdekopfe von Neapel die herrlichsten Denkmale des liebevollsten Studiums dieses Thieres erhalten **). Auch die Dichter gefallen sich in dem Lobe des Thieres und Platon schildert in seinem Phädros die Tugenden und Fehler desselben. Das bessere Roß, sagt er in seinem Phädros, ist von geradem Wuchs, schön gegliedert, hochhalsig, mit gebogener Nase, weiß von Haar, schwarzäugig, ehrliebend, mit Besonnenheit und Schaam, wahrhafter Meinung Freund, wird ohne Schläge nur durch Befehl und Worte gelenkt. Das Andere aber ist senkrückig, plump, schlecht gebaut, hartmäulig, kurzhalsig, mit aufgeworfener Nase, schwarz von Haut, glasäugig und roth unterlaufen, aller Wildheit und Starrsinnigkeit Freund, rauh um die Ohren, taub der Peitsche und dem Stachel kaum gehorchend. Von Xenophon sind zwei eigene Schriften ***) über Pflege und Behandlung der Pferde vorhanden, in

---

*) Pausanias III. 20 und VIII. 7. Die Pferdezucht in den γεωπονικά XVI.

**) S. Böttigers kleine Schriften II. 161. Kopf des Pferdes der Nacht am Giebelfelde des Parthenon. S. Müllers Handbuch der Archäologie S. 698 wegen der Nachweisungen. Häufig sind die Darstellungen der Pferde auf Vasenbildern und Münzen.

***) Περὶ ἱππικῆς und ἱππαρχικός.

welchen er die Eigenschaften der Pferde auf das Genaueste beschreibt. Die Griechen ritten übrigens ohne eigentlichen Sattel und ohne Steigbügel. Sie betrachteten das Reiten als eine der Gesundheit und Kraftentwickelung heilsame Leibesübung *).

Die Esel Griechenlands waren ansehnlicher als die von Epirus, Illyrien und Thrakien. Man verwendete sie vornehmlich auch zur Zucht der Maulthiere, die für das gebürgige Land von besonderer Wichtigkeit waren. Da der Maulesel vom Pferde die Kraft, von dem Esel die Sicherheit des Trittes hat, auch ein höheres Alter, man meinte 80 Jahre, erreicht als seine Ahnen, widmete man ihnen besondere Sorgfalt. Man spannte sie auch in den Wagen und hielt selbst in Olympia Wettrennen mit Mauleseln. Doch fand dieß erst in späterer Zeit Statt. In Elis gedieh die Maulthierzucht nicht **).

Die Zucht der Hunde, als eines wesentlichen Jagdgefährten, war nicht unbedeutend, die Kastorhunde, die Fuchshunde, dann die indischen, lakonischen, lokrischen und kreteusischen Hunde werden von Xenophon als die verschiedenen Jagdhunde angegeben, und ihre Gestalt und Eigenschaften näher beschrieben. Auch aus späterer Zeit haben wir ein kleines Buch über die Pflege der Hunde, worin mancherlei Anweisungen zu Mitteln für die Heilung derselben sich finden. Es beginnt mit einer Lobrede auf den Jagdgefährten, dem Wächter von Heerde, Hof und Haus und dem treuen Freunde des Menschen, für den er selbst sein Leben auf das Spiel setzt. Um zu erkennen, welcher unter den jungen Hunden der beßte, soll man den ganzen Wurf mit einem Kreise von Heu umgeben und dieses anzünden; der junge Hund, den die Mutter aus der Flamme zuerst zu retten sucht, der soll der vorzüglichste sein. Nächstdem hält man die für die beßten, die in Gestalt den Löwen, Pardeln und Wölfen ähnlich sind und großes, weiches Behänge haben. Hunde mit harten Rehohren taugen nichts. Der Hals soll dick, Brust und Schulter breit und nicht beengt, die Ruthe lang und dünn, die Hüften höher als das Vordertheil seyn. Man soll den Hund daran gewöhnen, beim Menschen zu schlafen. Ich übergehe die zahlreichen Heilmittel, welche der Verfasser angiebt ***).

Die griechische Kunst hatte des Hundes, als des Gefährten der Artemis und des Asklepios, sich schon früh bemächtigt. Vor

*) Die diätetischen Vortheile des Reitens nach der Ansicht der Griechen bei Krause I. 592 ff.

**) Pausanias V. 9.

***) *Κυνοσόφιον* und *Ἱερακοσόφιον* Rei accipitrariae scriptores nunc primum editi, accedit *Κυνοσόφιον* liber de cura canum ex bibliotheca regia medicea. Lutetiae 1612. 4. Das letztere gab schon vorher Wolfg. Aurifaber in Wittenberg 1545. 8. heraus.

Allem aber bildete man gern die großen molossischen Hunde, dergleichen noch jetzt in Griechenland vorhanden sind. Sie haben runde, nicht große stehende Ohren, einen kräftigen Bau und feines, lockiges, weiches Haar an den Beinen, der Brust und der Ruthe. Ihr Kopf ist nicht so wolfsartig, wie der des Maremmenhundes. Es sind mehrere über lebensgroße Statuen dieser schönen Thiere vorhanden; sie sind sitzend dargestellt, den Kopf zur Seite in die Höhe gewendet (s. Böttiger's kl. Schriften II. 357.).

Die Zucht der zahmen Vögel, der Gänse, Hühner, Tauben und Pfauen wurde nicht ganz vernachlässigt. Unter denselben war die Taube vornehmlich des Mistes wegen wie in Persien geachtet. Man hielt sie auch gern der Jungen wegen, die als eine heilsame Krankenspeise galten. So wurden die Tauben eine gute Quelle für Einkünfte. Ihre Erhaltung kostete wenig, da sie, die beiden Wintermonate ausgenommen, ausflogen und ihr Futter selbst suchten. Aller 40 Tage legten sie. Man kannte die Getreidearten, die den Tauben am meisten zusagten, fand Mittel, daß sie nicht fortblieben, sondern im Gegentheile noch andere herbeibrachten, und bestrich deßhalb das Taubenhaus an Thür und Fenster mit Opobalsamöl. Man schützte sie namentlich gegen Katzen und Schlangen und hatte Vorschriften, die bei der Anlage eines Taubenhauses beobachtet wurden *).

Auch die Hühner hielt man, namentlich des Mistes wegen, in eigenen Häusern, in denen man auch die Nester anbrachte, unter welche man Stroh breitete, damit die herabfallenden Eier nicht zerbrechen könnten. Für die Nachtruhe der Thiere brachte man Stangen an. Als Futter empfahl man mit vollem Rechte gekochte Gerstengraupen, Waizenkleien, Hirse und Lolch, wonach sie fleißig legen. Man hatte gute Mittel gegen das Anhacken der Eier, indem man den Hühnern eine mit Gips ausgegossene Eierschaale hinlegte. Wir ersehen aus den genannten Geoponicis, daß die Alten ihre Hühnerzucht mit großer Aufmerksamkeit betrieben, und unsre Landwirthe werden dort manchen guten Wink, z. B. über Aufbewahrung der Eier, die Auswahl der Hähne u. a. finden. Ueber die Pfauen bemerken die Alten, daß sie am besten auf künstlichen Inseln gedeihen; auch die Fasanen sind berücksichtigt. Unter den Gänsen (Geop. XIV. 23.) schätzte man die weißen als die besten. Man verstand es auch, sie in warmen Häusern zu mästen. Enten zog man in wohlverwahrten Teichen, in welche man Getreidekörner für sie warf. Ihre Eier legte man den Hühnern unter.

*) Nach der von Cassianus Bassus gemachten Sammlung: *Γεωπονικά* (XIV. 1—6.), die Brassicanus schon 1539, dann Needham in Cambridge 1704 und J. N. Niclas (Leipzig 1781.) herausgaben. Es erschien schon 1545 eine deutsche Uebersetzung von Mich. Herr.

Die Bienenzucht wurde namentlich im attischen Gebiete fleißig betrieben. Ihr ist in der erwähnten landwirthschaftlichen Sammlung ein ansehnlicher Raum gewidmet, fast das ganze 15. Buch. Man nannte die Biene das weiseste und kunstreichste unter allen Thieren, das dem Menschen an Einsicht nahe komme, dessen Arbeit wahrhaft göttlich und dem Menschen vom höchsten Nutzen. Die innere Einrichtung der Bienen ist der Verfassung der trefflich eingerichteten Staaten ähnlich. Der beste Honig war der attische und von diesem der hymettische; auch auf den Inseln baute man guten Honig; vom sicilischen ist der hybläische, vom kretischen der akromamorische, vom kyprischen der chytrische, vom koischen der kalymnische der beste. Man hatte ausführliche Anleitung zu Anlegung und Pflege, Schnitt und Beschützung der Bienenstöcke.

Die Rinderzucht war ebenfalls Gegenstand der Aufmerksamkeit des griechischen Landmanns. Man verlangte, daß die Kuh gedrängt gebaut, mit langem Körper, rechter Größe, schön gehörnt, breit gestirnt, mit schwarzen großen Augen, kleinen Kinnbacken, flachnasig, mit weiten Nüstern, langem und fetten Nacken, einem bis auf die Füße reichenden, haarreichen Schwanze, tüchtigen Füßen und schmalspurigen Klauen, weichem Felle von gelblicher Farbe, auch mit schwarzen Schenkeln versehen sey. Man verstand es, die Stiere zu mästen, und hatte genaue Vorschriften über die Zulassung der Stiere, die Zucht der Kälber, die Krankheiten der Rinder und deren Heilung, über das Verschneiden der zweijährigen Stiere. In Bezug auf Thierkrankheiten findet sich folgendes offene Geständniß: „Die Krankheiten der Thiere sind uns fast sämmtlich unbekannt, wie soll man auch die inneren erkennen?“ Bemerkenswerth ist ferner, daß von Benutzung der Kuhmilch nicht die Rede ist (Geoponica XVII.).

Die Schafe ließ man theils im Freien weiden, theils hatte man geräumige Ställe für sie, die mit einem etwas geneigten Steinpflaster versehen waren. Man bemerkte, daß die Schafe von der Kälte leiden, ebenso wie von der Mittagshitze. Gegen die Schlangen räucherte man in den Ställen mit Frauenhaaren, Galbanum, Hirschhorn, Ziegenklauen und Haaren, Pech u. s. w., streute auch erlesene Kräuter. Man trieb die Schafe im Sommer vor Aufgang der Sonne aus, damit sie den Thau genießen. Man achtete darauf, daß sie auf der Weide die Sonne immer im Rücken hatten, und daß die Heerde in ungleicher Zahl vorhanden. Sehr mannichfach waren die Regeln über Geburt und Zucht der Lämmer. Die Schur nahm man mitten im Frühjahr vor, Wunden, die dabei vorkamen, schloß man mit Pech, das Fell badete man mit Oel, Wein und Absud von bittern Lupinen. Man wählte zum Futter Kräuter aus, welche viel Milch erzeugten, namentlich Cythisus und Diptam. Hierher gehörte auch die Käsebereitung. (XVIII. 19.)

Die Schweinezucht ist am kürzesten gefaßt (XIX. 6 u. 7.) und beschränkt sich auf Zucht, Mast und Heilung derselben. Dagegen findet sich ein eigener Abschnitt (XIX. 9.) über das Einsalzen des Fleisches. Man mußte alle Knochen daraus entfernen und es in Gefäße legen, in denen Essig oder Oel aufbewahrt gewesen war. Am meisten eignete sich zum Einsalzen das Fleisch der Ziegen, Schafe und Hirsche. Im 20. Buche der Geoponica ist endlich auch eine Abhandlung über Fang und Bereitung der Fische.

Wir sehen denn hier die Viehzucht als einen wesentlichen Theil der griechischen Landwirthschaft.

### Der eigentliche Ackerbau

steigt in Griechenland wie im alten Aegypten in das mythische Zeitalter hinauf. Demeter, Pallas und Bacchos reichten dem sterblichen Menschen die Getreideähre, den Oelbaum und den Weinstock dar, die wir als die vornehmsten Gegenstände der griechischen Landwirthschaft ansehen dürfen. Wie sehr der Ackerbau im alten Griechenland geehrt war, davon giebt uns Xenophon (Oikonom. 5.) in Sokrates Worten einen Beweis: Der Ackerbau ist auch dem Höchsten unter den Menschen Bedürfniß, denn es gewährt, wie ich glaube, die Beschäftigung mit demselben nicht nur Vergnügen, sondern vermehrt zugleich das Vermögen und stärkt auch den Körper zu Allem, was ein Mann, der nicht zum Pöbel gehören will, zu leisten im Stande seyn muß. Denn erstlich giebt die Erde ihren Bearbeitern Alles, was sie zur Nahrung bedürfen, und darüber auch das, was selbst zu ihrem Vergnügen dient. Dann liefert sie auch, was die Altäre und Götterbilder ziert und womit die Menschen sich schmücken, und das Alles zugleich auch duftend und dem Auge gefallend. Ferner erzeugt sie Vieles, was außer dem Brote zur Speise dient, Anderes der Art ernährt sie. Denn mit dem Ackerbaue ist ja auch Viehzucht verbunden, so daß wir zugleich Opfer erhalten, uns die Götter gnädig zu machen, und Nahrung für uns selbst. Und so reichlich auch die Landwirthschaft uns die schönsten Gaben giebt, so läßt sie uns doch diese nicht in Weichlichkeit hinnehmen, sondern gewöhnt uns Kälte im Winter und Hitze im Sommer zu ertragen. Diejenigen, welche das Land mit eignen Händen bauen, übt sie in körperlichen Anstrengungen und vermehrt dadurch ihre Kraft. Jene aber, die sich nur mit Besorgung des Ackerbaues abgeben, macht sie thätig und rasch; denn früh weckt sie diese auf und nöthigt sie, ungesäumt ihren Weg zu machen. Denn auf dem Lande und in der Stadt werden die besten Geschäfte des Morgens gethan. Ferner, will einer als Reiter sein Vaterland vertheidigen, so kann der Landbau ihm am besten sein Pferd ernähren helfen; will er es als Fußgänger thun, so

macht der Landbau den Körper rüstig. Auch muntert der Landbau auf zu der Beschäftigung mit der Jagd, weil es uns durch ihn sehr leicht wird, Hunde zu halten, und er das Wild ernähren hilft. Und sowie Pferde und Hunde von dem Ackerbaue Vortheil haben, so bringen sie auch wieder dem Lande Vortheil; das Pferd, indem es den Herrn früh zur Arbeit trägt und macht, daß er erst spät wegzugehen braucht, die Hunde, indem sie das Wild abhalten, den Früchten und Heerden Schaden zu thun, und uns in dem einsamen Aufenthalte Sicherheit gewähren. Auch veranlaßt der Ackerbau die Landleute, mit den Waffen in der Hand das Land zu vertheidigen, da er die Früchte für den Sieger als Beute ernährt. Und ferner, welches Geschäft macht uns geschickter zum Laufen, Werfen und Springen als der Landbau? Welches Geschäft lohnt den Arbeiter reichlicher? Welches empfängt den Besorger froher als dieses, das willig ihm jedes seiner Bedürfnisse darreicht? Welches empfängt auch Fremde mit reichlicherer Bewirthung? Wo läßt sich besser bei reichlichem Feuer und warmen Bädern der Winter angenehm zubringen als auf dem Lande? Wo können wir bei Quellen und im Säuseln des Windes und im Schatten angenehmer den Sommer verleben als auf dem Lande? Welches Geschäft liefert würdigere Erstlingsopfer den Göttern? Welches gewährt Feste, bei denen mehr Ueberfluß herrscht? Welches ist Sclaven lieber, der Gattin angenehmer, erwünschter den Kindern, willkommener den Freunden? Mich sollte es wundern, wenn irgend ein freier, edler Mann etwas Angenehmeres besitzen könnte als Feld, oder eine angenehmere und einträglichere Beschäftigung auffinden könnte, als den Landbau. Ferner ist auch der Ackerbau geeignet, Jeden Gerechtigkeit zu lehren, der sie zu lernen vermag. Denn die, welche das Land am sorgfältigsten pflegen, die belohnt es mit unzähligen Vortheilen. — Auch gewöhnt der Landbau zu gegenseitiger Unterstützung, denn in Verbindung mit Anderen muß man dem Feinde entgegen gehn und in Verbindung mit Andern das Land bauen. Wer daher den Ackerbau mit Glück treiben will, der muß die Arbeiter mit Eifer zu beleben und folgsam zu machen wissen. Wer gegen den Feind auszieht, muß eben das zu bewirken suchen durch Geschenke, die er denen giebt, welche thun, was braven Kriegern zukommt, und durch Strafen für die Pflichtvergessenen. Selbst durch Anreden muß oft der Landmann seine Arbeiter aufmuntern, wie der Feldherr seine Krieger, und Sclaven bedürfen ebenso wohl als Freie, daß man ihnen frohe Hoffnungen vorhält, ja vielleicht noch mehr, damit sie gerne bleiben. Sehr Recht hat auch jener, welcher den Ackerbau die Mutter und Ernährerin der andern Gewerbe nannte; denn blüht der Ackerbau, so nehmen auch alle andern Gewerbe zu, wo aber das Land ungebaut liegen muß, da schwinden auch die andern Gewerbe zu Wasser und zu Lande.

Sokrates sagt dann ferner: Die sogenannten Handwerker glauben wir in den Staaten verwerfen zu müssen, weil sie den Körper zu verderben scheinen und den Geist niederdrücken. Dieses, glauben wir, würde sich am deutlichsten zeigen, wenn Jemand bei einem feindlichen Einfalle die Ackerbauer und die Handwerker von einander sonderte und jeden Theil besonders fragte, was sie meinten, ob man dem platten Lande zu Hilfe eilen oder dieses dem Feinde überlassen und die festen Plätze behaupten solle. Denn dann, glauben wir, würden die, welche sich mit dem Ackerbaue beschäftigen, dafür stimmen, zu Hilfe zu eilen, die Künstler aber, nicht zu streiten, sondern zu thun, wozu sie gewöhnt sind, sich stille zu verhalten und alle Beschwerden und Gefahren zu vermeiden. Wir beweisen, daß für einen edlen, biedern Mann die beste Arbeit und das beste Gewerbe der Ackerbau sey, welcher dem Menschen die ersten Bedürfnisse liefert. Denn selbst die Arbeiten dabei scheinen uns leicht zu erlernen und ihre Ausübung mit dem größten Vergnügen verbunden zu seyn, den Körper schön und stark zu machen und auch dem Geiste am wenigsten Zeit und Lust zu rauben, für Freunde und Vaterland sorgen zu helfen. Auch zur Tapferkeit schien uns der Ackerbau anzufeuern, weil er außerhalb der Mauern die Bedürfnisse erzeugt und die Arbeiter ernährt, und eben deswegen schien auch uns diese Lebensart bei den Staaten in dem größten Ansehn zu stehen, weil sie dem Staate die besten und treuesten Bürger liefert.

Wir erkennen aus diesen Worten, die Xenophon dem Sokrates in den Mund legt, daß die alten Griechen dem Ackerbaue den ihm gebührenden hohen Werth beilegten. In dem Verlaufe des Gespräches über die Oekonomie ersehen wir, daß der Landbesitzer für die Zeit seiner Abwesenheit einen Verwalter hatte, der den Geschäften vorstand, daß man ferner im Frühjahr das Feld ackerte, weil da das Unkraut, welches umgepflügt wird, schon so groß ist, daß es das Land düngt, aber noch keinen Samen hat. Es folgen dann Andeutungen über die Geschäfte des Säens, des Jätens, der Ernte, des Austretens des Getreides durch Zugvieh und des Wurfelns. Es folgen Bemerkungen über die Pflege der Bäume, des Weinstocks und Oelbaumes. Xenophon zeigt, welche Wichtigkeit der Dünger und die Mischung des Bodens haben und welche Erfolge man durch Ordnung und Pünktlichkeit erreichen könne; ferner, wie man durch kluge Benutzung der Umstände sein Vermögen mehren könne. Man soll nie, sagt er, einen Acker kaufen, der schon in Stand gesetzt ist, sondern solche, die entweder durch Nachlässigkeit oder Unvermögen der Besitzer brach liegen und nicht bepflanzt sind. Aecker im völligen Stande sind theuer und lassen sich nicht weiter bringen, machen also auch nicht viel Freude. Wir erlebten ferner, daß Männer Aecker, die sie in guten Stand gebracht, verkauften und

namhaften Gewinn daraus zogen, wie es auch Leute gab, die Häuser bauten und dann verkauften. Als ein Erforderniß eines tüchtigen Landwirths nennt endlich Sokrates die Kunst zu befehlen, den Herrschergeist. Dieses ist, sagt er, wie ich glaube, bei jedem Geschäfte, zu dessen Vollendung Menschen gehören, und vorzüglich beim Ackerbau die Hauptsache. Aber freilich bei Gott, was ich da nenne, läßt sich nicht lernen durch Zusehn oder einmaliges Hören, sondern wer das soll leisten können, der muß vorzügliche Bildung und Naturgaben besitzen, ja er muß, was die Hauptsache ist, Gottähnlichkeit besitzen. Denn in meinen Augen ist überhaupt das Glück, willig Gehorchende zu beherrschen, schlechterdings kein menschlicher, sondern ein göttlicher Vorzug und er wird sicher nur den wirklich sittlichguten Menschen verliehen, Herrschaft aber über Unzufriedene theilen sie denen zu, welche sie eines Lebens würdig glauben, wie es Tantalos im Hades ohne Erlösung lebt, in steter Furcht vor einem zweiten Tode.

Was nun die Einzelheiten der griechischen Landwirthschaft betrifft, so haben wir in der bereits mehrfach erwähnten, allerdings erst in christlicher Zeit vereinigten, Geoponica überschriebenen Sammlung eine sehr schätzbare Quelle. Das Werk beginnt im ersten Buche mit Betrachtung der Jahreszeiten und der Witterung, deren Vorauserkenntniß jedem Landwirthe so sehr wichtig ist. Das zweite Buch behandelt die beiden wichtigsten Hebel des Ackerbaues, Wasser und Dünger. Wasser soll man da suchen, wo Wasserpflanzen von selbst im Boden wachsen. Hierauf folgen Bemerkungen über die verschiedenen Bodenarten und über die Samen. Ueber den Dünger war man der Ansicht, daß man je nach der Beschaffenheit des Bodens denselben anwenden müsse, daß man nicht viel und stark, sondern lieber öfter düngen möge. Der Dünger macht gutes Land, sagte man, besser, schlechtem aber hilft er auf. Erdreich, was nicht gedüngt wird, erstarrt, was zu viel Dünger bekommt, verbrennt. Man hielt es für gut, den ins Land gebrachten Dünger wieder mit Erde zu bedecken, damit er die Wurzeln nicht unmittelbar berühre. Als den besten Dünger erkannte man Taubenmist, den man aber mäßig anzuwenden anrieth. Die nächste Stelle gab man dem Menschenmist, dann folgt der von Eseln, Ziegen, Schafen, Rindern, Schweinen, Pferden und Maulthieren. Jungen Dünger hielt man für unzweckmäßig und empfahl drei- und vierjährigen. Den Dünger sammelte man in großen Gruben, in welche man noch Asche und allerlei Abgänge, auch Stoppeln und dergl. warf und es zusammen faulen ließ. (Geop. II. 21. 22.)

Es folgen nächstdem Anleitungen über die Zeit, die zur Aussaat und Ernte zu wählen ist, dann aber eine Anleitung zu Herstellung der Tenne; sie soll auf einem erhabenen Orte angelegt

werden, allein nicht so, daß der Wind die feinen Rispen in Häuser und Gärten und den Menschen in die Augen führen könne. Hierauf (II. 27 ff.) werden die Scheuren und Vorrathshäuser betrachtet, die ihr Licht von Sonnenaufgang her erhalten sollen. Das Mehl und das Brodbacken werden betrachtet, dann aber die einzelnen Getreidearten, Gerste, Bohnen, Erbsen, Linsen, Hirse, Lupinen, Hanf und Lein und verschiedene Kräuter. Endlich wird auch das arbeitende Personal berücksichtigt und die Führung eines Tagebuchs dem Verwalter zur Pflicht gemacht (II. 45.). Es sind auch nicht diätetische Regeln für den Landmann vergessen.

Im 3. Buche finden wir die landwirthschaftlichen Arbeiten, nach den verschiedenen Monaten geordnet, beschrieben. Das 4. und 5. Buch behandelt namentlich den Weinbau, das 6. die Presse und den Keller, das 7. und 8. die Beschaffenheit und Bereitung der Weine. Im 9. Buche ist die Pflege des Oelbaums und Bereitung und Pflege des Oeles beschrieben. Das 10. Buch ist dem Garten gewidmet und der Pflege der Obstbäume. Der Garten soll an einem geeigneten Orte innerhalb des Landgutes oder doch nahe dabei angelegt seyn, damit die Bewohner den Duft der Pflanzen leicht genießen können. Der Garten soll mit einem Zaune umgeben seyn. Die Pflanzen sollen je nach ihren Arten in gehöriger Ordnung beisammen stehen, damit die großen die kleinen nicht unterdrücken. Die Plätze zwischen den Bäumen soll man mit Rosen, Lilien, Veilchen und Krokus füllen, die außer dem angenehmen Anblick und Geruch eine gute Einnahme gewähren, den Bienen aber so nützlich als angenehm sind. In Bezug auf die Bäume nahm man an, daß die Wurzelschossen bessere Pflanzen geben, als die aus den Kernen gezogenen.

Unter den Gartenbäumen wird zuerst die Palme genannt. Man soll eine zwei Ellen tiefe und etwas weitere Grube machen, die man mit Ziegenmist düngt; dahinein lege man die Nuß mit der Spitze nach Osten und fülle dann die Grube mit Erde, die mit Mist und Salz gemischt ist, wieder zu. Manche versetzen die Pflanze, Andere nicht; man muß aber alle Jahre die Erde dabei auflockern und Salz anstreuen, dann wächst sie schnell. Einige düngen auch mit alter Weinhefe. Die Palmen stehen gern neben einander. Man versicherte, daß eine Palme die andere heftig liebe. Eine liebende Palme wird nicht eher ruhig, als bis sie den Gegenstand ihrer Liebe berührt hat. So lange steht sie gekrümmt und bringt keine Frucht. Da nun der Landmann nicht wissen kann, welcher Palmbaum der geliebte Gegenstand des andern ist, so berührt er mehrere Palmen mit der Hand, begiebt sich zu der Liebenden, berührt sie ebenfalls mit der Hand und bringt ihr so gewissermaßen einen Kuß ihres Liebhabers. Die liebende Palme arbeitet sich mit ihren Wurzeln nach denen ihres Geliebten hin und

sucht sie zu umschlingen. Der Landmann berührt die Palmen daher oft und legt auch Blüthen der männlichen Palme auf die der weiblichen, wodurch ihre Liebe gestillt wird und sie schöne Früchte bringt.

Hierauf werden die Citronenbäume und deren Früchte betrachtet, auch ein Mittel angegeben, diesem sowie auch anderem Obste die Gestalt eines Menschen- oder Thierkopfes zu geben. Man macht nämlich eine Form von Gips oder Thon und legt sie um die halbreife Frucht, schnürt die Form fest zusammen, so daß die wachsende Frucht die beliebte Gestalt annehmen muß. Es folgen nun Bemerkungen über die anderen Obstsorten, als Pfirsiche, Aepfel, Birnen, Quitten, Granaten, Kirschen, Feigen, Nüsse und Mandeln, ferner über Pfropfen und Inoculiren der Bäume, ihre Reinhaltung, Aussästung und anderweite Pflege.

Das 11. Buch ist dem Gartenbaue gewidmet und handelt zunächst von den Bäumen, die ihre Blätter im Winter nicht abwerfen. Der Lorber, dessen mythischer Ursprung mitgetheilt wird, und seine Pflege, die Cypresse, die Myrte, der Buchsbaum, die Pinie, deren Kerne man wie die Mandeln benutzte, der Mastixbaum, die Weide, die Steineiche und die Libanonceder werden besprochen. Der Rose ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Man soll Knoblauch neben sie pflanzen, um sie wohlriechender zu machen; um immer blühende Rosen zu haben, soll man sie jeden Monat umpflanzen und düngen. Um ganz große Rosen zu haben, muß man zwei Spannen von der Pflanze ein Loch machen und zweimal des Tages heißes Wasser hineingießen. Rosen frisch aufzubewahren, soll man sie in Oelhefen legen. Hierauf folgen die Lilien, Iris, Veilchen, Narcissen, Krokus und Epheu.

Das 12. Buch ist eine Fortsetzung des vorigen und beginnt mit der Aufzählung der in den verschiedenen Monaten des Jahres gewöhnlichen Geschäfte, dann geht es über zu den Erfordernissen eines Gartens. Er soll nicht weit vom Hause seyn, damit man nach der Genesung darinnen sich ergehen könne, aber auch nicht unter dem Winde der Dreschtennen liegen. Der Gärtner soll auf guten Boden, guten Samen und die Nähe von Wasser und Dünger halten. Der Boden soll weder zu sandig noch zu thonig seyn. Für Krautgärten wird Asche als die zweckmäßigste Düngung empfohlen, dann Tauben- und Eselsmist. Es werden Mittel gegen allerlei Ungeziefer angegeben, das sich in der Erde findet. Unter den Gartenkräutern steht oben an die Malve, es folgen Salat, Mangold, Kohl, Spargel, Gurken und Kürbiß, Rettig, Eppich, Melde, Raute, Senf (Euzomon), Lauch, Zwiebeln, Portulack u. s. w. Den Schluß macht eine Anleitung, Pilze zu ziehen. Man soll nämlich eine schwarze Pappel absägen und auf den Schnitt Sauerteig, der in Wasser aufgelöst ist, schütten, oder auch auf trockner Gebürgserde Stroh anzünden, wenn der Himmel Regen droht.

Das ganze 13. Buch ist den verschiedenen, dem Landmanne lästigen oder schädlichen Thieren gewidmet, wie den Schlangen, Scorpionen, Flöhen, Wanzen u. s. w. Den Inhalt der übrigen sieben Bücher lernten wir bereits kennen.

Ueber die landwirthschaftlichen Geräthe der Griechen wissen wir wenig, Darstellungen vom Pfluge kommen auf Münzen vor*).

Wir sehen also, wie große Wichtigkeit die alten Griechen dem Garten- und Feldbau und den damit zusammenhängenden Geschäften beilegten und wie ehrenvoll die Beschäftigung damit war.

**Die Handwerke**

galten bei Weitem weniger für eine des freien, edlen Mannes würdige Beschäftigung, wie Xenophon mit glatten Worten ausspricht. Sie waren der ärmeren Classe, ja zum Theil den Sclaven, einige aber, wie das Weben und Schneidern, blieben dem weiblichen Geschlechte ganz überlassen. Die sogenannten Handwerke werden gering geschätzt, sagt Sokrates (in Xenophons Oekonom. 4.), auch bei den Staaten, und wirklich nicht mit Unrecht, stehen sie in keinem Ansehn. Denn sie sind den Körpern derer, welche ihre Besorgung übernehmen, nachtheilig, weil sie zum Sitzen und zu einem eingesperrten Leben nöthigen, manche wohl auch gar erfordern, den ganzen Tag beim Feuer zu seyn. Erschlafft aber der Körper, so verliert auch die Seele viel von ihrer Kraft. Ueberdieß rauben jene Handwerke alle Zeit, für Freunde und Staat zu sorgen, so daß solche Leute wenig brauchbar für ihre Freunde und für ihr Vaterland gar schlechte Vertheidiger sind. Ja in einigen besonders kriegerischen Staaten darf gar kein Bürger solche Handwerke treiben.

Dennoch gab es auch Handwerker, die für die Bereitung und Herbeischaffung der Nahrungsmittel, wie Bäcker, Köche, Fleischer und Küper, arbeiteten; für die Kleidung sorgten die Wollarbeiter, Walker, Lederbereiter, Gerber und Schuster; für die Herstellung der Wohnung die Maurer, Zimmerleute, Steinmetze, Schlosser und Schmiede; Geräthe und Gefäße machten die Töpfer, Tischler und Seiler; Schiff und Geschirr die Riemer, Wagner und Schiffbauer.

Ganz besonders geschickt aber waren, wie die Denkmale uns beweisen, die Steinmetze, Töpfer und Erzarbeiter, deren Gewerbe zunächst in das Bereich der Kunst hinüber griff.

Griechenland ist reich an dem herrlichsten Marmor und noch jetzt bieten die alten verlassenen Brüche trotz der ungeheuern Ausbeutung im Alterthume einen unermeßlichen Vorrath dar. Der geschätzteste Marmor im Alterthume war der von der Insel Paros. Die westlichen Steinbrüche zeigen noch jetzt die schönsten Blöcke von

*) S. K. H. Rau's Geschichte des Pfluges. Heidelb. 1845. S. 17 ff.

10 bis 15 Fuß Länge und 6 bis 7 Fuß Stärke, gesund und rein. Es scheint, als sey der Bruch plötzlich verlassen worden. Der Marmor ist von mittlem Korn, schön weiß und rein, einige Bänke haben gelblichen Stich, andere bläulichen, auf einigen Ablösungen finden sich Grundrhomboeder des Kalkspathes. Der Marmor von Paros läßt sich fein bearbeiten, nimmt eine gute Politur an und ist so weiß, daß ihm nur der von Carrara gleich kommt. Da er in großen, reinen Massen vorkommt, eignet er sich namentlich zu architektonischen Zwecken. Noch schöner sollen die östlichen Brüche seyn. Nahe dem Kloster Agia Minna ist der alte Bruch des Statuen-Marmors, er ist blendend weiß, kommt aber nur in kleinern Stücken rein vor. Uebrigens hat er ein mittles, gleichförmiges Korn, läßt sich aufs Feinste bearbeiten und ist halbdurchschimmernd *).

Der pentheliſche Marmor wurde nördlich vom Hymettos in dem massigen, in viele Joche getrennten Pentelikongebürge gebrochen, 13,815 Metres in NNO. von Athen. Das Parthenon, die Propyläen, die anderen Tempel der Akropolis, der Tempel des Theseus, des olympischen Jupiters, zahllose Bauornamente und Statuen waren von diesem Marmor, der noch jetzt am Penthelikon in ungeheurer Masse und in trefflichen Blöcken vorhanden ist. Man verarbeitete hier Blöcke von 400 Centnern. In diesem Marmor kommt weißer und grüner Glimmer vor. Er ist feinkörniger als der porische Statuenmarmor und hat einen gelblichen Stich, der im Laufe der Jahrhunderte durch die Luit erhöht wird. Der weißbleibende parische ist gelbkörniger und verwittert daher leicht, während der pentelische glatt bleibt **).

Griechenland hat außer diesen beiden Marmorlagern noch genug andere, wie z. B. unter Anderem einen schönen weißen rothgestreiften Marmor auf der Insel Skyros, der in der römischen Zeit zu Säulen und Tafeln benutzt wurde, womit man die Paläste verzierte. Es war ferner rother und grüner Porphyr und Serpentin, auch Obsidian vorhanden, den man in der Urzeit gewiß zu Messern und dergl. benutzt hat (s. Fiedler II. 75 und II. 504 ff.).

Der Marmor ist ein treffliches Material für Bauten sowohl als für plastische Kunstwerke, und die Arbeiten der griechischen Steinmetzen geben Zeugniß für ihre Ausdauer und Geschicklichkeit. Dr. Fiedler hat drei kleine Statuen aus der frühesten Zeit der Kunst auf Naxos gefunden, die in der Zeichnung an die unvollkommenste anfängliche Kunstperiode gestellt werden müssen, an denen aber das Technische außerordentlich sauber gearbeitet ist. (R. in Griechenl. II. 314. die Abbildungen.)

Auch an Metallen war Griechenland nicht ganz arm. Im

*) S. den Bericht in Dr. Fiedlers Reise in Griechenland II. 183.
**) Fiedler a. a. O. I. 28.

Laurion- und Therikogebürge fand sich in alter Zeit der Bleiglanz in namhafter Menge, der auch silberreich war, obschon er jetzt nur noch 3½ Loth in einem Centner bietet. Gold kommt im Serpentin von Skyros vor, wurde aber ehedem auf Siphno in reichlicher Menge gewonnen. Die Kupfergruben von Chalkis waren ehedem sehr ergiebig. Eisen ist sehr verbreitet im Peloponnes und auf den Inseln *).

Der bedeutendste Bergbau auf Silber wurde auf dem Lauriongebürge betrieben und man findet dort noch alte Schachte und Halden, aber seltsamer Weise keine Stollen **). Auf Euböa, Kypros, Kreta, Thasos, Lemnos, Siphnos und Melos wurde Bergbau getrieben.

Die Bearbeitung der Metalle, in ältester Zeit vornehmlich des Kupfers, steigt in das mythische Zeitalter hinauf und Hephästos ist der göttliche Vorsteher der Schmiedearbeit mit seinen Gehilfen, den Kyklopen. Der mythische Hauptsitz des altgriechischen Bergbaues war Kreta, die Insel der Kureten oder idäischen Daktylen. Die Einwohner von Kreta sagten (nach Diodor von Sicilien V. 64.), daß die ältesten Einwohner der Insel Ureingeborne gewesen, deren König Kres die wichtigsten Erfindungen gemacht, die dem menschlichen Leben zum Vortheil gereichen. Die Kreter erzählen ferner, daß die meisten Götter, welche wegen ihrer gemeinnützigen Wohlthaten Ehre erreicht haben, bei ihnen geboren worden. Die Ersten darunter sind die sogenannten idäischen Daktylen, welche um den Berg Ida in Kreta wohnten. Einige geben die Zahl derselben auf hundert an, Andere nur auf zehn. Sie sollen nach Europa übergegangen seyn und sich auf Bezauberungen und geheime Bündnisse gelegt haben, wodurch sie bei ihrem Aufenthalt in Samothrake die dortigen Einwohner in nicht geringes Erstaunen gesetzt. Damals soll Orpheus, der Dichter und Sänger, ihr Schüler geworden seyn und ihre Künste zu den Griechen gebracht haben. Die idäischen Daktylen erfanden, der Ueberlieferung zu Folge, zuerst um den Berg Berekynth im Apteräerlande in Kreta den Gebrauch des Feuers, des Erzes und des Eisens, nebst der Bearbeitung desselben, und weil man sie als große Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes ansah, so erhielten sie göttliche Ehren. Ihre Söhne, oder wie Andere wollen, erdgeborne Nachfolger der idäischen Daktylen waren die Kureten, welche die waldigen und höhlenvollen Gegenden der Gebürge und die Orte bewohnten, die natürlichen Schirm und Obdach darboten, weil man damals noch keine gebauten Häuser hatte. Sie werden als die ersten Schafhirten und Bienenzüchter,

*) S. Fiedlers Ueberſicht über die Producte des Mineralreichs in Griechenl. II. 557.

**) S. Fiedlers Bericht in s. Reis. I.

Jäger und Bogenschützen sowie als Erfinder des gesellschaftlichen Lebens und der Eintracht und Ordnung bezeichnet. Sie erfanden Schwerter, Helme und die Kriegstänze, womit sie den Kronos hintergingen und ihm den Zeus nehmen und erziehen konnten, den ihnen seine Mutter übergab *).

Soweit Diodor, aus dessen Erzählung offenbar hervorgeht, daß die Alten der Ansicht waren, daß auch der Bergbau als eine bereits ausgebildete Kunst nebst der Bearbeitung der Metalle von Einwanderern ihnen überliefert worden.

Auch in Griechenland war wie überall **) der Gebrauch des Kupfers, im reinen wie im gemischten Zustande, als Bronze älter als der des Eisens, und wenn wir uns an die Denkmale halten auch bei Weitem allgemeiner als gegenwärtig. Wir finden in altgriechischen Gräbern aus Bronze Helme, Brust- und Beinharnische von vortrefflicher Arbeit, Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen, Arm-, Fuß- und Fingerringe, Haarnadeln; man hat in der großgriechischen Stadt Pompeji Dreifüße, Stuhl- und Bettgestelle, Tischgestelle und die mannichfaltigsten Gefäße aus Bronze gefunden, die eine bewunderungswürdige Kunstfertigkeit zeigen; man hat ferner Messer, Küchengeschirr, chirurgische Instrumente, Nägel, die mannigfachsten Spangen und Schmucksachen aus Bronze gefunden, vor allem aber ist die Zahl der eigentlichen Kunstwerke, der großen Statuen, Büsten, Kandelaber, Dreifüße und Weihgefäße wahrhaft unermeßlich gewesen, womit jeder Ort des alten Griechenlandes sowohl als seiner Pflanzstädte ausgeschmückt war und worunter sich denn auch Werke befanden, die sich durch ihre außerordentliche Größe auszeichneten, wie z. B. der Coloß von Rhodos. Auch die zahllosen kleinen Bronzestatuen, welche im Privatbesitz waren, zeigen eine außerordentliche Kunstfertigkeit.

Die Bronze der Griechen besteht aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, die nicht immer in demselben Verhältnisse stattfand. Das Zinn verhielt sich zum Kupfer wie 5 zu 8 bis 24 zu 100 ***). Auch mischte man Zink und Blei dazu. Bronzesachen wurden wohl immer gegossen, während die Sachen aus reinem Kupfer, Silber und Gold auch gehämmert oder getrieben wurden, wie das Eisen. Zweierlei hatten die antiken Bronzegießer vor den unserigen voraus, erstens die Härte, die sie ihren Sachen zu geben

*) S. Böttiger, Ideen zur Kunstmythologie, herausgeg. v. J. Sillig, Th. II. S. 1.

**) S. Cultur-Gesch. IV. 257. und V. 27 u. 306.

***) S. Caylus Recueil d'ant. I. 238. Böttiger, 24 Vorlesungen, 1. 130. Goethe Benvenuto Cellini, II. 279. Beckmann, Gesch. der Erfindungen, IV. 564. Erdmanns Journ. für Chemie Th. XVII. S. 89. Reimann hist. lit. III. 689. Anderweite Nachweisungen in Otfr. Müllers Handb. der Archäologie S. 406 ff.

wußten und die oft so bedeutend ist, daß sie den stählernen Bohrern Widerstand leisten, wie ich den Beweis an antiken Statuetten meiner Sammlung habe; dann die Färbung, die sie den Bronzen zu geben verstanden, wie z. B. leber=, athleten=, leichen=, purpur= und blaufarbene Bronzen erwähnt werden. In späterer Zeit vergoldete man auch die Bronzen. Bewunderungswürdig ist auch die Federkraft antiker Bronzen, z. B. der spiralförmigen Armringe, dann die außerordentliche Dünnheit mancher Statuen und Brustharnische, die eine große Ausbildung der Technik voraussetzen. Berühmt war das korinthische Erz. Der Guß der großen Statuen erfolgte über einen feuerfesten Kern, über welchem in Wachs die eigentliche Form modellirt und mit einem festen Mantel von Lehm umhüllt war. Das Wachs wurde dann ausgeschmolzen und das Metall eingelassen. Durch Luftlöcher war für das Entweichen der sich entwickelnden ausgedehnten Luft gesorgt. Kleine Statuen sind meist massiv gegossen.

In ältester Zeit goß man auch Münzen, die man übrigens nie aus reinem Kupfer herstellte, auch die geprägten sind aus Bronze, daher sich auch noch so viele wohlerhaltene vorfinden.

Silber und Gold benutzte man vorzugsweise zu Schmucksachen und zu Münzen, und legirte dasselbe nur wenig. Diese Metalle wurden weniger durch Guß als durch Schlagen und Treiben bearbeitet.

Eisen wurde nur zu gemeinem Gebrauche, zu Pflugschaaren, Aexten, Hämmern, Ketten, Ankern, Messern, Sägen, Schaufeln, Nägeln, Schlössern und dergl. verwendet. Den Eisenguß scheint man nicht angewendet zu haben. Doch sind bei der durch Oxydation so sehr leicht herbeigeführten Zerstörung dieses Metalles derartige Dinge nur in sehr wenigen und unvollkommnen Exemplaren auf uns gekommen. Für die bildende Kunst wurde das Eisen nicht allgemein verwendet *).

Aus Blei fertigte man Wasserleitungsröhren, Gewichte, Marken für die öffentlichen Spiele, beschriebene Platten für Gebäude, die man in das Gemäuer legte, Amulette, Bullen und dergl. Ob man das Zinn anderweit als zur Herstellung der Bronze benutzte, ist wenigstens zweifelhaft.

Das Quecksilber wandte man zur Vergoldung der Bronzen an.

Die Gewerbe der Bergleute und Hüttenarbeiter, der Schmiede und Schlosser, der Gold= und Silberarbeiter, der Bronzegießer und Gürtler müssen demnach sehr ausgebreitet gewesen seyn, da griechische Producte gesucht waren.

Griechenland hat einen großen Reichthum an bildsamen

*) Ueber die Eisenstatuen des Theodoros von Samos s. Müllers Archäol. S. 410.



Thon *), worunter auch rothgefärbter. Man benutzte denselben zwar weniger für die öffentlichen Gebäude, wozu man den in Fülle vorhandenen Marmor, den man nur den Stein nannte, nahm, allein die Privatgebäude waren meist aus Ziegelsteinen gebaut und damit gedeckt, ebenso wie man auch die Löcher in den Gräbern mit Ziegelplatten dachartig bedeckte und für Kinder thönerne Särge anwendete.

Vor Allem aber bediente man sich des Thones zur Anfertigung von Gefäßen für den Gebrauch und zur Zierde sowie für Kinderspielsachen. Die Töpferkunst blühte als ein sehr ansehnliches Gewerk besonders zu Korinth, Aegina, Samos und Athen. An letzterem Orte war ein besonderer Stadttheil, der Kerameikos, der den Töpfern vorzugsweise angewiesen war.

Die Mythe nennt Talos, des Dädalos Schwiegersohn, als den Erfinder der Drehscheibe (Diodor v. Sic. IV. 76.), was auf eine sehr frühe Ausübung der Töpferei hindeutet. Athene beschützt den von vielen feindlichen Dämonen beschirmten Brennofen. Sie ist mit Hephästos und Prometheus Vorsteherin des Handwerks. Am Feste des Weinfüllens war großer Topfmarkt **).

Vor Allem galt es bei der Anfertigung der Gefäße den rechten Thon zu finden, dem man nöthigenfalls durch Beimischung anderer Erden die gewünschte Bildsamkeit, Feuerbeständigkeit und Farbe verschaffte. Dann wurde dem Gefäße auf der Drehscheibe die Gestalt gegeben und nachdem dieß geschehen, dasselbe der Luft zum Trocknen ausgesetzt. Mittlerweile fertigte man aus freier Hand die Henkel, denen man zum Theil durch Formen plastische anderweite erhabene Zierrathen gab. Gefäße mit plastischen Ornamenten am Körper sind bei den Griechen nicht gewöhnlich, wohl aber eine mehrartige Bemalung.

Die großen Weinkrüge und Wassergefäße, die den Gebrauch der Holzfässer ersetzen mußten, waren nicht bemalt, sondern innen mit Pech ausgestrichen. Dagegen sind kleinere, besonders aber die bei Opfern und Symposien gebrauchten feineren Gefäße nicht allein mit besonderer Sorgfalt bearbeitet, sondern auch mehr oder minder reich und mannigfaltig bemalt. Die ältesten Gefäße sind aus einem hellstrohfarbenen Thon, auf welchem schwarze, rothbraune und dunkelgelbe Streifen, zum Theil auch groteske Thier-, Menschen-, und Göttergestalten in dunkelbrauner glasurartiger Farbe in gefüllten Umrissen aufgetragen sind. Es folgen dann Gefäße aus rothgelbem Thone, mit schwarzer Bemalung, endlich aber schwarzglasirte Gefäße, auf denen Ornamente und Figuren ausgespart und in der rothgelben Grundfarbe erscheinen. Zuweilen sind noch weiße

*) S. Fiedler's Reise, II. 578 ff.
**) S. O. Müller's Archäologie S. 41.

Verzierungen angebracht, zuweilen auch einzelne Theile bunt bemalt, endlich aber auch ganz farbige Bilder aufgetragen. Die schwarze Glasur hat matten Glanz und soll aus Eisenoxyd bestehen. Bisweilen ist der Töpfername angebracht, auch der Name der Person, für welche das Gefäß bestimmt war, dann aber sind auch zuweilen die Namen der auf der Vase abgebildeten Heroen beigeschrieben. Schablonen, womit man das auszusparende auf der Vase deckte, brauchte man bei den schwarzgrundirten Vasen, die man für diesen Zweck in die Farbe tauchte *).

Die Vasen der Griechen sind je nach ihrem Zwecke größer oder kleiner, mehr oder minder sorgfältig bemalt, allein gleich den Porzellanvasen der Chinesen sind eigentliche Kunstmalereien auf ihnen niemals angebracht, wie es auf unsern Porzellanvasen der Fall ist. Auch haben sie mit den chinesischen den Mangel aller Perspective gemein und den Reichthum an Verzierungen. Blumendarstellungen sind jedoch nicht so häufig wie bei jenen, wohl aber gestattete der Stoff bei Weitem größere Freiheit der Form, namentlich der Henkel und Füße, an ihnen zu entfalten. Die für den gewöhnlichen Gebrauch bestimmten Gefäße zeichnen sich durch ihre so einfache, als zweckmäßige Bauart aus, unschöne Formen wird man auch hier nie finden, und selbst die für den gemeinen Gebrauch in den Kellern bestimmten zweihenkligen Weingefäße, die sogenannten Amphoren, zeigen stets gefällige Verhältnisse. Die eigentlichen Künstler hatten im alten Griechenlande auf diese Gebilde eben so wenig unmittelbaren Einfluß als dieß in China der Fall ist, und kein bedeutender Maler hat wohl im Alterthume Gefäße bemalt, wie dieß bei uns geschieht. Die altgriechischen Gefäße wurden von Handwerkern gefertigt, die freilich wie die ganze Nation vom Sinne für schöne Form durchdrungen waren. Daher waren auch die altgriechischen Vasen schon im Alterthume sehr geschätzt und gesucht und sie wurden von Phöniciern bis nach Kerne ausgeführt, wie sie noch nach Jahrtausenden die moderne europäische Töpferei auf eine weitere Stufe der Entwicklung gebracht haben.

Nächst den eigentlichen Gefäßen fertigten die griechischen Töpfer auch Lampen in großer Anzahl, von denen sehr gewöhnliche und ganz schmucklose mir vorliegen. Dann Spielzeug für die Kinder. Thiere, Götter-, Heroen- und Menschengestalten, die wohl meist bemalt waren, und von denen einige als Idole für Schiffer, Landleute und ärmere Heiligthümer dienten. Sie fertigten ferner Sparbüchsen, Pfeifen und Leuchter, wie wir sie in dem aus den Aus-

*) S. die Literatur dieses reichen Capitels bei O. Müller, Archäol. d. K. S. 435 ff. und die Formentafeln bei Levezow, Gallerie der Vasen im Berl. Museum, und Nachtrag v. E. Gerhard.

grabungen von Pompeji stammenden Theile des bourbonischen Museums zu Neapel sehen.

Glasfabrication und Nachbildung der Edelsteine kam wohl erst im alexandrinischen Zeitalter von Aegypten aus nach Europa und wurde dann vornehmlich in Italien geübt.

Das Handwerk der Drechsler aber war dagegen in Griechenland schon sehr früh geübt, wie denn Talos, der Schwestersohn des Dädalos, den die Mythe als Erfinder der Töpferscheibe bezeichnete, auch das Drechseleisen und die Säge erfunden haben soll. Als er nämlich von Ungefähr den Kinnbacken eines Schlangenkopfes fand, bildete er in Eisen das Gezackte desselben nach und sägte Holz damit durch*). Die griechischen Tischler fertigten zierliche Gestelle zu Tischen, Sophas und Sitzen, dann aber auch Kästen zur Aufbewahrung von Kleidern und Schmuck, sie fertigten Furniere und ausgelegte Arbeit, wozu man auch fremde Hölzer, namentlich das für unverwüstlich gehaltene Cederuholz benutzte. Man arbeitete in Buchsbaum, Cypresse, Esche, Birnbaum, Ahorn, Weinrebe und dem schönen Holze des Oelbaumes. Von fremden Hölzern bearbeitete man außer der Ceder Ebenholz; die Kostbarkeit des Materials brachte die Tischler darauf, dasselbe so dünn als möglich zuzuschneiden und gemeinere heimische Hölzer damit zu überziehen.

In ähnlicher Weise benutzte man denn auch das kostbare Elfenbein und es gehörten gar geschickte Arbeiter dazu, um colossale Statuen, wie den olympischen Jupiter, mit Elfenbein zu bekleiden. Die Alten sollen die Kunst besessen haben, durch Erweichen des Elfenbeins Platten von 12—20 Zoll Breite herzustellen, womit sie dann jene größern Statuen bekleideten. Außerdem fertigte man auch kleinere Dinge aus Elfenbein, Statuetten, Kästchen u. dergl., und verwendete dasselbe zum Auslegen von Wagen, Sitzen u. dergl.**). An Colossen war nur das Fleisch mit Elfenbein dargestellt, Haar und Gewand bestanden in getriebener Goldarbeit.

Die griechischen Drechsler (Toreuten) bearbeiteten auch Schildpatt, Perlmutter und Bernstein.

Eine eigne Abart der Drechsler waren die Bearbeiter der Edelsteine, die man namentlich in die Siegelringe zum Behuf des Abdruckes einsetzte, die deßhalb vertieft gearbeitet waren. Man benutzte dazu vornehmlich die Achate, Carneole, Calcedone, Amethyste und Hyacinthe. Für erhaben geschnittene, zum Schmucke bestimmte Kunstwerke wählte man am liebsten die aus dunklen und milchwei-

*) Wir lernten früher (C. G. IV. 296.) die Fleischsäge der Südsee kennen, die in Haifischzähnen besteht, welche in einen hölzernen Stiel eingesetzt sind. Die Metallsäge entstand wohl ursprünglich aus einer schartigen Messerklinge.

**) Das Technische bei Quatremère de Quincy le Iupiter Olympien m. Abbild.

ßen Lagen oder Schichten bestehenden Onyxe und die aus Asien eingeführten Carbonixe und Smaragden. Die Alten bedienten sich des Rades bei dieser Arbeit, deren Technik der heutigen ähnlich gewesen ist. Sie verstanden es, die natürliche Farbe des Edelsteins zu erhöhen oder abzuändern *). Die erhaben geschnittenen Edelsteine wurden zur Zier an Becher u. a. Geräthe verwendet. Man bearbeitete nicht allein sehr große Onyxe zu größern Reliefs, wie deren in Paris, Wien und dem Vatican sich finden, sondern auch zu Bechern, kleinen Statuen und Büsten.

Aermere Leute, welche sich für ihre Siegelringe keine Edelsteine anschaffen konnten, mußten mit Nachbildungen in Glas sich begnügen. Diese wie die musivischen Fußböden scheinen jedoch mehr dem römischen Zeitalter eigenthümlich zu seyn, wo wir näher darauf eingehen werden.

Den Holzarbeitern verwandt sind die Korb- und Mattenflechter, von deren Arbeiten freilich Nichts unter den Denkmalen sich findet.

Außer den genannten eigentlichen Handwerken finden wir noch andere Erwerbzweige, z. B. die Personen, welche entweder selbst als darstellende Künstler, namentlich Tänzer, Equilibristen, Gaukler und Wunderleute auftraten, oder die Affen, Hunde, Pferde, Vögel, namentlich Hähne und Wachteln abgerichtet hatten und für das Geld sehen ließen, das sie von ihrem Publikum einsammelten.

Nächstdem bot den Aermeren

## der Handel

einen, wenn auch nicht sehr ehrenvollen, doch gewinnbringenden Lebensunterhalt dar. Der Schauplatz des täglichen Handels und Verkehrs waren die Marktplätze der größern Städte, wie in Athen der Altmarkt, wo die Kleinhändler ihre Waaren auf hölzernen Tischen, unter dem Schutze eines Mattengeflechtes, aufgestellt hatten und Scenen stattfanden, wie wir sie in den Städten des Südens, namentlich in Neapel und Palermo sehen. Nächstdem gab es für besondere Handelsartikel, z. B. Fische, besondere Plätze. In der Nähe dieser Märkte befanden sich Schenken und Kneipen. Es bestand außerdem eine Marktpolizei, wie denn der Beginn des Verkehres auf dem Fischmarkte von Athen mit einer Glocke angezeigt wurde **).

Auf dem Markte waren nun alle möglichen Erzeugnisse der Landwirthschaft und der Gewerbe zu finden und wurden von Männern und Frauen feil gehalten, um an die Hausväter oder die

*) S. Müller's Handb. d. Archäologie S. 420 ff. und mineralog. Jahrbuch 1847 4. Heft.

**) S. bes. Becker's Charikles I. 237 ff.

von der Hausfrau beauftragten Sclaven verkauft zu werden, denn anständige Frauen und Mädchen und in der guten alten Zeit auch Jünglinge vermieden den öffentlichen Markt, wo namentlich die Kranzverkäuferinnen einen Verkehr trieben, der dem der florentinischen Blumenmädchen und der Vierländerinnen in Hamburg ähnlich seyn mochte, und die geläufige Zunge der Bäcker- und Fleischerfrauen nicht immer die zartesten Ausdrücke ans Licht förderte, die etwa denen der Berliner Hökerinnen ähnlich gewesen seyn dürften.

Männer dagegen besuchten den Markt, sowie sie überhaupt den größten Theil des Tages außer dem Hause in den Hallen, den Gymnasien, den Localen der Haar- und Bartpfleger, den Stätten der verschiedenen Händler, Wechsler, den Werkstätten und Verkaufstellen der Handwerker rc. zubrachten. Der Landmann führte seine Erzeugnisse noch vor Tagesanbruch zur Stadt, wo sie ihm von den Hökern abgekauft wurden und er somit den Vortheil hatte, bald wieder nach Hause zu kommen. Die Höker handelten aber auch mit Fackeln, Wein, Lebensmitteln u. a. Bedürfnissen, sowohl zu der für den Marktverkehr bestimmten Zeit auf dem Markte in Buden und Ständen, als auch in ihren eignen Localen. Die athenischen Bürger, welche hier handelten, entrichteten davon keine Abgabe; diese fiel nur auf die Fremden, welche die Waaren aus der Ferne auf den Markt brachten. Dieser Großhandel fand vorzugsweise in den Häfen Statt, doch kamen auch Händler auf den Markt in der Stadt, entweder um den dortigen Hökern ihre Proben zu zeigen, oder auch um Waaren im Einzelnen zu verkaufen. Außer den feilhaltenden Kaufleuten und Hökern fehlte es nicht an wandernden, an Herumträgern und Ausrufern.

Die Waaren waren je nach ihrer Art an einem Orte beisammen, man hatte besondere Plätze für die Fleischwaaren, Küchengeräthe, Gemüse, Kränze und Brot, Blumen, Wohlgerüche u. s. w. Den vornehmeren Theil des Marktes hatten die Geldwechsler inne.

Die Aufsicht über richtiges Maas und Gewicht und gute Waare, überhaupt die Handhabung der Ordnung hatten die Agoranomen.

Eigentliche Messen hatte man nicht in Griechenland, wohl aber fanden bei den großen Festen sich stets eine Menge Verkäufer ein, die ihre Buden dann aufschlugen und die herbeigeströmte Menge zum Kaufe zu locken suchten; so war es in Delos, so in Olympia, so in Tithorea in Phokis, wo sich an den beiden Isisfesten, nach beendigter Feier die Krämer Buden von Schilf oder anderem vorhandenen Stoffe machten und Sclaven, Vieh, Kleider, Silber und Gold verkauften. Am Schlusse des Festes fand ein großes Brandopfer Statt, wobei man denn auch die Buden anzündete (Pausan. X. 32.). In ähnlicher Weise entstanden auch die Messen des mittelalterlichen Europa.

In den größern Städten, wie in Korinth und Athen, nährte

der Kleinhandel viel Menschen und der Absatz und Umtausch der Producte des Landmannes mit denen des Städters mußte sehr bedeutend seyn.

Bedeutender aber war schon seit früher Zeit der Verkehr der Inseln, Kleinasiens und des fernen Auslands mit Griechenland, da die Schifffahrt schon sehr früh ausgebildet war, wie die Sagen von dem argonautischen und trojanischen Zuge genugsam andeuten. Kreter und Phäaker werden zuerst als die besten Schiffbauer und Schifflenker genannt, später nahmen die meisten jonischen Stämme lebhaften Antheil. Der Hauptstapelplatz war Korinth, dem diese Stadt ihren nachmaligen hohen Wohlstand verdankte. Nebenbei ward auch von Ionern und Kariern Seeräuberei getrieben und Menschenraub und Sclavenhandel, wie noch unter den Türken stattfand. Korinth versuchte es, der Seeräuberei zu steuern. In ältester Zeit waren die Phöniker die vornehmsten Seefahrer und Seehandelsleute, allein die Griechen verdrängten sie aus ihren Gewässern und bereiteten sich durch ihre Colonien in der Ferne Anknüpfungspunkte für ihren Handel. Sie machten in dem Schiffbaue wesentliche Verbesserungen, die Phokier bauten an die Stelle der bisher üblichen rundbäuchigen Schiffe lange Schiffe.

Um den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen, pflegte man die Gastfreundschaft, die man als eine religiöse Pflicht ansah, wie denn der Zeus Xenios darob sich freute. Es bestanden Gastfreundschaftsbündnisse, die auch erblich waren und als deren Begriff man Ringe führte. Allein der steigende Verkehr machte in Orten, wie in Korinth und Athen, für fremde Kaufleute und Schiffer besondere Herbergen nöthig, wo diese für ihr Geld Aufnahme fanden. An den Orten, wo öffentliche Feste stattfanden, waren auch wie bei viel besuchten Tempeln auf öffentliche Kosten Aufnahmestätten für die Fremden vorhanden. Diese Katagogien dürften aber dem Gaste kaum mehr dargeboten haben als die Khane des Orients, Obdach und Lagerstätte nebst Wasser. Neben diesen bestanden eben aber auch Wirthshäuser, deren Inhaber jedoch nicht sonderlich in Ansehen standen *). Zu Nutz und Frommen der zahlreich ankommenden Fremden hatte man in Korinth am Tempel der Aphrodite mehr denn tausend tempeldienende Hetären, die denn, wie Strabo (VIII.) bemerkt, die Fremden heranlockten und die Stadt bereicherten.

Es ist merkwürdig, daß die Griechen nicht allein das Handwerk, sondern auch den Handel als des freien Mannes unwürdig bezeichneten. In Sparta sah man Verkehr mit den Fremden nicht gern und Lykurg verordnete, daß kein Bürger ohne besondere Erlaubniß ins Ausland reisen solle, ein Fremder aber nie anders als in dringenden Fällen und nie länger, als zur Beendigung derselben

*) Das Nähere in Becker's Charikles I. 134 ff.

nothwendig sei, in Lakonika sich aufhalten dürfe. Dahin zielte auch das Verbot, edles Metall zu besitzen, und das schwerfällige Geld. Zaleukos von Lokri gestattete nur den einfachen Handel des Landmannes mit seiner Feldfrucht und untersagte den Handel aus zweiter Hand *).

Solon dagegen suchte vaterländischen Gewerbfleiß, eine heimische Flotte und Verkehr mit den Fremden zu befördern; er verbot die Ausfuhr einheimischer Naturproducte mit Ausnahme des Oeles. Nach den Perserkriegen geschah zur Hebung des Handels noch mehr. Die Seefahrer wurden vom Kriegsdienste befreit, die Gewichte und Maaße wurden genau geordnet, Zölle eingerichtet, Verordnungen über Ein- und Ausfuhr bekannt gemacht und das Handelsrecht und Seerecht weiter ausgebildet. Beim Seehandel ist der Gläubiger immer in Gefahr und der Staat hielt darauf, daß Treu und Glauben gelte, daher bestrafte man hier Betrug wohl selbst mit dem Tode. Hauptstuhl und Zinsen wurden von dem Seefahrer nur nach glücklich überstandener Seefahrt bezahlt. Die Gefahren der Seereise waren des Gläubigers, deßhalb holte der Seefahrer sich Zeugen, wenn er abfuhr. Die Ladung galt für Unterpfand des Gläubigers. Die Gläubiger suchten sich gegen Fahrlässigkeit, Unterschleif und betrüglichen Waarenverkauf zu schützen, ja mancher Gläubiger machte größerer Sicherheit wegen die Seereise mit. Die Contracte waren sehr genau abgefaßt, der Zins war 10 vom Hundert auf das Jahr **).

Athen überflügelte bald alle andern Handelsplätze, wie Aegina, die Kykladen, Jonien und selbst Korinth. Neben und nach Athen bestand Rhodos, das seine eigenen Seegesetze hatte, von denen freilich nichts Wesentliches auf uns gekommen ist.

Die Staaten standen übrigens in merkantiler Beziehung durch gegenseitige Verträge, bei deren Handhabung es zuweilen zu Reibungen kommen mochte. So verboten Aegina und Argos die Einfuhr attischer Waaren, namentlich der Töpferwaaren. Zölle bestanden überall, die Fremden hatten ihre Handelsagenten und Consuln (Proxenos) in den Handelsplätzen. Der Handel mit den Barbaren fand unter Aufsicht des Staates Statt ***).

Der Staat sorgte ferner für den Seeverkehr durch die Instandhaltung der Häfen, später durch Anlegung von Leuchtthürmen, deren berühmtester der Coloß von Rhodos war, und es fand jedenfalls eine Hafenordnung und Polizei Statt. Man hatte Molos oder Hafendämme, Magazine für Seebedürfnisse, Niederlagen für die Waaren †).

*) Wachsmuth's hellen. Alterthumsk. II. 1. 63.
**) Wachsmuth's hellen. Alterthumsk. II. 1. 226, wo das Einzelne.
***) Wachsmuth a. a. O. II. 1. 66 ff.
†) S. Leake, Topogr. v. Athen. S. 330 ff. Ern. Curtii de portubus Athenaeum Comm. Halle 1842. 8.

Als die griechischen Seehandelsstraßen hat man folgende bezeichnet. Die östliche nach der Küste Kleinasiens und von hier aus weiter ins Binnenland. Den Hauptplatz bildete Ephesus, von wo aus noch mehr Plätze mit Heiligthümern und Handelsniederlagen, wie Pessinus in Kappadokien und Komana im Pontus besucht wurden. Die nordöstliche Handelsstraße ging von den Kykladen aus mitten durch das äginetische Meer; von dem Mutterlande aus durch den Euripus und von Jonien und Aeolis aus durch die Straße zwischen Lesbos und dem Festlande nach Thrakien, dem Chersonnes, Propontis, dem Bosporos, dem Pontus, kimmerischen Bosporos und weiter. Hier sah man Chalkiden und Erethier, Korinther, Megarer, Aegineten, Milesier, Samier und zuletzt Athener. Pantikapäon und Phanagoria waren Mittelplätze für Hellenen und Skythen. In Dioskurias sah man hochasiatische Waarenführer, von Olbia aus ging der Verkehr ins Innere des heutigen Rußland. Byzanz und Potidäa waren thrakische Verkehrsplätze. Die südwestliche und südliche Handelsstraße führte vom Mutterlande aus über Kreta nach Kypros und Aegypten, von Kleinasien aus durch die Straße zwischen Rhodos und dem Festlande. Hier fuhren Aegineter, Phokäer, Samier, Chier, Lesbier und Aehener. Der griechische Hauptmarktplatz für Aegypten war Naukratis und hier bauten mehrere kleinasiatische Staaten, Chios, Phokäa, Teos, Klazomenä, Rhodos, Knidos, Halikarnassos, Phaselis und Mytilene ein gemeinschaftliches Hellenion. Von Thera, Samos und Athen fuhren Schiffe nach Kyrene und von da bestand eine Straße, die bis ins Innere von Africa führte und wo die Griechen mit den Karthagern in Concurrenz traten. Die nordöstliche Handelstraße führte nach dem jonischen und adriatischen Meere, wo Korinther, Kerkyräer, Epidamnier mit Phokäern, Illyriern und Etruskern zusammenirafen. Von Epidammos aus wurde binnenländischer Handel betrieben. Die westliche Handelstraße ging von Jonien bis zu den Säulen des Herkules. Korinth stand mit seinen Colonien in Verbindung. Nach Gallien fuhren Phokäer, nach Tartessos Samier, wo man mit Etruskern und Karthagern in Berührung kam. Kyme im Opikerlande verkehrte an Italiens Westküste, und von den Kymäern war Zankle gegründet. Die italischen und sikelischen Städte trieben wohl kaum Activhandel auf der See. Taras, Sybaris, Syrakus und Akragas waren Stapelplätze für die Schiffe des Mutterlandes. Massalia handelte nach der gallischen Südküste und den Küsten von Lusitanien und Spanien, der Binnenhandel stieg den Rhodanus hinauf *).

Nach den Perserkriegen traf man selbst im Verkehr mit Karthago überall Athener und Athen war einer der ersten Sammel-

*) Nach Wachsmuth a. a. O. II. 1. 81 ff.

plätze, wo man Waaren aller Art fand. Gegenstände des Handels waren aber zuvörderst Getreide, was aus Böotien, Elis, Sikyon, Naxos, Sikelien, Sybaris und den Pflanzstädten am Kimmerischen Bosporos nach Korinth, Aegina und Athen eingeführt wurde. Aus Athen durfte bei harter Strafe kein Getreide ausgeführt werden und der Staat wie Einzelne legten Magazine an. Zwei Drittheile von allem in die Häfen von Athen gebrachten Getreide mußte in die Stadt gebracht, das übrige durfte verschifft werden.

Wein wurde ausgeführt nach Aegypten, dem Pontus, zu den Thraken und Kelten, wozu man die geringeren Sorten von Mende, Peparethos, Kos und Thasos verwendete.

Oel wurde vorzugsweise von Athen ausgeführt, dann aber auch in Kyrene, Samos, Milet, Sikelien und Massilien. Feigen versandte Attika, Taras, Samos, Naxos, Rhodos. Aepfel führte Samos, Granatäpfel Kypros und Naxos, Quitten Kreta, Mandeln Naxos und Kypros, Kastanien Euböa aus. Mit den Gemüsen handelte man im Binnenlande, Flötenrohr versandte Euböa, Byssos Elis, Farbstoff Megara, Sikelien und Kyrene, Wohlgerüche sandte Arabien auf den Markt. Bau- und Nutzholz wurden besonders Korinth, Aegina, Megara und Athen aus Thrakien und Makedonien gebracht. Pech, Theer, Hanf wurden ebenfalls in die griechischen Häfen für den Schiffbau eingeführt. Rosse führte Böotien, Thessalien und Kyrene aus und besonders nach Athen. Rinder kamen aus Euböa, Böotien und Sikelien nach Attika. Rinderhäute lieferten Kyrene und Sikelien, Schafwolle Sikelien, Pontus, Taras und Milet, Elfenbein kam aus Africa. Jagdhunde lieferte Lakonien, Epirus und Indien, Schoßhunde Malta. Honig und Wachs kam aus Attika, Keos, den Kykladen, Sikelien, Kreta und dem Bosporos. Salzfische lieferte der kimmerische Bosporos *), Sinope und Byzanz. Salz ward ausgeführt von Megaris, Rhodos, Euböa, Taras, Salpeter aus Kyrene, Marmor aus Attica, Euböa, Paros, Kupfer von Kypros, Eisen aus Kreta, Böotien, Euböa, Lakonien, Melos und Seriphos, Silber aus Attika und Thessalien, und Gold aus Thasos bei Skapte Hyle, Daton und Kreuides auf der thrakischen Küste. Zinn und Bernstein führten die Massalioten.

Wagen brachte Böotien und Sikelien auf den Markt, Metallarbeiten Sikyon und Korinth, eherne Gefäße Delos, Leuchter und Spangen Aegina, Schlüssel Lakonien, Kessel Argos, Töpferwaaren Korinth, Aegina, Samos, Lakonien, Knidos, vornehmlich aber Attica, Zeuge Milet, Teppiche Samos und Korinth, Wollenzeug Pellene in Achaja, Leder Attica, Leinwand Aegypten; auch verführte

*) Τάριχος ou recherches sur l'histoire et les antiquités des Pêcheries de la Russie méridionale. à St. Pétersb. 1832. 4.

man fertigte Kleidungsstücke, wie die amyklāischen und sikyonischen Schuhe, megarischen Mäntel, metallene, marmorne, thönerne und hölzerne größere und kleinere Kunstwerke und Gemälde aus Korinth, Aegina, Sikyon und Korinth, Salben aus Chäronea, Aegina, Kyrene, Neapolis, Ephesos, Aegypten, sowie feine Backwerke und Leckereien. Papier kam aus Aegypten, Pergament aus Jonien und Pergamos. Vom Buchhandel finden sich in Athen die schwächsten Anfänge.

Der Sclavenhandel lieferte die niederen Dienstboten vorzüglich für Korinth, Aegina und Athen. Ein Hauptmarkt war Chios. Die Waare lieferte Thrakien, Skythien und Phrygien, und wohl schon der Kaukasus. Thrakische Sclaven handelte man gegen Salz ein. Schwarze Sclaven waren nicht gewöhnlich, wohl aber lieferten die Chier Eunuchen und Zwerge waren von den Sybariten gesucht. Man bezog sie aus Kleinasien *).

Der älteste Handel war reiner Austausch der Natur- und Gewerbserzeugnisse. Einen Maasstab der Schätzung bildete das Thier, was alle Stämme hatten, in Griechenland das Rind, man bestimmte den Werth einer Sache nach Ochsen, die Jeder hatte oder haben konnte. Dann trat das Metall als Vermittler ein, woraus sich das **Gewicht** entwickelte. Das Talent ist das griechische Grundgewicht, welches ins homerische Zeitalter hinaufreicht. Aus der Herstellung kleiner Gewichte und deren Bezeichnung ging die Münze oder das Geld hervor, das man ursprünglich blos mit der Zahl bezeichnete, sodann aber auch mit dem Zeichen oder Wappen des Ortes, wo man das Gewicht bezeichnet und wo es Geltung hatte. In dieser Weise war wohl das Geld, welches der argeiische König Pheidon prägen ließ. Sparta, Byzanz, Klazomenä hatten eisernes Landesgeld. Jeder Staat hatte sein eigenes Maaß, Gewicht und Geld, welches aber mit Erweiterung des Verkehrs sich immer mehr ausgleichen und in Uebereinstimmung kommen mußte.

Allgemein anerkannt war die Theilung

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| des Talents | in | 60 | Minen | 60 |
| der Mine | in | 100 | Drachmen | 6000 |
| der Drachme | in | 6 | Obolen | 36,000 |
| des Obolos | in | 2 | Hemiobolen | 72,000 |

Die Drachme war nicht überall gleich getheilt, in Aegina hatte sie zehn attische Obolen, das Talent also 10,000 attische Drachmen; ebenso stand es in Korinth. In Syrakus u. a. sikelischen Staaten vertrat die Stelle des Obolos die Litra, die aber dem äginetischen Obolos gleich kam. In Korinth stand für die Drachme der Stater. Mine und Drachme waren Gewichte, wie ursprünglich das englische Pfund und der französische Livre.

*) S. Wachsmuth a. a. O. II. 1. 85 ff.

Das Geld prägte man vorzugsweise in Silber, und zwar Drachmen, Di- und Tetra-, oder Doppel- und Vierdrachmen, auch Stateren. Talent und Mine wurden nie geprägt. Athens Landesherrschaft brachte auch attisches Geld und attische Rechnung vorzugsweise zur Geltung. Solon ließ hundert Drachmen auf die Mine schlagen und machte so den Münzfuß leichter. Der Staat wachte in Athen so kräftig über Gediegenheit des Schrot und Kornes, daß attisches Silbergeld der größten Achtung genoß.

Gold war vor den Perserkriegen selten in Griechenland und nur ungemünzt. Es stand wie 10—13 zu 1. Krösos prägte goldene Stateren, nach ihm Darius Hystaspis Goldstateren. Später prägte Athen Goldstateren (Chrysos) in Gestalt der silbernen Zweidrachmenstücke, 5 Goldstateren machten eine Mine, 300 ein Talent. In Sikelien prägte Gelon Goldstateren, seit Philipp von Makedonien kam dessen Goldmünze häufig in den Verkehr.

Reines Kupfer prägte man nicht in der alten Welt, es wurde immer mit Zinn versetzt und dadurch vor dem Abgreifen geschützt, daher denn dieses Geld Chalkos hieß. Ein Doppelchalkos war ein Vierteloboles, der Chalkos also ein Achteloboles. Der Chalkos aber war in sieben Lepta getheilt.

Die Münzstätte von Athen hieß Argyrokopeion. Falschmünzerei war fast ohne Beispiel, wurde aber auch mit dem Tode bestraft. Oeffentliche Banken hatte man nicht, wohl aber zahlreiche Wechsler. Der Werth der Münze war auf dieser nie so angegeben wie bei uns, man gab nur die Heimath derselben an*).

Die Gefäßmaaße für trockene und flüssige Dinge wurden ebenfalls in Athen vorzüglich ausgebildet. Für trockene Dinge war der attische Korn-Medimnos das größte; er faßte 15 heutige Berliner Metzen und scheint dem alten Phormos gleichgekommen zu seyn. In ihm waren enthalten 6 Hektai, jeder zu 8 Choiniken; 48 Choiniken, jede zu 2 Xesten; 96 Xesten, jeder zu 2 Kotylen; 192 Kotylen, jede zu 4 Oxybaphien, und 768 Oxybaphien. Kleinere Maaße waren der Kyathos, Koncha, Mystron und Kochliarion.

Für Flüssigkeiten war das größte Maaß der Metretes, kleinere waren der Choos, dessen 12 ein Metretes füllen und der 6 Xesten enthielt. Im Medimnos waren 72 Xesten zu 2 Kotylen, 144 Kotylen und 288 Tetarten, jeder zu 2 Oxybaphien, 576 Oxybaphien, jedes zu 1½ Kyathos, und 864 Kyathen.

---

*) S. Wachsmuth a. a. O. II. 1. 71 ff. Das weitere Detail s. in Rome de l'Isle's metrologischen Tafeln über die alten Maaße, Gewichte und Münzen Roms und Griechenlands nebst dem Verhältnisse derselben gegen französische und deutsche, von G. Große, mit Berichtigungen von Kästner. Braunschw. 1792. 8. S. 149 ff. Die attische Drachme hatte 5 gGr. 6 Pf., der Obolos also 11 Pf., die Mine 22 Thlr. und 22 gGr., das Talent 1375 Thlr., das äginetische Talent hatte 2291⅔ Thlr.

Das Längenmaaß war der Fuß (11 Z. 4 Lin. pat.). Er bestand aus 4 Palaisten oder Handbreiten, zu 4 Daktylen, und 16 Daktylen. Der Kondylos hatte 2 Daktylen und die Spithame 12 Daktylen. Die Elle (Pechys) hatte 24 Daktylen, der Schritt 40 Daktylen, die Klafter (Orgyia) 6 Fuß, das Plethron 100 Fuß und das Stadium 600 Fuß, der Diaulos 2 Stadien, das Hippikon 4 und der Dolipos 12 Stadien *).

Wenn wir uns nun der

## Staatsverfassung und Verwaltung

zuwenden, so müssen wir zuerst uns die Classen der Bevölkerung nach ihrer politischen Bedeutung vorführen und da finden wir auf der untersten Stufe, wie noch heute im Orient, die Sclaven; ebenso wenig als der den Geboten der Wohlthätigkeit und Milde gegen Unglückliche so willig gehorchende Orientale oder der christliche, die zartesten Minnelieder dichtende Ritter der 13. Jahrhunderts auch nur daran dachte, daß er den Sclaven und Leibeigenen Unrecht thue, ebenso wenig fand der hochgebildete Hellene etwas Bedenkliches in dem Besitze von Sclaven und selbst Platon kann sich ohne Sclaven seinen Idealstaat nicht denken. Für ihn gab es Menschen, welche zur Tugend bestimmt und frei waren, und Knechte, die zum Gehorchen und Dienen bestimmt waren. Zwischen ihnen und den Freien bestand eine Kluft. Die Sclaven waren vorzugsweise Nichtgriechen, also Barbaren.

Sclaven wurden entweder gekauft und vererbt, oder sie waren Kriegsgefangene oder die Kinder eines Freien mit einer Sclavin, oder sie waren Freigeborne, die wegen einer Schuldforderung, die sie nicht leisten konnten, dem Gläubiger als Sclaven zugesprochen. Gemeiniglich währte die Sclaverei bis an den Tod und eine Freilassung war nicht leicht zu erlangen, wie sie es im Orient ist, wo der Islam, wie wir sahen (C. G. VII.), die Freilassung seiner Sclaven dem Herrn bei gewissen Gelegenheiten als Verdienst anrechnet. Der Orientale behandelt seinen Sclaven als Menschen, der Grieche aber als ein Hausthier, als ein beseeltes Werkzeug. Die Sclaven konnten keine Klage vor Gericht anstellen, sie konnten auch kein Zeugniß ablegen, ihre Aussagen galten nur dann, wenn sie auf der Folter geschehen waren **).

Die ersten Sclaven Griechenlands waren wohl in der vorhistorischen Zeit die bezwungenen und nicht vertriebenen Ureinwohner, die den neuen activen Einwanderern als leibeigene Knechte zufielen. Dazu kamen dann andere Kriegsgefangene, die man in späterer

*) Wachsmuth a. a. O. II. 1, 77 ff.
**) Das Folgende bes. nach Becker's Charikles II. 20 ff.

Zeit, wenn es Hellenen waren, immer gegen ein Lösegeld freiließ. Später brachte dann der Handel Sclaven aus den Barbarenländern, und Chios war einer der frühesten Sitze des Menschenhandels.

In Athen war ein eigener Sclavenmarkt, der Prater Lithos, der Verkaufsstein. Der Käufer ließ die angebotene Waare entkleiden und der Verkäufer war durch das Gesetz für verschwiegene bedeutende Gebrechen verantwortlich gemacht. Der Preis richtete sich vorzugsweise nach Alter, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit. Im Allgemeinen schwankte der Werth zwischen 1—10 Minen. Sclaven, die man als Handwerker arbeiten ließ, kosteten durchschnittlich zwei Minen, billiger waren Sclaven für gemeine Haus- und Felddienste. Kinder, welche eine Sclavin von ihrem Herrn oder von einem Sclaven gebar, waren wieder Sclaven. Den zahlungsunfähigen Schuldner zum Sclaven des Gläubigers zu machen verbot Solon.

Die Anzahl der Sclaven war in Griechenland sehr bedeutend. Eine unter Demetrios Phalereus angestellte Volkszählung von Attika stellte die Zahl der freien Bürger auf 21,000, der Metoiken auf 10,000 und der Sclaven auf 400,000. In Korinth waren 460,000, in Aegina 470,000 Sclaven, noch mehr in Chios. Einzelne Privatleute hatten oft eine namhafte Anzahl Sclaven, z. B. des Demosthenes Vater 50, Hipponikos 600, Nikias und Mnason jeder 1000, die ersterer in die thrakischen Bergwerke vermiethet hatte. Sieben Sclaven werden als Zeichen eines beschränkten Vermögensstandes bezeichnet; wer ohne Sclaven ausging, ward als armer Mann betrachtet. Frauen konnten nicht ohne Sclavinnen ausgehen. Allgemach wurden die Sclaven Gegenstand des Luxus, man suchte damit Anderen eine größere Meinung von seinen Vermögensumständen beizubringen, wie wir denn noch jetzt bei polnischen und russischen Herrschaften aus der Anzahl ihrer leibeigenen Dienerschaft auf ihre Vermögensumstände einen Schluß machen können. Wer viel Sclaven in seinem Gefolge hatte, zeigte, daß er deren außerdem noch genug habe, die für ihn arbeiteten. Denn die Sclaven, die ein Mann nicht im Hause hatte, mußten für seine Rechnung als Handwerker oder Feldbauer arbeiten, oder ihm eine bestimmte Abgabe entrichten, oder er vermiethete sie in Bergwerke oder andere Anstalten. Die Landwirthe hatten ihre Sclaven auf ihren Gütern, wo sie unter Aufsicht eines Epitropos standen, der ebenfalls Sclave war; auch in städtischen Haushaltungen kommen Sclaven und Sclavinnen als Vorstände, Oekonomen, Tamias und Tamia vor, unter denen die anderen Sclaven, die Wasserträger, Weinküper, Hausknechte, Thürhüter u. s. w. standen. Die weiblichen Sclaven waren vornehmlich in der Küche, am Webstuhl, als Spinnerinnen, Schneiderinnen, Dienerinnen der Hausfrau, Kinderwärterinnen, Wäscherinnen, Kammerdienerinnen beschäftigt.

Die Pädagogen waren Sclaven, die man den wohlhabenden jungen Leuten als Führer beigab; sie waren sehr theuer im Ankauf; ihre Stellung war die unserer Hofmeister, die ja auch von der wohlwollenden Gesinnung ihrer Herrschaft in Bezug auf ihre künftige Stellung als Geistliche abhängig sind. In späterer Zeit hielten sich reiche Leute eigene Tänzer, Sänger und Schauspieler beiderlei Geschlechts.

Die im griechischen Charakter vorherrschende Sinnlichkeit mochte allerlei Verhältnisse zwischen dem Herrn und seinem Sclaven herbeiführen und auf die Behandlung des Letzteren wesentlichen Einfluß haben. Waren freie Knaben vor den Nachstellungen und Lockungen der Lüstlinge nicht sicher, wie mag es mit den unfreien gestanden haben.

Reiche Leute hielten sich auch Eunuchen und Neger. Die Eunuchen galten für besonders treu und deßhalb brauchte man sie auch zu Schatzmeistern und, wie im Orient, als Thürhüter der Frauen, was mit der geringen Achtung, die der Grieche im Allgemeinen den Frauen angedeihen ließ, nicht im Widerspruche steht und seit den Berührungen mit den Persern mehr in Aufnahme gekommen seyn mochte.

Der Herr gab den Sclaven Nahrung, Kleidung und Wohnung, wenn sie in seinem Hause waren und nicht auswärts für seine Rechnung arbeiteten. Der Herr hatte nächstdem für jeden Schaden zu haften, den seine Sclaven einem Anderen zufügten. Es kommt vor, daß zwischen Herrn und Sclaven ein freundliches Verhältniß stattfand, namentlich wenn letzterer im Hause geboren und mit dem Herrn darin aufgewachsen war. In Athen durfte Niemand den Sclaven eines Andern schlagen und beschädigen, weil er eben das Eigenthum eines Andern war.

Die Strafen, die der Sclave wegen Verbrechen erhielt, waren bei Weitem härter als die, denen der Freie unterworfen war. Zurechtweisung und Ermahnung wurde bei dem Sclaven nicht angewendet, er wurde geschlagen, was bei dem Freien als letztes Mittel galt. Wurden die Sclaven von einem Fremden mißhandelt, so durften sie keine Gegenwehr anwenden, nur ihr Herr durfte wegen des an ihnen verletzten Eigenthumsrechtes Genugthuung fordern. Wurden sie von dem eigenen Herrn grausam behandelt, so blieb ihnen Nichts übrig, als in eines der Asyle, in das Theseion oder an einen andern Altar zu entweichen, worauf der Herr gezwungen werden konnte, sie zu verkaufen. So sehen wir in Griechenland den Menschen auf einer der tiefsten Stufen der Erniedrigung, in einem Lande, wo die Kunst die menschliche Gestalt zur höchsten Verklärung gebracht hatte!

Wenn der neugekaufte Sclave in das Haus eintrat, streuete man Naschwerk, der guten Vorbedeutung wegen, aus; er sollte

demselben Glück bringen. An einem bestimmten Tage jagte man das Unheil in der Gestalt eines mißhandelten Sclaven aus dem Hause. Man bürdete gewissermaßen diesem Sclaven das Unglück auf und ließ es durch ihn entfernen.

Die Strafe des Sclaven bestand in Hieben mit Stock, Riemen und Peitsche, nachdem man ihn krumm geschlossen, so daß er Alles über sich ergehen lassen mußte. Entlaufene oder diebische Sclaven wurden gebrandmarkt, und zwar in der Regel auf der Stirn. Das Alles zu verhängen stand dem Herrn frei. Todesstrafe konnte nur gerichtlich verhängt werden.

Daß bei solcher Stellung die Sclaven eine boshafte und gemeine Gesinnung annehmen mußten, darf nicht befremden, ebenso wenig, als daß gute, menschlich gesinnet Herren auch ehrliche und gute Sclaven hatten.

Die Freilassung des Sclaven fand Statt, wenn er dem Staate Anzeige von schweren Verbrechen gemacht oder im Kriege sich ausgezeichnet hatte, wo dann dem Herrn eine Entschädigung geleistet wurde. Wenn sie dem Herrn den Preis erlegten, den er für sie gezahlt, wurden sie auch frei, wie es im Orient Sitte ist. Dieß fand indessen wohl nur bei den Sclaven Statt, die für den Herrn arbeiteten, weniger bei den Haussclaven, die weniger Gelegenheit zu eigenem Verdienste haben konnten. Der Freigelassene blieb indessen immer in einem abhängigen Verhältnisse zu seinem Herrn, er blieb wohl auch fortdauernd in seinem Dienste. Der Herr ward dann sein Prostates.

Nächst den Sclaven, die einem Privatmanne gehörten, hatte auch der Staat Sclaven. Diese Staatssclaven, die für sich wohnten, hatten eignen Haushalt und mithin Besitzthum. Athen hatte, wie auch andere griechische Staaten, derartige öffentliche Sclaven *).

Eine eigene den Ursprung der Sclaverei erklärende Erscheinung sind im spartanischen Staate die Heloten, die gewissermaßen die Stellung der Leibeigenen in den slawischen Staaten der neuern Zeit einnahmen. Die Heloten waren die Ureinwohner des Städtchens Helos, welches von den Doriern zerstört wurde und dessen freie Einwohner zu Sclaven gemacht wurden, was auch ihre Nachkommen blieben. Als die Spartaner späterhin die Messenier bezwangen, machten sie auch diese zu Sclaven, nachdem ein Theil derselben aus der Heimath entwichen war. Diese Unterthanen der Spartaner wurden auf eine sehr harte Weise behandelt, und die Folge war ein glühender Haß gegen die tyrannischen Herren. Als nun im Jahre 467 v. Ch. G. Sparta durch ein gewaltiges Erdbeben heimgesucht wurde, wobei an 20,000 Menschen durch die

*) S. Meier und Schömann, attischer Prozeß S. 401 ff.

zusammenstürzenden Häuser erschlagen wurden, da erhoben sich die Heloten und Messenier, gingen auf Sparta los, zogen sich jedoch, da König Archidamos mit bewaffnetem Heere entgegen trat, in eine feste Gegend Messeniens zurück und streiften von da in das spartanische Gebiet. Anfangs hatten die Spartaner athenische Hülfe, diese gaben sie jedoch bald auf und setzten an zehn Jahre den Kampf mit ihren abgefallenen Unterthanen auf eigne Faust fort. Erst im Jahre 454 siegten die Spartaner vollständig, einem Theile der Messener gestatteten sie freien Abzug nach Ithome, die Urheber des Abfalls der Heloten aber richteten sie hin. Dreißig Jahre später ließen die Spatauer 2000 der tüchtigsten Heloten durch eine Kryptela bei Seite schaffen. Dennoch erhoben sich nach der Zeit die Heloten aufs Neue und ein Theil erzwang sich freien Abzug.

Die Metoiken dagegen, die wir in Athen und in anderen Staaten finden, nahmen eine andere Stelle ein. Es sind ursprünglich Fremde, die den Staat zu ihrem Wohnsitze erwählt haben; es waren die Schutzverwandten, denen das Recht zustand, Privat- und öffentliche Klagen anzustellen. Jeder Schutzverwandte mußte sich unter den freien, eingebornen Bürgern einen Prostates, einen Patron, erwählen, der gewissermaßen ein Bürge für ihn war. Doch gab es auch bevorzugte Schutzverwandte (Isotelen), die keines Bürgen nöthig hatten. Fremde, die sich nur auf einige Zeit in der Stadt aufhielten, brauchten ebenfalls einen Prostates *).

Der eigentliche freie Bürger bildete den eigentlichen Kern der Stadtbevölkerung und Grundbesitzer des flachen Landes. Es gab unter den Bürgern Arme, die sich von ihrer Hände Arbeit nähren mußten, die als Handlanger, Lohndiener, Träger ihr Brod erwarben, deren Frauen Ammendienste verrichteten oder auf dem Markte Hökerei trieben. Es gab ferner einen ansehnlichen Theil Handwerker, die einen bescheidenen Haushalt führten, es gab Künstler, die sich große Summen verdienten, sowie reiche Leute, die kein Gewerbe trieben, sondern als Landwirthe ihr Vermögen mehrten oder in der Stadt den Wissenschaften sich hingaben, oder endlich als Staatsmänner eine Rolle zu spielen versuchten. Daß diese vornehmen, durch Vermögen ausgezeichneten Leute sich bemühten, auch derartige vornehme, berühmte, wo möglich bis in die Heroen- und Götterzeit hinaufreichende Ahnen aufzuzählen, ist tief in der menschlichen Natur eingewurzelt und war bei den Griechen eben so gut vorhanden, als es in den vereinigten Freistaaten von Nordamerica noch heute der Fall ist **). Man fand darin eine Berechtigung zur Er-

*) S. Meier und Schömann, attischer Prozeß S. 561.
**) S. die Nachweisungen in Becker's Charikles I. 73 und Wachsmuth's hell. Alterthumsk. Th. 1, Abth. 1, S. 149.

hebung über den Sclaven, den kaum ein Dichter als einen Menschen gelten läßt.

Dieß führt uns auf den Ursprung der griechischen Staaten überhaupt.

Griechenland war vor der Ankunft der Herakliden von einem andern Stamme bewohnt, von den Pelasgern, der zum Theil vor den neuen Eroberern entwich, zum Theil denselben dienstbar wurde. Die Begleiter der erobernden Heroen wurden der Kern eines Adels, der sich um den Anführer, der nun König ward, schaarte und demselben als Helfer und Berather zur Seite stand. Dieses Verhältniß finden wir noch in dem homerischen Zeitalter, wie es sich auch in der Göttersage wiederspiegelt, wo Zeus als der König der Götter erscheint. Dieser Kriegsadel, zu dem auch der Stand der Priester, Seher und Aerzte gehörte, behauptete in früher Zeit eine strenge Geschlechtsprobe, wie denn die älteren Aerzte nur Asklepiaden waren. Der Grundbesitz, der die Bürger als die Stütze des Adels umgab, sicherte demselben auch Fortdauer; im Kriege hatte er die Ehre, die edelste Waffengattung, die Reiterei, zu bilden, daher denn auch der griechische Adel Ritter (Hippeis) hieß und zwar sogar in Sparta, das vor dem peloponnesischen Kriege gar keine Reiterei stellte. Daher auch die Vorliebe der Griechen für Kriegsdienst und Landbau, den Xenophon als des freien edlen Mannes allein würdig erachtet.

Nächst dem Kriegsadel bestand wie in dem alten Aegypten eine Priesterschaft, die aus den Tempelländereien ihren Unterhalt zog und den Gottesdienst leitete. Dieses Amt war ebenfalls erblich und erhielt sich bis in die späte Zeit so bei den Familien.

Nachdem nun um die Königsburgen und Tempel blühende Städte und in diesen ein wohlhabender Bürgerstand sich entwickelt hatte und die Königswürde eingegangen war, erhob sich ein neuer Adel, der des Verdienstes und des Reichthums, der, so lange er seine Quellen, Waffendienst und Grundbesitz, fließend erhielt, auch große Geltung gewann und erblich wurde. Die Kriege und der Seehandel boten Gelegenheit dar.

Mit dem Verfalle des Königthums und dem Emporkommen der Reichen wurde das gemeine Volk, dessen Vorfahren ebenfalls als Dienstleute der Könige und ihrer Mitgenossen oder auch später von fernher eingewandert waren, an Zahl wie an Ansprüchen bedeutender. In der Heroenzeit ward dieses gemeine Volk Demos genannt, weil es damals noch auf dem Lande wohnte. Später zog man auch die umwohnenden Landbewohner in die Stadt und erweiterte dadurch den Demos. Die außerhalb der Stadt zum Stadtgebiete gehörigen freien kleinen Leute nannte man Periöken und so nannte man z. B. Thespiä eine Periökenstadt von Theben, die Triphylier Periöken von Elis. Die Periöken waren wohl

abhängig und untergeordnet unter die Hauptstadt, bildeten aber doch immer einen wesentlichen Theil derselben.

Die Bestandtheile der altgriechischen Staaten waren demnach folgende: 1) Die Sclaven oder Leibeignen, als die zahlreichste Classe, 2) die Schutzverwandten oder Metoiken, 3) die Perioiken, 4) das gemeine Volk in der Stadt, also Handwerker, Höker u. s. w., 5) die reichen Bürger, 6) der Adel, die Priester und Ritter. Die drei letzten Classen nun waren es, welche nach dem Verfalle der Königswürde um die Herrschaft rangen.

## Die Verfassung der griechischen Staaten

bietet uns das Bild der mannichfaltig wechselnden Erscheinungen dar. Die ursprüngliche Verfassung war auch hier die, welche wir überall angetroffen haben, wo die active Rasse gewaltig unter passive Stämme tritt. An der Spitze des Staates stand der Anführer der Helden, der nun ihr König wurde, dem die Entscheidung bei getheilter Meinung derselben zustand. Der Herrscher vernahm, wenn er selbst zweifelhaft war, den Rath der ältesten, der erfahrensten seiner Gefährten, er trug dem tüchtigsten, tapfersten derselben die Ausführung schwieriger Unternehmungen auf, er belohnte die thätigsten, er ordnete die Schlachten an und vertheilte die Beute. Er hatte eine Burg und sie war der Mittelpunct des Staates. Vereinigten sich mehrere Fürsten zu einem Kriegszuge, so übertrugen sie einem aus ihrer Mitte die obere Leitung, der dann der erste unter den Gleichen war.

Die Fürstenwürde war erblich und zwar dergestalt, daß unter den Brüdern der kräftigste, schönste, tüchtigste zum Fürsten von dem Adel bestimmt wurde. Körperliche Gebrechen wie Lahmheit schlossen von der Nachfolge bei den Griechen ebenso aus wie bei den Germanen. Alterschwache Fürsten, wie Laertes, zogen sich von den Geschäften zurück, überließen dem jugendkräftigen Sohne den Thron und gaben sich den friedlichen Beschäftigungen hin.

Wo die Söhne gleicher Art, aus einfacher Ehe entsprossen waren, fand die Nachfolge des Erstgebornen im ungetheilten oder auch getheilten Reiche Statt. Auch Töchter konnten zur Herrschaft gelangen. Fürstliche eheliche Abkunft war in jeder Art die Grundbedingung zum Herrscher, der gleich einem höhern Wesen verehrt wurde. Man brachte ihm Ehrengeschenke, übrigens zog er den Lebensunterhalt aus einem dazu bestimmten Grundstücke. Fürstliche Abkunft aber war die Abkunft von den Söhnen der olympischen Götter. Der Fürst mußte als solcher mit höherer Weisheit begabt seyn und war daher der Aufseher über die Gerechtigkeit, denn er stand über dem Gesetze, das er handhabte. Er stand wie seine Ahnen, die Götter selbst, nur unter dem Schicksale. Ihm zunächst

standen die Edlen, die Helden und Ritter und die Seher. Mit diesen verhandelte der Fürst das Recht und allgemeine Angelegenheiten öffentlich und es war dem Volke gestattet, Zuschauer dabei zu seyn, ohne eigentlichen Antheil daran zu nehmen, sondern nur, um den von Fürst und Adel gemeinsam gefaßten Beschluß zu vernehmen.

Sehr bedeutend war die Verwandtschaft der Fürsten unter einander und die Stammverwandtschaft des Kriegsadels und des Volkes. Jedes der zahlreichen Königreiche des alten Griechenlands strebte selbstständig zu seyn, und es kam dabei zu Reibungen und Kriegen, an denen von beiden Seiten mehr oder weniger Bundesgenossen Theil nahmen. Diese Kriege waren eigentliche Fürstenkriege, wie selbst der Kriegszug nach Troja nur den Zweck hatte, die dem Melaos von Sparta geraubte Gemahlin wieder zu erobern.

Die zehnjährige Abwesenheit der Fürsten und eines großen Theiles des Kriegsadels aus der Heimath war von dem größten Einfluß auf das zurückbleibende Volk; die Zwiste, die unter den zurückgekehrten Fürsten sich entspannen, brachten das Ansehen der Fürstenwürde noch mehr in Verfall *). Die Rückkehr der Fürsten mit ihren Kriegern veranlaßte theils feindseligen Zusammenstoß mit den Zurückgebliebenen, theils führte sie Auswanderungen in die Inseln, an die asiatische Küste, ja nach Italien herbei. In den einzelnen Staaten begannen die Städte sich zu erheben, das Volk, was ehedem dem Fürsten und seinem Adel unbedingt gehorcht hatte, wurde mächtiger und machte Ansprüche an die Herrschaft, und dem Adel der Geburt fügte sich allgemach der des Verdienstes und des Reichthumes bei. Waren nun früher, nächst den Tempeln, die Burgen der Fürsten und des erblichen Kriegsadels die Sitze und Haltpuncte der Cultur gewesen, so wurden es jetzt die Städte, die sich um die Akropolen cristallisirt hatten.

Auf Kreta verschwindet das Königthum und mit demselben Staatseinheit gleich nach Idomeneus Tode; der letzte König in Böotien war Xanthos, in Achaja Ogyges, in Arcadien Aristokrates; in Argos bestand die Würde, aber ohne alle Geltung, bis nach den großen Perserkriegen. Die Stammverschiedenheit sprach sich nun auch in den Verfassungen aus, die sich nach dem Sinken des Königthums entwickelten. Heben wir die Zustände des dorischen Sparta und des ionischen Athen besonders heraus.

Die Bevölkerung Lakoniens **) hatte sich in drei Stände

*) Um ihre Herkunft von den Göttern herzuleiten, rühmten sich mehrere Fürsten, z. B. von Rhodos, Kos, Phästos auf Kreta, dann thessalische Fürsten, daß Herakles die Töchter ihrer Urväter auf seinen Zügen geschwängert habe. Die vorheraklidischen Könige stammten durchaus aus legitimen Ehen. S. Wachsmuths hell. Alterthumsk. I. 1. 147 ff.

**) S. bes. Wachsmuths hell. Alterthumsk. I. 217 ff.



gesondert, die Spartiaten, Lakedämonier oder Perioiken und Heloten. Reibungen zwischen den dorischen Spartiaten und den im Lande zurückgebliebenen Achaiern veranlaßten Auswanderungen der Nichtdorier, dann eine gespannte Stellung; die Verträge, wornach die Achaier fast gleiche Rechte mit den Doriern hatten, wurden von beiden Seiten verletzt, es kam zum Kampf, die achaischen Städte Amyklä, Aegis, Pharis, Geronthrä, Helos u. s. w. wurden mit Gewalt genommen und die Einwohner zu Knechten gemacht, sie wurden Heiloten; die Andern wurden Perioiken. Die Spartiaten bildeten eine Bürgeraristokratie. Als Ordner der Verhältnisse und Stifter der Gesetze nannte man Lykurgos.

Der beste Ackerboden wurde unter die Spartiaten in gleich große Grundstücke getheilt, die später auf 9000 stiegen. Die Zahl der Spartiaten war in bester Zeit 8—10,000. Es waren die Bürger, ein geschlossener Körper, in welchem Fremde und Niedere keine Aufnahme fanden. Doch nahm man im messenischen Kriege freigelassene Heiloten auf, die die Classe der Epeunakten bildeten. Aus den Jünglingen war eine Schaar von 300 Rittern ausgesucht, die den König umgaben; aus ihr wurden alljährlich fünf Agathoergoi, Muster bürgerlicher Tugend, gewählt. 30 Jahre berechtigten zur Theilnahme an den Volksversammlungen, 60 gaben Wahlfähigkeit zum Mitgliede des Raths.

Die Perioiken waren auf 30,000 Grundstücke angewiesen; sie waren persönlich frei, betrieben Gewerbe, leisteten Zins und wurden mit den Spartiaten zur Vertheidigung des Landes aufgeboten. Höhere Staatsdienste wurden ihnen nicht anvertraut.

Die Heiloten waren die Leibeigenen und zum Theil an die Scholle der Privatgrundstücke gebunden. Im Kriege dienten sie als Waffenträger.

Die oberste Behörde war die Gerontia, eine Versammlung von 28 tugendhaften Alten von mindestens 60 Jahren, die das Volk auf Lebenszeit und unter Unverantwortlichkeit wählte. Ihre Vorsitzende waren die beiden Könige. Sie hatten die Vorberathung über Staatsangelegenheiten, die vor die Volksversammlung gebracht werden sollten. Sie hatten mit den Ephoren die Oberaufsicht über das Bestehen der gesetzlichen Sitte, und bildeten mit den Beamten das höchste Gericht. Die Könige stimmten wie jeder Geronte und in der Abwesenheit des Königs vertrat sein nächster Verwandter seine Stimme.

Die Volksversammlung wurde zu bestimmten Zeiten am Bache Knakion gehalten. Sie beschloß ohne Debatte mit bejahendem oder verneinendem Rufe über das, was die Gerontia ihr zur Entscheidung vorlegt, besonders über Krieg und Frieden, Gesetze und Beamtenwahl. Nach Lykurg bestimmte ein Gesetz, daß die Könige das Recht hatten, sie aufzulösen, wenn sie zu einem verkehrten Beschlusse

sich neigte. In späterer Zeit erscheint eine Versammlung von Beamten und eine Art Bürgerausschuß.

Die Könige waren aus den beiden herakliдischen Geschlechtern des Eurysthenes und Prokles und kamen nach Erbrecht und Erstgeburt zur Regierung; sie waren vor den andern ausgezeichnet durch Wohnung, Landstücke, Lieferung von Opfervieh und Häuten, Antheil an der Beute, besondere Ehre bei dem öffentlichen Mahle und Feierlichkeit der Bestattung. Sie waren Oberpriester des lakedämonischen und himmlischen Zeus, Vorsteher des Orakelwesens, Feldherren im Kriege und Obervormünder. Ihre Macht war sehr beschränkt, sie leisteten allmonatlich einen Eid, daß sie nach dem Gesetze regieren wollten; für den Ausgang eines Kriegszugs waren sie verantwortlich, die Ephoren hatten Rüge über sie im Geringen, die Geronten und Ephoren im Großen.

Die Ephoren waren fünf Männer aus der Mitte des Volkes und ursprünglich Gemeindevorsteher zum Rechtsprechen in Civilsachen; bei der Abwesenheit der Könige und der Mehrzahl der Bürger im messenischen Kriege wurden sie bedeutender als richtende Stellvertreter der Könige. Später maßten sie sich die tyrannische Aufsicht und Rüge über die Handlungen sämmtlicher Magistrate und Bürger an. Die Könige mußten ihnen den Verfassungseid leisten und sie befragten aller 9 Jahre die Orakel über die Königsherrschaft. Sie wachten über das Gesetz, sie führten die Aufsicht über die Bürgersitte, sie konnten Bußen auferlegen und eintreiben, sie überwachten die Fremden, die Erziehung, die Anstellung der Beamten, die Anklage derselben und sie konnten die Könige verhaften.

Außer ihnen waren von unbedeutenderem Einflusse vorhanden die Nomophylaken, die Pythier, Gehilfen des Königs bei den Orakeln, die fünf Bibiäer und der Paidonom, welche die öffentliche Erziehung leiteten. Die Harmosynen beaufsichtigten die Frauen, die fünf Empeloren den Marktverkehr, der Polemarch die Kriegssachen.

Anders gestaltete sich die Verfassung Athens, dessen Bewohner schon vor der solonischen Gesetzgebung sich in vier Phylen oder Stämme, die Geleonten, Hopleten, Aegikoreis und Ergadeis theilten, nachdem durch Theseus eine Staatseinheit hergestellt worden war. Die Ergadeis und Aegikoreis waren vielleicht die alten Landwirthschaft und Viehzucht übenden Landbewohner, die Hopliten zugezogene Kriegsmänner und die Geleonten oder Teleonten die Träger priesterlicher und geistlicher Bildung. Eine jede Phyle war in dreierlei Abtheilung von verschieden politischer Geltung getheilt, in Volksstämme, Ethnä, Phratrien und Geschlechter und Trittyen und Naukrarien.

Die erste Abtheilung der Volksstämme war in drei Classen getheilt. Sie bestanden aus Eupatriden, Geomoren und Demiurgen. Die letzteren waren die Werkleute im öffentlichen Dienste, Gewerb-

kundige, Künstler, Herolde, Seher, Sänger, Aerzte, Baumeister, sämmtlich Nichtansässige.

Die Eupatriden bildeten den Geschlechtsadel, der sich in jeder der vier Phylen befand und somit einen eignen Stand bildete, mit dem Könige die Burg von Athen zum gemeinsamen Sitze hatte, die hohen Priesterämter und das Recht verwaltete und im Kriege vor dem Heerhaufen der Fußknechte focht. Geomoren sind aber die freien Bauern, die des Adels Güter bearbeiteten und dafür Pacht zahlten.

Das Institut der Phratrien oder Geschlechter hatte den Zweck, die durch Standesunterschied und Besitz geschiedenen Staatsbürger mit einem gemeinsamen Bande zu umschlingen. Es waren Verwandte, die sich zu einem gemeinsamen Opferfeste (Apaturia) versammelten, wobei am dritten Tage die im letzten Jahre geborenen Kinder mit Opferfeier unter die Phratoren aufgenommen wurden, wo auch die in das öffentliche Leben eintretenden Jünglinge vorgestellt wurden. Bräute wurden in das Geschlecht des künftigen Gatten bei demselben Feste eingeführt. Die Phratrien stammen aus Theseus Zeit.

Jünger sind die Trittyen, deren jede Phyle drei hatte. Jede Trittye hatte vier Naukrarien. Beide waren Anstalten, um die Leistungen, die die Bürger an den Staat zu thun verpflichtet waren, zu ordnen.

Theseus, der Staatsordner von Athen, wurde vertrieben, sein Gegner Menestheus wurde sein Nachfolger; die diesem folgenden Theseiden wurden immer machtloser und nach Kodros Tode riß der Adel die Herrschaft an sich. Der König blieb blos ein machtloser Beamte, der von seinem Thun Rechenschaft ablegen mußte. Nun wurde ein Archont auf Lebenszeit an die Spitze der Regierung gestellt und zwar aus dem Geschlechte des Kodros, der Sohn desselben, Medon, der zwanzig Jahre regierte. Ihm folgten 12 lebenslängliche Archonten, deren letzter Allmäon war. Von da an wählte man den Archon nur auf zehn Jahre. Bei der Wahl des fünften gestattete man auch aus andern Adelsgeschlechtern zu wählen. Man wählte noch dreimal Archonten auf 10 Jahre, so daß die ganze Herrschaft derselben auf 70 Jahre sich beschränkt. Von da an fand eine andere Weise Statt; man wählte den Archonten nur auf ein Jahr, nannte ihn auch Eponymos und stellte ihm acht andere, den Basileus, den Polemarchos oder Kriegsvorsteher und 6 Thesmotheten zur Seite, sämmtlich auf ein Jahr gewählt. Diese neun Archonten waren die Organe des Adels, von dem sie durch ihre Wählbarkeit abhingen. Sie beaufsichtigten das niedrige Volk, sie waren die obersten Richter, von deren Spruche keine Appellation stattfand.

Die vorsolonischen Gerichtshöfe waren die Höfe der Epheten

der Areiopagos und das Prytaneion, in welchem der Archon und sein Rath den Sitz hatte.

Die neue Verfassung war jedoch nicht im Stande, die unter den Eupatriden ausgebrochenen Reibungen zu schlichten und den gewaltthätigen Sinn derselben zu mildern. Vergebens führte Drakon seine harten, ja grausamen Gesetze ein. Frevel und Willkür des Adels erbitterten das Volk, das durch die Härte des Schuldrechts in Knechtschaft verfiel.

Da wurde Solon Archon, dessen Sinnesart Mäßigung und Billigkeit waren. Er that der Willkür der Beamten und den Vorrechten des Adels Einhalt. Er suchte für alle freien Bürger — denn der Sclave war nun einmal seinem Geschicke verfallen — ein gleichmäßiges Recht zu schaffen, je nach dem Verdienste desselben. Doch ließ er die Gesetze Drakons über den Mord in Kraft. Das wahrhaft Gute der alten Gesetzgebung nahm er in seine neue Organisation auf.

Solon wandte die höchste Gewalt der Gesammtheit der freien Bürger des Staates zu, indem er die willkürliche Unterdrückung der nichtadeligen Stände aufhob und den bisher allgewaltigen, übermüthigen Adel mit dem ärmeren Theile der freien Bürger unter ein und dasselbe Gesetz brachte. Von nun an bekam jeder Bürger Antheil an der Gesetzgebung, der Prüfung und Erwählung der Beamten, an Ausübung der Gesetze durch die Gerichte. Dann suchte er durch die Seisachtheia der Noth der gedrückten Schuldner durch Ermäßigung der Schuldforderungen und die ihr entsprechende Erhöhung des Geldwerthes bei Zins und Capitalzahlung abzuhelfen. Das alte Schuldrecht, das den Schuldner zum Knechte des Gläubigers machte, wurde aufgehoben. Dann verwandelte er den dem Adel zinspflichtigen Bauer zum freien Grundbesitzer. Er gab ferner allen in Ehrlosigkeit (Atimie) verfallenen Bürgern vollen Rechtsstand. Fortan konnte nur die Ehrlosigkeit wegen Nichterfüllung einer Obliegenheit gegen den Staat und das oft schwerer als wegen eines Verbrechens gebüßt werden.

Wie vordem der Adel erblich gewesen, so wurde nun auch das Bürgerrecht erblich. Die Phratrien und Geschlechter wurden beibehalten und durch schriftliche Register sicher gestellt. Ehen mit Ausländerinnen waren zwar nicht untersagt, aber die daraus erwachsenden Kinder galten als unächte (nothioi); verdienstvollen Fremden wurde Eintritt in das Bürgerrecht gestattet, wenn 6000 Bürger sich dafür erklärten. Doch konnten sie nicht testiren, hatten nicht volles Recht über die Ehefrau, konnten auch nicht Archonten werden und erst ihre Kinder konnten zu Priesterthümern gelangen.

An die Stelle der ehemaligen Demiurgen traten die Metoiken, das Gesetz schützte sie, obschon sie nur geduldet waren; sie mußten einen Bürger zum Prostates haben. Sie mußten bei öffentlichen

Aufzügen Gefäße und Schirme tragen; sie verfielen in Knechtschaft, wenn sie ihren Zins (das Metoikion) nicht zahlten, wenn sie eine Bürgerin heimlich ehelichten. Verdiente Metoiken stellte man in Abgaben an den Staat den Bürgern als Isoteleis gleich.

Die Sclaverei blieb, doch traten Freigelassene in das Verhältniß der Metoiken, ihr ehemaliger Herr ward ihr Prostates.

Der Sohn des freien athenischen Bürgers trat mit seinem sechszehnten Lebensjahre als Ephebe in das öffentliche Leben und mußte sich nun fernerweit zwei Jahre lang in dem Waffendienste, als der vorzüglichsten künftigen Bürgerleistung, üben. Mit dem erfüllten achtzehnten Jahre erhielt der Ephebe in einer Volksversammlung Schild und Speer, die Waisen der im Kriege Gefallenen volle Rüstung. Sie leisteten dann im Tempel der Agraulos den Eid der jungen Bürger, worin sie vornehmlich Vertheidigung des Vaterlandes angelobten, und gingen dann auf ein oder zwei Jahre als Periboloi zum Kriegsdienste in die Gränzfestungen des Landes. Sie wurden ferner in das Mündigkeitsbuch eingezeichnet und nun hatte der junge Bürger das Recht, selbständig sein Vermögen zu verwalten, einen eigenen Hausstand zu begründen, in der Volksversammlung zu erscheinen und zu reden. Daher hieß er Rhetor, im Gegensatze zu den schweigenden Mitgliedern der Versammlung (Idioten). Bei den Versammlungen sprachen die Aeltesten stets zuerst, die Andern folgten je nach ihrem Alter.

Mit dem 30. Lebensjahre bekam der athenische Bürger das Recht Mitglied des Geschwornengerichts (Heliäa) zu werden und daher hieß er Heliast. Er leistete einen neuen Eid. Mit 50 und 60 Jahren konnte der Bürger Diätet und Ephet werden, also Richter.

In Bezug auf die Gelangung zu Aemtern ordnete Solon die Bürger in vier Classen, die auf einer Vermögensschätzung beruhte und nach dem Steuercapital abgemessen war.

Die Staatsgewalten ordnete Solon, indem er vorhandene frühere Einrichtungen umgestaltete. Zunächst richtete er den Rath der vierhundert Bürger ein, hundert aus jeder Phyle aus den drei obersten Classen, deren keiner unter dreißig Jahre haben durfte. Die Besetzung fand jährlich aus solchen durch das Loos Statt, welche eine Prüfung bestanden hatten. Unwürdige Mitglieder konnte der Rath ausstoßen. Der Rath mußte Anträge in öffentlichen Angelegenheiten durch die dazu täglich versammelten Prytanen annehmen, berathen und für die Volksversammlung vorbereiten; unmittelbares Eingreifen, namentlich in Rechtshändel, war ihm fremd, denn er sollte nur durch die Volksversammlung thätig seyn und diese mit Rath und Einsicht beleben. Seine Beschlüsse in Bezug auf die Staatsverwaltung hatten nur für das laufende Jahr Geltung. Er konnte Bußen bis zu 500 Drachmen auferlegen. Doch konnte man von ihm an die Volksversammlung appelliren. Nach Verlauf des

Jahres legte der Rath Rechenschaft ab und dann wurden die Ausgezeichneten mit dem Ehrenkranze belohnt.

Die **Volksversammlung** wurde an gewissen Monatstagen regelmäßig abgehalten, in dringenden Fällen fand auch außerordentliche Einberufung derselben Statt. Jedem Bürger war es zur Pflicht gemacht, sie zu besuchen, die säumig in den Straßen wandelnden Bürger wurden mit einem Mennigtau bezeichnet und mußten dann Buße zahlen. Der Bürger hatte das Recht des freien Antrags und der Debatte. Doch mußte, eilige Fälle ausgenommen, jeder Antrag erst dem Rathe der Vierhundert zur Prüfung vorgelegt werden, von denen er dann in einem Probuleuma dem Volke vorgetragen wurde. Bei der Abstimmung entschied die Mehrheit der Masse, die durch Aufheben der Hand ihren Willen kund gab. Betrafen die Beschlüsse eine Person, etwa deren Aufnahme in die Bürgerschaft, so wurde mit Steinchen ballotirt. Ordner der Volksversammlung waren die Nomophylaken und Proedroi. Vor die Volksversammlung gehörten Gesetzgebung, Beamtenwahlen, einige öffentliche Rechtssachen, Krieg und Frieden, Bündnisse, Gesandtschaften, Bürgerrechtsertheilungen, Steuersachen und Rechnungsablegung.

Ueber der Volksversammlung stand als höchste Instanz die Heliäa, die aus 6000 über 30 Jahr alten Bürgern alljährlich gebildet wurde. Rechtssachen und allgemein politische Gegenstände, die vor die Volksversammlung gehörten, wurden ihr zu besonderer Prüfung und Entscheidung übergeben. Heliastische Nomotheten mußten bei der jährlichen Gesetzrevision den entscheidenden Ausspruch über die Einführung neuer Gesetze thun und dadurch war die Volksversammlung unter, nicht über das Gesetz gestellt. Ebenso war die Wahl der Magistrate in den Volksversammlungen nur eine vorläufige und die von diesen Gewählten wurden dann erst vom Rathe der Vierhundert und einem Hofe der Heliäa geprüft. Jeder andere Beschluß der Volksversammlung konnte auf besondern Antrag den Heliasten zur Prüfung übergeben werden. Die Rangordnung der Staatsbehörden war also: Bule (der Rath), Ekklesia (Volksversammlung) und Heliäa, demnach die erstere Vorberathung, die zweite Verhandlung und Abstimmung, die letztere aber erst Prüfung gewährte.

Wurden die Vierhundert und die Heliasten durch das Loos bestimmt, so hatte man für die **Archonten** die Wahl festgesetzt. Ihr ging eine Prüfung durch den Rath und die Heliasten voraus, welche untersuchten, ob der Candidat ächter Bürger, vom erforderlichen Vermögen, von Körper untadelig, ob er die Pflichten gegen die Haus- und Familiengötter (Zeus Herkeios und Apollon Patroos) und gegen die Aeltern erfüllt, ob er dem Staate Kriegsdienst geleistet habe, auch seine Steuern zahle. Ueber den Makelhaften ward

rechtlich abgeurtheilt. Während der Amtsführung fand die Euthyne, die Frage nach der Erfüllung der Pflicht der Magistrate, Statt, besonders aber auch nach Beendigung derselben, wozu eine besondere Behörde (die Euthynen und Logisten) bestimmt war, die das Resultat ihrer Untersuchung einem Heliastenhofe übergab. Nächstdem war jedem Bürger erlaubt, den Archon, der ihm öffentlich im trunkenen Zustande begegnete, sofort zu tödten.

Das Archontat war das höchste und ehrenvollste Staatsamt, es war verboten, dasselbe mehr als ein Mal zu verwalten. Solon hob die ehedem damit verbundene Machtvollkommenheit zu Rechtsprüchen gänzlich auf und übergab den Archonten die Annahme und Untersuchung der meisten und wichtigsten Rechtshändel und deren Einführung in die Volksgerichte nebst dem Vorsitze daselbst. Unter den Archonten war der Eponymos der Repräsentant des Staates und politischer Familienvater, er leitete die Klagen, die auf Familienrechte Bezug hatten; der Basileus war Oberpriester und hatte die Untersuchung der Klagen über vergossenes Blut und Vergehen gegen die Staatsreligion; der Polemarch hatte die auswärtigen Angelegenheiten und die Rechtshändel zwischen Bürgern und Fremden. Jeder dieser drei hatte zwei Beisitzer. Die andern Archonten waren die sechs Thesmotheten, welchen die jährliche Erloosung der Heliasten, die gerichtliche Prüfung der Magistrate und die Bestimmung der Gerichtstage oblag; sie instruirten namentlich die Klagen gegen Urheber gesetzwidriger Anträge.

Solon hatte angeordnet, daß von den abgehenden Archonten, deren Amtsführung als untadelhaft befunden würde, der Rath im Areiopagos sich bilden sollte. Die Mitglieder des Areiopagos waren zunächst Bürger vom ersten Range, an Reichthum sowohl als an politischer durch mehrfache Prüfung erwiesener Tüchtigkeit und Würde. Der Areiopagos stand außerhalb des Kreises der alltäglichen Geschäfte und er trat als weiser Rath in den Zeiten der äußersten Noth, oder wenn Uebereilungen des Volkes gut zu machen waren, auf. Er hatte die Oberaufsicht über die öffentliche Erziehung, wozu er die Sophronisten bestellte, über den sittlichen Anstand, über Fleiß und redlichen Erwerb der Bürger, über Erhaltung des hergebrachten Cultus. Er allein übte fiscalische Untersuchung über falsches Zeugniß und Bestechung, sowie den Spruch über Mord und da, wo durch Frevel gegen die Götter der Staat mit einer Schuld befleckt worden war.

So gründete denn Solon die Demokratie, indem er ihr eine geordnete Bahn anwies, indem er namentlich durch das Institut der Heliasten und den Areiopagos ihr ein Gegengewicht zu schaffen suchte, das freilich, eben weil es auf der Wahl beruhte, durchaus nicht jene Dauer, jene Würde hatte, welche die erbliche Monarchie in den von uns bisher betrachteten Staaten darbot.

Es war also eine in der menschlichen Natur begründete Erscheinung, als sich aus dem Volke einzelne von kräftigen Leidenschaften getriebene Männer herausstellten, die nach der Herrschaft strebten und welche das Bedürfniß des Volkes, eine Leitung an sich zu reißen strebten. Das Beispiel des Einen reizte Andere, ihm nachzueifern. Ein Jeder suchte sich Anhänger zu verschaffen und er mußte sie finden, je entschiedner er auftrat, je mehr er zu versprechen wagte. Ein Jeder behielt von den vorher vorhandenen Einrichtungen bei, was ihm brauchbar schien; ein Jeder suchte das, was er in die früher bestehende Verfassung einschob, dadurch dem Volke ehrwürdig zu machen, daß er versicherte, es sey ganz im Geiste des Alten, — und so wurden denn spätere Einrichtungen, z. B. von Kleisthenes gemacht, als solonische Institutionen angesehen *).

In den meisten griechischen Staaten entstanden Tyrannien; in Athen trat dreißig Jahre nach Solons Tode Peisistratos auf, auf dessen Söhne Hippias und Hipparchos die Gewalt, wenn auch nicht ungestört, überging.

Die Tyrannen brauchten, um ihre Herrschaft zu befestigen, das gemeine Volk, die rohe Masse, auf die sie durch Schmeicheleien einzuwirken suchten; durch Gewandtheit der Rede, durch schimmernde Gründe, durch alle Mittel der sich bildenden Rhetorik suchten sie dasselbe zu lenken, wenn anderweite Gewaltmittel nicht ausreichten. Unter letztere gehörten die Leibwachen, wie deren eine Hieron von Syrakus (Diodor XI. 45.) sich beilegte, der auch fremde Truppen in Sold nahm, als er von seinem Polyzelos Angriffe auf seine Herrschaft vermuthete. Es waren aber jene Tyrannen nicht im Stande eigentliche, dauernde Dynastien zu gründen; es entstand ein unstäter, wechselvoller Zustand, eine fortwährende Scheidung und Spaltung. In den kleinen einzelnen Staaten stritten die Tyrannen und Parteien um die Herrschaft, dann aber suchten diese bei den Nachbarn Hülfe, wenn sie dem Unterliegen nahe waren, oft auch in den Colonien, endlich aber im Auslande. Allerdings gingen die Griechen aus dem Kampfe mit den Persern (500 bis 449 vor Chr. G.) siegreich hervor und vor Allem erhob sich Athen unter Perikles und Alkibiades zur höchsten Blüthe, die vornehmlich in der Kunst zur glänzendsten Erscheinung kam, — allein das griechische Volk war nicht im Stande, aus sich selbst einen Mittelpunkt zu schaffen, der die zersplitterten Staaten zu einem Ganzen gemacht hätte. Im Jahre 337 v. Chr. wurde Philippos, König von Makedonien, zum Oberfeldherrn ernannt. Von da an waren die Griechen nicht mehr selbständig, denn den makedonischen Herren folgten später die Römer, Griechenland ward nach dem Falle Makedoniens römische

*) S. das Nähere bei Wachsmuth I. 1. 268.

Provinz, einige Zeit nachdem Mummius Korinth erobert und verwüstet hatte (146 v. Ch. G.).

**Die Staatsverwaltung**

der Griechen hielt gleichen Schritt mit der Verfassung. In den alten Königreichen glich die Verwaltung des Staates der eines größeren Hauswesens. Der Ertrag des Landes bildete die wesentlichen Einkünfte, die Abgaben bestanden in Naturproducten und persönlichen Leistungen, welche besonders in Zeiten des Kriegs stattfanden. Kriegsbeute wurde zu dem anderweiten Ueberflusse des Ertrages, oder der Kunsterzeugnisse, wie kostbarer Stoffe, goldener und silberner Geräthe, Gewinn im Handel gelegt und daraus ein Schatz gebildet, den der Herrscher zu erhalten und zu vermehren trachtete. Daher finden wir bei den alten Königsburgen immer Schatzhäuser, sowie auch deren bei den Göttersitzen, den Tempeln, vorhanden waren. Diese Thesauren waren meist unterirdische domartige Gebäude, wie die Reste derselben zeigen. Die Schatzhäuser erkannte der Vertraute oft nur an einem über die Erde hervorragenden oder anders gefärbten Steine und der Fremde konnte nicht wissen, wo sie sich befanden. Berühmt war das Schatzhaus des Atreus zu Mykene, des Menelaos bei Amyklä *).

Der König verfügte über die Verwendung der Einkünfte und hütete sich, die Unterthanen unnöthiger Weise zu bedrücken, dadurch aber die künftige Quelle seiner Einkünfte zu erschöpfen. Da seine Gehülfen und Willensvollstrecker eigenes Gut hatten, bedurfte es keiner Bezahlung für die Leistungen derselben, die eben ihre Pflicht waren. Eben so hatten die Tempel und deren Diener eigenes Gut. Für anderweite Bedürfnisse reichten die bestimmten Einkünfte und Vorräthe aus. Kostbare öffentliche Werke gab es nicht, denn ein Jeder sorgte für sich, König, Grundbesitzer und die Abhängigen, deren Leistungen eben bestimmt waren. Das Recht sprach der König oder die Aeltesten **).

Mit dem Sinken der fürstlichen Macht gewannen diese Alten an Bedeutung, namentlich als Vorsteher der Geschlechter, die nun um so mehr in den Vordergrund treten mußten, als sie von nun an die selbstthätigen Organe des Ganzen wurden. In Sparta bildeten die Geschlechter eine einzige herrschende Familie, die eine gemeinsame Wirthschaft führten; Erziehung, Speisung, Alles geschah aus Mitteln, an denen Alle gleichen Antheil hatten, die eben zu den herrschenden Geschlechtern gehörten; in Athen, der See- und

*) S. Otfr. Müller's Archäologie S. 30. Heilbronner's Morgenland und Abendland I. 262.

**) S. bes. Wachsmuth's hellen. Alterthumsk. II. 1. 96.

Handelsstadt, die in lebhaftem Verkehr mit dem Auslande begriffen war, fand, wie wir oben sahen, eine Gliederung, eine Rangordnung unter den Geschlechtern Statt, die selbst Solons Verfassung nicht ganz ebnen konnte, denn er führte eine Schätzung nach dem Vermögen ein.

So lange die griechischen Staatsgemeinden von keinem äußeren Feinde bedroht wurden, reichten auch die von dem alten Königsthume ererbten Staatsmittel zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben hin; die Unterjochung schwacher Nachbarn, wie z. B. der Messenier durch die Spartaner, mehrte die Mittel.

Die Hauptbedürfnisse des Staates sind Erhaltung der innern Ordnung und des inneren Friedens, Polizei und Justiz, die Sicherstellung gegen äußere Feinde oder das Kriegswesen und die Erhaltung der Gunst der Götter.* Die daraus erwachsenden Kosten wurden zunächst von den Staatsländereien bestritten, welche eine Erbschaft des Königsthums waren. Dem öffentlichen Nutzen waren demnächst gewidmet die Bergwerke, deren Ausbeute in Athen und Siphnos an Bürger vertheilt wurde. Den Tempeln flossen Einkünfte und Lieferungen von Hörigen, von Stammgenossen, Zehnten von der Beute und demnächst reiche Weihgeschenke zu; so waren in Delphi und Dodona ungeheuere Schätze aufgehäuft.

Zur Bestreitung der Bedürfnisse der höchsten Gewalt, in profanen wie in Sachen des Cultus, waren außer dem Einkommen von Grundstücken die Leiturgien angeordnet, d. h. persönliche Verrichtung des Dienstes auf eigene Kosten, wie besonders im Kriege und in Uebung der heiligen Gebräuche. Diese Leiturgien waren in den erblichen Dynastien genau nach Geschlecht und Stand geordnet. Dazu gehörten Kriegsdienst mit eigener Ausrüstung, Dienst bei den Götterfesten, Choregie, Führung von Festgesandtschaften, Speisung von Stammgenossen, Ausrüstung von Kriegsschiffen.

Eigentliche Abgaben zahlten nur die Periöken in Sparta, dann die Metoiken von Athen, ursprünglich in Naturalien. Personen- und Vermögenssteuer blieb etwas Ungewöhnliches. Eine Quelle des Staatseinkommens waren Strafgelder und Gütereinziehung von Bürgern, Beute und Tribut von besiegten Feinden, sowie Anleihen und endlich die Zölle.

In Athen hatte Solon eine Schätzung nach dem Ertrage der Landgüter eingeführt und vier Classen festgestellt, von denen die erste 500 Medimnen und darüber, die zweite, die Ritter, 300—500, die dritte, die Zeugiten, 200—300, die letzte, die Theten, unter 150 Medimnen Jahresertrag hatte. Die Bürger schätzten sich selbst ab. Die Finanzverwaltung gehörte zu den Leiturgien; sie war dadurch vereinfacht, daß alle öffentliche Besitzthümer verpachtet wurden.

Die Tyrannis änderte darin. Denn der Tyrann brauchte zur Erhaltung der Söldner, seiner glänzenden Umgebung, zur Herstellung

von großartigen Denkmalen und Werken Summen, zu denen das öffentliche Vermögen des Staates nicht ausreichte. Nun erfolgten Personen- und Vermögenssteuer. So gelobte Kypselos von Korinth dem Zeus, die Habe aller seiner Bürger zu heiligen und nahm zehn Jahre lang den zehnten Theil von dem Vermögen jedes einzelnen Bürgers. Periandros ließ bei einem Festaufzuge allen Frauen den Goldschmuck wegnehmen, weil er für einen olympischen Sieg eine Goldstatue gelobt hatte. Peisistratos machte alle Grundstücke der Bürger zehentpflichtig. Polykrates ließ die Mütter seiner im Kriege gefallenen Söldner von den Bürgern ernähren. Dionysos der ältere ließ sich gar zur Falschmünzerei herab *).

Die Perserkriege mit den außerordentlichen Anforderungen bildeten das Finanzwesen weiter aus; auf die innere Anregung durch die Tyrannis folgte die äußere noch gewaltsamere. Dann aber trieb das Bestreben des einen Staates die Nachbarn zu leiten, das Streben nach der Hegemonie, die Finanzanstrengungen auf das Aeußerste.

Zunächst galt es, zum Schutze der Handelsschiffe, die Herstellung einer Kriegsflotte. Dagegen brachte die persische Beute viel baare Schätze nach den hellenischen Staaten, sowie später die aus fremdem Kriegsdienste heimkehrenden Söldner wohlgefüllte Seckel heimbrachten. Dadurch ging in Sparta die alte Einfachheit vollends zu Grunde.

Von den Einzelnheiten hellenischen Finanzwesens giebt uns namentlich Athen das Meiste **). Als Staatsbedürnisse treten hervor: der Götterdienst, der immer prachtvoller und reicher wurde, so daß außerordentliche Zuschüsse aus den Staatsmitteln nothwendig wurden. Peisistratos baute das Olympieion, Perikles das Parthenon mit der Prachtstatue der Göttin, das Theater des Dionysos. Die alten einfachen Opfer wurden zu Schwelgereien, an denen Hekatomben von Stieren und 500 Ziegen zu Ehren der Artemis Agroteria abgeschlachtet wurden, wo denn die alten Stiftungen nicht ausreichten. Die Pompe und Theorien, die Festzüge und die Besendung fremder Feste wurden ebenfalls kostbarer, da erstere zu Schauspielen erwuchsen und von letzteren die Ueberfahrt der Theoren nach Delos dem Staate 6000—7000 Drachmen kostete, dann aber auch die Preise für die in den Spielen siegenden Kämpfer stiegen, wenn z. B. Dreifüße und Kronen aus edlem Metalle oder Preise in Geld ausgesetzt wurden.

Demnächst verursachte die Unterhaltung der Kriegsflotte außerordentliche Kosten, sowie die Unterhaltung der Häfen, Arsenale und Werften, nebst den Festungswerken. Seit Perikles erhielt der

---

*) S. Wachsmuth a. a. O. II. 1. 107.
**) S. Wachsmuth a. a. O. II. 1. 116 ff.

im Felde stehende Bürger Sold, der für den Infanteristen 4 Obolen bis 2 Drachmen, für den Reiter das Dreifache, für den Seemann 4—6 Obolen betrug. Der Sold stieg, als die Bürger dem Dienste sich entzogen und Miethtruppen auftraten. Dazu kam das öffentliche Leichenbegängniß der Gefallenen und die Erhaltung ihrer Kinder.

Die Besoldung für Beamte und Staatsdiener bestand anfänglich in der Speisung derselben und der Gesandten im Prytaneion. Bezahlt wurden ferner die Rathsherrn täglich mit einer Drachme, die Heliasten, deren jeder für eine Gerichtssitzung einen Obolos erhielt, und die zur Volksversammlung kommenden Bürger. Bezahlt wurden ferner die Episkopen, Beamte, welche die Städte abhängiger Bündner besuchen mußten, dann die Schreiber und die als Bogenschützen angestellten Sclaven.

Die Spenden an Krüppel und Kriegsinvaliden, Almosen an Besitzlose, die Belohnung des Verdienstes, ursprünglich ein einfacher Lorbeerkranz, später Geschenke an Geld und Land, und die Speisung der Menge an großen Festen nahmen große Summen in Anspruch. Anfangs erhielten nur ärmere Bürger Geld, zu Demosthenes Zeit aber schon die größere Hälfte der Bürger, so daß die jährliche Ausgabe für das Theorikon über 30 Talente betrug, die in der Volksversammlung nach Phylen und Demen vertheilt wurden.

Das öffentliche Bauwesen, für Herstellung und Erhaltung von Tempeln, Festungen, Gebäuden für öffentliche Staatshandlungen, Versammlungen, Gerichtshöfen, Gymnasien, Theatern, dann Bädern, Wegen und Rennbahnen, Hallen, Wasserleitungen, ferner die Ausschmückung der öffentlichen Gebäude mit Bildwerken verursachte schon vor dem Auftreten der Demokratie großen Aufwand.

Die alten Königsfamilien hatten das Bestreben für unerwartete Ausgaben einen Schatz anzusammeln, der getrennt von den in den Tempeln aufbewahrten Kostbarkeiten bewahrt wurde. In den ersten Zeiten der Demokratie kam man nicht dazu. Wohl aber begann Perikles einen Schatz zu sammeln, der in der hintern Halle des Parthenon aufbewahrt wurde und auf 9700 Talente sich belief, von denen nach dem Frieden des Nikias noch 7000 Talente vorräthig waren. Dieser Schatz war ebenfalls, wie die alten königlichen, von den Besitzthümern der Tempel getrennt *).

Die Staatsbeamten standen unter der Controle sämmtlicher Bürger und ihre Verwaltung wurde bei ihrem Abgange einer strengen Prüfung unterworfen. Jeder Bürger hatte das Recht, sie in Anklagestand zu versetzen. Durch die Leiturgien und die Verpachtungen war die Verwaltung sehr vereinfacht und das Beamtenpersonal nicht zahlreich. Es fanden sich in der Demokratie Leute, die dem Volke nicht allein durch Redensarten und Worte schmeichelten, son-

*) Nachweisungen bei Wachsmuth II. 1. 145.

dern auch sein Gelüst nach Spenden immer lebhaft erhielten, indem sie auf Ersparungen in den andern öffentlichen Ausgaben dachten, von den durch die Feldherren geforderten Summen abhandelten, neue Einnahmen und Hülfsquellen zu eröffnen suchten, die sodann dem Volke zu Gute kommen sollten. Man nannte diese Leute Poristen, Gewinnmacher, die natürlich bei diesem Bestreben nicht leer auszugehen suchten. Auf der andern Seite suchten sich die Beamten von dem öffentlichen Gute zu bereichern.

Als oberste gesetzgebende Gewalt stand durch die Demokratie die Volksversammlung auch für die Finanzverwaltung da. Oberbehörde war der Rath, die Bule. Sie ordnete die Anschaffung und Verwendung von Geldern an, sie besorgte die Verpachtungen, den Schiffbau und die Bestimmungen über die außerordentlichen Auflagen (*εἰςφοραί*) und Vorschüsse.

Von den eigentlichen Staatsbeamten im Finanzsache war der erste der Tamias, der durch Handaufhebung je auf vier Jahre erwählt wurde. Er hatte die im regelmäßigen Friedensverkehr eingehenden Gelder zu verwalten und die Ueberschüsse an die Casse des Theorikons und des Krieges abzuliefern. Er hatte den Unterschleif zu verhüten. Unter ihm standen zehn Beamte, die in der Zeit der Demokratie Kolakreten, seit Kleisthenes aber Apodekten hießen; sie führten Buch und Rechnung, nahmen die Gelder ein und lieferten sie an die Cassen.

Für einzelne Zweige bestanden folgende Beamte: die Tamien der Mauerbauer, die Landbaumeister, der Tamias der Triremenbauer, der Tamias des Kriegswesens; auch für die nicht für den Kriegsdienst bestimmten Schiffe, auf welchen Gesandte und dergl. befördert wurden, bestand ein Beamter, der Tamias des Paralos *).

Die von Kleisthenes in Athen eingerichteten Kolakreten nahmen von den Vorstehern der Gerichtshöfe die Gefälle ein und zahlten den Sold an die Richter aus, stets nach vollendeter Gerichtssitzung vor dem Prytaneion. Die Richter zeigten Stab und Täfelchen vor, die sie beim Eintritt in das Sitzungslokal empfangen hatten. Die Kolakreten hatten auch die Speisung im Prytaneion zu besorgen. Die Praktoren trieben gerichtliche Gefälle ein. — Für die Einnahme der außergewöhnlichen Auflagen, der Tribute, gab es rechnende und schreibende Beamte, denen Beisitzer und Controleure beigegeben waren. So war auch ein Vorsteher des Theorikons, ein Theaterintendant vorhanden, der dasselbe in Pacht gab. Zuweilen erhielten auch andere Beamte, wie die Strategen, besondere Aufträge, die ihrem eigentlichen Geschäftskreise fremd waren.

Die Phylen und Demen hatten für eigene Angelegenheiten auch

*) Nachweisungen über die griech. Eilbothen s. in Krause's Gymnastik. I. 134.

ihre besonderen Beamten, sowie auch deren für die Tempel und deren Vermögen vorhanden waren; die Tamien der heiligen Geschäfte. An den Haupttempel von Athen, den der Athene Polias auf der Akropolis, wurden außer Pachtgeldern und Weihgeschenken auch Antheile von Strafgeldern entrichtet. Den in der hintern Tempelhalle verwahrten Schatz verwalteten zehn Tamien. Später wurde das Vermögen aller athenischen Tempel gemeinsam verwaltet und den Tamien der Götter untergeordnet. Ausgenommen war nur die Kathedrale Athens, der Tempel der Athene Polias. Oberaufsicht führte die Bule, an welche die Tempelbeamten Rechenschaft ablegen mußten, wie in den Landdemen die Demiarchen die Heiligthümer des Demos beaufsichtigten *).

Wir sehen hier also ein Verhältniß, welches in der Verwaltung an die Städte des europäischen Mittelalters erinnert, und demnach ähnliche Erscheinungen hervorgebracht hat. Je nach den vorliegenden gegebenen Umständen fanden in den einzelnen Staaten Abweichungen. in den Staatseinrichtungen Statt, und das Finanzwesen mußte daher in den Seestaaten Korinth und Athen ein anderes seyn als das von Sparta, das bei Weitem mehr zinspflichtige Umwohner und Staatshörige hatte und wo dorische Strenge allen Einrichtungen ihr Gepräge aufgedrückt hatte.

So war es denn auch mit den Rechtsverhältnissen, die nach dem Falle der alten Dynastien sich in den verschiedenen Staaten je nach den Stämmen verschiedenartig entwickelten.

Das altgriechische, den Heroenzeiten angehörige Rechtswesen erinnert an die Erscheinungen, die wir bei den kaukasischen Völkern und den Beduinen angetroffen haben. Es hängt auf der einen Seite innig mit der Religion zusammen, auf der andern ist es ein Familienrecht. Der König vertritt die Stelle des Hausvaters, die Alten und die den activen Einwanderern entstammten Edlen bilden seinen Beirath, die zusammen die passiven Leibeigenen überwachen. Sicherheit des Eigenthums und des Leibes und Lebens wird durch Entschädigung und die Blutrache verbürgt **).

Wie nun auf Erden der Familienvater und der König die obersten Behörden sind, so ist es im Olympos Zeus, der mit der Tochter des Himmels und der Erde, der Themis, die Eunomia, Eirene und Dike erzeugte. Zeus ist also der Vater des Friedens, des wohlgeordneten Zustandes und des Rechtes. Die Frevler am Rechte fielen den Erinnyen, der Ate und der Nemesis anheim. Eben so die, welche dem in jedes menschliche Herz von der Vorsehung eingepflanzten Gefühle des Mitleides gegen Kranke, Arme, Unglückliche und Fremde nicht Gehör gaben.

*) S. Wachsmuth's a. a. O. II. 1. 146 ff.
**) S. C. G. IV. 61.

Zeus war der Schirmherr der Bündnisse, vom Ehebunde an bis zu dem Bunde zwischen Freunden, Königen und Völkern, welche mit dem Eide befestigt wurden. Er schirmte die aus diesen Bündnissen hervorgehenden Handlungen und Verhältnisse, wie das Erbe, die Gränzen, Habe und Leben. Die Blutrache, die wir in allen Anfangstufen des Staatslebens der passiven wie der activen Völker antrafen, wurde in den zahlreichen kleinen hellenischen Königreichen dadurch beschränkt, daß Entweichung in andere Staaten leicht ausführbar war, und daß man den Zeus und die Götter als oberste Rächer anerkannte. Die Götter konnten Blutschuld tilgen, der Mörder konnte sie versöhnen und dadurch von seiner Schuld ledig werden. So wurde ein fortgesetztes gegenseitiges Morden verhütet und dieß entsprach dem milden, den behaglichen Lebensgenuß der Gewaltthat vorziehenden Sinne der Hellenen. Ohne dieses Mittel wäre ein steter Kriegszustand unvermeidlich gewesen. Die Rückkehr des flüchtigen Mörders erfolgte, wenn er der beleidigten Familie eine Buße erlegt hatte, worauf dann die Entsühnung vor den Göttern stattfand und der Friedensstand hergestellt war.

Nachdem nun aber das Königthum gefallen und die Demokratie sich geltend gemacht hatte, traten an die Stelle des rechtsprechenden Königs die Gerichtshöfe und Gesetze, die sich nach den Verhältnissen der einzelnen Staaten gestalteten. Wir finden daher bei den Hauptvölkern des dorischen, wie des ionischen Stammes die Verfassungsgeber auch als Gesetzgeber, die sich zuvörderst in der Fremde Raths erholen, ehe sie die heimischen Rechtsgewohnheiten in geschriebene Gesetze umwandeln. Wenn die ältesten Gerichte mehr dem Gefühle nach richteten, weil sie dasselbe für so tief begründet in der menschlichen Natur hielten, daß man z. B. Vatermord als etwas kaum Mögliches ansah, so trat in der spätern Zeit, nach dem Falle der Könige, mehr der Verstand in den Vordergrund. Je mehr die Verhältnisse sich ausbildeten, je mehr durch wechselnden Besitz, steigenden Verkehr, durch Bereicherung und Verarmung Ungleichheiten unter den Bürgern eintraten und Parteien entstanden, desto spitzfindiger, verwickelter mußte das Rechtsprechen und desto schwieriger das Rechtfinden werden. Das Recht wurde allgemach ein so umfangreiches Gebäude von Bestimmungen, Beschlüssen und Ansichten, daß dasselbe zu einer eigenen Wissenschaft erwuchs. Dieß geschah in dem römischen Reiche, das auch in dieser Rücksicht als der Erbe von Griechenland erscheint, und welches das griechische Recht in sich aufgenommen hat.

Gehen wir die Grundsätze des griechischen Rechtes im Allgemeinen durch *), so finden wir zunächst die Anerkennung der Familie in der Ehe, die überall anerkannt war, selbst da, wo wie

*) Ich folge namentlich Wachsmuth II. 1. 169 ff.

in Sparta, der Staat alle persönlichen Verhältnisse der Bürger seinen Zwecken unterordnete. Der Hagestolze wurde nirgends für voll angesehen. Der Mann nahm nur eine Frau, Concubinen waren mißachtet, obschon der Staat in Athen von den öffentlichen Frauen eine Abgabe erhob, ja sie sogar verpachtet hatte. Zweck der Ehe war Kindererzeugung, und zwar vorzugsweise rüstiger Söhne, daher der Vater das Recht hatte, mißgestaltete Kinder auszusetzen. War in einer Familie nur eine Erbtochter vorhanden, so geschah die Wahl des Mannes für sie unter besonderer Aufsicht des Staates. Man wählte, um das Geschlecht fortzupflanzen, gewöhnlich einen nahen Verwandten. Fehlte eine Erbtochter, dann trat Adoption ein. Um ein Geschlecht nicht durch zu zahlreiche Nachkommenschaft zu schwächen, war in Kreta die Trennung einer Ehe gestattet, welche zu großen Kindersegen vermuthen ließ. Aus gleichem Grunde war eine zweite Ehe nicht gern gesehen.

Die Ehe unter nahen Verwandten war nicht anstößig und in Kreta sogar unter Geschwistern nicht verboten, da man gern die Geschlechter geschlossen erhielt. Ausländerinnen sah man nicht gern in den Staat einheirathen, obschon in den Colonien dieß nicht zu verhindern war. Im heroischen Zeitalter wurden die Weiber gekauft, als die Bevölkerung sich mehrte und durch die Demokratie die Bande der Familien lockerer wurden, erhielten die Bräute reiche Mitgiften. Scheidung konnte stattfinden und wurde nicht erschwert.

Der Herr und Vater des Hauses, κύριος, behielt das alte Ansehen. Die väterliche Gewalt währte bei Töchtern bis zu deren Verheirathung, bei Söhnen bis zur Mündigkeit, die mit dem Eintritt in den Waffendienst des Staates oder mit der Begründung eines selbstständigen Haushaltes begann. In Kreta blieben die Söhne nach ihrer Verheirathung eine Zeit lang im väterlichen Hause. Gefallene Mädchen, die im Heroenzeitalter ihren Fehltritt der Verführung durch einen Gott oder Göttersohn zu Ehren zu bringen wußten, wurden später mit dem Tode bestraft.

Vormundschaft führten die nächsten Verwandten unter Aufsicht der Magistrate. Charondas verordnete, daß die männlichen Verwandten die Verwaltung des Vermögens, die weiblichen aber die Pflege und Erziehung zu übernehmen haben.

Das Sachenrecht beruhte auf dem Grundbesitz, zu dem nur ein Bürger berechtigt und wodurch er zu den Leistungen verpflichtet war. In einigen Orten suchte der Staat jene Gleichmäßigkeit des Grundbesitzes zu erhalten, der durch die gleichmäßige Grundvertheilung bei der ersten Niederlassung auf erobertem Gebiete oder bei Niederlassungen beobachtet wird. In Leukas war das Grundeigenthum unveränderlich und unveräußerlich, die solonische Gesetzgebung suchte dem Uebermaaß des Besitzthums zu wehren, was freilich bei der Mehrung des Wohlstandes durch wachsenden Verkehr

und Handel nicht mehr durchzuführen war. In Kreta waren der Erwerbung von Grundeigenthum keine Schranken gesetzt. In Elis waren Schulden auf Grundbesitz verboten und in Lokri durfte Niemand ohne offenbar nachweisliches Mißgeschick seinen Grundbesitz veräußern. In den dem Seeverkehr hingegebenen Staaten beaufsichtigte die Obrigkeit die Erhaltung des angestammten Vermögens, und der Verschwender des väterlichen Gutes konnte belangt werden. Ebenso sah der Staat darauf, daß den Kindern nicht durch Enterbung das väterliche Gut willkürlich entzogen wurde; Enterbung konnte nur durch Lieblosigkeit und Pflichtvergessenheit gerechtfertigt werden. Im Allgemeinen galt das Erbe in geradem Mannesstamm. Nur in Kreta erbten Söhne und Töchter zu gleichen Theilen. Auf Rhodos mußten die Söhne, auch wenn sie die Erbschaft des Vaters nicht antraten, doch die Schulden desselben bezahlen.

Charakteristisch für den griechischen Volkscharakter ist, daß das bloße Wort bei Verträgen nicht als sonderliche Bürgschaft galt. Man zog Eid und Zeugen vor, später schriftliche Urkunden. Uebelberüchtigt waren die Lokrer wegen ihrer Fertigkeit im Abläugnen des Bedungenen.

Drückend war überall das Schuldrecht und Ursache zur Staatsumwälzung von Athen, wo die Aristokratie ihre Schuldner leicht zu Knechten machen konnte. In Böotien wurde böswilligen Schuldnern ein Getreidekorb auf den Kopf gestülpt und sie so dem öffentlichen Hohne Preis gegeben und der Ehrlosigkeit überwiesen. Das Pfandrecht wurde mit Härte gehandhabt. In Chios hatte man Hypothekenbücher; in Athen wurde vor einem mit einer Schuld belasteten Grundstücke eine besondere Säule aufgestellt. Diebstahl mußte mit Ersatz gesühnt werden, dann fand noch besondere Strafe Statt. In Sparta jedoch ging der geschickte und listige Dieb frei aus.

Die Grundlage des hellenischen Rechtes ist wie in dem Rechte der Kaukasier, Beduinen und Chinesen die Entschädigung des Verletzten unter Aufsicht und mit Gewährleistung des Staates. Je mehr nun aber die Verhältnisse der Bürger sich vervielfachten, je vielgestaltiger Besitz und Macht derselben wurden, desto öfter wurde der Staat als Vermittler in Anspruch genommen. Selbstrache bei persönlicher Beleidigung, wie Ehebruch, Diebstahl, war nicht verwehrt, ebenso die Annahme von Entschädigung und gegenseitige Ausgleichung ohne Hilfe und Einmischung der Obrigkeit. Je mehr sich aber die Sophisten herausbildeten, desto mehr mußte auch hierin der Staat in Anspruch genommen werden.

Verbrechen gegen den Staat war zunächst der Hochverrath oder das Streben nach Umsturz der bestehenden Verfassung, besonders der Versuch zur Errichtung einer Tyrannis, dann der Verrath und strafbares Einverständniß mit den äußern Feinden des Staates

durch Verrath einer Festung, eines Schiffes. Es folgte das Verbrechen der Feigheit, Hinterziehung vom Kriegsdienste, Heerflucht, Nichteinstellung in die gehörige Waffengattung, Verbrechen, die mit dem Emporkommen der Söldnerheere aufhörten.

Wie im chinesischen Reiche galt auch nach den Bestimmungen von Lykurg und Zaleukos die Verlassung des Vaterlandes als ein strafwürdiges Verbrechen.

Obschon hier und da alljährlich Revision der Gesetze und Verfassung stattfand, so war doch der Vorschlag gesetzwidriger Einrichtungen strafbar; in Sparta sah man jede Neuerung als ein Verbrechen an.

Verbrechen war ferner jeder Frevel gegen ausübende Beamte und Vertreter des Staates, sowie der bewaffnete Eintritt in die Volksversammlung. In den Tyrannien durfte Niemand bewaffnet einhergeben.

Frevel gegen das Götterthum des Staates wurde ebenso bestraft, wie Versuch zum Umsturz der Staatsverfassung; die Anmaßung der Priester, die Verläumdung und Verdächtigung politischer und persönlicher Feinde konnten diese Bestimmung zu einer bedenklichen Maßregel erheben. Verläugnung der Götter ward unbedingt für ein todeswürdiges Verbrechen gehalten und Anaxagoras und Diagoras wurden als Gotteslängner verfolgt.

Beraubung der Tempel, Beschädigung und Vernichtung geheiligter Orte, Bäume und Statuen strafte der Staat, ebenso falsches Zeugniß und Meineid, als Beleidigung der Götter. In Tenedos bestrafte man falsche Ankläger und Verläumder mit dem Tode.

Staatsverbrechen waren ferner Raub öffentlichen Gutes, Unterschleif, Falschmünzerei, Schleichhandel.

Nächstdem strafte der Staat den Mord, mit Ausnahme der Tödtung des neugeborenen Kindes durch den Vater und des auf der That ertappten Ehebruchs durch den beleidigten Ehemann. In Tenedos wurden Ehebrecher mit dem Beile hingerichtet. Selbstmord wurde gemißbilligt, weil dadurch die Gemeine verunreinigt wurde. In Keos war er denen gestattet, welche einen triftigen Grund dafür hatten, wie ein mehr als sechzigjähriges Alter, und wurde diesen vom Staate der Schierling überlassen, der deßhalb in öffentlichem Gewahrsam gehalten wurde. Auf Knabenverführung hatte das athenische Gesetz Todesstrafe gesetzt, die aber bei Zunahme und Allgemeinheit des Verbrechens bald nicht mehr in Anwendung gebracht werden konnte. Thätliche Mißhandlung der Aeltern durch die Kinder galt als abscheuliches Verbrechen und an einigen Orten wurde die Hand des Sohnes abgehauen, die den Vater geschlagen hatte. Verstümmelung, Verwundung, Beraubung, Diebstahl und Betrug wurden mehr gebüßt als bestraft. Auf Kränkungen durch Worte legte man nicht eben sonderliches Gewicht und hatten höchstens Anträge

auf Genugthuung *) durch Geld zur Folge. Den Zweikampf kannte man nicht. Zaleukos verpflichtete die Wächter des Gesetzes, lose Reden gegen Beamte und Bürger zu strafen. In den Heldengesängen Homers finden wir schon, daß die Fürsten und Helden vor dem Kampfe die allerärgsten und ehrverletzendsten Schimpfreden gegenseitig austauschten.

Endlich waren Uebermuth, Unanständigkeit und unwürdiges Betragen sowie Müssiggang öffentlichem Tadel und Rüge ausgesetzt.

Wie bei den Kaukasiern und Beduinen finden wir auch bei den Griechen die Wiedervergeltung, und Rhadamanthos wurde von der Sage als der Begründer des Grundsatzes genannt, daß ein dem Bürger zugefügter Schaden in gleicher Weise am Beschädiger, auch durch Hervorbringung gleicher Schmerzen gebüßt werden müsse, daß dieser jedoch durch einen Stellvertreter gebüßt werden könne. So gab Zaleukos für seinen Sohn, der beide Augen verbüßt hatte, eines der seinigen. Es galt dabei den Zorn der Götter zu versöhnen sowie den Zorn der Richter, die deren Stelle vertreten sollten. Es war die Rache, die sich im griechischen Heroencharakter so ausgebildet findet.

Diese Rache erstreckte sich auch auf leblose Gegenstände. In Teos wurde die Bildsäule des Faustkämpfers Theagenes, welche einen Menschen erschlagen hatte, in die See versenkt und Drakon ließ Gegenstände, welche einen Menschen um das Leben gebracht hatten, über die Gränze schaffen.

Erst später tritt die Idee von der Zurechnungsfähigkeit auf, wie denn Pittakos verordnete, daß ein im Rausche begangenes Verbrechen doppelt bestraft werden sollte; eine Idee, die bei Platon und Aristoteles weiter entwickelt wird.

Unter den hellenischen Strafen erscheint zunächst die Atimie, die Enthebung von den Ehrenrechten des Bürgers durch Aussonderung aus dem Rechtskreise. Nichtleistung von Staatspflichten war die gewöhnlichste Ursache der Atimie und Verbannung aus dem heimischen Rechtskreise und Versetzung in den Sclavenstand die härtesten Grade derselben. Ihr gingen zum Theil öffentliche Beschimpfungen voraus, wie in Kyrene Ehebrecherinnen auf einem Esel reiten mußten, ehe sie in die Atimie verfielen. In Thurii wurden Heeresflüchtige in ein Weibergewand gesteckt; für Sykophanten ordnete

*) Im heutigen Griechenland ist's nicht anders. Einer meiner Bekannten geht im Jahre 1835 über einen öffentlichen Platz Athens. Ein Paar Palikarenhäuptlinge begegnen ihm und rennen ihn an. Er schlägt den Einen über das Gesicht. Dieser verklagt den Deutschen im Gericht und verlangt Genugthuung. Der Deutsche will ihm die Wahl der Waffen überlassen. O nein, sagt der Beleidigte, mit Waffen käme ich wohl schlecht weg, denn er schießt gut. Ich will Genugthuung und Entschädigung durch eine Geldsumme.

Charondas die Bekränzung mit Myrike und Umherführung in der Stadt an, für Ehebrecher öffentliche Verhöhnung. Die Lepreaten führten den Ehebrecher drei Tage lang gebunden in der Stadt umher und erklärten ihn dann auf Lebenszeit als rechtlos, die Ehebrecherinnen aber stellten sie elf Tage in einem durchsichtigen Gewande öffentlich auf dem Markte aus. In Gortys auf Kreta wurde der Ehebrecher mit Wolle bekränzt und vollkommner Atimie überwiesen. In Sparta wurde über den Hagestolzen Spott und Hohn verhängt und er gezwungen, über sich selbst schmachvolle Lieder zu singen.

Die Strafgelder und Gütereinziehungen wurden, je mehr der Geldwerth sich hob, um so beliebter und später selbst in Sparta oft angewendet. Dagegen verschwand die alte Sitte, das Geld einem Tempel zuzuweisen, allgemach ganz.

Körperliche Züchtigung und Prügelstrafe für die, welche bereits dem öffentlichen Leben als freie Bürger angehörten, waren nicht gesetzlich verordnet. Gefängniß diente, wie in China, mehr zur Aufbewahrung der in Untersuchung begriffenen oder die Strafe erwartenden Verbrecher denn als Strafe. In Athen und Korinth hielt man Diebe in Haft, bis sie den Ersatz geleistet. In Athen schloß man die Gefangenen an einen Block, ebenso in Großgriechenland, wie die in Pompeji gefundenen Werkzeuge darthun.

Todesstrafe war allgewöhnlich und wurde ohne alles Bedenken angewendet, doch wurde sie überall ohne Verschärfung durch vorhergehende Martern geübt. Nur die Tyrannen wendeten Kreuzigung, oder wie Phalaris einen glühenden Bronzestier, wie Nabis die eiserne Jungfrau an. Die gewöhnlichen Todesstrafen waren Enthauptung, Erdrosselung, Hinabstürzen in einen Abgrund und Vergiftung mit Schierling. Seltener sind Steinigung und Hungertod. Sclaven wurden gekreuzigt, schwangere Frauen erst nach der Entbindung hingerichtet. Besondere Verschärfung der Todesstrafe bestand in dem Verbote, den Leichnam innerhalb der vaterländischen Gränze zu bestatten.

Wie in dem Oriente finden wir auch im alten Griechenland Zufluchtsstätten für Verbrecher oder Asyle, die noch in der Zeit der römischen Imperatoren fortbestanden. In Athen waren die Asyle des Theseion und der Altar der Artemis Munichia, in Lakonien der Tempel des Poseidon auf dem Vorgebürge Tänaron, auf Kalauria das alte Heiligthum Poseidons, auf Samos der Tempel der Here und der Artemis, in Hermione der Tempel der Demeter, in Ephesos der der Artemis, wo Schuldner Sicherheit vor den Verfolgungen der Gläubiger fanden, in Tegea der Tempel der Athene Alea. Sonst gewährte jeder Tempel selbst den Sclaven Schutz, auch dann, wenn man sich nur durch eine Kette oder ein Tau mit demselben in gleiche Berührung setzen konnte, wie es der gefangene Araber mit dem Kinde seines Feindes thut. Die

Götter rächten es streng, wenn man den Schutzsuchenden gewaltsam von ihren Tempeln hinwegriß oder durch Feuer davon hinwegtreiben wollte. Ebenso gab der Staat nur selten einen Flüchtling heraus, der sich schutzsuchend zu ihm gewandt hatte.

In alter Zeit wurden Privatsachen meist ohne Hinzuziehung der öffentlichen Gerichte von den Familien, Geschlechtern und Vereinen unter sich abgemacht. Dann wurde auch namentlich in den Tempeln durch die Priester Vieles ausgeglichen und geebnet. Erst mit dem Emporkommen der Demokratie und dem gesteigerten Geldbedürfniß suchte die Heliäa immer mehr Rechtssachen an sich zu reißen. Bei inneren Unruhen war dann auch der Rechtsgang gestört, ja durch die Demokratie mußte das Recht den Parteien in die Hände fallen.

Im heroischen Zeitalter wurden die Blutgerichte durch die Priester und Könige gehegt, dann gingen sie an die Mitglieder der Aristokratie über, deren Räthe und Beamten die Verwaltung derselben hatten. Mit der Demokratie beginnen die Volksgerichte in Athen, Korinth, Megara, Milet, Syrakus, Argos u. s. w.

Das gerichtliche Verfahren, die Art, wie eine Klage anhängig gemacht wurde, wie die Richter die Sache untersuchten und das Gesetz anwendeten, war nicht überall dieselbe. Bei Untersuchung des Thatbestandes wurde zuvörderst den Parteien und den Zeugen der Eid in feierlicher Weise abgenommen. Dann folterte man die Sclaven. Ordalien waren wohl auch in frühester Zeit vorhanden. Das Gericht wurde zu größerer Feierlichkeit des Nachts gehalten, wie in Sparta, Athen und dem äolischen Kyme.

In Athen geschah die Anhebung der Klage dadurch, daß der Kläger von zwei Zeugen begleitet sich zum Gegner begab und ihn auf einen bestimmten Tag vor derjenigen Behörde zu erscheinen aufforderte, vor welche die Sache gehörte. Abwesende schwere Verbrecher wurden durch eines der Staatsschiffe herbeigeholt. Diese Vorladung mußte, wenn sie gelten sollte, in der gehörigen Weise stattgefunden haben. Bei Mordklagen mußte dem Leichname die letzte Ehre erwiesen seyn. Bürgschaft sicherte gegen Haft, ausgenommen bei Klagen auf Hochverrath; bei Mordklagen hielt der Bürge oft den Angeklagten in Haft.

Für die Anmeldung gewisser Klagen waren in den Gerichten Athens bestimmte Tage angesetzt. Mordklagen wurden nach Anfang des 10. Monats im Jahre nicht mehr angenommen, weil ihre Führung drei Monate erforderte und der Proceß in den Magistratswechsel gefallen seyn würde. Klage wegen Schlägen mußte vier Tage nach geschehener That eingegeben werden. Die Klage mußte schriftlich eingereicht werden. Sie konnte von der Behörde abgewiesen werden, wenn durch dieselbe ein Gesetz gefährdet wurde, oder kein Gesetz über die Sache vorhanden war, wenn bei Mordklagen

nicht die nächsten Anverwandten als Kläger auftraten. Das Klagerecht erlosch nach Ablauf einer bestimmten Zeit, z. B. in Schuld- und Vormundsachen nach fünf Jahren, gegen Bürgen nach einem Jahre. Eine Klage wurde nicht eher vorgenommen, als nachdem die Gerichtsgelder bezahlt worden. Die angenommene Klage ward auf eine Wachs- oder Gypstafel vom Gerichtsschreiber geschrieben und in dem Gerichtslocale aufgestellt, auch den Parteien ein Tag bestimmt. Die Partei, welche an diesem Tage ausblieb, hatte die Sache dadurch verloren. Fristgesuche wurden wegen Krankheit und Staatsdienst gewährt. Die Untersuchung begann mit der Eidesleistung der Parteien und Zeugen. Jede Partei konnte die Zeugen der andern als falsche verklagen. Für derartige Einreden sowie für Widerklage wurde ein besonderes Gerichtsgeld erlegt. Als Beweismittel hatte man Gesetze, Urkunden, Aussagen freier Zeugen, Aussagen von Sclaven und Eide; — dabei findet sich die Bestimmung, daß Angehörige nicht gezwungen werden konnten, gegen einen der Ihrigen als Zeugen aufzutreten. Bei Urkunden, Verträgen, Testamenten, Handels- und Zollbüchern mußten noch Zeugen für die Aechtheit der Siegel und Unterschriften beigebracht werden. Die giltigsten Beweismittel waren die Aussagen freier Bürger und Fremder. Man konnte das Zeugniß Abwesender herbeiholen. Auf der Verweigerung des Zeugnisses stand eine Strafe von tausend Drachmen, von der nur der Eid befreite, daß man unfähig sey, in der vorliegenden Sache zu zeugen. Erklärten Freunden und Feinden des Verklagten konnte der Richter zu zeugen verweigern. Das Zeugniß wurde aus dem Munde des Zeugen niedergeschrieben und durch einen Eid bekräftigt. Aussagen von Sclaven galten nur, wenn sie auf der Folter wiederholt und bestätigt worden. Beide Parteien konnten sich erbieten, einen Sclaven zu stellen; die Wahl zwischen beiden blieb den Richtern. Der Schaden, den der Sclave bei der Folterung erlitten, wurde dem Herrn vergütet. Freie Bürger durften nicht gefoltert werden. Die Folterung geschah öffentlich im Beisein der Betheiligten durch den Henker (Demokoinos) oder durch dazu als Basanisten berufene Bürger. Marterwerkzeuge waren Rad und Leiter zur Ausreckung der Glieder, ein Stachelkamm, ein Werkzeug zum Krummschließen. Dem Sclaven wurde dann Essig in die Nasenlöcher gegossen und glühende Ziegelsteine auf den Körper gelegt. Da der Sclave ein willenloses Werkzeug war, konnten auch Privatpersonen, ohne Zuthun und Aufsicht des Richters, auf gegenseitige Verabredung unter sich mit ihren Sclaven sich Aussagen verschaffen.

Der Eid konnte von den Betheiligten beider Parteien geleistet und durch denselben die Untersuchung vermieden werden, wenn es der Richter für angemessen fand. Der Eid der Parteien selbst wurde mit erhöhter Feierlichkeit in Gegenwart der Kinder des

Schwörenden oder auf einem Opferaltare an die Götter gerichtet und geleistet. Der geleistete Eid wurde niedergeschrieben und blieb als Actenstück beim Gerichte.

Vergleiche konnten während oder nach der Untersuchung im Gerichte stattfinden. Der Kläger in öffentlichen Sachen, welcher seine Klage fallen ließ, mußte nach dem Gesetze tausend Drachmen zahlen und verfiel vor dem peloponnesischen Kriege in einseitige Atimie. In Privatsachen ging das einmal erlegte Gerichtsgeld verloren.

Erfolgte kein Vergleich, so wurden die Aktenstücke über alle in der Untersuchung vorgebrachten Beweismittel nebst den Schriftzeugnissen oder Abschriften davon in ein Gefäß, der Echinos genannt, gelegt und dieß bis zum Gebrauche im Gerichte versiegelt bewahrt.

Unter den athenischen Gerichtshöfen waren die Sitzungen des Areiopagos die feierlichsten. Der Archont (König) brachte die Sache vor das Gericht, die Parteien schworen abermals einen Eid, beide mit Verwünschung ihrer selbst und ihres Geschlechts im Falle eines Meineides. Dann hatte der Ankläger darzuthun, daß er des Getödteten oder Verletzten Angehöriger sey und zu schwören, daß er Nichts, als was zur Sache gehöre, vorbringen werde. Auch die Zeugen wurden vereidet. Kläger und Beklagter konnten jeder zwei Reden halten, die von ungehörigen Dingen und rednerischem Schmucke frei seyn mußten. Nach der ersten Rede hatte der Beklagte noch die Freiheit, wenn er übeln Ausgang des Rechtshandels befürchtete, sich durch freiwillige Verlassung der Heimath der Strafe zu entziehen. Der Richter nahm Rücksicht auf den seitherigen Lebenswandel. Die Richter stimmten ab; — Stimmengleichheit sprach los.

Die heliastischen Gerichtshöfe Athens traten unter dem Vorsitz des Gerichts-Hegemon zu bestimmter Zeit nach Aufruf des Herolds zusammen. Ein Herold lud die Parteien vor, der Schreiber las die Klageschriften ab, auch wenn eine Partei ausgeblieben war. Darauf forderte der Herold die Parteien zum Reden auf. Seit Antiphon, der Reden für Andere fertigte, wurde der rednerische Vortrag im Gerichte aufgehoben. Jede Partei konnte zwei Reden halten, deren Dauer bestimmt und nach der Klepsydra (den Tropfen der Wasseruhr) bemessen wurde. Die Hochverrathsangeklagten und Staatsschuldner konnten hier nicht nach der ersten Rede entweichen, sondern sie wurden in Haft gehalten. Die Gerichte begannen oft mit Sonnenaufgang und mögen oft bis zum Abende gewährt haben. Dann aber mußte, wenn der Verlauf nicht durch Himmelserscheinungen unterbrochen wurde, der Urtheilsspruch erfolgen. Während der Verlesung von Gesetzen, Zeugnissen und Urkunden mußte der Lauf der Wasseruhr gehemmt werden, bei der ein besonderer Beamter stand. Die Redner setzten alle Mittel in Bewegung, um die Richter für ihre Partei zu gewinnen, und

versuchten daher ihre Leidenschaft aufzuregen und namentlich ihr Mitleid zu erwecken; wie denn die Beklagten Frauen und Kinder mitbrachten und Hyperides den schönen Busen der Phryne entblößte. Nach Anhörung der Reden forderte der Herold die Richter zur Abstimmung auf. Diese war einfach, wenn es galt zu entscheiden, ob dem Streitenden Etwas zukomme, und in Strafsachen, wo das Gesetz die Strafe genau bestimmte. Doppelt war die Abstimmung, wenn nach erfolgter Erkenntniß, daß Einer schuldig sey, über die zu verhängende Strafe nach dem Antrage des Klägers, der Gegenschätzung des Beklagten und der entscheidenden, mildernden oder auch verschärfenden Abschätzung der Richter nochmals gestimmt werden mußte. Dann erhielten die Richter ein Wachstäfelchen und einen Griffel, mit dem sie einen langen Strich auf dasselbe, wenn sie für die härtere, einen kürzeren dagegen machten, wenn sie für die mildere Strafe waren. Der Abstimmung vorher gingen die Bitten der Beklagten um Milderung der Strafe.

Die Abstimmung geschah in Athen durch Bohnen oder Steinchen, Muscheln oder Erzkügelchen, welche ein Gerichtsdiener vertheilte. Bohnen und Steinchen entschieden je nach der Farbe für und wider, die Erzkügelchen waren voll oder durchbohrt. Die Stimmen wurden in ein auf einer Erhöhung stehendes Gefäß abgegeben und die übrigen nicht geltenden Kugeln in einem andern gesammelt. Nach erfolgter Abstimmung sprach der Gerichts-Hegemon das Resultat derselben als Urtheil aus.

Der, welcher eine Sache verloren, konnte entweder das Urtheil wegen stattgehabter Gesetzwidrigkeiten anfechten oder aber an einen höhern Gerichtshof appelliren, ausgenommen wenn die Sache von freigewählten Schiedsrichtern oder einem heliastischen Gerichtshofe entschieden war.

Die Vollziehung des Urtheils in Privatsachen wurde der obsiegenden Partei überlassen, doch unter Aufsicht des Demarchen, z. B. bei der Pfändung. In Handelssachen konnte der Verurtheilte bis zur Abtragung seiner Schuld in Haft gehalten werden. Begnadigung und Herstellung in Recht und Gut konnte nur vom Gesammtvolke durch einen Beschluß der Volksversammlung, nicht aber vom Gerichte aus erfolgen. Dieß die Grundzüge der atheniſchen Gerichtsverfassung *).

Die Gerichtshöfe Athens hatte Solon ebenfalls neu organisirt. Jeder Bürger konnte von dem dreißigsten Jahre an zum Richteramte gewählt werden, und nur für die Wahl zum Areiopagos, den Höfen der Epheten und für ganz specielle Verwaltungssachen waren besondere Bedingungen festgestellt. Die Volksversamm-

*) Nach Wachsmuth's hellen. Alterthumskunde Th. II. Abth. I. Dazu M. H. E. Meier und Geo. Fr. Schömann, der attische Proceß, vier Bücher. Halle 1824. 8.

lung richtete als solche nicht, sie übergab die Sache an die heliastischen Gerichte.

Für die Besetzung der heliastischen Gerichtshöfe wurden jährlich 6000 Bürger gewählt. Der vornehmste war die Heliäa, andere waren das Odeion, der Hof zum Lykos, das Trigonon, das Kallion, das Kainon, Meizon, Meson, Parabyston, Batrachium, Phoinikium. Jeder Gerichtshof hatte einen eigenen Buchstaben und eine eigene Marke. Diese Gerichtshöfe wurden aus den 6000 Heliasten besetzt, je nach der nöthigen Anzahl von 501 bis 2001. Jeder einzelne Richter bekam einen Stab von der Farbe und mit dem Buchstaben des Gerichtshofes, beim Eintritte in den Saal eine Marke, gegen die er nach beendigter Sitzung von den Kolakreten seinen Sold erhob.

Für besondere Fälle, wie Verletzung der Mysterien, Vergehen eines Kriegers, in Bergwerksachen u. a. wurden aus den Heliasten Eingeweihte und Sachverständige zu besonderem Gerichtshofe genommen.

Nächstdem hatte neben den freigewählten Schiedsrichtern Solon öffentliche κληρωτοι διαιτηται eingesetzt, die aus den Phylen gewählt und durch besonderen Eid verpflichtet wurden. Sie mußten 50 — 60 Jahr alt und unbescholten seyn. Sie waren verantwortlich, erhielten Gehalt; sie richteten über Stammsachen und von ihnen konnte an einen Gerichtshof appellirt werden.

In den Demen auf dem Lande richteten die Dreißig, später die Vierzig in Sachen, die weniger als zehn Drachmen betrafen, und über nicht peinliche Klagen gegen persönliche und sächliche Gefährte.

Gerichte über Mord und Todschlag blieben der Areiopagos und die Höfe der Epheten. Der Areiopagos richtete über alle Arten von Mord und Gewaltthat wie Brandstiftung auf dem Areiopagos-Hügel unter freiem Himmel und nach den in eine dort aufgestellte Säule eingehauenen Gesetzen. Nächstdem hatte aber auch seit Solon der Areiopagos über Gotteslästerung, Hochverrath, Heeresflucht, Brandstiftung, Bestechung, falsches Zeugniß, Thierquälerei, Verschwendung und Müßiggang zu richten.

Die Epheten richteten über unvorsätzlichen oder mit rechtlicher Befugniß geschehenen Todtschlag. Sie hatten mehrere Höfe, wie das Palladion, das Delphinion, der Hof bei der Preattys, den beim Prytaneion, darin Jeder seinen besonders bezeichneten Geschäftskreis hatte. Alle aber hatten nicht sowohl die Bestrafung eines Verbrechens als vielmehr die Reinigung und Sühnung der Blutschuld aus religiösem Gesichtspuncte zum Zwecke.

In jedem Gerichtshofe befand sich eine Anzahl Schreiber, Herolde und Gerichtsdiener. Man hatte Gefängnisse, Gefangenwärter und Henker oder Scharfrichter.

Die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit von

Person und Eigenthum war Sache der Nomophylaken oder der Gesetzeswächter. Die Polizei beschäftigte sich mit Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und der Wohlanständigkeit, sie sah auf die Reinlichkeit, beaufsichtigte die Fremden, die Bettler, wahrscheinlich auch die Nahrungsmittel, Münze, Maaß und Gewicht. Nächstdem wurde die Erziehung der Kinder zu kriegsrüstigen Staatsbürgern im Auge behalten. In Sparta nahm diese der Staat ganz in die Hand, ja er fuhr sogar nach Beendigung derselben fort, die Lebensart und Pflege des erwachsenen Bürgers zu beaufsichtigen. Lykurg ordnete an, daß die neugebornen Knaben auf einem Schilde bejahrten Männern vorgelegt würden, damit diese entschieden, ob das Kind befähigt sey, zu leben und dem Staate ein Mitglied zu werden, oder ob es auszusetzen sey. Bis zum siebenten Lebensjahre blieben die Kinder in dem Hause und unter der Aufsicht der Aeltern. Allein es gab nicht allein besondere mit der Beaufsichtigung der Erziehung betraute Beamte, sondern jeder ältere Bürger hatte das Recht, sich in die Erziehung zu mischen, die Kinder, die auf der Straße ihm begegneten, zur Verantwortung über ihr Thun zu ziehen und wenn sie in seiner Gegenwart sich vergnügten, war er, bei eigner Verantwortung und Strafe, verpflichtet, sie zu bestrafen. Knaben und Mädchen traten mit dem siebenten Lebensjahre ins öffentliche Leben. Sie traten nach dem Lebensalter in Schaaren zusammen, deren jede ihren besonderen Vorsteher hatte, denen sie unbedingten Gehorsam schuldig waren. Die der Jünglingsreife sich nähernden hießen Melleirenes, dann folgten die Eirenen, Proteren und die dreißigjährigen vom Ballspiel Sphäreis, denn für die Männer dauerte die öffentliche Beaufsichtigung für alle Lebensalter fort. Die Jüngeren bedienten den Vorsteher. Die Männer hatten gemeinschaftliche Mahlzeiten, gleiche Kleidung und Wohnung. Nur die Frauen traten mit ihrer Verheirathung aus dem öffentlichen Leben in das Innere des Hauses zurück. Jeder Bürger von Sparta war verpflichtet, zu heirathen, und wer gar nicht oder zu spät oder unpassend sich vermählte, wurde öffentlich angeklagt; Hagestolze wurden fortwährend beschimpft, mußten im Winter nackt auf dem Markte umhergehen, Spottlieder auf sich selbst singen. Unfruchtbare Frauen wurden ohne Weiteres entfernt. Das Gesetz ging so weit, daß ein zeugungslustiger Bürger, dessen Trieben seine eigene Frau nicht entsprach, von einem andern sich die Frau ausbitten konnte, und daß ein alter Bürger seiner noch rüstigen Frau einen jüngeren, kräftigeren Mann zuführen mußte. Ja man sagte den Spartanern nach, daß im messenischen Kriege die Knechte zur Befruchtung der Weiber benutzt worden seyen, obschon das Gesetz die Heirath einer Ausländerin dem Bürger untersagte.

Die väterliche Gewalt sowie die des Ehegatten war demnach in die Hand des Staates gegeben. Lykurg hatte eine gleiche Ver-

theilung des Grundbesitzes unter die Bürger veranstaltet, und die Zerstückelung der Güterloose ebenso verboten wie die Vereinigung mehrerer in eine Hand. Der älteste Sohn war der Erbe, fehlten Söhne, erbte die Tochter, der Staat gestattete jedoch nur die Vermählung derselben mit einem unbegüterten Bürgerssohne. Als nun im 4. Jahrh. v. Ch. G. unter Agesilaos der Ephore Epitadeus den Gutsbesitzern freie Verfügung über ihren Grundbesitz gestattete, trat eine Ungleichheit des Besitzes, Verarmung und Reichthum an die Stelle früherer Gleichheit des Grundbesitzes.

Das bewegliche Gut der Spartaner war schon durch das Verbot beschränkt, edle Metalle zu besitzen, dann durch das Recht, daß Jeder sich die Sachen des Anderen zur Benutzung ohne Vergütung erbitten konnte, endlich auch durch die Anleitung der Knaben zum gewandten Diebstahle.

Strafen standen auf Feigheit vor dem Feinde, Heeresflucht, auf dem Besitze edlen Metalles, Ehelosigkeit, Ungehorsam gegen die Verordnungen und Gesetze, Entweichung aus dem Lande, vor Allem aber auf dem Versuche, die Landesverfassung umzustürzen. Ein Mörder mußte das Land meiden. Ehebruch und Diebstahl fielen durch die Verfassung von selbst weg.

Unter den Strafen standen obenan Schläge, die bereits der Jugend in reichem Maaße und zur Uebung im Ertragen der Schmerzen zugetheilt wurden. Feiglinge, Hagestolze, solche, die ihren Beitrag zu den gemeinsamen Gastmählern nicht lieferten, verloren das volle Bürgerrecht, Niemand sprach mit ihnen, Niemand handelte mit ihnen; Keiner gab ihm Feuer oder seine Tochter, er mußte Jedem ausweichen, Jeder konnte ihn schlagen.

Als Todesstrafen kommen vor: Tödtung durch Hiebe, Erdrosselung im Gefängnisse und Hinabstürzen in den Abgrund Káadas. Geldstrafen kamen erst später für Könige und Feldherren auf, die ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten.

Der höchste Gerichtshof bestand aus den Königen, Geronten und Ephoren. Die Geronten entschieden über Mordklagen, die Ephoren über Verträge, über andere Zwiste entschieden die Polemarchen. Jeder führte seine Sache selbst, doch konnte er im Verhinderungsfalle auch Verwandte und Freunde senden. Bei der allgemeinen Oeffentlichkeit aller Verhältnisse waren jedoch Rechtshändel nicht so häufig als in anderen Staaten.

Ein jeder der griechischen Staaten oder größeren um eine Stadt geschaarten Staatsgemeinden strebte darnach, sich möglichst in der eigenen Weise selbstständig zu gestalten. Es fanden wohl zur Erhaltung dieser Selbstständigkeit Verträge und Bündnisse unter den griechischen Staaten Statt, häufiger, aber aus gleichem Grunde, traten sie jedoch mit fremden Mächten gegen die nächsten Nachbarn in

Verbindung. Die gegenseitigen Verhältnisse wirkten denn auch wesentlich auf die Gestaltung des

## Kriegs- und Heerwesens

ein, dessen Geschichte wir bis in die frühesten Zeiten zu verfolgen haben *), wo das Land in eine Anzahl kleiner Königreiche zerspalten war, in denen der freie Mann die Waffen in Zeiten der Gefahr ergriff und übte. So war es auch in den griechischen Freistaaten. Jeder Bürger war wehrpflichtig, in Athen vom 18. bis zum 58. Jahre. Daher war die ganze Erziehung des männlichen Geschlechts eine Vorbereitung zum Kriegerberufe und Kriegsdienste.

Die Erziehung der fürstlichen und der adeligen Kinder bestand vornehmlich in der Entwickelung der körperlichen Kraft und Gewandtheit. Man übte die Kunst des Speerwerfens und Pfeilschießens und die Lenkung des Wagens. Denn auch im alten Griechenland finden wir, daß die Streitwagen die Stelle der Reiterei ersetzten; eine Erscheinung, der wir bereits im alten China und Aegypten begegnet sind. Der Grund dieser Erscheinung dürfte in den nomadischen Urzuständen zu suchen seyn, wo ganze Völker mit ihren Heerden von Steppe zu Steppe gemächlich umherziehen, die ihre Habe und Familie in den Wagen mit sich führen. Im Falle eines Angriffes wurden die mit dem Eigenthume beladenen Wagen auf eine Stelle zusammen gefahren und von den streitbaren Männern vertheidigt. Für diesen Zweck bestiegen dann die Krieger bewegliche Wagen; das ägyptische Museum in Florenz besitzt einen solchen Kriegswagen aus Birkenholz, dessen Räder mit Horn beschlagen sind, dessen Tritt aus geflochtenen Riemen besteht. (S. o. C. G. V. 377.)

Die griechischen Streitwagen (*τα ἁρματα*) des heroischen Zeitalters lernen wir aus Homer und den alten Vasenbildern kennen. Gleich den ägyptischen hatten sie nur zwei Räder an einer Achse, von welcher aus die Deichsel geht. Diese sowie die Räder waren aus dem Holze des Pappel- oder Feigenbaumes gefertigt und mit einer festanschließenden Schiene aus Metall, ebenso die Nabe belegt. Der Wagenlenker und der Streiter standen wie bei den alten Aegyptern auf der Achse, welche ein Geländer trug, das nach vorn und zu beiden Seiten eine Lehne hatte, hinten aber offen blieb, um dem Auf- und Absteigenden jedes Hinderniß zu entfernen. Die Räder hatten, gleich den ägyptischen, meist nur vier Speichen, wie

*) G. G. S. Köpke über das Kriegswesen der Griechen im heroischen Zeitalter. Berl. 1807. 8. J. J. H. Nast's Einleitung in die griechischen Kriegsalterthümer. Stuttg. 1780. 8.

die Vasenbilder und die elginischen Marmor zeigen *). Die Bespannung bestand in zwei Pferden, welche hölzerne, mehr oder weniger verzierte Joche trugen, die an die Deichsel mit einem Nagel befestigt sind. Zugstränge waren nicht vorhanden, wohl aber waren Peitschen zur Hand. Den Wagen der Here schildert Homer (Il. V. 722 ff.) also:

Hebe fügt um den Wagen alsbald die gerundeten Räder
mit acht ehernen Speichen, umher an die eiserne Achse.
Gold ist ihnen der Kranz, unalterndes; aber umher sind
eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick.
Silbern glänzen die Naben in schön umlaufender Rundung.
Dann in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel,
angespannt und umringt mit zween umlaufenden Rändern.
Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich; aber am Ende
band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile
golden und schön umschlang. In das Joch nun fügete Here
ihr schnellfüßig Gespann und brannte nach Streit und Getümmel.

Den Pferden wurden ein unsern Bremsen ähnliches Gebiß in das Maul gelegt, das durch Backen- und Stirnbänder am Kopfe festgehalten wurde. Das Gebiß hatte auswendig zuweilen verzierte Elfenbeinbuckeln, wie denn auch die Zügel verziert waren. Gewöhnlich spannte man zwei Pferde an die Deichsel, doch kommt auch noch ein drittes Pferd (Il. VIII. 81 und XVI. 152.) vor, das an eines der Pferde mit einem Riemen gebunden und Nebenpferd, *παρήορος*, genannt ward. Es diente als Ersatz, wenn eines der Deichselpferde verunglückte.

Auf dem Wagen standen zwei Helden, von denen der eine Wagen und Pferde beaufsichtigte und lenkte, der andere aber selbstthätig stritt. Die beiden Helden waren durch Bande der Verwandtschaft oder Freundschaft an einander geknüpft. Der Wagenlenker, *θεράπων*, Freund, Genosse, führte die Bewegungen aus, die der streitende Held für nöthig fand. Er brachte seinen Genossen an die Stelle des Schlachtfeldes, wo er den würdigsten oder gefährlichsten Feind vermuthete oder sah, der Kämpfer sprang dann vom Wagen, stürzte sich ins Gefecht und zog sich, hatte er seinen Zweck erreicht, oder war er verwundet, oder kampfunfähig geworden,

---

*) S. bes. J. C. Ginzrot, die Wagen und Fahrwerke der Griechen und Römer und anderer alten Völker nebst der Bespannung, Zäumung und Verzierung ihrer Zug-, Reit- und Lastthiere. München 1817. ff. Th. 1 und 2. 4. m. Abb. Zweigespanne finden wir namentlich zu Wettrennen und als Fahrzeuge der Genien, z. B. Inghirami vasi Etruschi. IV. Tf. 324, 373. Dubois Maisonneuve vases ant. Taf. 11 und 17 mit Greifen, Rehen und Schwänen. Die Götter haben meist Viergespanne, z. B. Inghirami vas. Etr. I. 95, 96. III. 206, 211, 217, 219, 220, 222, 224. IV. 309, 394. Tischbein I. 24, 31, 8, 9. Die Helden haben Dreigespanne, Inghirami v. Etr. III. 208, 210, 213. Dubois Maisonneuve 8, 48 und 62. Dazu Köpke's Kriegswesen der Gr. S. 140.

auf den Wagen zurück. So war Patroklos der Wagenlenker des Achilleus, Kebriones der seines Bruders Hektor *).

Den Kern des Heeres bildeten die Fußvölker, denn Reitergefechte kannte das heroische Zeitalter nicht, obschon die Reitkunst und Pferdebändigung ziemlich ausgebildet war, und ein Mann vier Pferde dergestalt lenkte, daß er in vollem Rennen von dem einen auf das andere sprang.

Dagegen kommen Angriffe mit den Kriegswagen als Ersatz für die Reiter vor. Man machte mit den Kriegswagen den ersten Angriff auf ein feindliches Heer, um dasselbe zu werfen und in die Flucht zu jagen. So läßt Nestor die Kriegswagen in einer Reihe auffahren und macht mit denselben dann einen Frontеangriff, dabei befiehlt er den Lenkern geschlossene Reihe zu halten und weder einzeln vorauszueilen noch zurück zu bleiben, da sie dadurch den Stoß schwächen würden; auf solche Weise hatten die Vorfahren Städte und Mauern erobert.

Bei derartigen Frontеangriffen standen die Wagen vor dem eigentlichen Kerne des Heeres, dem Fußvolke, das nachrückte und dem Angriffe mit den Speeren Nachdruck gab. Der Erfinder dieser Ordnung war, nach Homer (Il. IV. 297.) der kriegserfahrne Nestor. Zu solchem Angriffe war jedoch eine breite Ebene erforderlich.

Auf beengtem Schlachtfelde marschirte das Heer in einer Colonne, je nach seinen Abtheilungen auf und jede derselben hatte ihre Streitwagen neben sich, um dem Angriffe des Fußvolkes Nachdruck zu geben.

Endlich stellte man, wenn man einen Angriff im Rücken befürchtete, die Streitwagen hinter der Fronte auf, ordnete sie hier und rückte dann auf beide Flügel, um so die ganze Linie zu verstärken.

Die Streitwagen mußten also in dem heroischen Zeitalter die Reiterei und zum Theil die Artillerie ersetzen, da man vom Streitwagen herab mit Wurfspieß und Bogen und Pfeilen schoß und auf ihnen die Schützen dem Feinde rasch auf den Hals warfen und seine Heerhaufen in Unordnung bringen konnte. Widerstanden diese dem ersten Angriffe, so entspann sich der Kampf zwischen den Heerführern und ihren Schaaren mit den schweren und leichten Waffen, der uns in den homerischen Gesängen so lebhaft geschildert wird. Die persönliche Tapferkeit, Gewandtheit und Stärke der Seele sowie körperliche Kraft und Ausdauer gaben den Ausschlag. Doch verschmähten die Helden auch nicht Ueberlistung und Hintergehung, Ueberfall und stillen Mord, wovon die Heldengesänge ja vielfache Beispiele darlegen.

Wenden wir uns nun zu der **Bewaffnung** der altgriechischen

*) S. die Nachweisungen bei Köpke S. 141.

Helden, so der Schutz- wie der Angriffswaffen. Dabei ist auffallend, daß namentlich die ältesten in schwarzer Farbe auf gelbem Grunde ausgeführten Darstellungen uns Formen zeigen, die sowohl an die Gemälde der nordamerikanischen Büffelroben als auch der mexicanischen Denkmale erinnern. Auch hier finden wir den Satz bestätigt, daß ähnliche Culturstufen ähnliche Erscheinungen hervorbringen. Die gewaltigen Kämme der Helme, die bunten Rundschilde, die kurzen Schwerter und Keulen, die Wurfspieße und langen Speere erscheinen im alten Amerika wie im alten Griechenlande in ziemlich gleichmäßiger Form *). Die Ursache liegt in dem Bestreben des Menschen, seinem Feinde schon aus der Ferne durch die äußere Erscheinung Furcht und Schrecken einzuflößen und sich im Voraus dadurch ein Uebergewicht zu verschaffen.

Im Zeitalter, das die homerischen Gesänge schildern, war jedoch der Gebrauch der Metalle allgemein und die Krieger führten nicht mehr steinerne Lanzen- und Schwertklingen; auch war die Rüstung, welche in Amerika aus Baumwolle, Federn und Leder war, aus dem undurchdringlicheren Erze und den Kamm des Helmes bildeten wohl noch Federn oder Roßhaare, jedoch auf einem tüchtigen Bügel aus Metall. Das am meisten beliebte Metall war jedoch noch das Erz oder die Bronze, die wir überall als die treuen Begleiter der activen Rasse angetroffen haben **); indessen erscheinen auch Eisen und Stahl, namentlich als Verzierung des Panzers.

Die Waffenstücke eines homerischen Helden aber waren Helm, Panzer mit Zubehör, Beinschienen und Schild.

Der Helm, κράνος, κόρυς, κυνέη, bestand aus einer metallenen oder ledernen, an den Kopf anschließenden Kappe, welche sich hinten zur Nackendecke verlängerte, während zum Schutze der Schläfe und Wangen metallene Schienen herabgingen, die man nach Belieben aufschlagen konnte. Zum Schutze der Stirn und Augen sowie der Nase war theils ein Bügel, ein Nasal angebracht theils ein oft bis an den Mund herabreichender Schirm, in welchen für die Augen Löcher eingeschnitten waren. Das waren ganz metallene Helme.

Die Helme waren, wie der Name κυνέη oder κυνῆ schon andeutet, in alter Zeit aus dem Kopffelle des Hundes oder anderer Thiere, wie wir dergleichen auch bei den Negern und den Amerikanern gefunden haben. Das Löwenfell des Herakles, das dessen Kopf und Nacken umgab, ist gleichen Ursprungs. Wir finden aber für die geringeren Krieger Lederhelme. So war auch der Helm des Diomedes aus Stierhaut, ohne Helmbusch, und derartige leichte Helme trugen auch die Jünglinge.

*) S. C. G. II. 139 und das Büffelhautgemälde Taf. XVII. nach des Prinzen Maximilian von Wied Zeichnungen. Ferner C. G. V. 82 und die Tafel III. nach altmericanischen Handschriften.

**) S. C. G. IV. S. 257 sowie Köpke's Kriegswesen S. 60 ff.

Der metallene Helm der Helden war halbeirund und oben mit einem Knopfe versehen, in welchen entweder ein Roßschweif eingesetzt war, der vom Scheitel herabwallte, oder es stak ein Bügel darin, der wie die Mähne der Pferde vom Vorderhaupte nach dem Nacken emporstarrte. Zuweilen aber saß dieser Bügel unmittelbar auf der Helmkappe auf und war entweder ganz aus Metall oder noch überdem mit einer Roßmähne besetzt, die unten noch ein Stück den Rücken hinabreichte. In dieser Weise war des Achilleus Helm (Il. XIX. 380.):

> Den gewaltigen Helm nun erhebend
> deckt er das Haupt ringsher; und es strahlete gleich dem Gestirne
> sein hochbuschiger Helm und die Mähn aus gesponnenem Golde
> flatterte, welche der Gott um den Busch ihm reichlich geordnet.

Der Helm wurde unter dem Kinn mit einem verzierten Riemen befestigt, damit er gehörig fest auf dem Haupte sitzen möge.

Nächst dem Kopfe war nun auch Brust und Rücken durch den Panzer, θωραξ, geschützt. Der Panzer reichte vom Halse bis zum Ende der Ribben, wo der Gürtel sich demselben anschloß. Vom Rückenstücke nach dem Bruststücke ging über jede Achsel eine Schiene. Die homerischen Helden tragen meist eherne Panzer, die nach dem Bedürfnisse eines Jeden getrieben waren. Zu Pausanias Zeit waren derartige Panzer nicht mehr im Gebrauche. Es waren, sagt er (X. 26.), zwei eherne Stücke, das eine für die Brust und die Theile um den Leib passend, das andere zur Deckung des Rückens, dann wurden beide mit Spangen an einander befestigt. Auch ohne Schild schienen sie hinlängliche Sicherheit zu geben. Wir sehen diese Panzer auch auf den Vasenbildern, wo namentlich das Bruststück immer mehrfach verziert erscheint. Um den Unterleib und die Schenkel zu schützen, gingen vom untern Ende des Panzers dicht neben einander hängende lange Metallstreifen oder Schienen, πτερυγες, Panzerflügel, aus, die sich auch als Tracht der Officiere bis in die römische Kaiserzeit erhalten haben. Wir finden sie daher, wenn auch nicht allgemein (z. B. Inghirami vas. Etr. IV. 310), auf Vasenbildern wie an den Statuen der spätern Zeit und auf den Säulen von Trajan und Antonin.

Da die ehernen Panzer schwer, namentlich aber sehr kostbar waren, so hatte man auch leichtere aus Linnen, die sich bis in das

---

*) Die mannichfache Gestalt der Helme tritt uns namentlich in den Vasenbildern entgegen. Wir finden ganz geschlossene Helme, mit Augenlöchern, bei Inghirami vas. Etr. I. 5, 11, 107. III. 214, 219, 220, 257, 278, 284. Helme, deren Krista oben an einem Stiele in den Knopf befestigt ist: Inghirami c. t. III. 203, 206, 208, 210, 217, 229, IV. 304, 306, 310, 320 ff.; Helme, an denen die Krista auf der Kappe aufsitzt: Inghirami IV. 320, 345, 346, 379; Helme, die an jeder Seite über dem Ohr eine Feder haben; Inghirami IV. 350.

Mittelalter erhielten. Solche trugen der oileische Ajax und Amphios. Noch allgemeiner waren sie im Orient und Aegypten. König Amasis (Herodot III. 47.) hatte den Lakedämoniern einen Linnenpanzer geschenkt, der reich mit Gebilden durchwebt und mit Gold und Baumwolle geschmückt war; einen ähnlichen hatte der König nach Lindos der Athene gesendet *).

Eigentliche Panzerhemden kommen nicht vor, obschon man das eherne Hemde (χιτὼν χάλκεος) des Homer dafür hat nehmen wollen. Die Aegis der Athene, dann die Vasendarstellung des Raubes der Antiope durch Theseus und Pirithoos zeigen allerdings etwas dem Schuppen- oder Ringpanzer Aehnliches **).

Der Gürtel, ζώνη, ζωστήρ, war die Fortsetzung des Panzers, ward aber wohl nicht über demselben getragen und diente vielleicht den Panzerflügeln zur Befestigung. Der Gürtel war ebenfalls verziert. Mit dem Panzer hing der Gürtel durch Häkchen zusammen ***).

Die homerischen Helden tragen über dem Panzer noch Felle von Löwen, Leoparden u. a. Raubthieren; dies hat sich in späterer Zeit als Mantel gestaltet, kann jedoch wohl nicht zur wesentlichen Ausrüstung gerechnet werden, wie denn auch die Vasenbilder die kämpfenden Helden meist ohne Mantel zeigen.

Die Beinschienen, κνημῖδες, waren dagegen ein wesentliches Waffenstück und die Bewaffnung der Helden begann mit der Anlegung derselben. So heißt (Il. XI. 17.) von Agamemnon:

eilend fügt er zuerst um die Beine sich bergende Schienen
blank und schön, anschließend mit silberner Knöchelbedeckung.

Diese Schienen, welche die Schienbeine vom Fußknöchel bis zum Knie und auch dieses in der Art unserer Curierstiefel bedeckten, waren von Erz, sie erscheinen überall auf den Vasenbildern †); Schuhe oder Sandalen tragen die Helden aber nicht, sie gehen stets barfuß. Lederne Schienen trug man bei ländlichen Beschäftigungen.

Der Schild ist nächst dem Panzer das wichtigste Schutzwaffenstück der Helden, das wir ziemlich auf allen von uns betrachteten Culturstufen gefunden haben. Der Schild des homerischen Zeitalters war kreisrund und deckte den Körper seines Trägers von dem Munde bis zu den Knieen. Er war gewölbt und gemeiniglich aus mehreren übereinander befestigten Lagen von Leder gefertigt. Der Schild des Telamoniers Ajas hat sieben Lagen Leder, über welche

*) S. das Nähere bei Köpke S. 96.

**) Inghirami, Vasi Etr. IV. 320. Köpke S. 99.

***) Köpke S. 102 ff

†) S. u. a. Inghirami, V, E. IV. 320. Eherne Schienen im neapolitanischen Museum. Museo Borbonico IV. 13, 44; vergl. Köpke S. 105 ff.

als achte eine Erzplatte gelegt ist. Das Alter zerstörte die Schilde, wenn sie, wie in der Waffenkammer des Odysseus, ungebraucht lagen und es platzten die Nähte des Lederwerks (Odyss. XXII. 185.). *Die Oberfläche der Schilde war entweder bemalt, oder mit einem oder mehreren Buckeln von Zinn verziert, oder auch mit erhabenem getriebenem Erze überzogen, wie die berühmten, vielfach besprochenen und nachgebildeten Schilde des Achilles, Sarpedon und Agamemnon in der Ilias. Der Rand des Schildes war immer, wenn er von Leder, mit einem Metallreifen verstärkt. Um den Schild zu handhaben, befanden sich auf der Innenseite zwei Riemen für Hand und Vorderarm, außerdem aber noch ein längerer, oft verzierter Riemen, an welchem man denselben über die Schulter hängen und sich so die linke Hand frei machen konnte. Wir sehen die innere Einrichtung der Schilde oft auf den Vasen dargestellt*). In der Ilias kommen neben den wohlgerundeten Schilden (V. 453 u. XII. 426.) die λαισήια πτερόεντα vor. Es waren dieß lederne Schurze, die von dem unteren Theile des Schildes noch etwa zwei Fuß herabhingen, und die Gewalt der Hiebe und Stöße zu brechen bestimmt waren, wie wir aus einem Vasenbilde (Inghirami V. E. II. 168. u. 169.) ersehen. Wir fanden derartige Schilde bereits bei den alten Mexicanern (C. G. V. 81. u. Taf. III. F. 9.).

Im Laufe der Zeiten nahm der Schild auch in Griechenland mehrfache Formen an. Er wurde leichter, eiförmig, vierseitig, mehr oder minder hohl oder gebogen.

## Die Angriffswaffen

des heroischen Zeitalters waren: Wurfspeer und Lanze, Schleuder, Bogen, Pfeil und Schwert.

Der Wurfspeer ist nächst der Keule die älteste Waffe des Menschen, die wir denn auch in Australien und überall angetroffen haben. Aus dem Wurfspeere erwachsen sämmtliche Geschosse, wie aus der Keule sämmtliche Hiebwaffen sich entwickelt haben**).

*) S. Köpke S. 108 ff., bemalte Schilde auf Vasenbildern mit Skorpion, Fisch u. s. w. Inghirami V. Etr. I. 5, 9, 41, 76. II. 113 bis 116. III. 261, 287. Pausanias über Menelaos Schild. X. 26. Ein Bronzeschild im Museo Borbonico IV. 29. Die Restaurationen der Ägineten bei Otfr. Müller und Oesterlei Taf. 5 ff. zeigen die Einrichtung der Riemen an der Innenseite deutlich und in Uebereinstimmung mit den Vasenbildern.

**) Wir fanden bei den Australiern den Stock, bei den alten Brasiliern die schmale zweischneidige hölzerne Keule, das Holzschwert, das auch in der Südsee vorkommt, wo dasselbe mit Haifischzähnen besetzt eine sägeartige Schneide bekommt. Darauf folgt das mexicanische Schwert, das aus einer Klinge von Holz besteht, die auf zwei Seiten mit einer Schneide von Obsidian zu einer gefährlichen Hiebwaffe umgestaltet ist. Darauf folgt erst die Metallklinge.

Der **Wurfspieß**, ὁ ἄκων, war etwas kürzer als der eigentliche **Speer**, τὸ ἔγχος, obschon man beide aus der Ferne gegen den Feind schleuderte. Der Wurfspieß gehörte mit zu den Schußwaffen und die Krieger führten deßhalb deren mehrere bei sich, während die eigentlichen Führer und Helden nur den großen Speer führten. Der Wurfspieß war, wie Bogen und Pfeil, Jagdwaffe und Kriegswaffe zu gleicher Zeit.

Aus dem Wurfspieße und dem Bedürfnisse, in noch größerer Ferne die Geschosse zu versenden, als es blos mit der menschlichen Hand möglich, bildete sich der **Pfeil**, bei dem die Bogensehne die treibende Kraft bildet. Die Pfeile sind kürzer als der Wurfspieß, mit scharfer Metallspitze an dem einen und mit Federn an dem andern Ende versehen. Von vergifteten Pfeilen ist in der Odyssee (I. 261.) die Rede:

Denn auch dorthin (nach Ephyre) steuert' im hurtigen Schiffe Odysseus,
Würze des Männermords zu erkundigen, daß er mit solcher
sich die ehernen Pfeile vergiftete; jener indeß nicht
gab sie, dieweil er schente den Zorn der ewigen Götter;
aber ihm gab mein Vater davon, denn er liebet ihn herzlich.

Die Pfeile trug man in einem reich verzierten Köcher auf der Schulter, so daß der Schütz sie mit der rechten Hand rückwärts greifend erfassen konnte. Den Bogen haben wir uns so vorzustellen, wie die turkomanischen, persischen u. a. westasiatischen noch jetzt sind, wie aus manchen Stellen der Ilias und Odyssee hervorgeht. Vom Pandaros heißt es (Il. IV. 105.):

Schnell entblößt er den Bogen, geschnitzt von des üppigen Steinbocks
schönem Gehörn, dem er selbst die Brust von unten getroffen. —
Sechzehn Hand breit ragten empor am Haupte die Hörner.
Solche schnitzt und verband der hornarbeitende Künstler,
glättet Alles umher und beschlugs mit goldener Krümmung *).
Diesen nun stellt er geschickt, nachdem er ihn spannt, auf die Erde
angelehnt, und mit Schilden bedeckten ihn tapfere Freunde,
daß nicht zuvor anstürmten die streitbaren Männer Achajas,
eh er gefällt Menelaos, den streitbaren Fürsten Achajas.
Jetzt des Köchers Deckel eröffnet er, wählte den Pfeil dann
ungeschnellt und ungefiedert, den Urquell dunkeler Qualen.
Eilend ordnet er nun das herbe Geschoß auf der Sehne
und er gelobet Apollon, dem lykischen Bogenberühmten,
eine Dankhekatombe der Erstlingslämmer zu opfern
heimgekehrt in sein Haus, zur heiligen Stadt Zeleia.
Passend dann zog er die Kerben zugleich und die Nerve des Rindes **),

---

*) Χρυσέη κορώνη bezeichnet die auch an orientalischen Bögen oft vergoldeten, aus Holz geschnitzten äußersten, emporstehenden Enden, an welche die Sehnenschlinge eingehenkt wird; wörtlich müßte es heißen: setzt an die golden Enden oder Spitzen. S. C. G. VII. 334.

**) Die Kerben nämlich des Bogens, in denen die Sehnenenden sitzen; wenn man nämlich die Sehne nicht in der rechten Mitte anfaßt und so beide Enden gleichmäßig anzieht, wirft sich der Bogen und bricht.

daß die Sehne der Brust annaht und dem Bogen das Eisen.
Als er nunmehr kreisförmig den mächtigen Bogen gekrümmt hat,
schwirrte das Horn und tönte die Sehn, und sprang das Geschoß hin
scharfgespitzt, in den Haufen hineinzufliegen verlangend.

Nicht minder anschaulich sind die Beschreibungen der Odyssee, wo die Freier es versuchen, den gewaltigen Bogen des Odysseus zu spannen, der bisher mit uneingehakter Sehne in der Waffenkammer so lange Jahre geruht hatte und jedenfalls die Gestalt der türkischen Bogen gewonnen hatte, die wir öfter in europäischen Sammlungen sehen. Da es die Freier nicht im Stande waren, die Sehne in Ordnung zu bringen, so befahl Antinoos ein Feuer anzuzünden, eine derbe Fettscheibe aus der Kammer zu holen,

daß wir Jünglinge wohl mit Wärm' und Salb' ihn erweichen. (Od. XXI. 179.)

Allein das half auch nicht, — bis endlich der kluge Odysseus den Bogen in die Hand nahm.

Als er den mächtigen Bogen geprüft ringsum und betrachtet,
so wie ein Mann, wohlkundig des Lautenspiels und Gesanges,
sonder Mühe aufspannet am neuen Wirbel die Saite,
fugend an jeglichem Ende den schön gesponnenen Schafdarm,
so nachlässig nun spannte den mächtigen Bogen Odysseus,
dann mit der rechten Hand versucht er fassend die Sehne;
lieblich erklang ihm die Sehne und hell wie die Stimme der Schwalbe.

Dann legte er den Pfeil auf und schoß durch die Artlöcher. Nachher goß er die Pfeile aus dem Köcher vor seine Füße hin und begann die Mordarbeit.

Auf den Vasenbildern treten uns mehrfache Darstellungen von Bogen und Pfeilen entgegen, namentlich der eigentliche westasiatische Bogen (Inghirami I. 31. 46. u. III. 284. u. IV. 320.), wo auch der asiatische, an der linken Seite getragene Pfeilköcher erscheint. Nächstdem sehen wir aber auch den indischen (Inghirami I. 69) und den halbkreisförmigen africanischen (Inghirami I. 45. III. 283.) *).

Nächst dem Bogen schoß man auch aus der Hand und aus der Schleuder im heroischen Zeitalter Steine. So warfen Agamemnon, Ajax, Hektor und Patroklos gewichtige Steine ihren Feinden entgegen, wobei es um so ehrenvoller war, je größeren Umfang, je schwereres Gewicht der Stein hatte. Die Schleuder nahmen die Führer und Helden aber nicht, sie überließen sie den kleineren Kriegern, die damit aus der Ferne arbeiteten. Namentlich hatten die Lokrer Schleudern aus geflochtener Schafwolle. Wir werden später der Schleuder als einer gewichtigen Waffe selbst in dem römischen Heere wieder begegnen.

Die Hauptwaffe der homerischen Helden ist der eschene Speer von 6—10 Fuß Länge, dessen Spitze mit einer zweischneidigen

*) S. Köpke S. 121. und C. G. V. 37 ff.

Klinge von Erz versehen war. Das andere Ende hatte gleichermaßen einen Schuh von Erz, wie wir deutlich an der Lanze der Athene auf einem Vasenbilde (Tischbein vas. Etr. II. 14.) ersehen. Die Klinge des Speeres hatte keine Widerhaken, wie zuweilen der Wurfspieß (Dubois Maisonneuve. I. 22.). Der Speer wurde theils auf den Feind in größerer Nähe als der Wurfspieß geworfen, theils aber eingestemmt, um den Gegner zu durchbohren. Wir sehen auf den Vasenbildern beide Arten der Anwendung *). Um für alle Fälle gerüstet zu seyn, nahmen die Helden zwei Speere mit in das Gefecht, wie denn auch Telemachos aus der Waffenkammer für die vier Kämpfer acht Lanzen herbei trägt. So hat Aeneas (Inghirami I. 39.) mit dem Vater entweichend zwei Lanzen bei sich **).

Das Schwert, ξίφος, ἄορ, φάσγανον, welches die Helden erfassen, wenn sie den Speer verschossen oder verloren haben, war kurz und zweischneidig und aus Erz, Griff und Klinge waren aus einem Stücke, ersterer oft verziert, seltener in eine Parirstange sich ausdehnend (Inghirami III. 261.). Das Schwert stak in einer Scheide von Metall oder Elfenbein und wurde über die linke Hüfte an einem verzierten, von der rechten Schulter herabhängenden Riemen getragen. An der Scheide des Schwertes befand sich noch ein Messer oder Dolch, der als Nickfänger, Opfermesser und zu anderweiten Zwecken gebraucht wurde ***).

Dieß waren die Waffen des heroischen Zeitalters, die im Laufe der Zeiten wohl einzelne Abänderungen erlitten, im Wesentlichen aber noch von den Römern geführt wurden, wie wir weiter unten sehen werden. Wollen wir uns aber einen homerischen Helden in seinem Waffenschmucke vergegenwärtigen, so dürfen wir nur folgende Stelle der Ilias (XI. 17 ff.) lesen, welche Agamemnons Rüstung schildert:

- Eilend fügt er zuerst um die Beine sich bergende Schienen,
blank und schön anschließend mit silberner Knöchelbedeckung;
weiter umschirmt er die Brust ringsher mit dem ehernen Harnisch,
welchen Kinyras einst zum Gastgeschenk ihm verliehen.
Ringsum wechselten zehn blauschimmernde Streifen des Stahles,
zwölf aus funkelndem Gold und zwanzig andere des Zinnes;
auch drei bläuliche Drachen erhoben sich gegen den Hals ihm
beiderseits, voll Glanz wie Regenbogen, die Kronos
Sohn in die Wolken gestellt, den redenden Menschen zum Zeichen.

*) S. Inghirami I. 5, 9, 18, 23, 31, 41 u. s. w.

**) S. noch Inghirami I. 49, 77, 89. III. 220, 303. II. 143, 160 u. s. w.

***) Schwerter in der Hand der Helden zeigen die Vasenbilder bei Dubois Maisonneuve II. 2. I. 6, 7, 20. Inghirami I. 9, 30. Schwertkämpfe: Inghirami IV. 257, 261. Am Mann in der Scheide: Inghirami III. 228. I. 60. Schwert zum Stoß aus der Scheide gezogen: Inghirami VI. 385. S. Köpke S. 119 ff.

Hierauf warf er das Schwert um die Schulter sich; goldene Buckeln
leuchteten über das Heft; und die Kling' umhüllte die Scheide,
silberhell, am Gehenk von strahlendem Golde befestigt.
Drauf den gewaltigen Schild, den ringsbedeckenden, hub er,
schön von Kunst; ihm liefen umher zehn eherne Kreise;
auch umblickten ihn zwanzig von Zinn gewölbete Nabel,
weiß, und der mittlere war von dunkeler Bläue des Stahles.
Auch die Schreckengestalt der Gorgo drohete schlängelnd
mit wuthfunkelndem Blick und umher war Graun und Entsetzen.
Silbern war des Schildes Gehenk und gräßlich auf diesem
schlängelt ein bläulicher Drache dahin; drei Häupter des Scheusals
waren umhergekrümmt, aus einem Halse sich windend.
Drauf umschloß er das Haupt mit des Helms vierzipflicher Kuppel,
von Roßhaaren umwallt, und fürchterlich winkte der Helmbusch.
Auch zwei mächtige Lanzen, gespitzt mit der Schärfe des Erzes,
faßte der Held.

Die Kämpfe nun, welche die homerischen Helden ausführten, waren höchst einfache Zweikämpfe der Führer, an denen sich ihre Schaaren betheiligten. Die Belagerung der Stadt Troja aber bestand in einer Einschließung. Genommen wurde die Stadt erst, nachdem die Griechen die Belagerten durch das Holzpferd bestimmt hatten, ihre Mauer theilweise einzureißen.

Die spätere Zeit brachte die Kriegsführung mehr in eine künstliche Form, und einzelne Feldherren, namentlich die Führer von Miethtruppen waren die Erfinder von sinnreichen Schlachtordnungen und Aufstellungen von Kriegsmaschinen für die Belagerungen. Allein das griechische Kriegswesen konnte sich nicht bis zu dem hohen Grade von Ausbildung erheben, den die Römer demselben gaben, da auf der einen Seite eine ausgebildete Reiterei fehlte, auf der andern aber es nicht möglich war, jene strenge Disciplin bei den bewaffneten Bürgern allgemein einzuführen, die die erste Bedingung eines vollkommenen Heeres ist *). Jeder Bürger war zum Kriegsdienste verpflichtet von seinem 20—60. Jahre. Jeder mußte sich aber auch aus eigenen Mitteln bewaffnen und beköstigen, als Sold diente die Anwartschaft auf die Beute. Eben wegen der strengen Zucht waren unter allen griechischen Truppen die Spartaner die sichersten, obschon sie eben auch nur Milizen und keine Soldaten waren.

Wenn im heroischen Zeitalter die Führer und Helden den Ausschlag gaben, so bildete, ganz im Einklange mit der Staats- oder Stadtverfassung seit dem Aufkommen der Demokratie, die Infanterie den Kern des Heeres, dem die Aristokratie, die Ritter, zur Unterstützung dienten. Die Infanterie gliederte sich allgemach nach der Rüstung in drei Classen, die schwerbewaffneten mit breiten Schilden und langen Speeren, die leichtbewaffneten mit Wurfspießen,

*) S. bes. J. J. H. Nast's Einleitung in die griech. Kriegsalterthümer. Stuttg. 1780. 8.

Bogen, Pfeilen und Schleudern und die Peltasten mit leichteren Schilden und Speeren. Die Reiterei war wenig zahlreich und bestand in Athen ursprünglich aus 69 Mann, wurde nach den Perserkriegen auf 300, endlich aber auf 1200 Mann gebracht. In Sparta richtete man erst nach dem messenischen Kriege Reiterei ein. Schweres Geschütz, das die Römer stets mit sich führten, nachdem die Legioneneinrichtung vollendet, hatten die Griechen im Felde nicht, denn die Sichelwagen sind kaum etwas anderes als ein vorübergehender Versuch gewesen, sowie die Elefanten, die durch Alexander den Großen in die europäische Kriegskunst eingeführt wurden, wegen der Unzuverlässigkeit und Unsicherheit in der Benutzung, sowie wegen ihrer Kostbarkeit eine schwere Reiterei zu ersetzen nicht vermochten. Sie dienten als ein Schreckmittel, so lange der Feind an ihren Anblick nicht gewöhnt war und so lange er die schwache Seite derselben nicht entdeckt hatte.

Die griechischen Heere waren nach dem Decimalsystem gegliedert, das später auch die Römer theilweise annahmen *). Die Taxis bestand aus 100 Mann, zehn derselben bildeten eine Chiliarchie, ein Regiment mit dem Chiliarchen. Zwei Chiliarchien machten eine Telarchie und vier eine Phalanx oder Brigade. Vier Phalangen, 16,000 Mann, commandirte der Hegemon. Die Aufstellung der Phalanx im Felde bestand aus einer Fronte von 500 Mann, die 16 Mann hoch aufmarschirt waren. 16 Mann bildeten den Lochos unter einem besonderen Rottmeister, Lochagos **). Die Reiterei war dem Fußvolke in kleinen Geschwadern zugetheilt, um immer zur Aushilfe bei der Hand zu seyn, in gleicher Weise wandte man auch später noch die Streitwagen an. Die Infanterie war gut eingeübt und namentlich die Aufmärsche und Schwenkungen, Frontveränderungen und Bewegungen sehr ausgebildet, was auf große Ausbildung der Signale schließen läßt. Der Angriff ward immer mit dem Paian oder Schlachtgesang ausgeführt **).

Die Römer überkamen alle diese Versuche von den Griechen und bildeten sie nachher weiter aus, wie wir später bei Betrachtung der Legion sehen werden.

Die Lager der griechischen Heere, namentlich der Spartaner, waren rund; in früher Zeit war die Lagerordnung sehr streng, seit den Perserkriegen aber, besonders nach dem alexandrinischen Zeitalter wurden sie oft der Sitz von allerlei des Soldaten unwürdigen Leichtfertigkeiten, worin namentlich die Athener sich auszeichneten.

*) S. Rast S. 60 — 110.

**) S. vollständige Sammlung aller Kriegschriftsteller der Griechen, sowohl strategischen als taktischen Inhalts, übers. v. A. H. Baumgärtner. Frankenh. 1779. 4. Es sind Onosander u. Cl. Aelian. Ch. Guischard mémoires militaires sur les Grecs et les Romains. à la Haye. 1758. 2 Bde. 4. m. Pl. u. K.

Tags und Nachts waren Wachen ausgestellt, die durch eine Schelle von Zeit zu Zeit sich hören lassen mußten. Die Wachen wurden regelmäßig abgelöst. In der Nähe des Feldherrn waren stets Adjutanten und Stabssignalisten. Die Signale selbst waren hörbare oder sichtbare. Auch kannte man die Parole (συνθημα). Zu den sichtbaren Signalen gehörten Fahnen und Feldzeichen, Winke mit der Hand, Fackeln des Nachts. Die hörbaren ertheilte man mit der Muschel der Seeschnecke und mehreren Arten der Trompete, Pfeifen, Flöten und Lyra.

Nach Beendigung einer Schlacht fand die Beerdigung der Todten Statt. Im homerischen Zeitalter beschimpfte man die Leichen der Feinde, wie denn Achill den Körper des Hektor an seinen Wagen befestigte und um Troja und das Grab des Patroklos schleifte. In späterer Zeit hielt man ein derartiges Verfahren für schimpflich. War man entfernt von der Heimath, so verbrannte man die Gebliebenen und sandte ihre Knochen nach Hause.

Die Beute, wozu auch die gefangenen Krieger gerechnet wurden, mußte an den Feldherrn abgeliefert werden, der dann davon die Tapfersten belohnte, während ein Theil davon den Götterfitzen und Tempeln gewidmet wurde. Wir sehen aus Pausanias, daß in vielen griechischen Tempeln allerlei Rüstungen der Besiegten aufbewahrt wurden, auch widmeten die Sieger zuweilen ihre eigenen Waffen. Auf der Wahlstatt wurden Trophäen oder Siegesdenkmale errichtet, d. h. es wurden an einer Eiche oder einem Oelbaume feindliche Waffen aufgestellt und deren Bedeutung durch eine Inschrift angedeutet*). Es fehlte bei diesen Gelegenheiten nicht an Festzügen und feierlichen Opfern.

In Bezug auf die Polizei in den Heeren der Griechen finden sich interessante Spuren bei den Spartanern. Bei diesen war eine Abtheilung von 300 Mann, welche den Auftrag hatten zu beobachten, daß keiner der Krieger ein Beutestück an sich nehme. Die Belohnungen besonderer Tapferkeit bestanden in einem größeren Antheile an der Beute und in der Ertheilung äußerer Auszeichnungen, namentlich von Kränzen. Alle derartige Einrichtungen wurden jedoch vornehmlich durch die Römer ausgebildet, wie wir später sehen werden.

Im heroischen Zeitalter bestand die Befestigung der Städte in einer einfachen mit Thürmen gekrönten Umwallung, vor welcher sich ein Graben befand. Allgemach erwuchsen daraus steinerne Mauern. Der angreifende Feind umschloß dann die Stadt und führte seinerseits von außen ebenfalls einen Wall auf, um von da

*) Wie flink damit die Athener bei der Hand waren, sehen wir aus dem Berichte des Thukydides über die Belagerung von Syrakus. Thuc. VI. 98 ff.

aus in die Stadt zu gelangen. Dann suchte man aber auch, wie namentlich die Athener es vor Syrakus machten, durch eine Mauer die belagerte Stadt von dem sie umgebenden Lande abzuschneiden und, indem man die Wasserleitungen zerstörte, im Innern Noth und Unzufriedenheit zu erwecken (s. bes. Thukydides B. VI. u. VII.). Nächstdem legte man in der Nähe der feindlichen Stadt feste Plätze an, wo man die Vorräthe aufbewahrte oder von wo aus man das offene Land beunruhigte. So befestigten die Spartaner Dekelia, das zwischen Athen und Euböa lag, und versetzten von da aus die ganze Umgegend in Schrecken und Unruhe (Thukydides B. VII. 19.). Die Belagerten suchten sich dagegen dadurch zu helfen, daß sie den Mauern, welche die Feinde aufführten andere entgegensetzten und diese von einer Seite absperrten, wie es eben den Athenern unter Nikias vor Korinth erging (Thukydides VII. 11.). Die Athener rächten sich an den Spartanern hinwiederum dadurch, daß sie thrakische Hilfsvölker, die sie nicht gebrauchen konnten und heimsandten, auf dem Rückwege die unbewachte Stadt Mykalessos überfallen ließen. Die Thrakier mordeten Alles, was Leben hatte, ja sie drangen sogar in eine Schule ein, worin die Kinder sich eben zahlreich versammelt hatten, und hieben alle nieder (Thukydides VII. 29.).

Eigentliche Belagerungen fanden erst Statt, nachdem man angefangen die Mauern der Feinde mit Maschinen zu erschüttern und dann die Besatzung durch eingeworfene Lasten, Feuermassen und todte Körper zu ängstigen versuchte. Allerdings wurden viele dieser Maschinen von Griechen erfunden, allein die systematische Benutzung und weitere Ausbildung derselben ist das Verdienst der Römer, daher wir sie auch erst weiter unten näher betrachten werden.

Dagegen waren die Griechen im Seekriege desto erfahrener. Auf Schiffen waren die activen Stämme aus Asien nach Griechenland gekommen, die geographische Lage des Landes machte einen fortwährenden Seeverkehr möglich, ja nothwendig; daher zeigt uns auch die Heroensage Heerzüge zur See, wie den der Argonauten, des Theseus, der Achäer nach Troja. Seeraub ging dem griechischen Handelsverkehr voran und veranlaßte später bewaffneten Widerstand. So fanden sich schon in früher Zeit zahlreiche Schiffe in Griechenland *).

Das berühmte Schiffsverzeichniß der Ilias (II. 494) macht 1186 Schiffe namhaft, welche den vor Troja vereinigten Griechen gehörten.

Diese Schiffe führten 50—120 Krieger an Bord, die bei dem Rudern mit Hand anlegen mußten. Außer diesen Schiffen hatte man zum Fortschaffen der Lebensmittel noch Lastschiffe, die vorzüg-

*) S. Köpke's Kriegswesen der Griechen S. 149 ff. Rast's Einleitung in die griech. Kriegsalterthümer S. 278 ff.

lich durch Segel bewegt wurden. Die Odyssee (V. 243.) schildert den Bau eines solchen. Das Verdeck fehlte bei den Lastschiffen, sie waren offen; dagegen hatten sie schon den Kiel. Die Schiffe waren mit Pech und Theer bestrichen und hießen daher schwarze; das Vordertheil war blau und roth bemalt oder mit einem ehernen Schiffschnabel bewehrt. Am Hintertheile, das sehr erhöht, war das Bild des Schiffes und das Steuerruder nebst dem Standpuncte des Steuermannes. Es fehlte nicht an Masten, Segelstangen, Segeln, Tauen, Anker und Senkblei. Im Allgemeinen mögen diese Kriegsschiffe dem javanesischen Tausendfuß geglichen haben, den wir früher kennen lernten (C. G. VI. 317.).

Es war ganz natürlich, daß die griechischen Inseln der früheste Heerd der vaterländischen Seemacht waren; Kreta, Samos, Rhodos, Korkyra hatten zahlreiche Schiffe. Später trat Korinth in die Reihe der Seemächte und seit den Perserkriegen Athen. In Korinth wurden auch die ersten großen Dreiruderer erbaut. Themistokles wurde der Schöpfer der athenischen Seemacht, nachdem er bei Artemision und Salamis die Perserflotte von 1200 Schiffen besiegt hatte. Er ließ 200 Schiffe bauen und bestimmte, daß fortan alljährlich 20 Schiffe neugebaut werden sollten *). Athen dachte fortan darauf, die korinthische Seemacht, die ursprünglich 120 Trieren hatte, zu schwächen und die Herrschaft zur See ganz allein für sich in Anspruch zu nehmen. Sie erregten dadurch die Eifersucht von Korinth und Sparta und so entstand der verheerende peloponnesische Krieg. Der sicilische Feldzug war der Glanzpunct der athenischen Seemacht, die damals in 250 Schiffen bestand, von denen 100 an der Küste von Attica, Salamis und Euböa, 100 an der Küste des Peloponnes und 50 an der thrakischen Küste kreuzten.

Die athenische Flotte war indessen nicht blos an Zahl sondern auch in der Gewandtheit ihrer Bewegungen der peloponnesischen überlegen. In der Seeschlacht von Naupaktos (Thukydides II. 83.) hatte der athenische Admiral Phormio nur 20 Schiffe, während seinen Gegnern 47 zu Gebote standen. Die Peloponnesier stellten ihre Schiffe in einem großen Kreise auf, wobei die Vordertheile nach Außen, die Hintertheile nach Innen gerichtet waren. Die kleineren Fahrzeuge standen in dem inneren Raume und fünf der leichtesten waren bestimmt, den Feind, wo er den Angriff unternehmen würde, in der Nähe anzufallen. Die Athener stellten sich nun in eine Linie auf, ruderten rings um den feindlichen Kreis, kamen immer ziemlich nahe, machten immer Anstalt anzugreifen und drängten die Schiffe so zusammen. Als sich nun der Wind erhob und die peloponnesischen Schiffe durch den Wind in Unruhe geriethen, liefen sie gegen einander an, die Stangen geriethen in einander, die Schiff-

*) S. Diodor v. Sic. XI. 41 ff.

leute geriethen in Streit und Unordnung, so daß die Officiere mit ihren Befehlen nicht durchdringen konnten, und die Ruderer konnten bei der hochgehenden See nicht zurecht kommen. Als Phormio dies gewahrte, gab er das Zeichen zum Angriff und nun fielen die gewandten athenischen Schiffe über den Feind her, versenkten sofort ein Admiralschiff und brachten solche Bestürzung hervor, daß in der peloponnesischen Flotte nur Alles auf Flucht und Rettung dachte. So vernichteten die Athener viele Schiffe und nahmen zwölf derselben gefangen, deren Mannschaft größtentheils niedergehauen wurde. Die Peloponnesier verstärkten indessen ihre Flotte bald wieder auf 77 Schiffe und legten sich beim achäischen Vorgebürge vor Anker, Phormio stellte sich beim molykrischen Vorgebürge, 7 Stunden davon, auf. Allein die peloponnesischen Führer wagten sieben Tage lang keinen Angriff trotz ihrer großen Ueberlegenheit. Als dieß endlich geschah, rettete Phormio doch eilf seiner Schiffe, die übrigen wurden vom Feinde auf den Strand gejagt. Phormio entkam nach Naupaktos und die Peloponnesier eilten dorthin und unternahmen einen lebhaften Angriff. Die Athener durchbohrten ein Frachtschiff und die Peloponnesier waren dadurch so überrascht, daß sie den vollen Anlauf hemmten und in Unordnung geriethen. Nun fielen die Athener über die feindlichen Schiffe her, von denen einige auf Sandbänke gerathen waren, andere sich zur eiligen Flucht wendeten. Die Athener verfolgten sie, nahmen 6 feindliche Schiffe und eroberten die, welche sie früher verloren hatten, zurück. Phormio begab sich nach Naupaktos zurück und errichtete eine Tropäe.

Bei Belagerung der Seestädte wendete man die Schiffe vornehmlich zur Absperrung von der Seeseite an und verband die einzelnen Fahrzeuge durch Ketten und Balken, um die Linie undurchdringlich zu machen, oder auch hier die Maschinen aufzustellen. Berühmt ist in dieser Beziehung die Belagerung von Tyros durch Alexander und die von Rhodos durch Demetrios Polyorketes, der 200 Kriegs- und 170 Lastschiffe und ein Heer von 40,000 Mann bei sich hatte, dem 1000 Barken mit Marketendern folgten. Demetrios hatte ein zahlreiches und gewaltiges Geschütz bei sich und die Rhodier bemühten sich ihrerseits ihm Aehnliches entgegen zu stellen. Bekanntlich mußte Demetrios endlich die Belagerung aufheben.

Die Schiffe der Griechen wurden übrigens noch im peloponnesischen Kriege, wenn es möglich war, an das Land gezogen. Wenigstens schreibt Nikias in seinem Berichte an die Athener (bei Thukydides VII. 12.). Unsere Flotte befand sich, wie es den Feinden wohl bekannt ist, anfangs zwar in einem blühenden Zustande, da die Schiffe trocken und die Besatzung wohl behalten war. Jetzt aber sind die Schiffe, nachdem sie so lange in See waren, von der Nässe angefault und die Besatzung ist aufgerieben; denn wir können unsere Fahrzeuge nicht auf den Strand ziehen und austrocknen,

weil uns die feindliche Flotte gewachsen und an Zahl sogar überlegen ist, so daß wir beständig eines Angriffes gewärtig seyn müssen.

Die Lastschiffe wurden von 10—30 Ruderern bewegt, die den Bord entlang saßen, wie dieß noch jetzt auf Böten und auf Goeletten der Fall ist; hier sitzen 10—24 Matrosen an beiden Seiten des Bords auf Querbänken und bewegen mit den langen Rudern das Schiff vorwärts.

Bei den Kriegsschiffen, den Dreiruderern, τριηρεις, war es anders. Da hatte man an jeder Seite des Bords mehrere Reihen von Ruderbänken, eine über der andern. Man hat über die Anordnung dieser Schiffe, die auch die Römer angenommen hatten, mannichfache Ansichten ausgesprochen, namentlich hat man eben die Stellung der Ruderbänke zu erläutern gesucht *). Wenn wir die pompejanischen Wandgemälde **) näher betrachten, so scheint es, daß die erste Reihe der Ruderer mit den längsten Ruderstangen oben auf dem Verdecke ihren Platz hatte, während die zweite und dritte in den Zwischendecken sich befanden. Andere sind der Ansicht, daß sämmtliche Ruderer oben auf dem Verdecke gesessen, daß aber ihre Sitze oder Bänke übereinander emporstiegen, so daß die, welche dem Bord zunächst ihren Platz hatten, auf den niedrigsten Bänken gesessen haben. Es ist jedoch bei den Alten nicht blos von zwei- und dreirudrigen Schiffen die Rede, sondern man hatte deren mit 30 Ruderbänken. In der Flotte des Ptolomäus Philadelphus befanden sich zwei Schiffe von dreißig, eines von zwanzig, vier von vierzehn, zwei von zwölf, vierzehn von elf, dreißig von neun, siebenunddreißig von sieben, fünf von sechs, siebzehn von fünf und eine Menge von vier, drei und zwei Ruderbänken, im Ganzen über 220 Schiffe und 4000 Böte und Barken. König Hiero ließ unter der Leitung von Archimedes ein Schiff bauen, das auf jeder Seite zwanzig Ruderbänke hatte. In einem der Zimmer desselben sah man einen musivischen Fußboden, der den Inhalt der Ilias darstellte, ein besonderes Gemach war der Aphrodite gewidmet, dessen Fußboden mit Achat u. a. kostbaren Steinen ausgelegt war, die Decke bestand aus Cypressenholz, die Thüren aus Elfenbein und der Schmuck in Statuen, Gemälden und Prachtgefäßen. Das Schiff enthielt ferner Bäder mit Wasserleitung, ein Gymnastum,

*) Lazari Baysii Annotationes in legem II de captivis et postliminio reversis, in quibus tractatur de re navali etc. Bas. 1537. 4. und Lutet. 1549. 4. — Th. Rivii historia navalis antiqua lib. IV. Lond. 1633. 8. — Andr. Senftlebii Argo sive variarum antiquarum navium Syva. Lps. 1642. 8. Dazu Potteri Archaeologia graeca. Lond. 1764. II. 120 ff. m. Abb. Dazu Nast's griech. Kriegsalterth. S. 302. Montfaucon antiquité expliqné. Tom IV. 2. partie Liv. II. p. 203.

**) Pitture d'Ercolano. I. p 193 ff. und Maréchal et David antiquités d'Erculanum I. 119. II. 52, 53. V. 95. VI. 115.

Gärten, Galerien, acht Thürme. Sein Name war erst Syrakuseia, dann aber, als Hiero es dem Ptolomäus geschenkt, Alexandrela. Dreihundert Arbeiter hatten ein ganzes Jahr daran gearbeitet; man hatte dazu Bronzenägel verwendet, deren einige 10 Pfund wogen. Das Schiff bestand aus drei großen Stockwerken, von denen das mittlere mehr als dreißig Wohnzimmer, das oberste die Räume für die Soldaten, das Gymnasium und die Gärten enthielt, in denen Weinreben und Epheu aus Gefäßen, die mit Erde gefüllt waren, emporrankten. Bei dem Aphrodision in demselben Stockwerke befand sich auch die Bibliothek. An beiden Seiten waren zehn Pferdeställe mit allen Bedürfnissen. Das Vordertheil des Schiffes trug einen hölzernen, gepichten Wasserbehälter von 2000 Metreten, d. h. 225 Eimern, daneben einen bleiernen Fischbehälter, der mit Seewasser gefüllt war. Ueber die Seitenwände des Schiffes ragten Galerien hinaus, in denen Küchen, Backöfen, Mühlen und Holzbehälter waren. Die Außenseite war mit sechs gewaltigen Statuen, Atlanten vorstellend, verziert und dadurch gestützt. Auf dem Vorder- und auf dem Hintertheile standen je zwei Thürme, zwischen denselben in der Mitte und in gleichmäßigen Entfernungen vier andere, die durch Segelstangen mit einander verbunden waren. Die Thürme waren mit Pfeilen und Steinen gefüllt und ein jeder mit vier Schwergerüsteten und zwei Bogenschützen besetzt. Längs dem Borde war eine Mauer mit Zinnen und Verdeck, worauf Katapulten standen, die Steine von 3 Talenten (das alexandrinische hatte 125 Pfund) und zwölffüßige Speere auf eine Stadion weit schossen. An jedem der drei Mastbäume waren Schwengel angebracht, aus denen man Steine und Bleimassen schleudern konnte. Das ganze Schiff war mit einem Walle von spitzigen Eisenstangen umgeben, so daß man von Außen nicht herandringen konnte; an jeder Seite befanden sich eiserne Haken, die man an die feindlichen Schiffe schleudern und womit man die so geenterten Fahrzeuge heranziehen konnte. An jedem Seitenbord standen 60 ganz Geharnischte, eben soviel um die Masten und Steinschleudern. Auf jedem Mast standen in den ehernen Mastkörben, in dem ersten drei, im zweiten zwei, im dritten ein Bewaffneter. Das Schiff hatte vier hölzerne und acht eiserne Anker. Das Schiff konnte eine ungeheure Last tragen *).

Ein anderes colossales Schiff, und zwar für den Nil, ließ König Ptolomäus Philopator bauen. Es war ein halbes Stadion, also über 300 Fuß lang, an der breitesten Stelle hatte es 30 Ellen Durchmesser, die Höhe betrug mit dem Verdecke an 40 Ellen. Die doppelten Vorder- und Hintertheile ragten hoch aus dem Wasser empor **).

*) Athenaei Deipnosophistarum Lib. V. c. 40—44.
**) Athenaeus. V. 38 ff.

Die Bemannung der Schiffe bestand in den **Ruderknechten**, zu denen auch Verbrecher verwendet wurden, nach Art der ehemaligen Galeerensclaven, den **Matrosen** oder Schiffern (*ναῦται*), welche die andere bei der Lenkung des Schiffes, namentlich der Segel, vorkommende Arbeit verrichteten, und dann die Soldaten. Sie waren wie die Landtruppen bewaffnet, nur daß ihre Speere mehr als 20 Ellen lang und die Leute meist schwergerüstet waren. Die griechischen Trieren hatten gewöhnlich 300 Mann an Bord.

Der Admiral, *στόλαρχος*, *ναύαρχος*, hatte einen Stellvertreter, *ἐπιστολεύς*, und die Schiffscapitaine unter sich. Es folgte der Obersteuermann, Steuermann, der *πρωρεύς*, der im Vordertheile des Schiffes seine Stelle hatte und die Schiffsgeräthe und Ruderknechte beaufsichtigte, der *Κελευστής*, der die Mundprovision vertheilte und den Ruderknechten das Commando zurief, der *τριηραύλης*, der den Ruderern den Tact angab. Außerdem gab es noch Wächter, Köche u. a. Diener, denen genau der Umfang ihrer Verrichtungen vorgeschrieben war.

Noch sind die **Häfen** zu erwähnen, die besonders in hochaufgeschütteten Dämmen bestanden, die eine mehr oder weniger kreisrunde Wasserfläche umfaßten und einen schmalen Eingang darboten, den man durch Ketten oder Bäume versperren konnte. An den beiden Seiten des Eingangs befanden sich Thürme, um denselben besser zu schützen. Das Innere des Hafens war meist in mehrere Abtheilungen gebracht, die Dämme oder Mauern trennten. Für die Nachtzeit war an der Außenseite ein Leuchtthurm angebracht.

Am Hafen befand sich die Schiffswerfte, auch war er auf der Landseite durch Befestigungen geschützt. Die äußere Seite war oft durch getheerte, in den Grund geschlagene Pfähle, die zum Theil unter der Oberfläche blieben, gedeckt, so daß feindlichen Schiffen der Zugang erschwert war.

Die Ausbildung des griechischen Seewesens war zum größten Theil von den

## Colonien

bedingt, die sie an allen Küsten des Mittelmeeres allgemach angelegt hatten und die in fortwährender Verbindung mit dem Mutterlande blieben. Durch sie wurde griechische Cultur zu den passiven Ureinwohnern in der Art gebracht, wie altägyptische und orientalische Cultur in dem heroischen Zeitalter in Griechenland heimisch gemacht worden war *).

*) S. bes. C. G. Heyne, prolus. de veterum coloniarum jure ejusque caussis in s. opusc. acad. I. 290 ff. Dr. H. Hegewisch, geographisch-historische Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend. Alt. 1808. 8. und Nachtr. 1811. Raoul Rochette histoire critique de l'établissement des Colonies grecques. Par. 1815. 4 Thle. 8. Schlosser, Gesch. der alten Welt. I. 1. 333 ff. Wachsmuth, a. a. O. I. 1. 101. Niebuhr, Vorl. über alte Geschichte. I. 300 ff. u. s. w.

Die Auswanderung aus Griechenland und der Zug in die Ferne begann mit dem Verfalle des alten Königthums, mit dem Aufhören des durch dasselbe bedingten enger begränzten patriarchalischen Lebens; es bildeten sich in den kleinen griechischen Staaten Parteien, es kam durch den steigenden Handel mit den Phöniciern die Kunde von entfernteren Landstrichen zu den Griechen, und je unbehaglicher und schwankender in der Heimath der Besitz und die gesammten Lebensverhältnisse wurden, desto lockender mußte dem beweglichen Griechen die Ferne erscheinen, wo Land in Fülle vorhanden, wo Raum zu neuer Thätigkeit geboten war. Es kam dazu, daß die Heroensage so manches Beispiel von Zügen in die Ferne darbot, daß sie berichtete, wie Helden, die in der Heimath verfolgt worden, dort eine neue Lebensbahn und selbstständige Herrschaften sich begründet. So entwichen die Heliaden, nachdem sie ihren Bruder Tenages aus Neid umgebracht hatten und eine Verfolgung auf ihrer heimathlichen Insel Rhodos über sie hereinbrach, aus der Heimath und Makar gelangte nach Lesbos, Kandalos nach Kos und Aktis nach Aegypten (Diodor V. 57.). Tlepolemos, Herakles Sohn, entwich in ähnlicher Art, weil er den Likymnios unvorsätzlich getödtet hatte, freiwillig aus Arkadien mit einer Schaar nach Rhodos, wo er Aufnahme fand, König wurde und das Land nach dem Loose zu gleichen Theilen vertheilte (Diodor V. 59.). Vor ihm hatte Althämenes seine Heimath Kreta verlassen, weil ein Orakel ihm verkündet, er werde seines Vaters Mörder seyn. Aehnliches bietet die Sage vom Triopas, der Zug der Kureten nach dem Chersonnes, die Wanderung des Kyrnos u. s. w. (Diodor V. 60. 61.). Nächstdem nennt die Sage auch Naturereignisse als den ersten Anstoß zu Auswanderungen, wie die der Telchiner, welche der Ueberschwemmung oder Unglücksfälle wegen Rhodos verließen. So wanderten die Lydier, als ein drückender Kornmangel über ihr Land kam, unter Anführung ihres Königssohnes Tyrrhenus nach Umbrien aus und gründeten dort eigene Städte (Herodot. I. 94.).

Die Gründung der nachmals so bedeutenden Colonien beginnt im 8. Jahrhunderte vor Christi Geburt, nachdem in den Hauptstädten Griechenlands, namentlich des ionischen Stammes, die Demokratie neue Verfassungen und Gesetzgebungen veranlaßt hatte. Zunächst wandte sich der Zug der Auswanderung an die asiatische Küste, wo namentlich Ionier neue Staaten gründeten, während die Dorier vorzugsweise die Richtung nach Westen verfolgten, ohne sich jedoch ausschließlich gerade auf diese Richtungen zu beschränken. In der Zeit von Lykurg bis auf Solon wurde die ganze Küste des mittelländischen und des schwarzen Meeres mit griechischen Pflanzstädten besetzt und griechischer Kunst, Sitte und Bildung somit ein weites Feld für die Dauer eröffnet; denn eben die große Ausdehnung, die

fortan der griechischen Cultur zu Theil ward, die vielen festen Puncte, die sie gewann, verhinderten auf der einen Seite ein schnelles Verlöschen, während ihr auf der andern Seite immer neue und frische Lebenselemente zugeführt wurden. So ward es möglich, daß die Griechen nachmals phönikische und persische, dann ägyptische Elemente in sich aufnehmen und verarbeiten konnten, bis endlich in Rom sich der Mittelpunct für die Gesammtmasse dieser Cultur gestaltete und von da aus einen neuen Zug nach dem Nordwesten Europa's vorbereitete.

Die Colonisation der Küstenländer des mittelländischen und schwarzen Meeres mußte bei der Ausdehnung, die sie gewann, bald eine bestimmte Organisation erhalten. Es mußten religiöse wie politische Formen sich herausbilden, wenn Griechen, die Heimath verlassend, in die Ferne zogen. Die Auswandernden nahmen aus dem Prytaneion der Vaterstadt das heilige Feuer mit, ebenso die Götter der Heimath und Personen, die in den Cultus derselben eingeweiht waren. In den Colonien bildete sich dann Cultus und Verfassung nach dem vaterländischen Brauche; man pflegte die Erinnerung an die Heimath und sandte zu den Festen Abgeordnete dahin, welche denselben beiwohnen, auch wohl Producte der Colonien als Festgabe und Zeichen der Anhänglichkeit überlieferten*). Die Colonie selbst wurde anfangs eine Nachbildung der Mutterstadt; man suchte jene alten Erinnerungen aus der Heimath auch durch Namen festzuhalten, die man neuen Instituten beilegte und suchte Aehnlichkeiten im Oertlichen. Es sind dieß Erscheinungen, die sich überall wiederholen, wo ähnliche Ereignisse stattfinden, wie wir an den slavischen Einwanderern des 7. und den europäischen Colonisten in America seit dem 17. Jahrhunderte ersehen.

Wie lebhaft nun auch in den ersten Generationen die Anhänglichkeit der Ausgewanderten an die Heimath gewesen seyn mochte, so mußte sich dieselbe doch um so mehr vermindern, je mehr die Colonie durch eigene Kraft und die sie umgebenden Verhältnisse sich in dem neuen Boden fester einwurzelte, je mehr Elemente sie aus demselben in sich aufnahm. Die Verbindung zwischen Mutter- und Tochterstadt wurde um so loser, je selbstständiger diese wurde. Sie mußte jedoch inniger werden, wenn die Mutterstadt in der Tochterstadt von einem Feinde angegriffen wurde. Schon den Alten kam die Frage: wie es denn komme, daß die Griechen, ohne sonderlichen Widerstand bei den Eingebornen zu finden, ihre Pflanzstädte anlegen konnten. Strabo (B. III.) macht die richtige Bemerkung, daß die Eingebornen in kleine Theile und Staaten zersplittert waren, die aus Selbstgenügsamkeit in keiner Verbindung mit einander standen und deßhalb gegen auswärtige Angreifer kraftlos blieben.

*) S. bes. Wachsmuth a. a. O. I. 1. 102.

Die Griechen dagegen bildeten ein durch gemeinsame Sprache, Götter- und Heldensage, Cultus, Kunstsinn, Staatseinrichtungen, namentlich aber durch ein hohes Selbstgefühl geschlossenes Ganze, dessen Größe und Ueberlegenheit weniger in der Heimath als eben in ihren Colonien so ehrfurchtgebietend und erfolgreich dasteht.

Wenn es gilt, eine Uebersicht der griechischen Colonien zu geben, so beginnen wir am zweckmäßigsten wohl mit den kleinasiatischen, wo sich an der Westküste des Landes nördlich die äolischen, südlich die dorischen und in der Mitte zwischen beiden ionische Colonisten niedergelassen hatten. Zu den äolischen Colonien gehörte Kyme, Temnos, Killa, Pitane, Grynion, Larissa, Neon Teichos, Aigirusa, Aegäa, Notion und Myrinäon, elf Städte, die einen gemeinschaftlichen, durch festlichen Cultus zusammenhaltenden Verband bildeten, außer ihnen aber noch dreißig andere Städte, dann die Insel Lesbos mit den blühenden Städten Mitylene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus, Antissa, dann die zahlreichen zwischen der Insel und dem Festlande gelegenen kleinen Inseln, die Hekatonnesen. Joniens zehn vornehmste Städte waren Milet, Myus, Priene, Ephesos, Kolophon, Lebedos, Teos, Klazomenä, Phokäa und Smyrna, nebst den Inseln Samos und Chios. Diese hatten alljährlich ein gemeinsames Fest im Tempel des Neptuns am Berge Mykale unweit Ephesos. Die dorischen Colonien hatten einen ähnlichen Bund wie die beiden andern, der von den Städten Halikarnassos und Knidos, nebst der Stadt Kos auf gleichnamiger Insel und den drei Städten Lindos, Jalysos und Kamiros auf der Insel Rhodos gebildet wurde. Halikarnaß unterwarf sich später den Königen von Karien, nachdem der Bund sie ausgestoßen.

Von Aeolien nordwärts zogen sich griechische Colonien längs den Dardanellen und dem Marmormeere, das die Alten als die Vorhalle des schwarzen (Propontis) betrachteten, hin. Hier waren Adramyttium, von Athen gegründet, Assos, Abydos mit Sestos gegenüber auf der europäischen Seite, Lampsakos, Kyzikos und Prokonnesos, Inselstädte, und Chalkedon. An der Südküste des schwarzen Meeres standen Heraklea, Sinope, Amisos, Kerasus, Hermonassa, Trapezus und im östlichsten Winkel lag Dioskurias, eine Handelsstadt, in welche gegen 200 barbarische Völkerschaften ihre Natur- und Gewerbserzeugnisse brachten und vertauschten. Im Norden des schwarzen und asowischen Meeres lagen die Städte Bosporos, Theodosia, Nymphaion, welche nebst der Umgegend, um geschlossener gegen die Streifereien kaukasischer Stämme zu seyn, sich einen König gesetzt hatten und das bosporanische Königreich ausmachten. Selbstständig war die Colonie Heraklea Tracheia*). An

*) S. Leon de Waxel Récueil de quelques antiques trouvées sur les bords de la mer noire. Berl. 1803. 4. Mémoire sur les îles

der Westküste des schwarzen Meeres finden wir Olbia, Istros, Tomi, Kalatis, Kruni, Odessos, Mesembria, Naulochos; in Thracien Apollonia mit dem berühmten Apollotempel und Byzanz, eine der schönsten griechischen Städte, dann die Hauptstadt des oströmischen Reiches und später der erste Cristallisationspunct slawischer Elemente, aus welchem sich im Laufe der Zeiten das osteuropäische große Reich entwickelte, nachdem es die tatarischen und türkischen feindlichen Einflüsse überwunden.

An der nördlichen Küste des Propontis war Heraklea oder Perinthos die vorzüglichste unter den griechischen Colonien, sowie auch in dem thrakischen Chersonnes, an der Nordküste des ägäischen Meeres aber Abdera, Amphipolis, Chalkis, Olynthus, Potidäa u. a.

An der illyrischen Küste des adriatischen Meeres waren die Colonien Dyrrhachion und Apollonia, erstere von Korkyräern, letztere von Korinthern gegründet.

Wir wenden uns nun zu den für die Geschichte von Europa so wichtigen Colonien der Griechen in Italien und Sicilien, deren älteste Kumä 1030, deren letzte Tarent ums Jahr 707 vor Christi Geburt gestiftet wurde, welche letztere endlich noch im J. 433 Heraklea begründete.

Die Auswanderer dorischen Stammes, die dem seßhaften Leben und Ackerbaue vorzugsweise ergeben waren, kamen nun nach den gesegneten, noch wenig von den Ureinwohnern celtischen Stammes *) angebauten Küsten und Inseln und begründeten den Ackerbau, der auch die glänzendsten Erfolge hatte. Zum Schutze gegen die umwohnenden Stämme mußte, bei weitem mehr als in den ostgriechischen Colonien, der kriegerische Geist gepflegt werden, demnächst aber auch eine größere Concurrenz mit den phönicischen Handelsstaaten eintreten. Durch diesen Handel aber stieg der Wohlstand und aus demselben entwickelte sich ein Luxus, der sich namentlich in Prachtbauten und öffentlichen Schaugebungen sichtbar machte. Tarent hatte ein Heer von 30,000 Mann und war berühmt wegen der Wettspiele mit seinen prächtigen Pferden. Auch die Wissenschaften gediehen unter diesen Verhältnissen. Posidonia, jetzt Pesto, ist noch jetzt wegen seiner großen Tempeltrümmer besucht.

Eine der schönsten Städte der alten Welt war Syrakusä, auch eine der größten, denn sie bestand aus fünf Städten, von denen nur noch Ortygia übrig ist. Die ursprünglich aristokratische Verfassung ging später in die Tyrannis über, bis endlich Syracus

---

et la Course consacrées à Achille dans le Pont euxin. St. Petersb. 1827. 4.

*) S. die Urgeschichte Siciliens, das in den homerischen Gesängen als Heimath der Cyclopen erscheint, die Bändigung der Sicaner, die Beschränkung der vorher dagewesenen Phöniker in Aug. Arnold's Geschichte von Syracus. Gotha 1816. 8. S. 6 ff.

den Römern zur Beute wurde. Syracus stiftete mehrere Colonien, unter denen Kamarina und Selinus die reichsten waren. Andere dorische Colonien in Sicilien waren Hybla, später Megara, Thapsus, Gela, Agrigentum, Messana, früher Zankle genannt, von wo aus Himera gestiftet wurde. Auf der größten der liparischen Inseln stifteten die Dorier die Colonie Lipara.

Nichtdorischer Herkunft waren auf Sicilien das getreidereiche Leontium, das blühende Katana, das troz der verheerenden Ausbrüche des Aetna nach jeder Zerstörung neu aufgebaut wurde. Taorminium, dessen Theater noch bis jetzt erhalten sind *).

Die griechischen Colonien in Unteritalien waren Lokri, berühmt durch seinen Gesetzgeber Zaleukos, Rhegium, das üppige, reiche Sybaris und dessen Tochterstadt Thurium, Kroton mit den Pflanzstädten Terina, Kaulonia und Pandosia; Metapont, eine wohlhabende Stadt, die See- und Handelsstadt Kumä, Dikäarchia mit berühmten Bädern, jetzt Puzzoli, Neapolis, das allgemach die Hauptstadt des umgebenden Landstriches wurde, und Brendesion.

Im Westen von Aegypten hatten Griechen von der Insel Thera in einer fruchtbaren Gegend an der Küste des Mittelmeeres die Stadt Kyrene gegründet und von diesem Puncte aus waren noch vier andere Städte, Barke, Apollonia, Tauchira und Hesperis entstanden. In Aegypten selbst gestatteten gegen das Ende des Staates die Herrscher eine Niederlassung in Naukratis.

In Gallien wurde griechische Cultur durch die Phokäer eingeführt, welche an der Mündung der Rhone die nachmals und noch heute so blühende Stadt Massalia oder Massilia gründeten, wohin die Gallier ihre lernbegierige Jugend sendeten.

Es ist überaus bezeichnend für das **griechische Staatswesen**, daß die griechischen Colonien, ebenso wenig wie das Mutterland, es nirgend zu einem größern Staate haben bringen können. Die griechischen Colonien blieben immer nur Städte mit größerem oder geringerem Gebiete, sie wurden nie ein geschlossenes Ganze, wie das römische Reich oder das alte Aegypten, und so erlagen sie denn auch den Eroberern, welche in Europa gewaltige Reiche gründeten.

Von einem griechischen Staate kann also nicht die Rede seyn, wohl aber von einem griechischen Volksthume, d. h. von den allen Griechen gemeinsamen Eigenthümlichkeiten, Neigungen und Bestrebungen, die in allen griechischen Staaten gleichmäßig wiederkehren. Unter diesen Neigungen steht die nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit oben an. Jede Stadt suchte

*) Wladimir Brunet de Persle recherches sur les établissements des Grecs en Sicile jusqu'à la réduction de cette île en province Romaine. Par. 1845. 8.

sich frei und unabhängig in ihrer Eigenthümlichkeit zu entwickeln; jede Stadt hatte ihre eigenen Gottheiten und in der Verfassung ihr Besonderes*), jede strebte auch darnach, vor den Nachbarn durch eine Besonderheit sich auszuzeichnen und eine jede that dieß auch. Dennoch aber finden wir bei den Griechen dasselbe Gefühl des Zusammengehörens und das Bestreben zusammenzuhalten, was wir bei den Beduinen angetroffen haben (C. G. IV. 184.). Besonders lebhaft aber trat dieses Gefühl dem Auslande, den Fremden, den Barbaren gegenüber hervor, denen der Grieche sich stets überlegen fühlte.

Thätig erhalten wurde dasselbe durch die, wenn auch in Dialekte geschiedene, doch Allen gemeinsame Sprache und Schrift, durch die gemeinsame Götter- und Heldensage, an welche auch neue Ortschaften und Städte sich anzuheften bemüht waren, durch den lebendigen Sinn für das Schöne in der Form und die Anerkennung derselben bei dem stamm- und sprachverwandten Nachbar.

Aus diesen Neigungen und Bedürfnissen entwickelten sich allgemach Einrichtungen, welche auf die Belebung und Erhaltung der freundlichen Verhältnisse der griechischen Staaten gerichtet waren**),

## die Festgemeinschaften und die Bünde.

Was in befreundeten Familien die Symposien, das wurden den befreundeten Staaten die Panegyreis, die an religiöse Sagen und Denkmale angeknüpft die Befreundeten zu gemeinsamen und dadurch erhöhten heitern Lebensgenuß, verbunden mit feierlichen Handlungen, zu bestimmter Zeit an gewissen Orten vereinten. Allgemach fand auch der griechische Handelsgeist hier einen Anknüpfungspunkt, dann, namentlich als ein Staat den andern zu überwuchern drohte, als endlich gar die Fremden mit Einfällen drohten, trat politisches Erwägen dazu. Immer aber hüthete sich ein griechischer Staat den andern gegenüber so wenig wie möglich von seiner politischen Selbstständigkeit aufzugeben und in irgend welche Abhängigkeit zu gerathen.

Unter den Festgemeinschaften unterscheidet man vornehmlich zwei Arten, die Amphiktyonien, wo Nachbarn gleich einer geschlossenen Gesellschaft sich versammelten, und jene Panegyrien, an denen jeder griechische Staat Antheil zu nehmen eingeladen war.

Amphiktyonien waren auf Euböa die Amarynthia, an

*) Die Entwickelung dieser Eigenthümlichkeiten s. man besonders in der Darstellung der griechischen Staatsverfassung von Fr. W. Tittmann. Leipz. 1822. 8. im 3. bis 5. Buche.

**) S. bes. Wachsmuth's hellenische Alterthumskunde. I. 1. 104 ff.

welchen das dryopische Karistos, Chalkis und Erethria Theil nahmen, die Della der Kykladen, die Apaturia der Jonier in Asien, die Triopia der sechs dorischen Städte Halikarnassos, Knidos, Kos und Lindos, Kameiros und Jalysos, aus der man nachmals die erstgenannte ausschloß, ferner die Gemeinschaft zum Tempel der Artemis Limnatis für Messenier und Spartaner, die der Italioten beim Tempel der Here Lakinia u. a. m.

Die Panegyrien, welche allgemeinere Theilnahme gestatteten, erfreuten sich auch immer mehr und mehr einer solchen von Seiten der Gäste und einer gesteigerten Thätigkeit von Seiten der Wirthe. Als Hauptgenuß galten dabei die mancherlei Kampfspiele, in denen sich die ganze Kraft und Eleganz der griechischen Gymnastik entfaltete und welche Musik, Rhetorik und Poesie verklärte.

Es gab in allen Theilen von Griechenland derartige Kampfspiele, allein die berühmtesten waren die vier großen, heiligen Spiele: die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen. Hier wurden vor den Augen der gesammten Griechen die Sieger mit dem einfachen, an sich werthlosen Kranze belohnt und dieß war die größte Ehre, die einem Griechen zu erlangen möglich war, wie denn der weise Spartaner Chilon vor Wonne starb, als sein Sohn zu Olympia den Siegeskranz erworben. Vor dem Beginn der Spiele trat der Gottesfrieden ein, damit Kämpfer und Zuschauer sicheren Weges nach dem heiligen Orte gelangen möchten, und von nun an kamen aus allen Gegenden die Griechen heran, um Theil zu nehmen. Unter den Siegern werden Pythagoras und Platon genannt, unter den Zuschauern finden sich die berühmtesten Namen, wie Thales, Sokrates, Anaxagoras, Aristippos, Themistokles, Kimon, Philopömen, Demosthenes, Gorgias, Lysias, Lukianos, Pindaros, Aeschylos, Simonides u. s. w. Die vier großen Spiele kehrten jedes aller vier Jahre wieder; nach denen von Olympia ordneten die Griechen ihre Zeitrechnung seit dem Jahre 777 v. Chr. Geburt. Als den Stifter der Spiele nennt die Sage den Zeus, als er die Titanen besiegt hatte, als Erneuerer Herakles und Pelops, später wird Iphitos (884 v. Chr.) als Wiederhersteller derselben genannt.

Die olympischen Spiele*) fanden aller vier Jahre auf der anmuthig gelegenen Ebene am Fuße des Olympos unfern der Stadt Pisa und am Ufer des in das ionische Meer strömenden Alpheios in der Landschaft Elis Statt. Olympia war keine Stadt, sondern eine Zusammenstellung heiliger Gebäude, Gymnasien, Hallen, Uebungsplätze mit dem heiligen, Altis genannten Haine des Zeus. Die ganze Landschaft schien ein Garten der Götter. Dichte

*) J. H. Krause, Olympia oder Darstellungen der großen olympischen Spiele. Wien 1838; auch als 2. Theil seiner Hellenika.

Wälder, Sitze der Artemis, der Nymphen und Aphroditens, umschatteten helle Bäche an blumenreichen Ufern, überall durch Tempel geheiligt und von Hermen und Statuen umringt. Hier stand das colossale Standbild des Zeus. Am östlichen Theile der Ebene befand sich die von Kleiotas erbaute Pferderennbahn mit dem kunstvollen Ablaufstande, an welche die Fußrennbahn, das berühmte Stadion, gränzte; nahe dabei in der Altis stand ein Gymnasium mit Laufbahnen und Palästren, in welchen die Namen der Sieger aufgezeichnet wurden und wo sich die Athleten vorübten. In der Altis war ferner das Prytaneion der Eleier, in dessen Innerem, dem Opferheerde gegenüber, das Hestiatorion sich befand, wo sämmtlichen anwesenden olympischen Siegern nach beendigten Wettkämpfen auf Kosten des eleischen Staates ein Siegesmahl gegeben wurde. Südlicher in der Altis stand ein Berathungslocal (Bouleuterion) für die Sitzungen der mit den auf die Spiele bezüglichen Angelegenheiten beauftragten Commission. In dieser Halle sah man mehrere Statuen des Zeus, darunter auch die des Zeus Horkios, die in jeder Hand einen Blitz führte, und vor welcher die Athleten nebst deren Vätern, Brüdern und Lehrern feierlich schwören mußten, daß sie während der Wettkämpfe keine unerlaubte Handlung begehen wollten. Die Athleten mußten hier auch den Eid über die gesetzlich durchgemachten Vorübungen und die Kampfrichter über ihre Unbestechlichkeit ablegen. Zur Linken des Prytaneions stand das Philippeion, eine Rotunde mit ehernem Mohnkopf auf der Kuppel. Im Inneren sah man die Statuen von König Philipp von Makedonien und seinem Vater und Sohn, nebst denen der Olympia und Eurydike. Der König hatte das Gebäude nach der Schlacht von Chäronea errichtet. Innerhalb der Altis, unfern des Philippeion, stand das Metroon, ein sehr großer, im dorischen Style aufgeführter Tempel der Göttermutter. Am Fuße des kronischen Berges lagen die Schatzhäuser der Sikyonier, Karchedonier, Epidamnier, Byzantiner, Sybariten, Kyrenäer, Selinuntiner, Metapontiner, Athener, Megarer und Geloer mit reicher Fülle von Bildwerken und Schaustücken. Nahe dabei standen die von den Strafgeldern der Agonisten angeschafften Statuen des Zeus. Südlicher stand das von den triphylischen Skilluntiern erbaute Heräon mit dem aus Gold von Kypselos gearbeiteten Colosse des Zeus, der berühmte Kasten desselben Künstlers und der von Kolotes gefertigte goldverzierte, für die Kränze der olympischen Sieger bestimmte Elfenbeintisch. An der Processionsstraße stand das für die während der Spiele beschäftigten Opferpriester eingerichtete Wohnhaus. Nördlich vom Zeustempel war das dem Pelops heilige Pelopion, in der Altis am Processionswege sah man das Hippodameion, in welchem alljährlich die Frauen der Hippodameia opferten. Daneben fanden sich auf einer steinernen Erhöhung viele Bildwerke, welche mythische Begebenheiten darstellten und Al-

les war hier mit Statuen und kostbaren Weihgeschenken angefüllt *).

So war denn Olympia gewissermaßen das Nationalmuseum von Griechenland, wo sich Meisterwerke der Künstler aus allen Zeiten und aus allen Theilen des Landes befanden, und wohin die Griechen mit demselben Eifer zu gelangen trachteten, wie die Moslim nach dem Grabe des Propheten und die europäischen Christen der vorigen Jahrhunderte nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem.

In der Zeit, wo die alten Dynastien gefallen und in allen Theilen Griechenlands Kampf und Fehde herrschte, befragte Iphitos den delphischen Gott, wie solchem Elende abzuhelfen sey, und er erhielt die Antwort, daß er in Gemeinschaft mit den Eleiern den olympischen Wettkampf erneuern solle. Er richtete nun mit Lykurgos von Sparta und Kleisthenes von Pisa zunächst den Gottesfrieden auf einen Monat ein; seinem Beispiel folgten die übrigen Staaten und so konnten denn Gesandte, Kämpfer und Zuschauer sicher die Wallfahrt antreten. Friedensbruch wurde hart bestraft. So lange Elis sich alles Kampfes enthielt, blieb sein Gebiet unverletzt. Die Theilnahme an den olympischen Spielen war schon vor den Perserkriegen eine allgemeine und sie erhielt sich unter makedonischer und römischer Herrschaft nicht allein ungeschwächt, sondern sie nahm mit der Ausbreitung griechischer Cultur ins ferne Ausland, namentlich seit den Zeiten Alexanders wesentlich zu. Waren früher die Sieger vorzugsweise aus dem eigentlichen Griechenland und seinen Colonien, so treten später deren aus Asien und Afrika, namentlich aus Aegypten und zwar aus Alexandrien auf. Dazu kamen auch Sieger aus Makedonien, Illyrien, Epirus, Thrakien, aus Karien, Lydien, Mysien, Kappadokien, aus Phönikien, Kyrene und Barke in Libyen. Unter römischer Herrschaft bestanden die Spiele noch fort und Tiberius und Nero strebten nach der olympischen Siegeskrone. Als besonderen Gönner zeigte sich Kaiser Hadrian, ebenso Julian. Von da an trat eine Pause ein, bis Kaiser Valens Augustus im Jahre 369 die olympischen Spiele wiederum herstellte. Endlich wurden sie aber von Kaiser Theodosius im Jahre 394 n. Chr. Geburt für alle Zeiten eingestellt, nachdem sie über ein Jahrtausend, 1171 Jahre sich erhalten hatten **).

An den olympischen Spielen konnten nur freie Hellenen thätigen Antheil nehmen, Barbaren konnten nur als Zuschauer erscheinen. Seitdem aber Aegypten durch Alexander zur Provinz geworden, änderte sich dieß, noch mehr aber als Griechenland unter römische Herrschaft gekommen. Ausgeschlossen waren früher Hellenen, welche nicht

*) Krause, Olympia S. 19 ff. Dazu Kiepert, Atlas von Hellas Taf. VII, wo eine topographische Darstellung von Olympia.
**) Krause, Olympia S. 43 ff.

ehrenhaft waren und hellenische Staaten, welche den Gottesfrieden gebrochen oder die, wie Hieron von Syrakus, am Kampfe gegen die Perser nicht Theil genommen. Verheirathete Frauen durften bei harter Strafe auch nicht als Zuschauerinnen bei den Spielen erscheinen; dieß war nur Jungfrauen, der Priesterin der Demeter Chamyne, gestattet. Dagegen durften Frauen sich Gespanne halten und diese zum Wettlauf senden.

Die Feier der Spiele währte fünf Tage, vom 11—15. des Festmonats um die Zeit des Vollmondes *). In ältester Zeit bestanden die Spiele in dem einfachen Wettlaufe, dazu kamen allgemach der Doppellauf, das Ringen, der Faustkampf und in der 25. Olympiade das Wettrennen mit dem Viergespann ausgewachsener Rosse, der Wettlauf mit dem einfachen Rosse, in der 37. Olympiade der Wettlauf der Knaben, in der 41. der Faustkampf der Knaben, in der 65. der Waffenlauf. Dazu kamen, doch ohne sich lange zu halten, das Wettrennen mit Mauleseln, Stuten und Fohlen, das Wettrennen mit zwei Rossen und das einfache Reiterrennen mit Knaben.

Als wesentliche Bestandtheile des olympischen Festes sind außer den gymnastischen Wettkämpfen noch die feierlichen Aufzüge und die mit Festmahlen verbundenen Opfer zu nennen. Das Hauptopfer war das, welches der eleische Staat dem olympischen Zeus brachte, nächstdem war Hestia, Artemis und Athene Ergane, Kronos und Rhea, Apollon, Hermes, Dionysos, Poseidon und die Charitinnen bedacht, sowie auch anderen Gottheiten und Heroen von den Siegern auf den zahlreichen Altären geopfert wurde.

Das Fest begann mit der Ankunft der Abgeordneten der hellenischen Staaten, der Theoren, die prächtige Zelte aufschlugen und durch ihre glänzende Erscheinung den Ruhm ihrer Heimath zu heben suchten. Zu solchen Abgeordneten, namentlich den Anführern oder Aeltesten (Architheoros), wählte man ausgezeichnete Männer. Sie erschienen auf schönen Wagen in reichen Gewändern und mit Kränzen geschmückt in feierlichem Aufzuge. Sie waren bei den Bitt- wie bei den Dankopfern, unter welchen die große vom eleischen Staate gespendete Hekatombe das feierlichste Dankopfer war, und wobei sämmtliche Sieger im Hestiatorion gespeist wurden. Demnächst opferten auch die Athleten. Alle diese Opfer waren mit feierlichen Aufzügen verbunden und schlossen mit Festmalen. Dabei wurden prachtvolle Geräthe und Gefäße zur Schau getragen.

Zu bemerken ist dabei, daß in den Kampfarten, deren 17 für Männer und 8 für Knaben von späteren Schriftstellern **) angegeben werden, sowie in den Opfern im langen Laufe der Jahrhunderte

*) Das chronologische Detail bei Krause S. 61 ff. mit d. Nachweisungen.
**) Das Nähere bei Krause, Olympia S. 96 und 106.

gar mancherlei Abweichungen und Veränderungen in Bezug auf die Reihenfolge und Anordnungen stattgefunden haben. Man begann mit dem Leichteren und schritt zu dem Schwierigeren vor, wie denn die Knaben die Wettkämpfe am frühen Morgen des ersten Tages begannen und die schwierigsten Leistungen der Männer den Schluß machten.

Den Wettkämpfen ging die Loosung der Kämpfer voraus und zwar unter Aufsicht der Kampfrichter, der Hellanodiken. Sämmtliche Preisbewerber zum Wettlaufe wurden in Ordnungen gesondert, deren jede wahrscheinlich vier Mann stark war. Nach dem ersten Wettlaufe traten dann die Sieger aufs Neue zusammen und diejenigen, welche unter diesen gesiegt hatten, erhielten den Kranz. Die Loose selbst waren von der Größe einer Bohne, waren mit Buchstaben bezeichnet und wurden von den Kämpfern aus einer silbernen Urne genommen, nachdem jeder den Zeus um seine Gunst angerufen. Neben jeden Agonisten stand ein Stabträger, der dessen Hand hielt und ihm nicht eher gestattete, sein Loos zu besehen, als bis sämmtliche Agonisten ihr Loos ergriffen hatten. Dann ging der Vorstand der Stabträger oder einer der Hellanodiken unter die Agonisten, betrachtete ihre Loose und stellte sie nach der Reihenfolge der Buchstaben auf und bildete so die Kampfparteien.

In der ältesten Zeit hatte man bei den Wettkämpfen einen Kampfrichter, in der 25. Olympiade aber erschienen deren neun, später schwankte die Zahl derselben zwischen 8 und 12; es waren meist Eleier, die aus den Phylen durch das Loos ernannt wurden. Sie wurden zehn Monate vor dem Beginn des Festes erwählt, vereidet und vorbereitet. Sie galten als Stellvertreter des olympischen Zeus und standen deßhalb in hohem Ansehen. Seit der 102. Olympiade durfte sich kein Hellanodike am Wettkampfe betheiligen, um keinen Verdacht gegen seine Unparteilichkeit zu erwecken. Sie waren die obersten Festordner, bei denen sich die Kämpfer melden und deren Prüfung und Vereidung sie vornehmen mußten. Sie wiesen verdächtige, zu junge, zu alte, zu schwächliche oder zu sehr beleibte Personen ab; ebenso prüften sie Rosse und Fohlen. Unter ihrer Aufsicht mußten die kampflustigen Agonisten dreißig Tage lang im Gymnasium zu Elis Proben ihrer Fertigkeit und Kraft ablegen. Sie ordneten dann das Einzelne in der Reihenfolge der Kampfarten an und ermahnten vor dem Beginne der Wettkämpfe die Agonisten in feierlicher Rede. Während des Kampfes hielten sie streng auf Aufrechthaltung der Kampfgesetze und schritten nöthigenfalls durch ihre Stab- oder Peitschenträger thätig ein. Sie ernannten die Sieger und vertheilten die Preise. In Streitfällen stand der olympische Rath über ihnen, der überhaupt die höchste polizeiliche Aufsicht während des Festes führte.

Die Hellanodiken trugen als Auszeichnung Purpurmäntel, sie

saßen im Stadion im Halbkreise da, wo die Sieger anlangten. Sie führten die Verzeichnisse der olympischen Sieger und die Siegerstatuen. Die Hellanodiken überwachten das übrige beim Feste beschäftigte Personal, wie den Oberpriester, den Opferdeuter, die Verkündiger des Gottesfriedens u. a. bei Opfern und Schaustellungen betheiligte Diener, Herolde, Trompeter, Flötenspieler und Ausrufer.

Die Kampfgesetze bezogen sich namentlich auf etwa vorkommende Bestechung und Verletzung der Kampfordnung.

Hatten nun die Hellanodiken einem Kämpfer den Preis zuerkannt, so wurde dieser von ihnen mit dem Kranze geschmückt und sein Name dem versammelten Volke von dem Herolde ausgerufen. Der Kampfpreis war der durch die Götter- und Heldensage geheiligte, zum Kranz gewundene Oelzweig von dem zu Olympia in der Altis stehenden ummauerten heiligen Baum, den die Pythia dem Iphitos durch ein Spinnengewebe kenntlich gemacht hatte. Dort war den Nymphen ein Altar errichtet. Ein Knabe, dem noch beide Aeltern lebten, schnitt mit goldenem Messer siebzehn Zweige von diesem Baume und die daraus gewundenen Kränze lagen auf dem goldverzierten Elfenbeintische bei den Hellanodiken. Einer der Hellanodiken umwand das Haupt des Siegers mit wollener Opferbinde und setzte dann den Oelzweigkranz darauf und überreichte ihm einen Palmenzweig. Dieß war nun das höchste Glück, welches der Hellene auf Erden erlangen konnte. Die Besiegten schlichen still von dannen, die versammelte Volksmenge aber brach in lauten Jubel aus, sie grüßte den Sieger mit freudigem Zuruf, sie warf ihm Kränze, Blumen und Guirlanden zu; die Verwandten, Landsleute und Freunde wünschten ihm Glück, man beschenkte ihn mit Kostbarkeiten, ja er konnte Geschenke einsammeln. Der olympische Sieger durfte sich als Bürger eines fremden Staates ausrufen lassen; er hatte das Recht sich eine Ehrenbildsäule in Olympia zu errichten auf eigene oder auf Kosten seiner Verwandten oder Mitbürger. Dieß fand zum ersten Male in der 51. Olympiade Statt. Sieger im Roßlauf stellten bespannte Siegeswagen mit ihrem und des Wagenlenkers Bilde in Erz auf. Fürsten verewigten ihren Sieg durch Münzen, Andere begnügten sich mit bloßen Ehrensäulen.

Auf die Kampfspiele und Bekränzungen folgten Opfer, die mit feierlichen Aufzügen verbunden waren und mit Festmalen schlossen, welche bis tief in die Nacht hinein währten und wobei Gesang und Musik nicht fehlten.

Da bei den olympischen Spielen eine so große Menschenmenge aus allen Theilen Griechenlands zusammenströmte, so fanden sich allgemach auch Gelehrte, Dichter und Künstler ein, welche ihre Erzeugnisse allgemeiner bekannt zu machen wünschten. Das lebendige Wort war damals das einzige Mittel der Bekanntmachung und so

finden wir auch hier, wie in Arabien bei der Kaaba und in Okkad öffentliche Vorträge von geistigen Erzeugnissen. Herodot wird als der erste genannt, der sein Werk zu Olympia den versammelten Griechen vortrug und allgemeinen Beifall erntete. Seinem Beispiele folgten mehrere Redner, wie Gorgias, Hippias, Lysias, Anaximenes u. a. Derartige Vorträge wurden in der Hinterhalle des Olympieions gehalten. Demnächst erschienen auch Künstler, ja sogar Gaukler mit ihren Werken *). Die Könige und Staaten aber benutzten den Zusammenfluß der Menschen, um ihre Verträge, Bündnisse und was sie sonst allgemein bekannt gemacht wissen wollten, mitzutheilen.

Der Zusammenfluß einer so ansehnlichen Menschenmenge hatte mancherlei Unbequemlichkeiten für den Einzelnen zur Folge. Der Zuschauer, der Etwas sehen wollte, that wohl, sich wo möglich schon um Mitternacht nach einem Platze umzusehen, denn die Spiele begannen mit frühestem Morgen und dauerten bis um Mittag. Allein der Grieche achtete das gering, er saß mit unbedecktem Haupte und ertrug geduldig Staub, Hitze, Durst und Drangsal. Erst in späterer Zeit wurde durch eine Wasserleitung der gedrängten Menge eine Erleichterung geschaffen. Thales soll hier in Folge der Sonnengluth und der Hitze seinen Tod gefunden haben.

Es war ganz natürlich, daß bei den olympischen Spielen nicht blos Agonisten, wie auch Gelehrte, Dichter und Künstler sich einfanden, sondern daß auch Handel und Verkehr hier einen Mittelpunct sich bildeten, da die schaulustige Menge auch eine kauflustige zu seyn pflegt. Galanteriewaaren, Kränze, Binden, dann Lebensmittel jeder Art, Stoffe und Zeuge, Bedürfnisse für Kleidung und Schmuck, aber auch andere Waaren wurden von den dem Handel stets ergebenen Griechen herbeigeschafft. Die fest bestimmte Zeit der Spiele und der Gottesfrieden während des Festmonats konnte diesem Allen nur sehr förderlich seyn. Es mußten die zahlreich zuströmenden Fremden untergebracht werden und für Verkaufsstellen, Nachtlager und Beköstigung Sorge getragen werden; im Ganzen dürfen wir daher wohl die bei den olympischen Spielen vorkommenden Erscheinungen mit denen vergleichen, die sich auf den großen Messen des modernen Europa darbieten.

Waren nun die Wettkämpfe und die Siegesfeierlichkeiten von Olympia zu Ende, so drang der Nachhall davon in alle Städte des Landes, vor allem aber in diejenigen, welche so glücklich gewesen waren, daß einer ihrer Söhne den Preis davon getragen. Die Stadt, welche dieser Ehre theilhaftig, bereitete dem bekränzten Sieger einen feierlichen Einzug, an welchem sich die Vornehmsten betheiligten. Als Exänetos in Agrigent einzog, sah man 300 Zweige-

*) S. Krause, Ol. S. 155.

spanne mit weißen Rossen in seinem Siegeszuge, umgeben von freudig jauchzendem Volke. Als Nero gekrönt in Rom einzog, riß man einen Theil der Stadtmauer und des Thores nieder, man trug Inschriften mit Notizen über die Einzelnheiten des Sieges und die Siegeskränze voraus. Es folgte Nero auf dem Siegeswagen des Augustus in golddurchwirktem Purpurgewande mit dem olympischen Oelzweigkranze um das Haupt. Neben ihm stand der Kitharöde Diodor. So zog er mit dem Senate, den Rittern und Kriegern durch den Circus Maximus nach dem Capitol und von da nach dem Palaste. Die ganze Stadt war bekränzt, erleuchtet und durchräuchert und Alle, selbst die Senatoren begrüßten den Kaiser mit festlichem Zurufe als Sieger. Es folgte ein Wagenrennen.

In den griechischen Städten wurde zuweilen die Siegesfeier eines ihrer Mitbürger bei Wiederkehr der nächsten Olympiade wiederholt. In Athen hatte schon Solon dem Sieger in den olympischen u. a. Spielen ein ansehnliches Geldgeschenk gewährt; später erhielt er Speisung im Prytaneum. Anderwärts errichtete man ihm Bildsäulen auf einem öffentlichen Platze, verlieh ihm Enthebung von Staatsleistungen, den Vorsitz bei öffentlichen Spielen und Festen und bezeichnete mit ihrem Namen Uebungsplätze.

Außer den großen olympischen Spielen waren es besonders noch drei ähnliche, zu regelmäßigen Zeiten wiederkehrende, auf welche der Grieche besonderen Werth legte. Es waren die pythischen Spiele zu Delphi, im Lande Phokis, die nemeischen in Nemea im argolischen Gebiete, und die isthmischen auf der den Peloponnes mit dem Festlande verbindenden Landenge *). Ein jedes dieser Spiele hatte seine Eigenthümlichkeit; auf den Schauplätzen, wo sie stattfanden, war gleichermaßen eine reiche Fülle des Prächtigen und Sehenswerthen zusammengehäuft. In welchem Ansehen diese drei großen Spiele den olympischen gegenüber standen, ersehen wir aus der solonischen Bestimmung, daß er für den Sieger in den olympischen Spielen 500 Drachmen, für den in einem der drei anderen Spiele gekrönten nur einhundert Drachmen Ehrensold aussetzte.

Die vier großen Spiele wurden Anlaß und Muster für kleinere Agonen in den übrigen griechischen und asiatischen Staaten und Städten; die meisten derselben nannte man Olympien und die von Antiochien waren mit Genehmigung der Eleier eingeführt worden. Wir finden solche Olympien in Alexandrien, in Kyrene, in Tyrus, in Macedonien zu Aegä, Dium und Thessalonike, zu Attalia und Side in Pamphylien, zu Magnesia, Thyatira und Tralles in Lydien, zu Nikäa in Bithynien, zu Pergamos in Mysien, zu Tarsos in Kilikien, in Ephesos und Smyrna, in Kyzikos, zu Nikopolis in Epi-

*) S. Krause, die Pythien, Nemeen und Isthmien aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums. Lpz. 1841. 8.

ros, zu Neapel, dann in Athen und Elis. Pythien hatte man in Karthago, an mehreren Orten Kleinasiens, in Thrakien und in Neapolis, Nemeen zu Aetna in Sicilien, in Megara und in Anchialos in Thrakien, Isthmien in Ankyra, Nikäa und Syrakus.

Man hat die Namen der Sieger in allen vier großen Spielen mit großem Fleiße zusammengestellt *); unter diesen finden sich deren aus allen Theilen der alten Welt, sofern sie von griechischer Cultur angeweht waren.

Gehen wir nun zu den

**Bünden**

über, so finden wir zuvörderst jene Versammlungen, die in einem gemeinschaftlichen Tempel von den umherwohnenden Völkerschaften und Städten abgehalten wurden, um sich über die Angelegenheiten des Tempels und der dort zusammenkommenden Genossen zu berathschlagen, wobei denn Festlichkeiten, Märkte, Spiele und jene Erscheinungen stattfanden, welche wir immer bei versammelten Griechen antreffen. Anlaß zu derartigen Amphiktyonien gab die Vereinigung mehrerer Stämme zu Herstellung eines gemeinsamen Heiligthums, welches nun ein gemeinsames Band um die Stifter und deren Nachkommen schlang. Diese Bündnisse der Volksstämme einer gemeinsamen Gegend gehen in die früheste Zeit zurück und lehnen sich an die Heldensage an; sie kommen ebenso in Böotien, Attica, Korinth, Argolis, Elis, auf Euböa u. a. Inseln, wie in Asien vor **).

Die berühmteste unter allen Amphiktyonien Griechenlands und wohl auch die älteste war der **Bund der Amphiktyonen von Delphi**. Delphi lag, wie ein Blick auf die Charte zeigt, so ziemlich im Mittelpuncte von ganz Hellas und so war es seiner Lage nach gar wohl geeignet einen Vereinigungspunct für die verschiedenen Völker, Staaten und Städte der gemeinsamen Heimath abzugeben. Ursprünglich waren in frühester Zeit vorzugsweise thessalische Völker und deren Nachbarn Bundesmitglieder; als diese sich über die andern Theile von Griechenland verbreiteten, wurde der Bund erweitert und es erscheinen sodann als eigentliche Mitglieder folgende zwölf Völker: Thessalier, Böotier, Dorer, Joner, Perrhäber, Magneten, Lokrer, Otäer oder Ainianen, Achäer-Phthioten, Malier, Phokäer und Doloper ***). Außer diesen Völkern nahmen an dem Bunde noch Theil die von Argos, Sparta, Sikyon, Korinth, Athen, Aetolien, Samos und von asiatischen Staaten und Colonien wenig-

*) Krause, Olympia S. 236. Die Pythien, Nemeen und Isthmien S. 85, 147 und 209.

**) S. bes. Heeren's Ideen. III. 1. 163 ff.

***) S. bes. Fr. W. Tittmann, über den Bund der Amphiktyonen. Berl. 1812. 8. S. 45.

stens solche, die von altamphiktyonischen Staaten herstammten. Dagegen scheint den Staaten, welche derartiger Abstammung sich nicht erfreuten, wie den Arkadiern, die Theilnahme versagt gewesen zu seyn. Im Laufe der Zeiten fanden aber auch mannigfache Veränderungen Statt, so wurden Phokäer und Lakedämonier ausgeschlossen und die Makedonier in den Bund aufgenommen. Die Phokäer wurden wieder eingesetzt, als sie sich gegen die in Griechenland eingefallenen Gallier ausgezeichnet. Kaiser Augustus ließ die Stadt Nikopolis an den Versammlungen des Bundes Theil nehmen und gab ihr die Stimmen der Doloper, deren Geschlecht erloschen war, und der Magneten, Malier, Aenianen und Phthioten, welche fortan sehr unbedeutend mit den Thessaliern gemeinschaftliche Stimmen haben sollten. Zu Pausanias Zeit waren 30 Amphiktyonen, von denen er aber nur 17 namhaft macht, wobei die peloponnesischen und asiatischen Staaten fehlen *).

Bei dem Bunde hatte eine jede Völkerschaft zwei Stimmen.

Die Versammlung der Amphiktyonen wurde bald zu Delphi, bald auf der weiten Ebene bei Anthela, ohnweit Thermopylä, wo ein Tempel der Demeter Amphiktyonis stand, abgehalten und zwar am letzteren Orte vornehmlich die Ekklesien oder allgemeinen Versammlungen, während die Pylagoren und Hieromnemonen im Tempel oder auf dem Pyläa genannten Platze zu Delphi **) stattfanden. Die Amphiktyonen kamen jährlich zweimal zusammen, im Frühjahre zur Zeit der pythischen Spiele und im Herbste.

Die Gesandten wurden Hieromnemonen und Pylagoren genannt; ersterer bekleidete sein Amt lebenslänglich, die Pylagoren, deren jeder Staat drei sandte, wurden jedesmal gewählt. Bei den allgemeinen Versammlungen oder Ekklesien fand sich stets eine große Anzahl Menschen ein und es fanden dann Feste, Spiele, Opfer und Märkte Statt, ja außer den eigentlichen Gesandten nahm zuweilen das übrige hier versammelte griechische Volk Antheil an Berathung und Beschlüssen.

Von besonderen Aemtern der Amphiktyonen wird erwähnt der mit der Aufsicht des Apollotempels zu Delphi Beauftragte, der Aufseher über die pythischen Spiele, der Stimmensammler und der Opferpriester.

Der ursprüngliche Zweck der Amphiktyonen war die gemeinsame Pflege des Apollotempels zu Delphi und die Bewahrung der hier aufgestellten Schätze, nach denen Fremde und Feinde lüstern waren. Daher ward auch, als sich später politische Bestrebungen an den Bund knüpften, jede Versammlung im Tempel begonnen und mit Opfern begleitet. Die nach dem delphischen Tempel reisenden Grie-

*) S. Tittmann, Bund der Amphiktyonen. S. 55 ff.
**) S. Tittmann, a. a. O. S. 78.

chen durften von keinem Staate mit Zoll beschwert oder sonst feindlich behandelt werden. Die Amphiktyonen führten ferner die Aufsicht über die Baulichkeiten des Tempels und die pythischen Spiele, die ursprünglich in einer Hymne an Apollo bestanden. Der älteste politische Zweck der Amphiktyonen war der Zusammenhalt der verbündeten Hellenen gegen nichtgriechische Völker, wie denn zur Zeit des persischen Einfalls in Griechenland eine Versammlung in Korinth gehalten wurde, um die Kriegsführung zu berathen. Man beschloß, daß der zehnte Theil der Habe derjenigen, welche freiwillig die Partei der Perser ergriffen hätten, den Göttern geweiht seyn solle. Die Amphiktyonen belohnten griechische Staaten oder einzelne Personen, welche sich im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind ausgezeichnet hatten und bestraften den Verräther*). Sie waren ferner später Schiedsrichter und Vermittler in den Streitigkeiten griechischer Staaten, seltener Richter in Privatsachen. Bei der Stiftung des Bundes sollen schon allgemeine, für alle Glieder des Bundes giltige Gesetze, amphiktyonische genannt, festgestellt worden seyn, womit denn ein allgemeines Völkerrecht der Griechen begründet worden wäre. Eine solche völkerrechtliche Bestimmung war, daß kein zum Bunde gehörige Stadt zerstört, und daß ihr am fließenden Wasser kein Abbruch gethan werden solle. Endlich gewährten auch die Amphiktyonen Männern, welche sich in Kunst oder Wissenschaft ausgezeichnet hatten, Ehrenbezeichungen und Vergünstigungen.

Um nun die Amphiktyonen in den Stand zu setzen, ihren Beschlüssen auch Nachdruck zu geben, hatten sie das Recht, den Krieg zu erklären und Frieden zu schließen (Tittmann S. 170 ff.). Sie wählten Feldherren, ernannten Gesandte und befragten Orakel.

Außer dem Bunde der Amphiktyonen bestanden in den verschiedenen Landschaften von Griechenland zu verschiedenen Zeiten auch noch andere Bünde, welche ebenfalls sich an ein gemeinschaftliches Heiligthum anlehnten. Wir fanden etwas Aehnliches bereits im alten Aegypten (C. G. V. 392.), wo auch die Tempel als die ältesten Sitze der sich bildenden einzelnen Staaten erscheinen, nur daß sich dort eine festere Form entwickelte als bei den Griechen, deren Staatsverhältnisse immer sehr locker waren.

Unter diesen Bünden**) finden wir zunächst unter den asiatischen Griechen den ionischen, von zwölf Städten, die festliche Zusammenkunft mit Spielen, Opfern und Märkten hielten und im peloponnesischen Kriege einen gemeinsamen Feldherrn hatten, also eine an religiöse Formen gebundene Vereinigung zu Schutz und Trutz. So hatten die asiatischen Dorier und Aeolier ähnliche Ein-

*) S. Tittmann S. 99 ff., wo die Beispiele.

**) S. Tittmann's Darstellung der griechischen Staatsverfassungen. S. 667 ff.



richtungen. Der achäische Bund begann mit Aufhebung der königlichen Gewalt, wurde durch die makedonische Herrschaft gelähmt, durch Aratus aber (284 v. Ch. G.) erweitert und nach kurzer Unterbrechung durch Mummius bis auf spätere Zeit erhalten. Seit Aratus kamen zu den ursprünglichen zwölf Mitgliedern noch Sikyon, Korinth, Megara, Troizen, Epidauros, Kleonä, Megalopolis, Argos, Hermione und Phlius, Mantinea, ganz Arkadien, Messenien, Aegina, Lakedämon, Elis, so daß endlich der ganze Peloponnes dazu gehörte. Das Bundesverhältniß war sehr innig, und die verschiedenen Städte und Staaten bildeten nur einen Körper, mit einer Bundescasse für den Kriegsfall, mit Bundesgesetzen und Bestimmungen über die Verwaltung der einzelnen Staaten, gleichem Münzfuße, Maas und Gewicht und gemeinsamen Gottesdienste, dem ein Erzpriester vorstand. An den Bundsversammlungen nahmen nicht blos einzelne Abgeordnete Theil, sondern jeder Bürger, der über dreißig Jahr alt war, hatte Zutritt und Stimme in den allgemeinen Versammlungen, die in oder bei Aegion im Haine des Zeus gehalten wurden. Der eigentliche Bundestag wurde zu bestimmter Zeit jährlich zweimal gehalten, wobei in der ersten, Anfangs des Sommers stattfindenden Versammlung die Wahl der Beamten vorgenommen wurde. In besonderen Fällen kam man auch an anderen Orten und zu anderer Zeit zusammen und zwar entweder unter einem Strategen oder unter zehn Demiurgen, die auch besondere Versammlungen auszuschreiben das Recht hatten. Die Beamten traten auch zu einer Gerusia zusammen.

Der arkadische Bund entstand durch die Gründung der Stadt Megalopolis nach der Schlacht bei Leuktra, die nun der Mittelpunct aller Arkadier wurde, und zu welcher 33 Städte beigetragen hatten. Die Böotier hatten als Bundessitz das Heiligthum der Athene Itonia bei Koronea, wo die pamböotischen Spiele abgehalten wurden. Aehnliche Erscheinungen kommen in Phokis, Lokris, Doris, Thessalien, Euböa, Kreta sowie in den sicilischen und unteritalischen Colonien vor.

Der ätolische Bund reicht in sehr alte Zeit hinauf, allein umfassender erscheint er, seitdem er dem achäischen entgegentrat (ums J. 284. v. Ch.). Der Bundestag, das Panätolion, entschied in allgemeinen Versammlungen über Krieg, Frieden, Bündnisse, besorgte die Wahl der Beamten und Gesandten. Der Hauptsitz war der reiche Tempel des Apollon zu Therma, bei welchem auch festliche Spiele gefeiert wurden. An der Spitze des Bundes stand der Strateg, unter welchem die Beamten arbeiteten.

Nach dem Verfalle des epirotischen Königreiches kommt ein epirotischer Bund mit demokratischen Formen vor, als dessen Sitz man Phönike annimmt. Im thrakischen Chersonnes hatten die Städte Sestos, Eleos, Madytos und Alopekonnesos einen gemein-

schaftlichen Rath. Endlich fand die griechische Sitte derartiger Verbindungen auch bei den von griechischen Völkern umgebenen Galatern Kleinasiens Statt *).

Alle diese Bünde und Vereine hatten als gemeinsamen Mittelpunkt ein, irgend einer Gottheit gewidmetes Heiligthum, waren mit Festen verbunden und sicherten den Theilnehmern gleiche Rechte.

Nicht so war dieß bei denjenigen griechischen Staatenverbindungen der Fall, welche durch Zusammentritt gegen einen äußern Feind von dem Gebote der Nothwehr ins Leben gerufen dem mächtigsten Staate die Herrschaft in die Hand gaben. Waren die Bünde aus gemeinsamen religiösen Zwecken hervorgegangen, so war die Hegemonie vorzugsweise kriegerischer Natur. War bei den Bünden, die wir vorher kennen gelernt, eine Selbstständigkeit der einzelnen Mitglieder hinsichtlich der innern Verhältnisse gewährleistet, war die Vereinigung mehr demokratischer Natur, so erscheint in der Hegemonie der Charakter der Tyrannis. Möglich war bei der Hegemonie eine Besteuerung des abhängigen Staates, ein Aufgebot der Kriegshilfe und Führung der gestellten Mannschaft, Obergerichtsbarkeit, Einsetzung der Behörden und sonstige Einmischung in die innern Angelegenheiten **). Es war natürlich, daß in der Uebung der Hegemonie oder der einem Staate erwachsenen Oberleitung gar mannichfache Abstufungen stattfanden, und daß es als arge Bedrückung erscheint, wenn die Mitylener ihren abgefallenen Bundesgenossen untersagten, ihre Kinder in der Schreibkunst und Musik unterrichten zu lassen, oder wenn die Spartaner und Eleier ihre alten Nachbarn zu Periöken herabsetzten. Auch in Sicilien übten Syrakus unter Gelon und Akragas unter Theron die Gewaltherrschaft über das gesammte griechische Sicilien, und die Inseln Chios und Aegina herrschten eine Zeit lang zur See über ihre Nachbarn. Seit den Perserkriegen übte Athen die Hegemonie in Griechenland, seit dem peloponnesischen Sparta, dann Theben, bis endlich die makedonischen Könige der Selbstständigkeit und den Streitigkeiten ein Ende machten, in welche die griechischen Staaten gerathen waren.

Wir wenden uns, wenn wir die Verhältnisse und Thatsachen weiter verfolgen, welche den Griechen gemeinsam waren, zu der

## Religion.

Die Religion der Griechen ***) war nicht minder mannichfach, als es die Staatsform derselben war. Sie war durchgehends an

*) S. Tittmann's gr. Staatsverf. 677 ff. und Wachsmuth's hellen. Alterth. I. 1. 113.

**) Wachsmuth, hellen. Alterth. I. 1. 128 ff.

***) Unter den zahlreichen Bearbeitungen der griechischen Mythologie

gewisse Oertlichkeiten und Sagen gebunden, und bestand wesentlich in dem Bestreben, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschen zu verklären, den Göttern zu dienen, um ihre Gunst zu gewinnen und ihren Zorn oder ihre Rache abzuwenden. Bei einem mit so lebendiger Phantasie begabten Volke, wie das griechische war, bei dem regen Sinn desselben für das Schöne und dem klaren Verstande, der es vor andern Völkern auszeichnete, mußte auch die Religion eine ganz andere Richtung nehmen, als wir bei den bisher betrachteten Völkern gefunden haben. Bei dem Streben nach Selbstständigkeit konnte sich eben so wenig ein allgemein anerkanntes Dogma bilden, als sich ein allgemeiner griechischer Staat oder ein griechisches Reich aus den verschiedenen einzelnen Städten und Staaten bilden konnte. Wie bei den verschiedenen Volksstämmen sich einzelne Städte gestalteten, so entstanden auch mehrere einzelne Tempel, die wie jene Mittelpunkte des politischen, Sitze des religiösen Lebens wurden. Sie trugen im Allgemeinen, in der äußeren Gestaltung, wie in den an sie sich anlehnenden Einrichtungen den griechischen Charakter; es hatte aber ein jeder seine besondere Eigenthümlichkeit, die sich mehr oder minder vor den anderen geltend machte. Bei einem jeden dieser Tempel finden wir eigenthümliche Sagen, welche Poesie und plastische Kunst den Verehrenden darzustellen versuchten; kamen neue Ansichten, neue Erzählungen aus der Fremde dazu, so wurden sie allgemach an das bereits Bestehende angepaßt und erhielten so den griechischen Stempel. Bei den Tempeln bestanden besondere Verbindungen, welche sich bemühten, die alte Sage rein zu erhalten, oder die sich mit der Deutung des innern Wesens derselben beschäftigten. Nebenher war es dem denkenden Theile des Volkes unverwehrt, aus der Erfahrung oder durch Speculation sich seine Ansichten selbstständig auszubilden, nur verlangte man Achtung vor den bestehenden Institutionen. Daraus erklärt sich denn die große Mannichfaltigkeit, welche in den Götter- und Heldensagen herrscht, welche bei dem einen Volksstamm ganz anders als bei dem andern erzählt werden. In früheren Zeiten, wo der Verkehr der von einander entlegenen Stämme sehr gering war, konnte es also geschehen, daß z. B. mehrere Zeus, mehrere Herakles, deren jeder seine eigene Geschichte hat, sich gestalten konnten, ja daß man von dem einen Gott hier eine Sage erzählte, welche an

---

seit Rammler, Moriz, namentlich seit Creuzer und den Symbolikern, nebst J. H. Voß und den Gegnern, Heffter, Lobeck, Richter's Phantasien des Alterthums, sind von Neueren vorzugsweise zu nennen: Hermann Müller, das nordische Götterthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestl. Europa's. Mainz 1844. 8. C. F. Geppert, die Götter und Heroen der alten Welt, nach classischen Dichtern. Lpz. 1842. 8. K. Eckermann, Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie. Halle. 1845. 4 Bde. 8. Konr. Schwenck, die Mythologie der Griechen. Frft. a.M. 1843. 8.

einem andern Orte von einem andern berichtet zu werden pflegte. Als nun bei gesteigertem Verkehr, wie ihn die öffentlichen heiligen Spiele und die Orakel veranlaßten, diese Mannichfaltigkeit bemerkt wurde, fand sich auch das Bestreben ein, die Widersprüche, welche sich darboten, zu ermitteln und auszugleichen. Philosophen und Historiker suchten die in den Sagen enthaltenen Beobachtungen und Thatsachen zu vermitteln, während die Dichter, namentlich die dramatischen, den Sagenstoff für ihre Zwecke benutzten und ins Einzelne ausbauten. Es fanden sich aber auch gar bald Solche, welche die unwahrscheinlichen und unglaublichen Sagen auf natürliche, geschichtliche und etymologische Weise zu deuten suchten, wie z. B. der dem 4. Jahrh. v. Chr. Geb. angehörende Paläphatos, von dessen Büchern περὶ ἀπίστων noch 53 Abschnitte auf uns gekommen sind.

Treten wir den religiösen Vorstellungen der Griechen näher, so finden wir zuvörderst das Bestreben, die Entstehung der Welt, der Götter und Menschen nachzuweisen. Dies geschah namentlich in der orphischen Kosmogonie, deren wesentlichste Lehre also lautet. Im Anfang war die niemals alternde Zeit in Gestalt eines Drachen, welcher das unbegränzte Chaos und den feuchten Aether, nebst dem finsteren Erebos zeugte. Darin erzeugte er ein Ei, in eine Wolke gehüllt. Als dieses zerriß, trat Phanes mit goldenen Flügeln hervor, mit Stierköpfen und einer Schlange auf dem Kopfe. Phanes, ein Mannweib, wird auch Protogonos, Zeus oder Pan genannt, und ist der Eros des Hesiod, welcher das Licht schuf. Eine andere orphische Kosmogonie nimmt das Wasser als den Anfang aller Dinge, in welchem sich Schlamm absetzte, dem eine Schlange entstieg, welche Herakles oder Kronos genannt ward und die ein ungeheures Ei gebar. Dieses zerbrach in zwei Theile und so entstand Himmel und Erde. Der Himmel erzeugte dann mit der Erde Klotho, Lachesis und Atropos, die Schicksalsgöttinnen, die hundert-händigen Riesen Kottos, Gyges, Briareus, die Kyklopen Brontes, Steropos und Argos. Da der Himmel diese im Tartaros fesselte, gebar die Erde die Titanen als Rächer, welche Zeus bekämpft, nachdem Uranos entmannt, Kronos, der seine Kinder verschlang, gefesselt. Zeus überwindet darauf seine Mutter und erzeugte mit ihr Persephone, die ihm später den Dionysos gebar *).

Diese mannichfach gedeutete Kosmogonie ward vornehmlich in den Mysterien gelehrt. Im Volke nahm man an, daß auf die erste Schöpfung der Welt zunächst das goldene Zeitalter gefolgt sey, in welchem Kronos herrschte und wo noch Unschuld und Einfachheit vorhanden war. Unter Zeus begann das silberne Zeitalter, wo Ueppigkeit, Verzärtelung und Uebermuth auftreten. Es folgt das

*) S. bes. Richter's Phantasien des Alterthums. I. 300 ff.

eherne, gewaltsame, wilde, kriegerische, dann das heroische, bessere und endlich das eiserne, wo Gerechtigkeit, heilige Scham und Scheu ganz von der Erde entflohen sind. Zeus aber wird endlich Alles vertilgen.

Dieses nun ist die Grundlage der religiösen Ansicht der Griechen. Zeus ist der Herrscher der Götter, wie der Menschen, aber auch er steht unter dem unabänderlichen Schicksal und der Nothwendigkeit. Neben ihm sind noch elf höchste und eine große Anzahl anderer göttlicher Wesen. Die Annahme von zwölf großen Göttern, gewissermaßen zwölf Götterfürsten, hängt wohl mit den zwölf Hauptstämmen zusammen, die im Amphiktyonenbunde erscheinen, wie denn die ganze griechische Mythologie ein verklärtes Abbild des griechischen Lebens ist. Die Götter, die gewaltigen Herrscher, sind gesteigerte Charaktere irdischer Fürsten. Sie sind den Leidenschaften unterworfen, sie kennen Liebe und Haß, sie rächen sich, ja sie sind sogar nicht frei von Neid und Mißgunst (Herodot III. 40.) und sie verfolgen den, der ihnen seine Ehrerbietung versagt oder sich überhebt. Im Allgemeinen aber ist Zeus gerecht; er wägt die Loose der Menschen auf goldener Waage ab, er greift oft gewaltsam ein in die Schicksale der Menschen und ist im Stande, ihr Verhängniß zu verzögern, er schirmt die gerechten Könige, die guten Menschen, er hilft den Flehenden. Zeus straft den Mörder, den, der seinen Eid bricht und das Gastrecht verletzt; die Zukunft ist ihm bekannt, er deutet sie durch Zeichen und Laute an. Apollon ist sein Prophet, Hermes und Iris, seine Kinder, sind seine Boten. Zeus thront im Himmel, er thront auf dem Olympos und beherrscht die Wolkenregion, Donner und Blitz. Die Horen, die Jahreszeiten, sind seine Töchter, Here, die schirmende Vorsteherin des heimischen Heerdes, ist seine Gattin, die großen Einfluß auf ihn übt. Ihr Sohn Hephästos, wie sie selbst, fürchten den Zorn des Zeus und wurden von ihm bestraft. Zeus Tochter ist Athene, sie entsprang gerüstet seinem Haupte. Poseidon, der Herr des Meeres, ist Zeus jüngerer Bruder. Zeus ist keineswegs ein getreuer Gatte und er reizt dadurch oft die Eifersucht seiner Gattin, mit der er nur drei Kinder gezeugt, den Kriegsgott Ares, den der Unterwelt Hephästos und die zarte Hebe. Von anderen Göttinnen und Heroinen hat er eine bei weitem zahlreichere Nachkommenschaft: Dia, Danae, Europa, Semele, Alkmene, Demeter, Leto, Maia, Dione, die Mütter von Peirithoos, Perseus, Minos und Rhadamanthys, Dionysos, Herakles, Persephone, Apollon und Artemis. Die Tempel des Zeus, der als ein Herr und König, von kräftiger, edler Gestalt, sitzend auf dem Throne mit Donner und Blitz und dem Herrscherstabe, begleitet von seinem Adler dargestellt ward, waren zahlreich. Die berühmtesten waren die von Dodona mit der heiligen Eiche, auf Kreta, der Geburtsstätte des Zeus — die Sagen nennen

anderweit den troischen Ida, Theben in Böotien, den Berg Ithome in Messenien und Olenos in Aetolien, — vor Allem aber den Tempel von Olympia in Elis, wo ihm die herrlichen Spiele gefeiert wurden und wo sein Standbild aus Elfenbein und Gold aufgestellt war. Da die olympischen Spiele für ganz Hellas ein Vereinigungspunct waren, so dürfen wir wohl auch den Zeus als den eigentlichen Nationalgott der Griechen und die übrigen Gottheiten gewissermaßen als seine Familie betrachten. Andere Tempel des Zeus waren zu Nemea im argivischen Lande und zu Ithome in Messenien, wo ebenfalls zu bestimmten Zeiten Spiele gefeiert wurden. Auf dem Oeta in Thessalien, dem Pelion, dem Hymettos in Attika und auf anderen Höhen des Landes waren dem Zeus Tempel errichtet. Unter den Thieren waren Ziegen und Stiere ihm die liebsten Opfer.

Here, die Schwester des Zeus, erzogen von Okeanos und Tethys, erst im Geheimen Geliebte, dann anerkannte Gattin desselben, war die Königin des Himmels und die Schirmherrin der Ehen; als solcher wurden ihr auf Euböa, auf Samos, auf Kreta und an anderen Orten jährliche Feste gefeiert, bei denen blumentragende Jungfrauen die Hauptrolle ausführten, wie ja auch die Götter die Hochzeit des Herrn des Himmels feierlich begangen hatten. Als ihre Töchter galten die Eileithyien, die Geburtsgöttinnen; in Argos nannte man Here selbst Eileithyia. Der Pfau und der Apfel waren ihre Sinnbilder. Ihre Opferthiere waren Stiere, weiße Kühe, Kälber, Schweine, Widder und Ziegen.

Zeus eigenste, ohne fremden Beistand von ihm geschaffene Tochter war die blauäugige Pallas Athene, die Göttin aller Weisheit, Wissenschaft und Kunst. Sie war die Schirmherrin der Städte und des menschlichen Verkehrs, der Stämme und Verbrüderungen, der Häfen und Stadtmauern; der Athene Phratria und der Apaturia wurden festliche Opfer gebracht. Sie galt als Erfinderin der Wagen und Schiffe, des Pfluges und Stierjochs, der Rossebändigung und Zügel, der Trompete und Flöte und der Weberei. Als Feuer- und Kriegsgöttin erscheint sie stets bewaffnet. Der Hauptsitz ihrer Verehrung war Athen, wo sie auf der Burg ihren Stand hatte; ihr wurden im Juli die Panathenäen gefeiert, wobei Fackelwettlauf u. a. Wettkämpfe stattfanden, in denen der Sieger mit dem Oelzweige belohnt wurde*). Auch im übrigen Griechenlande war die Jungfrau Athene allgemeinverehrte Göttin. Ihr berühmtestes Bild stand in der Burg von Athen, gefertigt von Phidias aus Elfenbein und Gold, 36 par. Fuß hoch.

Hephästos, der Sohn von Zeus und Here, war ein lahmes,

*) Das Einzelne bei Schwenck. I. 65. Eckermanns Religionsgeschichte. I. 41. ff.

von der Mutter nicht geliebtes Kind, das vom Vater aus dem Himmel geworfen, auf die Insel Lemnos niederfiel. Er ist der Gott des Feuers, der in seinem von ihm selbst prächtig gebauten Hause kunstreiche Arbeiten in Metall ausführt. Er hat auch alle übrigen Götterwohnungen auf dem Olymp gebaut und einem Jeden viel kunstreiche Geräthe, Waffen und Werkzeuge angefertigt. Seine Gattin ist Aphrodite, die jedoch untreu es mit Ares hält, ein Verhältniß, welches Apollon ans Licht zieht. Hephästos wurde in Lemnos, Imbros, Samothrake und in Athen verehrt. Mit Hephästos standen in Beziehung die Kabiren auf Lemnos, Imbros und Samothrake, die an die nordeuropäischen Zwerge, und die Kyklopen, welche an die Riesen erinnern.

Die Göttin des Heerdes und seines heiligen Feuers, eine hochheilige, reine Jungfrau war Hestia, des Kronos älteste Tochter; sie war die Schirmherrin des Heerdes und feststehenden Hauses; am Heerde, wo die Hausgötter standen, wurden Eide geschworen und hier fand der Flehende gastlichen Schutz. Hestia war daher Vorsteherin der Opfer, auch der öffentlichen Opfer am Altar oder Heerde der Tempel und bei jedem Opfer wurde sie zuerst angerufen und die Spende zuerst und zuletzt ihr ausgegossen. Im Prytaneion hatte die Stadt einen Thalamos der Hestia, der, wie im Privathaus der Heerd, der Mittelpunct der Gemeinde war. Von hier nahm man Feuer mit, wenn eine Colonie auszog, hier bewirthete man die Gesandten, die aus der Ferne kamen. So hatte Hestia auch in Delphi ihren Altar, dessen Feuer Wittwen bedienten. Ging das Feuer aus, so mußte es ganz von Neuem durch Reibung zweier Hölzer wieder entzündet werden. Da Hestia überall in den Prytaneen und Götteropfern verehrt wurde, so hatte sie wenig eigene Tempel. Ihr Opfer bestand aus einjährigen Kühen, den Erstlingen der Früchte und junger Saat. Standbilder hatte sie nur in Olympia.

Apollon nnd Artemis, Zeus Kinder von der Leto, waren vorzugsweise dorische Gottheiten. Apollon, das Ideal der schönsten männlichen Jugend, hatte als Sonnengott die Pflege der Jugend und der Heerden, die er als Verfolger der Schlangen und reißenden Thiere beschirmt. Er ist demnächst, wie die Sonne mit ihrem Strahle Alles durchdringt, der Gott der Weissagung, der rathende Helfer in Noth und Krankheit als Vater des Asklepios, wie auch als Ordner der Gemeinde und Gesetzesschirmer. Er führt das Saitenspiel und lenkt damit den Gesang der Musen. Delos galt als die Geburtsstätte des Apollon und die Insel war ihm deßhalb heilig. Daher durfte dort kein Hund, als unreines Thier, gehalten und keine Leiche daselbst begraben werden. Apollon erscheint auch als Gott der Schlachten, doch mehr als Helfer denn als Mitkämpfer. In Sparta wurden ihm alljährlich die Karneen gefeiert, wo neun Tage lang in neun Zelten je neun Männer vor der Stadt lebten. Dabei

wurden viele Opferthiere geschlachtet; es fanden auch Aufzüge, Gesänge, Tänze und Wettkämpfe Statt. Als Sonnengott ist Apollon auch ein Sender der Pest und Seuchen, doch lehrt er auch Hilfe dagegen, als Gott der Weissage. Er hatte als solcher seinen Sitz in Delphi, wo aller vier Jahre die pythischen Spiele stattfanden und unermeßliche Schätze aufgehäuft lagen. Ein anderes berühmtes Orakel des Apollon war zu Klaros bei der ionischen Stadt Kolophon in einem heiligen Haine (die Priesterin begeisterte sich in der heiligen Quelle zum Weissagen); dann zu Patara in Lykien und zu Orobiä auf Euböa. Auf Delos fand aller fünf Jahre ein großes Fest Statt, wo auch Artemis verehrt wurde, und wohin die Griechen der Inseln und des Festlandes Gesandte schickten und Spiele veranstalteten. Apollon ward durch ganz Griechenland verehrt und hatte überall Altäre, Standbilder und Tempel; die ihm geweihten Thiere waren Wolf, Rabe, Schwan, Hahn, Habicht, Cicade, Schlange und Greif, von Pflanzen Lorbeer, Palme, Oelbaum, Tamariskenstaude; geopfert wurden ihm Stiere, Schafe, Ziegen, Wölfe und Esel *).

Apollons Schwester Artemis ist die Göttin des Mondes und der Nacht, die gleich ihrem Bruder mit Bogen und Pfeil als rüstige Jungfrau einherschreitet. Sie war Schützerin der Jagd und Schirmgöttin der Jungfrauen und des ganzen weiblichen Geschlechts, also auch der Gebährenden und selbst der hilfsbedürftigen jungen Thiere. Das Wasser als lebenfördernbes Element steht in Beziehung zu ihr und so ward in feuchten Niederungen, an Quellen und Flüssen ihr Heiligthum vorzugsweise errichtet. Ein Hauptsitz ihrer Verehrung war Arkadien. In alter Zeit waren mit ihrem Dienste Menschenopfer verknüpft. In Ephesos erscheint Artemis als brüstereiche Mutter der Natur, mumienartig mit der Mauerkrone. Ihre Priester waren Eunuchen, ihre Priesterinnen Jungfrauen, ihr Haus der hochberühmte Tempel, eines der Wunder der alten Welt. Sonst hatte sie durch ganz Griechenland, auch am Pontus Euxinus zahlreiche Heiligthümer und Altäre, in der Altis zu Olympia deren sogar sechs. Ihr waren geweiht die Fichte, der Beifuß (Artemesia), die Meerbarbe, der Seekrebs, der Eber, Hirsch und Hund; geopfert wurden ihr Hirschkühe und Ziegen. Als Hekate, die dreigestaltete Göttin, war sie die Herrin der Unterwelt, die Vorsteherin der Zauberei, der unheimlichen Erscheinungen der Nacht, die bei dem Blute der Ermordeten sich einstellte und den Mord an den Tag brachte. Wo die Wege zusammenliefen, da stellte man ihr Nachts Eier, Zwiebeln und junge Hunde hin; in Athen gab es viele Hekatesäulen auf den Kreuzwegen und an den Häusern, wo man die Zukunft erforschte.

---

*) S. Schwenck I. 109 ff. Eckermann II. 55.

Ares, der Sohn des Zeus und der Here, der trotzige, unbändige, wilde Kriegsgott, der sich am Morde der Männer freut und selbst am Kampfe Theil nimmt, ist der Bruder der Eris, des Streites, und der Vater von Deimos und Phobos, von Furcht und Schrecken. Er fährt auf dem prächtigen Streitwagen mit dem gewaltigen Speer in der Hand. Er ist nicht unverwundbar und Diomedes vertrieb ihn vom Schlachtfelde, wo er den Troern beistand. Athene ist seine Gegnerin, Aphrodite seine Geliebte. Das Blutgericht von Athen wurde auf seinem Hügel gehalten. In Theben war er der Ahnherr der Dynastie, denn seine Tochter Harmonia war die Gemahlin des Kadmos, der ihn mit Menschenopfern verehrte. In Athen, in Olympia, in Tegea, in Arkadien und Sparta hatte er Heiligthümer. Die Sage gab ihm zahlreiche Geliebte und Kinder. Der Hahn war, als ein wachsamer Vogel, der ihm geweihte Gefährte.

Aphrodite war aus Asien über Kypros und Kythera nach Griechenland und Sicilien gelangt, wo sie bald mit einem eigenen Mythos umkleidet und mit den olympischen Göttern in Beziehung gebracht wurde, indem sie in den homerischen Gesängen als die liebliche Tochter des Zeus und der Dione erscheint, während frühere Sagen sie in dem Schaume der See entstehen und ans Land treiben lassen, wo sie von den Horen den Göttern zugeführt wird. Sie bezwingt durch ihren Liebreiz Alles und nur die drei Göttinnen Hestia, Pallas Athene und Artemis sind von ihr unbesiegt. Ihr reicht in der Trojasage Paris als der Schönsten den Apfel. Die das Schöne zeitigenden Horen, die Charitinnen, welche Reiz und Anmuth verleihen, und Peitho, die Ueberredung, sind in Aphroditens Gefolge. Als ihre Kinder nennt man Harmonia, Eros, Aeneas, von Anchises und Lyrnos. Mit Adonis zeugte sie den Priapos, auch mit Hermes, Poseidon und Dionysos stand sie in Verhältnissen. Einer der Hauptsitze des Cultus der Aphrodite war Kypros; sie erhielt nur unblutige Opfer, doch schlachtete man, behufs der Weissage, Böcke, Ziegen und Kühe. Ihr Dienst war über ganz Griechenland verbreitet und in Kypros und in Korinth befanden sich in den Tempeln zahlreiche Hierodulen, welche gleich den indischen Bajaderen einen nach unseren Begriffen nicht eben ehrenhaften Gelderwerb betrieben *). Geweiht waren der Aphrodite die Myrte, Rose, Linde, Mohn, Apfel, die Taube, der Sperling und die Schwalbe, der Bock, der Hase und der Delphin.

Hermes ist der Sohn des Zeus und der Maja, geboren in

*) Aristophanes sagt im Plutos von ihnen:
— jenen Metzlein sagt man nach, den korinthischen,
wenn ihre Gunst ein Armer anzusprechen wagt,
sie hören achtlos; aber kommt ein Reicher an,
sogleich, gefällig hinten und vorn, liebkosen sie.

der Grotte des arkadischen Berges Kyllene; er war schon als Knabe gewandt und sinnreich, stahl des Apollo Rinder, bildete aus der Schildkröte ein Saitenspiel; erwachsen, wurde er der Sendbote des Zeus und der anderen Götter und tritt oft als Vermittler auf, er geleitet den Herakles in die Unterwelt, befreit die Io aus der Wache des Argos, hilft dem Odysseus und Perseus. Er war als Herold Ordner der Verträge und der Opfer, dann Vorsteher der Gymnasien und Führer der Jünglinge, die gegen den Feind ziehen. Unter seinem Schutze standen Markt und Straße und öffentlicher Verkehr und so standen denn auch die Hermessäulen an den Thüren der Häuser und Tempel, an Straßen, Feldwegen und Stadtthoren, die daher auch unter öffentlichem Schutze standen und nicht verletzt werden durften. Hermes gewährte den Reisenden und Wandelnden das oder jenes zu finden, was Andere verloren, er lenkte das Glück im Würfelspiele und beim Loosen, ja er war es, der jeglichen Gewinn und Reichthum gewährte, indem er die Seinen mit List begabte und geschickten Dieben Glück gab. Aber er gab auch dem Redner treffende Worte. Als Gott des Verkehrs stand er den Zahlen, den Buchstaben, dem Maaße und Gewichte, der Sternkunde und Musik vor. Er verlieh dem Menschen Geschicklichkeit zu Handreichungen, Dienstleistungen und Geschäften. Ihm war von den Opferthieren namentlich die Zunge gewidmet. Man opferte ihm Böcke, Lämmer, Schweine und eigene aus Graupen mit Wein, Wasser und Oel angemachte Kuchen. Der Hahn und die Feige waren ihm ebenfalls gewidmet. Hermes hatte durch ganz Griechenland zahlreiche Stätten der Verehrung, an die sich zum Theil Sagen von ihm anlehnten.

Poseidon, der Herr der Gewässer, des Zeus Bruder, ist der dreizackführende Erdumgeber und Erderschütterer, der Schöpfer des Rosses; er ist der gehorsame Freund seines Bruders. Er ist der Nationalgott der Ionier, der einst mit Athene um den Besitz der Stadt stritt. Er stieß mit dem Dreizack in den Fels der Burg und es sprang Seewasser hervor, Athene aber ließ den Oelbaum dort aufsprossen, der dem Lande so nützlich ward. Deßhalb sprachen die Götter ihr den Besitz der Stadt zu. Mit derselben Göttin stritt er um Troizen, mit der Here um Argolis, mit Helios um Korinth, mit Gäa um Delphi, mit Zeus um Aegina, mit Dionysos um Naxos. Poseidon hatte sehr viele Kinder, von seiner Gattin Amphitrite, mit der er den Triton, die Rhode und die Benthesikyme zeugte. Um Thetis hatte er sich ebenfalls beworben, gab dieß aber auf, nachdem ihm das Orakel verkündet, sie werde einen Sohn gebären, der den Vater an Trefflichkeit überwiege. Unter seinen übrigen Kindern, die er mit Nymphen zeugte, befinden sich viele Stammväter von Inseln und Küstenstädten. Daher war denn die Verehrung Poseidons im Peloponnes und den ionischen See-

städten sehr verbreitet. Geopfert wurden ihm Stiere, Widder und Eber; der ihm geheiligte Baum war die Fichte *).

Demeter, die Tochter des Kronos und der Rhea, gebar dem Zeus die Persephone, d. h. die Pflanzenwelt. Demeter ist als Vorsteherin des Ackerbaues die Gesetzgeberin, welche die Menschen in festen Wohnsitzen vereinigte. Sie ist die Mutter des Wohlstandes, des Plutos, den sie mit Jasion, des Minos Sohne, auf Kreta erzeugte. Sie gewährt den Menschen Getreide, Hülsenfrüchte, mit Ausnahme der Bohne, Obst und Honig. So gütig sie ist, so tritt sie doch auch zornig auf, sie versagt dann den Menschen die Früchte des Bodens und es tritt dann Hungersnoth ein. Die Sage von dem Raube ihrer Tochter Persephone, von ihrem Zuge durch das Land und ihrem Lieblinge Triptolemos, dem sie einen mit Drachen bespannten Wagen und Weizensamen übergab und der nun den Getreidebau unter den Menschen verbreitete, erinnern an die altägyptischen und peruanischen Sagen. Der Demeter galt das eleusinische Fest und die Thesmophorien, und aus ihrem Cultus hatten sich die eleusinischen Mysterien entwickelt. Außer diesen Festen war aber der Dienst der Göttin über ganz Griechenland verbreitet **).

Dionysos, später auch Bakchos, der Gott des Weines und ländlichen Segens, ist uns bereits in der ägyptischen Sage als Osiris (C. G. V. 419.) entgegen getreten. Gleich der Demeter durchzieht er die Lande und unterrichtet die Menschen in den nützlichen Fertigkeiten des Acker- und Obstbaues und giebt ihnen die Rebe. Die griechische Sage bezeichnet ihn theils als eine aus der Ferne und zwar aus Arabien, Indien, Aegypten oder aus Thrakien stammende Gottheit, theils als den Sohn des Zeus und entweder der Demeter oder der Semele. Immer aber war Dionysos der Bringer des Weines und sein Dienst war mit jenen rauschenden, fröhlichen Festen verbunden, von denen sich im Neapolitanischen bis auf den heutigen Tag Spuren erhalten haben ***) und deren Darstellungen wir so häufig auf Sarkophagen und anderen antiken Denkmalen begegnen. In seinem Gefolge erblicken wir den wohlgenährten Silenos und jene Faunen und Satyren, deren Bildung offenbar das Bestreben zeigt, die Gestalten der passiven Rasse festzuhalten. Jedenfalls aber enthalten die Dionysossagen die Erinnerungen an die alten Einwanderungen, die in Griechenland stattgefunden haben, wie schon der Widerstand andeutet, den die eingebornen Herrscher, wie Lykurgos, ihm geleistet. Der Dienst des Dionosos war durch ganz Griechenland und seine Colonien verbreitet und mit demselben waren Aufzüge und Feste, zum Theil bei nächtlicher Weile, verbunden, die oft

*) S. Schwenck, I. 291.
**) S. Schwenck, I. 356 ff.
***) S. meine Italica S. 375.

arge Liederlichkeit in ihrem Gefolge hatten, und wobei Vermummungen stattfanden. In alter Zeit sollen bei dem Dionysfeste auch Menschenopfer vorgekommen seyn. Aus dem Dionysoscultus entwickelte sich das Theater der Griechen, daher auch alle Theater dem Gotte heilig waren, in deren Nähe daher auch meist ein Dionysostempel zu stehen pflegte. Naxos und Chios waren die dem Dionysos vorzugsweise gewidmeten Inseln. Unter den Thieren sind namentlich Löwen und Panther, der Esel und der Bock in dem Gefolge des Gottes.

Endlich ist als die Mutter der Kroniden Rhea oder Kybele zu nennen; sie hatte keinen eigentlichen allgemeinen Cultus; nur in Olympia hatte sie nebst Kronos einen Tempel und auf dem thaumasischen Berge bei Methydrion in Arkadien eine Grotte. Kybele, die Göttermutter, entspricht der Isis, der Mutter des Horus, es ist die Göttin, in welcher die Menschen die Mütterlichkeit überhaupt verehren, und an welche sie immer die Idee der Fruchtbarkeit, der erzeugenden Naturkraft, mütterlicher Pflege und Sorgfalt anknüpfen. In den asiatischen Religionen *), namentlich im Buddhismus, aber auch in den altamerikanischen Religionen finden wir diese Idee dargestellt in Gestalt einer Frau, welche ein Kind auf dem Schoose hält eben in der Weise, wie die ägyptische Isis abgebildet wird. Derartige Bilder kommen auch unter den altgriechischen und altitalischen Denkmalen vor, und sie waren die Grundlage und das Vorbild der nachmaligen christlichen Madonnenbilder; denn bekanntlich besteht die uralte Madonna zu Puy in Frankreich aus einem von Sykomorenholze geschnitzten Isisbilde. Der Cultus der griechischen Göttermutter kam aus Phrygien, ebenso wie der des Dionysos und der Demeter. Die Verehrung der Mutter that sich aber auch noch auf andere Weise kund. So finden wir im Innern von Sicilien einen aus Kreta stammenden Cultus der Mütter, denen ein Tempel erbaut war und als deren Gestirn das Sternbild des Bären galt. Man hatte sie mit der Sage vom Zeus in Verbindung gebracht, denn sie hatten denselben vor den Nachstellungen seines Vaters gerettet. Der Hauptsitz dieses Cultus war Engyon in Sicilien, wo ein Tempel stand, der mit großer Pracht erbaut war und wo unermeßliche Schätze sich aufgehäuft hatten **).

Außer diesen allgemein anerkannten göttlichen Herrschern, die jedoch unter dem Schicksale standen, wurde im alten Griechenlande noch eine sehr große Anzahl göttlicher Wesen anerkannt und verehrt. An einige der zwölf olympischen Götter, wie z. B. an Apollon, hatte man theils Naturgottheiten, wie den Helios, Phoibos,

*) Ueber das Vorhandenseyn ähnlicher Ideen in der Zoroasterlehre s. Kleukers Zendavesta. I. 158 f.

**) S. bes. Diodor v. Sicilien. IV. 79 und 80. Ueber den Kybeledienst in Griechenland bes. Schwenck's Mythologie. I. 336.



ja den der Zoroasterlehre angehörigen Mithra *) geknüpft; an den Cultus der historischen Artemis und Aphrodite schlossen sich asiatische Gottheiten an, wie denn Isis und Osiris schon früh in die griechische Mythenwelt übergingen.

Von den übrigen kleineren Gottheiten haben wir zuvörderst das Gefolge, dann die Kinder der großen Zwölfgötter zu nennen. Unter ersteren bemerken wir die idäischen Daktylen, die Diener der Erdmutter, welche das Eisen entdeckten und andere nützliche Erfindungen machten, auch als heilende Dämonen galten. Als Gefährten des kretischen Zeus die Kureten, die ihn retten halfen und dann zu seiner Ehre eigenthümliche Tänze aufführten. Ein großes Gefolge hatte Dionysos, in welchem auch die Kentauren erscheinen, ein wildes, an das Roß gebundenes Geschlecht, aus welchem jedoch auch der Arzt und Sänger Cheiron hervorgegangen war. In Poseidons Gefolge finden wir die Tritonen und Nereiden und eine unendliche Schaar von Nymphen, ja neben denselben den Okeanos und dessen Gemahlin Tethys, denen 3000 Ströme und 3000 Okeaninen entsproßten, den Herrn des ägäischen Meeres Nereus, den Meergreis Phorkys, dem der Hafen von Ithaka heilig, den Proteus, den Glaukos, den Triton, die Thetis, dann die Flußgötter, wie Acheloos, Alpheios, und die Quellen, wie Arethusa, die rettende Seegöttin Ino — Leukothea, die Nymphen der Gewässer, die Seirenen, die den seltsamen Klang in den einsamen Klippen bilden und die dadurch dem lauschenden Schiffer Verderben bringen. Um Hephästos schaarten sich die Kabiren, Kyklopen und Telchinen, um Apollon oder Helios und Artemis, die Mondgöttin, die Winde, die Gestirne. Mit den Göttern in Verbindung waren die Nymphen der Wälder, der Thäler, der Berge, der Büsche und Quellen und bei ihnen kehrten sie gern ein, mit ihnen zeugten sie Helden und Könige der Menschen, durch die sie die letzteren der Gesittung zuführten. In der Verehrung der Bäume, der Quellen, der Thäler und Berge aber sprach sich das dankbare Gefühl der Menschen aus, das ja von der Vorsehung in jedes menschliche Herz gelegt ist, und das wir überall antreffen, wo der Mensch noch offenen Sinn für die Natur hat.

Nächstdem wurde aber auch den Naturerscheinungen religiöse Aufmerksamkeit zugewendet, welche den Menschen furchtbar und schädlich sind, wie den Seestrudeln, Klippen, vulkanischen Ausbrüchen. So war in Sicilien ein alter Tempel der Götter, Paliki genannt, bei welchem der unternehmende Kriegsfürst Duketios aus

*) S. H. Snel, die Mithrageheimnisse während der vor- und nachchristlichen Zeit. Aarau 1823. 8. m. Atlas. Felix Lajard introduction à l'étude du culte et des mystères de Mithra en orient et en occident. Par. 1847. Fol., mit der Sammlung sämmtlicher darauf bezüglichen Denkmäler.

Nomá eine Stadt baute, die er Palike nannte. In dem Tempel sah man zwei nicht zu große Kessel, in welchen stets ein schwefelduftendes Wasser kochte, das aus großer Tiefe emporquoll, in der man stets ein furchtbares Getöse vernahm. Das Wasser hatte keinen Abfluß, strömte aber auch niemals über. Der Tempel war überaus hochgeehrt, und man schwor bei demselben die wichtigsten Eide, da die Götter die Meineidigen sofort hart bestraften, indem sie dieselben des Augenlichtes beraubten. Hier war auch ein Asyl, wo namentlich Sclaven, welche von ihren Herren gemißhandelt wurden, eine Zufluchtstätte fanden. Der Tempel war von vielen Gebäuden umgeben (Diodor v. Sicilien XI, 89.).

Ueber den Göttern des Olympos stand das Schicksal, wie die Götter über den Menschen. Auch des Menschen Schicksal würde unabänderlich seyn, wenn die Götter nicht helfend und rettend eingriffen. Die Moira, das Lebensgeschick, gestalteten allgemach die Griechen zu drei Gottheiten, welche Klotho (Spinnerin), Lachesis (Loos) und Atropos (die Unwendbare) genannt wurden und in Olympia neben dem Altare des Zeus Moiragetes einen langen Altar hatten. Bei Hochzeit, Geburt und bei dem Tode der Menschen sind die Moiren betheiligt und sie erscheinen mit der Aisa, Tyche, Themis, Dike, Nemesis, den Erinnyen oder Eumeniden, der Ate, den Keren und dem Thanatos in Beziehung, wie auf der andern Seite die Musen, die Charitinnen, die Peitho u. a. Personificationen der den Menschen zierenden oder beglückenden Eigenschaften auch unter die Schicksalsgottheiten zu zählen sind.

Wir fanden in den Sagen der Südsee, von Mexico und Peru, von Aegypten, daß die ältesten Staatengründer ihren Ursprung von den aus der Ferne hergekommenen Göttern ableiteten. Auch in Griechenland finden wir dieselbe Erscheinung. Da hier jedoch mehrere Einwanderungen stattfanden, so enthält die altgriechische Sage eine außerordentliche Fülle von Namen und Thatsachen. In dem Zeitalter der olympischen Götter erscheinen uns die Titanen als die Macht, welche die Götter bekämpfen. Es waren Kinder des Uranos und der Gäa, und vielleicht sind damit die Ureinwohner und deren eingeborene Herrscher bezeichnet. Unter ihnen ist namentlich **Prometheus***) derjenige, welcher den Göttern das Feuer nahm und es den Menschen brachte, worauf Zeus durch Hephästos das Weib bilden und durch die andern Götter herrlich ausschmücken ließ und dem Menschen zuführte. Durch die Dichter wurde die Sage weiter ausgebildet und Prometheus wird aus dem Vater der menschlichen Erkenntniß zum Schöpfer der Menschen umgestaltet. Als Erfinder der Künste stellte die Sage den **Dädalos**, als den der

*) B. G. Weiske, Prometheus und sein Mythenkreis, herausgegeben von H. Leyser. Leipzig 1842. 8.

Werkzeuge, besonders der Drehscheibe, Säge, des Zirkels und des Drechslermeisels dessen Neffen Talos hin. Aus Athen kam jener nach Kreta zu Minos, dem er das Labyrinth baute, dann aber vor dem Könige auf Segelschiffen nach Sicilien fliehen mußte.

Unter den alten Herrschern betrachtete man den Kekrops in Athen als Autochthon, der die Burg gründete, die Einwohner in zwölf Gemeinden versammelte, den Dienst des Zeus und das Begraben der Todten einführte. Spätere Sagen lassen ihn aus Aegypten stammen, gleich dem Danaos und Kadmos. Wir finden diese alten Herrscher im Verkehr mit den Göttern, unter denen namentlich Zeus gern mit den Menschen verkehrt. Die Sage zeigt ihn als Vater der Dioskuren, der Helena, des Perseus, Minos, Sarpedon und Rhadamanthos, des Aeakos, Tantalos u. A. Vor Allem aber erscheint Zeus als der Nationalgott der Griechen, als der Vater des Herakles, des größten aller einheimischen Heroen, des Sohnes der Alkmene, Amphytrions Gattin. Herakles erscheint als der Bekämpfer der wilden Thiere, wie der lernäischen Schlange, des nemäischen Löwen, des erymanthischen Ebers, der stymphalischen Raubvögel, ja als Bezwinger des Hüters der Hölle, des Kerberos. Er besiegte die Kentauren, die Riesen, er tödtete den Adler, der an der Leber des Prometheus fraß; die Insel Kreta säuberte er von den schädlichen Schlangen u. a. Thieren. Er durchzog so Griechenland, Kreta, Africa, ging nach Spanien, durch Gallien nach Italien, wo er auf den phlegräischen Feldern die Riesen erlegte, besuchte Sicilien und kehrte endlich nach Theben zurück. Herakles besiegte auch die Amazonen, jene seltsamen kriegerischen Frauen, welche die Sage bald in Asien, bald in Africa heimisch seyn läßt*). Besonders wichtig wird aber Herakles in der grie-

---

*) Die Sage von den Amazonen ist mehrfach speciell behandelt worden, z. B. Jonath. Köpken, antiquitates Amazonicae. Jen. 1685. 8. — Petri Petiti de Amazonibus dissert. Amst. 1687. 8. Auch französisch. Leiden, 1718. 2 Bände 8. — Petr. Woltenius, de republica Amazonum. Upsal., 1721. 8. — Histoire nouvelle des Amazones. Par. 1678. 2 Bde. 8. — Guyon histoire des Amazones anciennes et modernes. Brüssel 1741. 8. Deutsch von J. G. Krünitz. Berl. 1763. 8. — C. Rommel, dissert. de Amazonibus. Marburg, 1806. 4. — Fr. Chr. Köler, dissert. de iis, quae de Amazonum asiaticarum s. scythicarum omnibus fabulis segregatis dubiisque solutis sint statuenda. Hal. 1819. 4. — K. Nagel, Geschichte der Amazonen. Stuttg. 1836. 8.

Die Amazonen erscheinen mehrfach auf den antiken Denkmälern, besonders den Vasen, in der Poesie, wie im Gesang des Quintus Smyrnäus; im Mittelalter finden wir sie bei Jornandes, Gobelin Persona, aetas III. Cap. 8. Adam von Bremen, Buch IV, der Amazonen an der Ostsee nachzuweisen sucht. Sie kommen ferner in Südamerica (Condamine Voyage 101 und Spix und Martius Reise III. 1092) und Nordamerica (Beechey, Reise I. 117.) vor. Die moderne Poesie hat sie ebenfalls

chischen Sage dadurch, daß sie ihn als Begründer der olympischen Spiele, dann aber auch als wesentlichen Theilnehmer an dem Argonautenzuge, und endlich als Ahnherrn der dorischen Fürsten ansahen, die nach dem trojanischen Kriege nach Griechenland zurückkehrten und sich aufs Neue Staaten eroberten.

In dem Argonautenzuge erscheint Herakles als Gefährte der berühmtesten Zeitgenossen und herrlichsten Helden unter der Führung des Jason, der das goldene Vließ aus Kolchis holen will. Unter ihnen finden wir Orpheus, als Priester und Sänger, und auf der Rückfahrt die zauberkundige Medeia. In der Sage, von der eine ältere Bearbeitung (Orpheus Argonautica, deutsch v. Voß. Heidelb. 1806. 8.) und eine spätere von Apollonios dem Rhodier (D. Zürich 1779. 8.) vorhanden sind, finden wir die geographischen Kenntnisse der Griechen, sofern sie nämlich auf Schiffersagen beruhen, dargelegt. Auch die Lyriker und Tragiker hatten den Stoff vielfach ausgebeutet, wie in der 4. pythischen Ode von Pindar geschehen.

Nachdem Herakles die zwölf ihm aufgetragenen Arbeiten beendigt, unternimmt er auch einen Zug nach Troja mit 18 Fünfzigruderern und einem Heere der beßten Männer, wie Telamon, Peleus, Iphikles, Iolaos. Laomedon überfiel von der Stadt aus die Schiffe, ward aber zurückgetrieben und belagert. Troja wurde erobert, Laomedon nebst seinen Söhnen, mit Ausnahme des Podarkes oder Priamos, den seine Schwester Hesione, von Herakles dem Telamon übergeben, befreite. Auf der Rückkehr fehlte es nicht an Abenteuern in den verschiedenen Orten, wo er landete. Herakles endete, nachdem er eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, in den Flammen, ward nach seinem Tode in den Olymp aufgenommen und erhielt Hebe zur Gattin *). Herakles ward daher göttliche Ehre erwiesen und ihm wurden Stiere, Widder, Lämmer und Eber geopfert; die Silberpappel, der wilde Oelbaum, der Eppich und die Möve waren ihm heilig. Wir haben Heraklesbilder aus allen Stadien des Lebens, vom schlangenwürgenden kräftigen Knaben bis zu dem vollendeten, von seinen Arbeiten ruhenden Sieger aus dem Alterthume.

Von den atheniſchen Sagen ist besonders die von Theseus zu nennen, von den thebanischen die von Oedipus und dem Kriege der Sieben gegen Theben, und die von den Epigonen. Der letzte große Sagenkreis ist der trojanische **), den schon sehr früh die Epiker

---

festgehalten, z. B. Mme. de Boccage les Amazones tragédie. Paris, 1749. 8. und Gottsched. Zw. 1766. und H. v. Kleist.

*) S. Schwenck, gr. Mythologie. I. 489 ff.

**) J. A. Fuchs, de varietate fabularum Troicarum. Colon. 1830. 8. Joh. Uschold's Geschichte des trojanischen Krieges. Stuttg. 1836. 8. — Die Trojasage, die auch noch in die italische Sagengeschichte überging, kommt

ausbildeten und dem die Kunst ihren reichen Stoff vielfach entlehnte.

An allen diesen Kämpfen, namentlich dem trojanischen, nahmen die Götter lebendigen Antheil und wir ersehen daraus die Vorstellungen, welche die Griechen sich von den Anforderungen der Götter an die Menschen und den Pflichten der Menschen gegen die Götter machten.

Fragen wir nun nach den Vorstellungen, welche die Griechen sich von dem Geschick der Menschen nach dem Tode machten, so finden wir, daß erstens nur die Kinder der Götter, die sich durch Thaten, wie Herakles, dessen würdig machen, in den Göttersitz aufgenommen werden, und zweitens, daß die Menschenkinder nach dem Tode ihre Stätte in der Unterwelt beim Hades oder Aides finden, wo dieser, einer der Kroniden, im nächtlichen Dunkel als gewaltiger, unerbittlicher König herrscht. Sein Name ist Plutos und Persephone ist seine Gattin. Beiden waren Haine, Tempel und Altäre errichtet.

Die Seelen der Verstorbenen führt Hermes in den Hades, wo der Styx fließt, bei welchem die Götter die wichtigsten Eide schworen. Des Aides Reich liegt jenseits des Okeanos bei den Kimmeriern im fernen Westen, wohin nie das Licht der Sonne dringt. Dort fließen im Pappel- und Weidenhaine der Persephone der Acheron, Pyriphlegeton und Kokytos. Dorthin kam Odysseus und der 11. Gesang der Odyssee schildert uns, wie er die Schatten mit einem Opfer an sich lockte, die auch wieder aus ihrem träumerischen Zustande zur Theilnahme gelangen, sobald sie von dem Blute der geopferten Schafe genossen. Körperlich waren sie jedoch nicht. Sie waren wie Luft. Odysseus sah Agamemnon und Achilleus, welcher ihm sagt:

> welch' ein Muth, zum Ais herabzusteigen, wo Todte
> wohnen, besinnungslos, die Gebild' ausruhender Menschen.

Er sagt sodann:

> Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus,
> lieber ja wollt ich das Feld als Tagelöhner bestellen
> einem dürftigen Mann, ohn Erb' und eigenen Wohlstand,
> als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.

Als Odysseus sich wundert, daß er die Gestalt der theuern Mutter nicht umarmen kann, sondern sie wie Schatten und Traumbild aus den Händen entwich, belehrt ihn die Mutter:

> Nein, so will's der Gebrauch der Sterblichen, wenn sie verblüht sind.
> Denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Sehnen verbunden,

auch bei den germanischen Völkern vor und spielt im ganzen Mittelalter eine große Rolle, wo sie in Frankreich, Deutschland und England bearbeitet wurde.

sondern jenes vertilgt die gewaltige Flamme des Feuers
alles, sobald aus dem weißen Gebein das Leben hinwegfloh.
Nur die Seel' entfliegt, wie ein Traum, von dannen und schwebet.

In diesem Hades sah nun Odysseus alle berühmten, zu seiner Zeit gestorbenen Helden, wie Agamemnon, Elpenor, ja sogar den Herakles, die Frauen; er sah den Recht sprechenden Minos, die Strafzustände des Tityos, Tantalos, Sisyphos u. a.

Es ist bemerkenswerth, daß Homer dem Aides so große Aufmerksamkeit und sorgfältige Schilderung widmet, das Elysion dagegen, ebenfalls im Westen der Erde gelegen, nur flüchtig erwähnt. Proteus sagt zu Menelaos (Od. IV. 566.), er werde in Argos den Tod nicht finden:

nein, dich senden die Götter dereinst an die Enden der Erde,
zu der elysischen Flur, wo der blonde Held Rhadamanthos
wohnt und ganz mühlos in Seligkeit leben die Menschen.
Nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regengewitter,
immer wehn die Gesäusel des leis anwehenden Zephyr,
die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen —
weil du Helena hast und Zeus als Eidam dich ehret.

Die weitere Ausbildung dieses Elysiums fällt in eine spätere Zeit, wo ägyptische und orientalische Ansichten in Griechenland heimisch wurden, nachdem die Philosophen ihrerseits auch versucht hatten, die Frage über den Zustand nach dem Tode zu beantworten.

Der Grieche verehrte die Götter des Olympos, die Halbgötter, die Personificationen der Natur, die Abkömmlinge der Götter. Wir finden aber auch in Griechenland die dankbare Verehrung der Vorfahren, namentlich der Väter, an deren Geburts- oder Sterbetage, Genesia genannt (Herodot IV. 26.), die wir schon bei den Polarvölkern, und Herodot bei den Scythen ebenfalls angetroffen, die aber in Aegypten und China zur größten Ausbildung gelangt war. Man ehrte das Andenken der alten Herrscher und die Stellen, wo sie gewandelt, man bewahrte Dinge, die von ihnen stammten, wie in Sparta das Ei der Leda, in Tegea Haut und Zähne des kaledonischen Ebers, in Chäroneia Agamemnons Scepter, und pflegte Grabhügel und andere Denkmale sorgsam *).

Trotz dem Allen aber bildete sich dennoch kein eigentliches Dogma aus und man überließ es einem Jeden, sich seine Glaubenslehre nach Gefallen und eigner Ansicht auszubauen. Allein man verlangte, daß ein Jeder sich der allgemein angenommenen Sitte füge, daß er die Heiligthümer der Stadt oder des Staates ehre und sie nicht lächerlich mache, somit aber die Gesetze der Billigkeit und des Anstandes nicht verletze. Vor Allem aber verlangte man die Uebung

*) S. Wachsmuth, hellen. Alterthumskunde II. 2. 111, wo ein Verzeichniß griech. Reliquien. Es gab aber auch Wundermänner und Heilige, wie den Aristeas von Prokonnesos, bei Herodot IV. 14.

des vaterländischen Cultus, die Erfüllung der Opfer, die Feier der an die Tempel gebundenen Feste. Die Asebeia, thatsächliche Verachtung der Heiligthümer, ward als schweres Verbrechen betrachtet. So wurden in Athen die Gottesläugner Protagoras, Anaxagoras und Diagoras zum Tode verdammt, dem sie nur durch die Flucht entgingen. Aus Messenien und Lyktos wurden die Epikuräer aus gleichem Grunde vertrieben. Dennoch aber war es den attischen Komödiendichtern gestattet, die schwachen Seiten der heimischen Götter dem Volke darzustellen, und dieß fand so wenig Anstoß, wie später in Spanien ein gleiches Verfahren, eben weil der Glaube an die heimischen Gottheiten so fest stand, daß ernster Widerspruch unmöglich war und leichter Scherz nicht zu schaden vormochte. Von Toleranz war daher wohl nicht die Rede.

Dagegen finden wir im alten Griechenland eine ganz eigenthümliche Erscheinung, die mit der angenommenen Sitte in Widerspruch zu stehen scheint, nämlich die Mysterien, oder den geheimen Cultus gewisser aus der Fremde hergekommener Gottheiten, den man vor dem Volke mit der Verehrung vaterländischer Götter verband. So erscheinen Demeter, Persephone und Bakchos als hellenisirte Sagen von Osiris und Isis in Eleusis und Samothrake. Daher erscheinen die Mysterien auch noch nicht im Heroenzeitalter, sondern kurz vor der Erneuerung der olympischen Spiele. Dagegen mehren sie sich, seitdem die Griechen mit Asien und Aegypten in nähere Verbindung kamen, und erreichen unter der Römerherrschaft, wo der Völkerverkehr die höchste Blüthe erlebte, die größte Ausbildung. Die eleusinischen Mysterien wurden von dem Geschlecht der Eumolpiden, die aus Thrakien herstammen sollten, geleitet. Eumolpas aber war Sohn des Poseidon. Wer an den Mysterien Theil nehmen wollte, mußte sich erst schweren Prüfungen unterwerfen; die Umzüge und Feste wurden indessen theilweise öffentlich abgehalten. Das Bestreben, die Mysterien eben vor dem Volke geheim zu halten, nöthigte die Pfleger derselben, absichtlich verfälschte und möglichst schwankende Nachrichten über sie zu verbreiten daher unsere Kunde davon stets sehr mangelhaft und lückenvoll bleiben muß *).

Der öffentliche Cultus der Götter war Staatsinstitut **), es waren demselben gewisse Einkünfte gewidmet, er war an ein dem Staate gehöriges Stück Land geknüpft und der Staat

*) Silvestre de Sacy, recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme. Par. 1817. 2 Bde. 8. J. A. L. Wegscheider, de Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis. Goett. 1805. 8. A dissertation on the Eleusinian mysteries. Amsterd. v. J. 8. M. Ouvaroff, essai sur les mystères d'Eleusis. Par. 1816. 8. Fr. W. J. Schelling, über die Gottheiten von Samothrake. Stuttg. 1815. 8.

**) S. Wachsmuth a. a. O. II. 2. 112 ff.

überwachte die Pflege der dazu gehörigen Gebäude, Stätten und den übrigen Besitz. Zum Theil war der Dienst und die Pflege der Götter bei gewissen Familien erblich, zum Theil wurden die Pfleger vom Staate ernannt. Obervorsteher des Cultus war in der ältesten Zeit der König, später in der alten Aristokratie haftete das Priesterthum an einem Geschlecht. In der ältesten Zeit war der Cultus insofern sehr einfach, als jeder Staat nur die ihm speciell angehörigen Gottheiten, die der herrschenden Familie, pflegte. Mit der Mehrung des Sagenstoffes durch steigenden Verkehr, durch die Dichter, durch Ankömmlinge aus der Fremde, mit der weitern Ausbildung der Sage durch die Kunst wuchs nicht allein die Zahl der Gottheiten, sondern auch die der Tempel und anderer heiligen Stätten, nebst den davon abhängigen Festen.

Solche heilige Stätten, Berge und Felsen, Höhlen, Thalgründe und Haine, Quellen, Flüsse und Bäume waren Sitze der Gottheiten und ihrer Kinder, sie waren unverletzlich und standen unter dem Schutze des Staates. Hier standen die Altäre, stets gegen Osten gerichtet, auf denen die Opfer dargebracht wurden. Für die Heroen waren niedrige Feuerstätten, für die Götter der Unterwelt Gruben eingerichtet. Die Tempel waren von dem geweihten Gebiete umgeben; dieses, zumal wenn außer dem Haupttempel noch andere Weihestätten vorhanden waren, wurde mit einem Gehege oder einer Mauer umschlossen. In dem Tempel war der eigentlich heilige Raum der, so weit das Weihwasser hinreichte, wenn es gesprengt wurde. Der Tempel, Naos oder Hieron, war die Wohnung des Gottes. In dem inneren Heiligthume stand die Bildsäule desselben und hierher hatte nur der eigentliche Priester den Zutritt. Es gab Tempel, in welche kein Mensch treten durfte; Zuwiderhandelnde zogen sich des Gottes Zorn und Strafe zu und verloren das Gesicht, ja das Leben. In anderen Tempeln dagegen war der Zutritt selbst Verbrechern und Sclaven gestattet, wenn sie Schutz und Hülfe flehten. Bei einigen Tempeln durfte kein Todter bestattet werden, ja auf der ganzen Insel Delos durfte kein Mensch begraben werden.

Der Tempel *) bestand zunächst aus der fensterlosen vierseitigen Halle, in welcher das Götterbild aufgestellt war, das Licht fiel durch die Thüre ein, bisweilen hatte der Tempel noch ein Adyton oder Allerheiligstes, ein Vorderhaus oder auch eine Hinterhalle, worin Geräthe oder Schätze aufbewahrt wurden. Umgeben war der Tempel auf der Vorderseite oder auch auf allen Seiten mit Säulengängen. Tempel ohne Halle, deren Dach nur auf Säulen ruhte, waren selten; Pausanias sah ein solches Gebäude auf dem Markte von Eleia, dessen Säulen aus Eichenholz bestanden.

Berühmte Tempel waren der Apollontempel von Phigalia, der

*) S. Ottfr. Müller's Handb. der Archäologie der Kunst S. 372 ff.

ganz von Stein, selbst die Decke, er war wegen der Schönheit der Steine und des Ebenmaaßes der Theile geschätzt; der Tempel der Athene Alea zu Tegea zeichnete sich durch seine bedeutende Größe und den Reichthum der dorischen, ionischen und korinthischen Säulen der Umgebung aus. Im Vordergiebelfelde war die Jagd des kaledonischen Ebers abgebildet, im hinteren der Kampf des Telephos mit Achilleus. Im Inneren stand ein altes Athene-Bild aus Elfenbein, auch bewahrte man hier die Zähne des kaledonischen Ebers, beides ließ Augustus nach Rom schaffen. Pausanias (VIII. 45 ff.) sah dort noch die Haut des genannten Ebers, die Ketten, in denen die Lakedämonier die Felder der Tegeaten bearbeiten mußten, die von Skopas gearbeiteten Marmorstatuen des Asklepios und der Hygiea, das heilige Bett der Athene u. a. Reliquien. Einer der schönsten Tempel von ganz Hellas war der des Zeus zu Olympia, mit einem Umgange in der Höhe, 68 Fuß hoch; ferner das Theseion und Parthenon, letzteres 65 Fuß hoch, der große Tempel von Eleusis, der große Tempel der Nemesis zu Rhamnos, der Tempel der Pallas Polias zu Milet, der Tempel der Artemis zu Ephesos, dann der Zeustempel zu Akragas auf Sicilien, von 120 Fuß Höhe, die von Selinus und Egesta und die drei Tempel von Pästum *).

An den Tempeln schmückte man namentlich die Giebelfelder und auch die Metopen mit Bildhauerarbeit; aus den Giebelfeldern des Athenetempels zu Aegina sind uns die in der Münchener Glyptothek aufgestellten Kämpfer aus der Trojasage erhalten. In der Halle stand, oft durch Metallgitter abgeschlossen, das Bild der Gottheit aus Marmor, Elfenbein oder auch Holz. In der frühesten, der Entwickelung griechischer Kunst vorausgehenden Zeit mußte oft ein Stein das Götterbild vertreten. So sah man im Hermestempel zu Pharä nicht fern von der Statue des Gottes an dreißig viereckige Steine, welche man verehrte, und deren jeder den Namen eines Gottes trug (Pausanias VII. 22.). Im delphischen Tempel lag ein Stein von mäßiger Größe, der täglich mit Oel übergossen und an Festtagen mit unbearbeiteter Wolle belegt wurde. Man meinte, es sey der Stein, den Kronos statt des Knaben verschlungen und wieder von sich gegeben habe (Pausan. X. 22.) **). Man hatte nächstdem auch alte, rohgearbeitete Götterbilder aus Holz und gewöhnlichem Stein. Allein, je weiter die Kunst sich entwickelte, desto größer wurde der Luxus auch in Bezug auf die Götterbilder, von denen die aus Gold und Elfenbein gefertigten Statuen des Zeus von Olympia und der Athene in Athen die prachtvollsten waren. Der olympische Zeus, ein Werk des Phidias, war sitzend dargestellt. Der Thron bestand aus Cedernholz und war mit erhabener und ein-

*) S. O. Müller's Archäol. S. 89 ff.
**) S. Böttiger's Ideen zur Kunstmythologie II. 134 f.

gelegter Arbeit in Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelstein verziert. Der Scepter war aus allen Metallen zusammengesetzt, Fußschemmel und Basis bemalt. Die Statue selbst war 40 Fuß hoch, sie hielt eine Siegesgöttin in der Rechten, der goldene Mantel war mit Blumen bemalt. Die Statue der Pallas Parthenos zu Athen war stehend und 26 griechische Ellen hoch, sie stützte die eine Hand auf die Lanze, die andere auf den Schild. Das goldene Gewand der Gottheit konnte man abnehmen, es wog 44 Goldtalente, d. h. 786,500 Thlr., war aber nicht über eine Linie dick. Einzelne Locken des Zeus wogen 6 Minen oder 300 Louisd'or *). Die Statue des Zeus wurde mit Oel begossen, da man meinte, daß dieß die feuchten, der Altis entsteigenden Dünste unschädlich mache. Die Statue der Athene auf der Burg dagegen wurde, wegen der hier herrschenden trocknen Luft, mit Wasser benetzt (Pausan. V. 11.).

Am allgemeinsten wendete man den Marmor zu Götterstatüen in den Tempeln an. Für die im Freien oder in Hainen aufgestellten hatte man auch Bronze, die jedem Einflusse des Clima trotzt. Man hatte auch goldne Standbilder, hölzerne mit Kopf und Händen aus Elfenbein, thönerne, ferner die sogenannten Hermen aus Stein, Säulen, denen der Kopf des Gottes aufgesetzt war. Bei berühmten Heiligthümern gab es auch außerhalb des Tempels zahlreiche Statuen und Altäre, sowie eine Menge Weihgeschenke, Thierstatuen, Dreifüße, Candelaber, Gefäße u. dergl., während die weniger Umfang einnehmenden, aus Gold oder Edelstein gebildeten Besitzthümer des Tempels in den bei denselben befindlichen Schatzkammern aufbewahrt wurden. (s. die Beschreibung von Delphi bei Pausanias X. 5—11.)

Die Pflege der Götter, der Cultus, hatte theils den Zweck, von denselben einen günstigen Erfolg eines Unternehmens, wie der Aussaat, eines Bündnisses, einer Arbeit zu erbitten, theils nach glücklicher Vollendung desselben ihnen den schuldigen Dank darzubringen. Die Bitte suchte man durch Angelobung noch wirksamer zu machen, den Dank durch Weihung und Darbringung des Angelobten zu verstärken. Endlich aber suchte man den Zorn der Götter über begangene Fehler, Verbrechen und Frevel zu sühnen, und daraus entwickelten sich die verschiedenen Arten der Opfer, die wir in allen bisher von uns betrachteten Culturzuständen bei den verschiedenen Völkern angetroffen haben.

Auch die Menschenopfer **) fehlten in der ältesten Zeit von Griechenland keineswegs, wie die Sagen von Athen, Theben,

*) S. Ottfried Müller's Handb. der Archäologie S. 99, wo die Nachweisungen über das Technische. S. besonders Quatremère de Quincy le Jupiter Olympien. Par, 1815. Fol., wo sich auch zahlreiche erläuternde Abbildungen finden.

**) S. über die Menschenopfer der Neger C. G. III. 371, der Südsee IV. 369, von Mexico V. 100, von Aegypten V. 410.



Messenien, Lemnos, Lesbos, Kreta zeigen *). In der Trojasage sind sie bei Leichenbestattungen noch gewöhnlich, Themistokles opferte vor der Schlacht von Salamis dem Dionysos drei Perser, in Athen wurden alljährlich an den Thargelien zwei Verbrecher geopfert. Bei der Ansicht der Griechen von den Sclaven darf es nicht befremden, wenn sich der Gebrauch der Menschenopfer so lange erhalten konnte, als man noch von der Nothwendigkeit überzeugt war, die Götter durch Menschenblut zu versöhnen. Doch hatte auch hier fortschreitende Cultur vieles gemildert und das Menschenopfer war in eine blutige Geiselung, wie zu Sparta und Skiera, oder in Thieropfer umgewandelt worden.

In den Thieropfern verbrannte man ursprünglich das ganze Thier den Göttern, doch deutet die Prometheussage an, daß die Menschen schon früh auch einen Antheil am Opfer begehrt und einen Schmaus angestellt, nachdem nur Schenkel und Eingeweide den Göttern verbrannt worden. Zunächst opferte man Hausthiere, Zöglinge der eignen Heerde, namentlich Stiere, Ziegen, Lämmer und Schweine; allgemach bildeten sich Ansichten über die Thierarten aus, die jedem Gott am angenehmsten. Bei besonderen Festen opferte man 100 Stiere, Hekatomben. Solche große Opfer wurden im demokratischen Athen immer mehr üblich, als man sie zur Speisung des Volkes benutzte. In Sparta war man damit stets karg. Das Opferthier mußte unverletzt, von der besten Art seyn, nur in Sparta opferte man auch schadhaftes. Auch auf die Farbe desselben wurde gesehen. Später brachte man auch andere Thierarten, wie Rosse, Hunde, Fische u. a. Die unblutigen Opfer, namentlich die Dankopfer, bestanden auch in Früchten und namentlich in den Erstlingen.

Das Opfer selbst wurde auf feierliche Art vollzogen; die Opfernden trugen Kränze auf dem Haupte und in den Händen, das Opferthier war bekränzt, seine Hörner vergoldet. Nachdem der Opfernde die Hände gewaschen und auf dem Altare das Feuer entzündet worden, schnitt man etwas vom Stirnhaare des Thieres ab und warf es ins Feuer, dann streute man Gerstenschrot mit Salz gemischt, das in einem Korb getragen wurde, dem Thiere auf das Haupt, und nachdem die Gebetformeln gesprochen waren, schlachtete der Priester das Thier. Dieß geschah in der ältesten Zeit durch den Fürsten. Dann wurde das Opferfleisch ins Feuer gelegt und Wein und Weihrauch in dasselbe geworfen. Bei dem Opfer ertönte Gesang und Musik. Das Fleisch wurde dann entweder im gemeinschaftlichen Mahle verzehrt oder von den Theilnehmern mit nach Haus genommen.

Bei unblutigen Opfern wurde theils Wein, theils Wein mit

*) Die Nachweisungen des Einzelnen bei Wachsmuth hellen. Alterthumskunde II. 2. S. 224 ff.

Honig, Oel oder Wasser gemischt, dargebracht. Zu Rauchopfern nahm man Weihrauch, oder auch das Holz der Ceder, der Myrthe, Feige oder Weinrebe.

Die Fruchtopfer bestanden meist in der Darbringung der Erstlinge, oder eines Zehnten; man brachte Oelzweige mit Wolle umwunden und mit allerlei Früchten behangen, Gefäße mit gekochten Hülsenfrüchten, besonders Bohnen, Getreideähren, Schalen mit Früchten, Weintrauben, ferner eigens bereitete Kuchen, namentlich Honigkuchen zum Altare. Auch stellte man an den Landstraßen Erstlingsfrüchte den Göttern hin, welche diese dann den Wanderern als eine Erquickung finden ließen.

Arme Leute, welche lebendige Thiere nicht zu opfern vermochten, fertigten aus Teig Stiere, Schafe, Rinder und Vögel. Den thebäischen Herakles fand man mit Aepfeln anstatt der ihm gebührenden Schafe ab, es handelte sich darum, ihm μῆλα zu opfern, was beides bedeutet.

Griechische Jünglinge und Jungfrauen opferten einer der Gottheiten ihr Haupthaar, ebenso opferten Verwandte ihren Verstorbenen das Haar.

**Weihgeschenke**, als Gaben für gewährte Bitten, wie für einen errungenen Sieg, bestanden namentlich von Seiten des Staates in dem Zehnten von der Beute, in einem Antheile am Gewinne durch Bergbau, durch Gütereinziehung, und man pflegte diese Schätze erst in Kunstwerke, namentlich Dreifüße umzugestalten. Zu Athen erhielt Pallas, in Olympia Here ein Gewebe. Leute, die von schwerer Krankheit genesen, oder aus drohenden Gefahren, z. B. Schiffbruch, durch göttliche Hülfe errettet worden, hielten sich ebenfalls zur Darbringung eines Anathema verpflichtet.

Dagegen fehlt in dem lebensfrischen Griechenland das Opfer der Selbstpeinigung, welches wir im alten America, wie in Indien und bei den Buddhisten Ostasiens angetroffen haben, weil eben der Anlaß dazu, eine die Menge beherrschende Priesterschaft, nicht vorhanden war, die die Leiber des Volkes schwächen mußte, um deren Seelen zu beherrschen. Die Anforderungen des griechischen Götterdienstes erheischten allerdings Reinheit des Leibes vom Opfernden und Nüchternheit, und so finden wir, daß gewisse Culte nur durch Jungfrauen, oder durch Männer und Frauen geübt werden konnten, welche sich eine Zeit lang des ehelichen Verkehres enthalten hatten. Die schmutzstarrenden, ekelhaften Bettelmönche und Anachoreten, die wir in Hindostan antrafen, fehlen im alten Hellas durchweg. Körper und Kleid der Opfernden war hier stets rein und sauber. Endlich ist zu erwähnen, daß das Feuer ein wesentlicher Bestandtheil der griechischen Opfer war. Man erschien nicht allein mit brennenden Fackeln bei gewissen Opfern und zündete Feuer auf dem Altare an, sondern man unterhielt auch auf den Altären gewisser Gottheiten,

z. B. der Athene Polias zu Athen, der Demeter in Mantineia, des Pan beim arkadischen Akakesion u. a. fortwährend brennende Feuer.

An die Opfer lehnten sich die Festzüge und Processionen, vergleichen uns der Fries des Parthenon auf der Burg zu Athen vor Augen stellt. In Athen befand sich am peiräischen Thore ein eigenes Gebäude zur Anordnung der Festzüge, wo sich die bei der Feierlichkeit beschäftigten Personen in festlichem Schmucke sammelten und von wo aus die Züge sich bewegten. Alle waren in den Festgewändern und geschmückt mit Kränzen. Einige trugen das zum Opfern nothwendige Geräth, wie Zweige, Gefäße, Körbe mit den Früchten, Andere führten die Opferthiere, und das Ganze hatte das lebensfrohe Ansehen, welches bei den kirchlichen Processionen unter dem heiteren Himmel Italiens noch jetzt so erfreulichen Eindruck auf den nordischen Beschauer hervorbringt.

Bei diesen altgriechischen Processionen und Festen wurden epische und lyrische Gesänge mit Begleitung der Flöte und der Lyra abgesungen. Ja es wurde in rhythmischer Bewegung das episch Dargestellte plastisch nachgebildet, wie wir es in ähnlicher Weise im alten Aegypten und Indien gefunden haben.

Dazu kamen aber auch die Wett- und Kampfspiele, die wir schon früher kennen gelernt haben, als ein wesentlicher Bestandtheil der religiösen Feste, die ein gemeinsames Band um sämmtliche Hellenen schlangen, das um so inniger war, als ein jedes der großen allgemeinen Feste Theile von Einrichtungen und Sitten in sich aufgenommen hatte, die bei den besonderen Staaten sich entwickelt hatten.

Bei dem lebhaften Streben der einzelnen hellenischen Staaten, ihre Eigenthümlichkeit zu selbstständiger Ausbildung zu entwickeln, gestaltete sich eine unendliche Mannichfaltigkeit der Feste; bei der Freude des Volkes an jeglicher Augenweide und dem Sinne für öffentliches Auftreten und Kundgebung der eignen Person wurden die Feste unendlich gemehrt. Es entstanden Feste, wo die Frauen, andere, wo die Jünglinge, die Jungfrauen, die Ammen, die einzelnen Gewerke oder Stände, einzelne Stämme, Familien, andere, an denen die Gesammtheit Antheil nahm. Auch nach den Tages- und Jahreszeiten, wie nach den Tempeln gliederten sich die Feste. Bei den meisten herrschte Anstand und Würde, bei den Freudenfesten, wie bei denen der Trauer und Sühne.

Nur bei dem Cultus des Dionysos, namentlich in den Mysterien, artete besonders in nächtlicher Weile, wenn der Wein seine Wirkung übte, der Götterdienst zu Ausschweifungen aus, deren wir bei den Americanern, wie bei den Asiaten (C. G. VII. 444.) angetroffen haben und von denen die Vasen und Sarkophagen mancherlei Darstellungen enthalten *).

*) S. Wachsmuth, II. 2. 246 ff. wo Athens und Sparta's Feste.

Die Erforschung der von der Vorsehung dem Sterblichen verhüllten Zukunft, Furcht und Hoffnung, vorzüglich letztere, haben den Menschen zu allen Zeiten, und wie wir bereits sahen, auf allen Culturstufen zu den mannichfachsten Bestrebungen getrieben, und sie bilden einen wesentlichen Theil der positiven Religionen dieser Erde. Der fantastereiche Grieche konnte sich dieses Triebes um so weniger entschlagen, als Entsagung überhaupt nicht in seinem Charakter sich vorfand. Vor Allem achtete er auf seine Träume, allein schon früh hatte er in Erfahrung gebracht, daß Träume auch trügen, obschon (Ilias I. 65.) die Träume von Zeus stammen. Penelopeia sagt (Odyssee XIX. 560.) zu dem Gemahl:

Fremdling, es sind doch eitle und sinnlosredende Träume,
und nicht Alles kommt den Sterblichen einst zur Vollendung.
Denn es sind zwei Pforten der nichtigen Traumesgebilde:
Diese, von Elfenbeine gebaut und jene von Horne.
Die nun gehn aus der Pforte geschnittenen Elfenbeines,
welche täuschen den Geist durch wahrheitlose Verkündung;
aber die aus des Hornes geglätteter Pforte hervorgehn,
Wirklichkeit deuten sie an, wenn der Sterblichen einer sie schauet.

Diese Ansicht deutet darauf hin, daß die Griechen ursprünglich den Träumen einen großen Werth nicht eben beilegten; später aber kam aus dem Orient der Sinn für Traumdeuterei, vielleicht besonders seit dem Verkehr mit Persien. Mit dem wachsenden Einfluß des Orient's auf Griechenland wuchs auch das Ansehen der Traumdeuterei, die auch für medicinische Zwecke benutzt wurde *). Wir besitzen in der Traumdeutung des Artemidoros von Ephseos **), der allerdings erst zur Zeit der Antonine lebte (Griechisch herausgeg. von J. G. Reiff, Leipzig 1805. 2 Bde. 8. Deutsch schon 1624 und 1713.), eine Uebersicht dessen, was man in Träumen beachtete, und was und wie man dasselbe deutete.

Nächst den Träumen beachtete man die Himmelserscheinungen, wie Donner, Blitz, Sonnen- und Mondfinsterniß, Blutregen und Erdbeben, wenn sie mit wichtigen öffentlichen oder auch Privatunternehmungen zusammentrafen.

Ganz besondern Werth aber legte man auf Flug und Stimme der Vögel, von denen man glaubte, daß sie Vertraute der Götter seyen, namentlich Adler und Eule. Wenn ein Adler dem nach Norden Gewendeten rechts, also im Osten erschien, nahm er dies als ein günstiges Zeichen. In Athen nahm man das bloße Erscheinen der Eule für ein günstiges Vorzeichen, das des Wiesels schreckte selbst die athenische Volksversammlung. Man beachtete ferner das Niesen, Ohrenklingen, Augenzucken u. s. w.

*) S. Böttiger's Ideen zur Kunstmythologie I. 79 ff.

**) Die Literarnotizen bei Gräße, Lehrbuch einer Literärgeschichte I. 1196.

Böse Worte, von Jemand hingeworfen, bedeuteten nichts Gutes und waren im Stande, Anlaß zur Auflösung der Volksversammlung zu geben.

Man erforschte ferner Gelingen oder Mißlingen eines Vorhabens durch Loose, vor Allem aber bei den Opfern durch sorgfältige Beschauung der Eingeweide. Man beachtete besonders sorgfältig Leber und Galle, und Farbe und normalen Zustand der übrigen inneren Theile des Körpers, dann die Gestaltung des Rauches und der Opferflamme, die Gebärden des Opferthieres bei seinem letzten Gange, namentlich das Gebrüll des Opferstieres, die Beschaffenheit der Gerste, des Weines und anderer beim Opfer gebrauchter Dinge.

Wie in dem alten Aegypten (s. C. G. V. 436 ff.), und wohl im Zusammenhange damit finden wir bei den alten Griechen auch das Institut der Orakel, welche mit vielen Tempeln verknüpft waren. Als Urquell der mantischen Offenbarungen sah man Zeus, als seinen Verkünder Apollon an; doch befragte man auch andere Gottheiten, auch selbst Heroen *). Das älteste Orakel war das von Dodona in Thesprotien, in der Nähe des heutigen Janina. Die Sage berichtet, daß es von Deukalion gestiftet, daß dann aus Aegypten eine Taube sich auf der dortigen heiligen Eiche niedergelassen, zur selben Zeit, als eine andere nach Libyen geflogen und dort das Ammon-Orakel gegründet habe. Die Priester des Orakels nannte man Selloi oder Helloi. Man urtheilte dort aus dem Rauschen der heiligen Eichen oder dem Klange eines aufgehangenen Metallbeckens, dem gegenüber eine Statue stand, in deren Hand eine Peitsche lag, welche, vom Winde bewegt, das Becken berühren konnte. Als Zeichendeuterinnen dienten drei alte Frauen, die Peleiaden, und Priester, Tomuren genannt. Im J. 220 v. Chr. G. wurde die heilige Eiche von einem thrakischen Räuber umgehauen. Obschon das Orakel von dem delphischen allgemach überflügelt wurde, so wurde es doch noch im Zeitalter Alexanders von Makedonien befragt und in Strabons Zeit hatte man dort noch Prophetinnen **).

Delphi war der Sitz der Amphiktyonen, der pythischen Spiele; es lag nicht wie Dodona in der Mitte halbwilder Völker, sondern

*) G. Moebius, tr. de oraculorum ethnicorum origine, propagatione et duratione. Lips. 1656. u. ff. Dann die Schriften von J. Crassel, 1684; Fontenelle, 1685; Ant. van Dale, 1700; Cordes tr. de oraculo Dodonaeo. Gröning, 1826. Jos. Arneth, über das Tauben-Orakel zu Dodona. Wien 1840. 4. E. v. Lassaulx, das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona. Würzb. 1843. 4. P. H. Pietrowski, de gravitate oraculi Delphici. Lps. 1829. 8. K. L. Hüllmann, Würdigung des delphischen Orakels. Bonn 1837. 8. W. Gölle, das delphische Orakel in seinem polit., relig. und sittl. Einfluß auf die alte Welt. Lpz. 1839. 8.

**) S. Sickler's alte Geogr. II. 202, wo die Nachweisungen.

in der Mitte der Griechenvölker, ja man sah den Ort als den Nabel der Erde an, er lag am südlichen Abhange des sagenumwehten Parnaß. Die Stadt war nur mäßig groß und stieg in Terrassen am Gebürg empor; oben auf der Höhe war der heilige Bezirk des Apollon, der einen namhaften Umfang und mehrere Ausgänge hatte. Dort sah Pausanias noch eine Menge Statuen, die Weihgeschenke der Sieger in den heiligen Kämpfen, dann einen ehernen Stier, das Werk des Theosropos, die Weihgeschenke der Tegeaten, Lakedämonier, die vom Zehnten der marathonischen Beute, der Argeier und Tarantiner. Zu Aufbewahrung ihrer Weihgeschenke an den Gott hatten die Sikyonier, Siphnier, Thebaner, Korinther, Athener und Potidäer ein besonderes Gebäude errichtet. Es waren Weihgeschenke von allen Griechenstämmen dort vorhanden, auch von asiatischen Fürsten wie von Privatleuten. Die Athener hatten eine Halle von dem Geide erbaut, welches sie den Peloponnesiern und deren Bundesgenossen abgenommen und darin die Schiffschnäbel und eherne Schilder mit den Namen besiegter Städte aufgestellt. Nach der Schlacht von Platäa sandten die vereinigten Griechen einen ehernen, mit Gold verzierten Dreifuß, der auf einem ehernen Drachen ruhete, und nach der Schlacht von Salamis eine Erzstatue des Apollon ein, dergleichen auch von einzelnen Staaten zahlreich eingesandt waren. Einen ehernen Apollon von 35 Ellen Höhe sandten die Amphiktyonen. Die Pheräer stellten Reiterstatuen auf, als sie einst die athenische Reiterei in die Flucht geschlagen, die Kyrenäer einen ehernen Wagen. Man sah hier ferner eherne Stierköpfe und Statuen von Wölfen, Kühen, Rossen, einen ehernen Palmbaum u. s. w.

Den Nabel der Erde, d. h. den Eingang in die Höhle, aus welcher begeisternde Dämpfe emporstiegen, hatte man mit weißem Marmor verziert. Der Apollontempel aber war überaus reich geschmückt; in den Giebelfeldern sah man Artemis, Leto, Apollon und die Musen, den Untergang des Helios und Scenen aus der Geschichte des Dionysos. An den Friesen waren goldene Waffen, die Athener hingen persische, die Aetoler galatische Beutewaffen auf. In der Vorhalle waren weise Sprüche für das Menschenleben zu lesen, welche Thales, Bias, Pittakos, Kleobulos, Solon, Chilon und Periandros ausgesprochen. Hier stand das berühmte: „Erkenne Dich selbst“ und: „Nicht zu viel“. Hier stand ferner an einer Säule ein Erzbild des Homeros. In der Tempelhalle stand der Altar des Poseidon, als des Gottes, der denselben zuerst besaß, und die Statuen der Moiren, nebst Apollon und Zeus; hier war ferner zu sehen der eiserne Stuhl des Pindaros, auf welchem sitzend der Dichter dem Gotte seine Lieder gesungen. Im Innersten des Tempels, in welchen zu Pausanias Zeit nur Wenige gingen, war eine Apollonstatue aufgestellt. Außen links vom Tempel sah man das Grab von Achilleus Sohne, Neoptolemos, dem die Delphier jähr-

lich Todtenopfer bringen. Nahe dabei lag der Stein des Kronos, dessen wir bereits gedachten, und der Quell Kassotis, der sich in die Erde senkt und in dem Allerheiligsten die Priesterinnen begeistert. Oberhalb der Kassotis steht die Lesche der Knidier mit den berühmten Gemälden des Polygnotos aus der Trojasage, die Pausanias ausführlich beschreibt. Weiter hinauf gelangte man an ein Theater, welches die Knidier erbaut und mit der Statue des Dionysos geschmückt hatten. Sie hatten auch noch weiter oben eine Rennbahn aus parnassischem Steine gebaut, welche später ein Athener mit pentheliſchem Marmor verzierte. Weiter hinaus lag die korykische Höhle. Dieß sind die Notizen, die uns Pausanias im 10. Buche über Delphi giebt.

An der Stelle des Orakels hatte Apollon den Drachen Pytho erlegt und dann den Ort, den früher Kronos, Gäa und Themis inne gehabt, in Besitz genommen. Schon im trojanischen Zeitalter befragte man dort die Götter, und allgemach stieg der Ruf des Orakels, das besonders, seitdem die Amphiktyonen hier zusammen kamen, einer der Mittelpuncte griechischer Cultur wurde; die Menge der hier zusammengehäuften Kunstwerke, Schätze und Nationaldenkmäler, die Feier der pythischen Spiele, die ab- und zuströmenden Griechen, ja die Gesandtschaften, die aus weiter Ferne herbeikamen, und die namentlich, wie der lydische König Gyges, reiche Gaben an Gold und Silber, kostbare asiatische Stoffe, ganze Heerden von Vieh einbrachten (Herodot I. 14. 50. 51.), die Theilnahme der Dichter und Weisen steigerte die Wichtigkeit des Ortes immer mehr. Der älteste Tempel brannte zweimal ab, er wurde aber, da alle Welt, sogar der ägyptische König Amasis beisteuerte, um so prächtiger wieder erbaut. Später wurden die Schätze von Phokäern, Galatern und Römern geplündert, und als das Orakel allgemach seine Bedeutung verloren, wurden die Kunstwerke nach Rom und Constantinopel entführt.

Ursprünglich sprach die Seherin, die Pythia, nur einmal im Jahre, am 7. Tage des Monat Bysios, später einmal in jedem Monate. An gewissen Tagen durfte niemals gefragt werden. Die Fragenden kamen nach dem Loose an die Reihe. Mit leeren Händen kam Niemand, wenigstens brachte man Kuchen und Opferthiere, die Meisten brachten Gold. Für die Leistungen, zu denen sich die meisten Staaten verbunden hatten, waren die Schatzhäuser eingerichtet, deren selbst die Etruskerstädte Cärä und Spina dort hatten. Die Fragenden nahten mit einem Lorbeerzweige, der mit Wolle umwunden war.

Die Pflege des Orakels hatten die Genossen fünf edler delphischer Geschlechter, die sich von Deukalion herleiteten, an ihrer Spitze stand ein Prophetes. Früher setzte sich irgend Einer auf den Dreifuß über den Schlund, später mußte dieß durch eine Jungfrau

geschehen, als sie aber einmal entführt worden, trat fortan eine mehr als fünfzigjährige Frau an ihre Stelle, zuletzt waren deren drei bei dem Orakel angestellt. Diese Frauen mußten in Delphi geboren seyn und stets bei dem Tempel bleiben. Man wählte arme und schwachsinnige Personen zu dem Amte. Vor dem Tempel wehrten eine Anzahl Tempelfrauen dem Andrange. Bevor die Pythia den Dreifuß bestieg, enthielt sie sich drei Tage der Nahrung, badete im kastalischen Quell und opferte Lorbeerblätter und Gerstenmehl. Dann trat sie in einfacher Kleidung in das Heiligthum, trank aus dem Quell und ward sodann von dem Prophetes auf den mit Lorbeer bekränzten Dreifuß geführt. Sie begann nun in Verzückung — gleich den Schamanen des Nordens — wirre Worte auszustoßen, welche von den Propheten in die ihnen zweckmäßig scheinende Form geflochten wurden. Sie nahmen meist die Gestalt doppelsinniger Hexameter an. Außer der Pythia sprachen auch delphische Seher aus Feuer und Rauch Weissagen aus.

Das Orakel von Delphi war das berühmteste unter allen griechischen, deren Böotien mehrere aufzuweisen hatte, von denen das in der Höhle des Trophonios das bedeutendste war. Die Befragung desselben war mit seltsamen Gebräuchen verbunden.

Das Orakel von Olympia, dem Zeus angehörig, weissagte aus dem Feuer und hatte, als an der Stätte der berühmten Spiele, besondere Bedeutung. Das von Didyma bei Milet galt als Pflanzung von Delphi. Das Orakel von Delos, dem Apollon eigen, gab nur im Sommer seine Sprüche, da der Gott im Winter in Lykien verweilte. An der asiatischen Küste waren mehrere Orakel. In Achaja war zu Pharä das Orakel des Hermes, in Paträ der Demeter, in Bura des Herakles; im lakonischen Oetylos war eine Traumdeutung des zweiten Thalamiä, ein Orakel der Pasiphaë. Aus einem Abgrunde auf Lesbos sprach das Haupt des Orpheus.

Endlich gab es noch Todtenorakel an dem schauerlichen See Aornos in Thesprotien und zu Herakleia an der Propontis, also entfernt von der griechischen Heimath, wie die Stätte, wo einst Odysseus die Schatten des Aides sah und befragte. Aus gleichem Grunde mag wohl auch das Orakel des Jupiter Ammon in Libyen so angesehen gewesen seyn.

Daß man allgemein, namentlich von Seiten der wahrhaft Gebildeten, an die Gültigkeit der Orakel im alten Griechenland geglaubt habe, ist nicht anzunehmen; die unmündigen Geister aller Stände verfallen zu allen Zeiten und unter allen Völkern, namentlich wenn die Leidenschaft die Oberhand gewinnt und die Besonnenheit verdrängt, dem Aberglauben. So ist es bei uns, so war es im Alterthume. Die Machthaber benutzten diesen Erfahrungssatz in Zeiten der Gefahr und der Aufregung, und es hält dann nicht schwer, die Menschen glauben zu machen, was man eben für gut findet.

Dazu mag nun wohl auch die Ergiebigkeit der Orakel für deren Pfleger zu dem Versuche geführt haben, eine Art geistlicher Aristokratie zu gründen, der aber bei dem beweglichen, im Allgemeinen verständigen Geiste der Hellenen mißlingen mußte. Zwar trug man sich mit einer Menge Orakelsprüchen, mit Geschichten von eingetroffnen Weissagungen, allein, da die Dichter für ihre Zwecke sie umgestalten konnten, ohne sich der Gefahr einer Verfolgung auszusetzen, mußte der Grieche das ganze Orakelwesen aus einem andern Gesichtspuncte ansehen.

Dennoch wußten sich an den Orakelstätten gewisse Familien in Ansehen und Würde zu erhalten und den Glauben zu verbreiten, als wohne ihnen die Seherkraft innen. So waren in Elis die von Apollons Sohne Jamos stammenden Jamiden, Klytiaden und Telliaden; eine Art von Mantik übten die Nachkommen eines anderen Sohnes von Apollon, die Asklepiaden, die Aerzte. In Zeiten der Noth oder Krankheit, wo der Mensch keine eigne Hilfs- und Heilkraft sich innenwohnen sieht, kommt das Vertrauen zu Anderen. Sahen wir doch schon auf den niederen Culturstufen der passiven Rasse den Arzt und Wahrsager immer in einer Person. In Arkadien und Akarnanien fanden sich gleichfalls Seher. In Böotien war ein Sehergeschlecht, das der Bakis. Anderwärts gab es eine Art Barden, begeisterte, in die Zukunft schauende Sänger, dergleichen Musäos einer gewesen seyn soll. In Sicilien galten die Galeer als Wahrsager und die Krontiden und Eurykleis. Sonst trieben sich in Griechenland eine Menge Chresmologen und Wahrsager umher, deren Aufgabe es war, ohne Arbeit sich den Lebensunterhalt zu gewinnen. Die Sibyllen waren wandernde Weiber, die im hellenischen wie im italischen Griechenland vorkommen, sie erhielten sich bis in die Zeiten von Alexander und Antiochus dem Syrer. In alter Zeit waren namentlich die Inseln die Sitze derselben, wie Samos und Delos, oder Grotten, wie die von Kumä und selbst Delphi. Wir haben übrigens schon auf den niederen Culturstufen den Glauben an die Zauberkraft der alten Frauen gefunden, der auch im europäischen Mittelalter wiederkehrt.

Endlich haben wir auch von dem Personal zu sprechen, was bei dem Dienste der Götter Griechenlands Beschäftigung fand, die den Tempel und die Altäre, die Opfer und andern religiösen Handlungen und die Verwaltung des zum Tempel gehörenden Landgebietes besorgten. In ältester Zeit waren die Könige die Priester, dann haftete das Amt an gewissen edlen Geschlechtern und später ward es durch Wahl übertragen.

Da der gesammte Cultus nur äußerlicher Art und kein Lehramt damit verbunden war, so verlangte man von dem zum Priester geeigneten Manne vor allem körperliche Vollständigkeit, ἀφέλεια, und Krüppel und Gebrechliche wurden zu dem Amte nicht genommen.

Zu gewissen Stellen, namentlich bei dem Dienste der Artemis, konnten nur heranwachsende Jungfrauen gelassen werden, die, wenn sie in den ehelichen Stand traten, wiederum ausschieden. Beim Dienste des Dionysos und der Demeter zu Athen wurden Jungfrauen zum Ehrendienste, zur Tragung des Korbes mit den heiligen Geräthen, ausgewählt. Man hielt über sie einen Sonnenschirm. Sie trugen den Korb auf dem Kopfe und berühmte Künstler hielten derartige anmuthige Gestalten durch Nachbildung fest. Beim Dienste der Athene waren zwei siebenjährige Mädchen als Trägerinnen der Heiligthümer. In Kos wurden jährlich neun Jungfrauen für den Dienst der Athene erwählt. An anderen Tempeln, namentlich des Zeus, nahm man schöne junge Knaben zu Priestern an, wie denn auch bei Processionen die in Schönheit und Frische blühende Jugend nicht fehlen durfte zur Verherrlichung des Gottes. Bei den Priesterknaben sah man darauf, daß beide Eltern derselben noch am Leben. Bei den Thesmophorien zu Athen waren zwei rechtmäßig verheirathete Frauen in Thätigkeit, ebenso beim Dienste des Dionysos.

Bei allen Priesterthümern war demnächst Abstammung von Bürgern und Bürgerthum ein Erforderniß, sowie Reinheit von Verbrechen und Blutschuld, ferner Mäßigung im sinnlichen Genusse. Unter diesen Bedingungen war jedem der Priesterstand zugänglich, obschon es auch Stellen gab, deren Verwalter einem gewissen Geschlechte angehören mußten. So fanden sich in Athen die Eumolpiden, Keryken und Eteobutaden, deren erste beide dem Dienste der eleusinischen Demeter, letztere der Athene Pallas angehörten. Aus den Eumolpiden gingen die Hierophanten, die Oberpriester der eleusinischen Gottheiten hervor. Die Familie der Kallias stellte die Fackelträger, die der Keryken den Oberherold. Aus den Lykomeden wurden die Sänger bei den Eleusinien erwählt *). Bei Götterdiensten, welche nur einem Geschlechte eigen waren, wie der Cultus der achäischen Demeter im Geschlechte der Gephyräer und des karischen Zeus im Geschlechte des Isagoras, fand natürlich keine staatliche Einmischung statt, eben so wenig als bei dem Cultus im Familienkreise, wie bei den Genesien.

Diejenigen Priesterämter, welche der Staat besetzte, wurden wie andere Aemter erst nach erfolgter Prüfung und Probe vergeben. Nach den großen Dionysien von Athen wurde im Tempel des Gottes eine Versammlung abgehalten, welche die Verwaltung der Festfeier und den Verlauf derselben untersuchte. Dem äußeren Gottesdienste stand in Athen der Archon Basileus vor, und er hatte vornehmlich mit den Dionysien zu thun. Seine Gemahlin brachte das feierliche

*) Die übrigen Geschlechter Athen's, welche Personal zu den Festen stellten, s. bei Wachsmuth's hellen. Alterth. II. 2. 303 f.

Opfer. Bei andern Opfern hatten die Archonten, die Strategen, die Nomophylaken u. a. Beamte des Staates den Dienst. Die Besendungen gottesdienstlicher Handlungen in befreundeten Staaten, die Theorien, besorgte ebenfalls der Staat. Wenn in Athen der Archon Basileus noch besonderen Ansehens genoß, so war dieß eine Folge des ursprünglich mit dem Königthume verbundenen und davon abstammenden priesterlichen Charakters dieser Würde. In Athen hatten die Priester ausgezeichnete Sitze im Theater und der Oberpriester des Dionysos bei den Schauspielen den Vorsitz.

Das Hauptgeschäft des Priesters aber war das Opfer und die Verrichtung der damit verbundenen Gebete, Weihsprüche und Gebräuche, die genau bestimmt waren. Die Verwaltung der Ländereien und Schätze beaufsichtigte der Staat durch einen Tamias, einen Controleur. Die Neokoren, die Tempelverwalter, besorgten Reinigung und Instandhaltung der heiligen Gebäude und Plätze, der Statuen und Altäre, die ihre besonderen Unterbeamten hatten, deren jedem sein eignes Geschäft übertragen war, wie denn für die Opfertische, Sitze, Statuen besondere Leute angestellt waren. In Delphi gab es für schaulustige Fremde besondere Periegeten oder Führer. Einnehmer der Zehnten und anderer auch unregelmäßig eingehender Gaben hatte jeder größere Tempel, bei vielen gab es demselben angehörige Knechte, wie die des Zeus zu Olympia, des Asklepios zu Tithorea, welche als Holzträger und Aufwärter dienten. An dem Tempel der Aphrodite zu Korinth, dann an mehreren kleinasiatischen Tempeln waren ganze Schaaren von Hierodulen angestellt, die eigentlich zu den Tänzen und Chorgesängen bestimmt waren, allein auch den Fremden sich anderweit überließen.

Unmittelbar an die Religion der Griechen schließt sich

### die Kunst

derselben, ja sie ist deren uns noch übrig gebliebene*) schönste Frucht. Aus den Götter- und Heldensagen ersehen wir schon, wie empfänglich die Griechen für die schöne Form, für gefällige und würdevolle Darstellung waren, wie der kostbare Stoff, Metall und Edelstein, erst den rechten Werth durch ein schönes Gepräge erhielten; die Waffen der Götter und Helden werden weniger ihrer Tüchtigkeit wegen gerühmt, wie dieß in den germanischen Sagen der Fall ist, als wegen der schönen Gestalt, welche der göttliche Künstler ihnen gegeben, ebenso ist es mit jeglichem Geräth und Gefäß, mit Schmuck und Kleidung. Form und Farbe waren dem Griechen Gegenstand

*) Ich verweise hier den Leser auf Wachsmuth's treffende Bemerkungen in seiner hellenischen Alterthumskunde (II. 2, 310) „von der Bedeutung der Kunst im hellenischen Volksthume und Staatsleben überhaupt".

sorgfältiger Beachtung und erregten lebhafte Freude oder Abneigung in ihm. Die Fülle der Schönheit, Würde und Anmuth häufte er auf seine Götter und sie wurden die Ideale derselben. Der Grieche dachte sich seine Götter als Wesen, die nur das ewige Leben vor ihm voraus hatten, sonst aber dachten und fühlten, lebten und liebten gerade wie er, mit gleicher Leidenschaftlichkeit in Leid und Lust. Die Griechen ehrten das Schöne, wo sie es fanden, und die Bürger von Egesta errichteten dem schönen Philippos aus Kroton ein Heroon, eben seiner Schönheit wegen, sowie sie das Beiwort schön auf den Vasen anbrachten, die sie den Freunden schenkten. Es war aber auch vornehmlich die menschliche Gestalt, in der sie die Schönheit bewunderten, und sie war vorzugsweise der Gegenstand der hellenischen Kunst, und da die Plastik dieselbe am allseitigsten zur Anschauung bringen konnte, so bildete diese sich, unterstützt durch das herrliche, vaterländische Material, den Marmor, am meisten und am frühesten aus. Thierbildnerei, Malerei, trat stets vor der eigentlichen Rundbildnerei oder Plastik in den Hintergrund.

Die griechische Kunst war auf der einen Seite eine Frucht der Religion, auf der andern aber trug sie wesentlich zur weiteren Ausbildung derselben bei, indem sie als Hymne, Epos und Drama die heiligen Sagen weiter gliederte und entfaltete, und einen Stoff verbreitete, dem die bildenden Künstler feste Gestaltung gaben. Lange zuvor, ehe muthmaßlich von Aegypten oder Asien her den Griechen plastische Vorbilder zukamen und sie zu eigenen Schöpfungen Anlaß erhielten, übten sie namentlich in Anordnung von Festzügen und epischen Darstellungen, Reigen und Tänzen eine plastische Gruppirung, deren Einzelnes namentlich in der Ausschmückung der zu den Gruppen verwendeten Menschen bestand. Es galt Anordnung des Haupthaares, der Gewänder, die in bestimmtem Faltenwurfe herabwallen mußten, der Kränze, der Geräthe, dann des Schrittes und Taktes der Bewegung. Bei feierlichen Anrufungen und Opfern mußten an den bestimmten Puncten Menschen in bestimmten Stellungen stehen; der heilige Raum bevölkerte sich dann für die Dauer der Handlung mit lebendigen Statuen. Die feierlichen Processionen in langsam abgemessenem Schritte, dem die musikalischen Instrumente ebenso wie Gesang als Stützpunct dienten, schienen wandelnde Statuen. Nur das Gottesbild wurde nicht durch Menschen dargestellt, denn es bestand entweder aus einem säulenförmigen Steine — vielleicht wie die Basaltsäulen — oder auch aus einem Holzstamme, auf welchem ein Kopf und an dessen Seiten Hände angefügt wurden*). Wir dürfen hierbei wohl vornehmlich an die Isis- und Osirisbilder denken, wie sie von Aegypten aus nach Europa

*) S. Quatremère de Quincy, le Jupiter Olympien.

verbreitet wurden und wie später noch die eleusinische Artemis gebildet war, so wie an die Hermen- und Pansäulen, die auch während der griechischen Kunstblüthe an Stadt- Garten- und Landhäusern angebracht waren.

Das Gottesbild stand nun, wenn es einen Tempel hatte, in der Halle desselben, außerdem aber in dem Haine. Für den Privatcultus hatte man nur kleinere Götterbilder, die vielleicht den aus der Fremde eingebrachten oder von den Griechen dort gesehenen nachgebildet waren. Es ist mir wahrscheinlich, daß man in Griechenland früher kleine Statuen aus Thon, Holz, Knochen u. a. leicht bildsamen Stoffe gefertigt hat, als große, da auch in Griechenland bei dem Volke sich eine Anhänglichkeit an die Persönlichkeit des Gottesbildes eingefunden hatte, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommt. Pausanias sah noch mehrere solche alte Götterbilder an Orten sorgfältig aufbewahrt, wo man bereits Werke aus der höchsten Kunstblüthe besaß. So waren in dem arkadischen Megalopolis die Statuen der Demeter und Kore, etwa drei Fuß hoch, in dem Haine aufgestellt und in dem Tempel der Aphrodite alte Statuen der Hera, Apollons und der Musen, die aus Trapezus dorthin gebracht waren. Er sah auch daselbst eine Statue der Aphrodite aus Holz, an der Gesicht, Hände und Füße lediglich aus Stein waren, dann Hermes, Athene, Apollon, Poseidon u. a. Götterbilder in Gestalt viereckiger Säulen (Pausan. VIII. 31).

Es sind aber auch derartige kleine Statuen noch auf uns gekommen, welche die Anfänge der Bildnerei vergegenwärtigen. Walpole theilt *) deren mit, welche aus gebrannter Erde gefertigt, auf der Rückseite ganz flach, auf der Vorderseite aber nur flache Andeutungen von Nase, Busen, Armen und Beinen haben. Bei Weitem sauberer sind diejenigen Marmorstatuetten, welche Dr. Fiedler in einem Grabe fand. **) Das eine zeigt bereits getrennte Beine. Die griechische Sage selbst bezeichnet die Trennung der Beine an Statuen als Anfang freier Kunstentwickelung. Dädalos (sagt Diodor von Sicilien IV. 76.) hatte in Anfertigung der Bildsäulen so viel vor allen anderen Menschen voraus, daß die Nachwelt von ihm sagte, die von ihm gemachten Bildsäulen wären den beseelten Gestalten so überaus ähnlich gewesen, daß sie hätten sehen und gehen können und überhaupt jede Stellung des Körpers ausgedrückt hätten, so daß sein Werk ein beseeltes Geschöpf geschienen. Er war der Erste, welcher den Bildsäulen Augen gab, die Füße auseinander stehend und die Hände vorgestreckt machte, weswegen er natürlich Jedermanns Bewunderung erhielt. Denn die vorhergehenden Bildhauer

*) Walpole's mémoirs pl. 2. Oesterley und Müller, Denkmäler der alten Kunst. Taf. II. Fig. 15.

**) Dr. Fiedler's Reise in Griechenland. II. 314.

hatten die Statuen mit geschlossnen Augen, herabhängenden, von den Seiten nicht abgetheilten Händen gemacht.

Allgemach hatte man denn auch, namentlich seitdem man den Marmor bearbeiten gelernt, den Muth, größere Statuen zu unternehmen, allein noch sind z. B. die Statuen in den Giebelfeldern des äginetischen Athenetempels nicht in vollkommner Menschengröße, und die bekannte Dresdner Athene überschreitet die Mittelgröße noch keineswegs.

Hierbei ist nun bemerkenswerth, daß die Bildnerei in Griechenland einen andern Gang genommen hat, als z. B. im alten Aegypten, Amerika und Indien, wo die Bildhauerkunst aus der Baukunst hervorging. Dort fanden wir größere Reiche, deren Herrscher mit der vereinten Kraft ihrer Unterthanen jene colossalen Pyramiden und dann die ungeheuren unterirdischen Grottentempel, später die überirdischen Götterstädte herstellten. Griechenland war in kleine Staaten zersplittert, die auf derartige Unternehmungen nicht verfallen konnten. Die Baukunst trat — wenn wir etwa Kreta ausnehmen, wo ein König ein Labyrinth bauen konnte —, in älterer Zeit in Griechenland in bescheidener Gestalt auf und beschränkte sich auf das Nothwendige, wie die Städtemauern, Königsburgen und Schatzhäuser. Alle diese Bauten gaben keine sonderliche Veranlassung zur Verzierung durch Bildwerk. Die ältesten Gottesräume waren die Haine, die ersten Tempel bestanden, wie z. B. der von Delphi, aus Holz und waren Laubhütten. Erst nach der dorischen Einwanderung baute man Tempel in dem ältesten architektonischen Style, der sich durch kurze gedrungene Säulen, tüchtige Tragebalken das stark vorspringende, Schatten gebende Dach, geometrisch einfache Verhältnisse des Ganzen auszeichnet. Der Schmuck bestand vornehmlich in der Bemalung. Neben der dorischen, ihre Herkunft aus dem Holzbaue an sich tragenden Bauart entstand selbstständig die jonische, welche schlankere mit Capitäl versehene Säulen und im Gebälk und Dach zierlichere Verhältnisse zeigt *).

Die erste Periode der griechischen bildenden Kunst, die man bis zum Jahre 580 v. Chr. annimmt, zeigt uns die Anfänge der Bildnerei in Holz, gebrannter Erde, dann aber auch in Gold und Erz, das man nicht blos zu schmieden, sondern auch in Formen zu gießen bereits verstand. Als Meister nennt die Göttersage den Hephästos, der aus Metall namentlich Waffen und Geräthe, ja sogar mechanische Kunstwerke, wie Krücken, in Form von menschlichen Gestalten schmiedete. In diese erste Kunstperiode, und zwar in die 15. Olympiade, gehört Rhötos von Samos, den man als den Erfinder des Erzgusses bezeichnet. In Samos findet sich schon sehr

*) S. O. Müller's Archäol. S. 32, wo die ältesten Denkmale griechischer Architektur nachgewiesen sind.

früh, wie auch in Korinth, Aegina und Athen eine große Ausbildung der Töpferkunst, welche technisch trefflich gearbeitete Gefäße aus hellerem oder röthlichem Thone lieferte, die in dunklen Farben mit wunderlichen Menschen- und Thiergestalten und Arabesken, meist der Pflanzenwelt entnommen, bemalt waren. Dieß sind, nebst dem bunten Anstriche, womit die ältesten Bauwerke versehen waren, die Anfänge der griechischen Kunst.

Eine Veränderung tritt ein, sobald die Griechen zu lebhafterem Verkehre mit Aegypten gelangten, was bekanntlich seit Psammetich, besonders aber seit Amasis (s. C. G. V. 468 f.) stattfand. In Griechenland aber erwarb sich die Kunst in den auf den Trümmern der Demokratie entstehenden Tyrannen eine Förderung und in dem gesteigerten Verkehre zur See und dem emporblühenden Handel und gesteigerten Wohlstande eine solide Stütze. Die dramatische Kunst beginnt sich zu entfalten, die Gymnastik enthüllt die Formen des menschlichen Körpers, deren Entwickelung zur Schönheit sie so günstig ist. Die Plastik beginnt sich fortan zu entfalten, indem sie sich möglichst streng an die von der Natur dargebotenen Formen hält, dadurch aber, nebst der genauen Nachbildung der Nebendinge, wie des Faltenwurfes, jene Härte annimmt, die uns in den äginetischen Statuen auffällt. Auch die Baukunst erhebt sich, seitdem größere Tempel entstehen. Die Tempelhalle der alten Zeit war von dem Dache ganz bedeckt. Von nun an wird sie größer, indem man in der Mitte einen unbedeckten Raum, das Hypäthron ließ und eine Art Hof bildete, der von den Säulengängen eingefaßt wurde. In diese Zeit fällt die Erbauung des Tempels der Diana von Ephesos, des Heräon in Samos, des olympischen Zeus zu Athen, des delphischen Tempels, des Poseidontempels von Pästum (Poseidonia), der Tempel von Syrakus, Akragas und Selinus auf Sicilien und des Pallastempels auf Aegina. Zugleich erhob sich die Bildhauerei, theils durch die Reliefs in den Friesen, Metopen und Giebelfeldern der Tempel, in denen sich eine gewisse Hinneigung zur Groteske zeigt, wie wir sie auch im alten Amerika, namentlich in den Reliefs von Palenque (s. C. V. 162.), und in Java finden. Bemerkenswerth sind in dieser Beziehung die Reliefs aus den Metopen des mittleren Tempels der Burg Selinus *). Die griechische Kunst verweilte jedoch nicht lange in diesen Formen und namentlich mußte die Sitte, den Siegern in den heiligen Spielen, die sich seit dem 6. Jahrh. v. Ch. sehr mehrten, Statuen zu errichten, die Künstler an die Natur weisen. Man arbeitete jetzt vorzugsweise in Erz, dem gesuchten Metalle für die Weihgeschenke. Die Nachbildung der menschlichen Gestalt, und zwar bestimmter

*) S. Osterley und Müller, Denkmäler Taf. IV. Fig. 24—27, nebst Nachweisungen im Handbuch S. 67.

Persönlichkeiten wie eben der siegenden Athleten, führte zur Auffassung des Charakters und seitdem begann die charakteristische, nachmals typisch gewordene Darstellung der Gottheiten, die dem Zeus wie dem Herakles, dem Apollon wie der Athene, dem Poseidon wie der Aphrodite für alle Zeiten unabänderliche Formen feststellte. Die Gestalten gleichen mehr jenen alten dorischen Säulen, sie sind kraftvoll und gedrungen, scharf in den Umrissen, gewaltsam in den Bewegungen. In diese bis in die Perserkriege reichende Kunstperiode gehören auch die Anfänge der Stein- und Stempelschneidekunst und die weitere Entwickelung der Malerei auf Vasen, die namentlich in Athen und Korinth blühte und von da nach den Colonien in Italien und Sicilien sich verbreitete; sie lieferte rothgelbe Vasen von künstlicher Form mit aufgemalten schwarzen Figuren von sehr steifer, oft grotesker Haltung *), die vielfach an die ägyptischen Reliefs und Wandmalereien erinnern, dergleichen den Griechen jetzt zugänglicher waren.

Die Perserkriege brachten der griechischen Kunstentwickelung nur vorübergehende Gefahren, dem Volke, zunächst dem von Athen, einen frischen Aufschwung zu erweitertem Verkehre und immer steigendem Wohlstande. Die Stadt wurde zuerst befestigt, dann aber begann die Ausschmückung derselben, welches andere Städte zur Nacheiferung reizte. Es mußten manche von den Persern zerstörte Heiligthümer wieder hergestellt werden. In Athen baute man das Parthenon, die Propyläen (letztere mit einem Aufwande von mehr als dritthalb Millionen Rthlr.), das Odeion, Theater, die peisianaktische Halle richtete man zur Bildergalerie, Poikile, ein. In dem Zeitalter des Perikles (444—428 v. Ch.) tritt die höchste Blüthe der griechischen Kunst ein. Nach dem peloponnesischen Kriege (431—404 v. Ch.) zeigt sich mit der Entfaltung der Sophistik, dem Hervortreten der Päderastie, der Abnahme der Ehrfurcht vor dem Alten und der immer bitterer werdenden Kämpfe um die Hegemonie auch in der Kunst Ueberreizung und Uebertreibung. An die Stelle der aufopfernden Vaterlandsliebe trat Egoismus und schon Demosthenes klagt, daß die öffentlichen Bauten von denen der Privatleute übertroffen würden. Endlich fiel Griechenland dem makedonischen Sieger anheim und dessen Erben, die sich um seinen Wohlstand wesentlich verdient machten.

Die Baukunst entfaltete sich in demjenigen Zeitalter, als dessen Endpuncte Perikles und der makedonische Alexandros dastehen, immer reicher, die Theater von Epidauros, Athen, Syrakus, das Odeion von Athen, der Hippodrom von Olympia, das Theseion und die Tempel der Athene Parthenos und Athene Polias zu Athen, der große Tempel von Eleusis, des Zeus zu

*) Die Proben bei Osterley und Müller. XVI. 91 ff.



Olympia, des Apollon bei Phigalia, der Athene Alea zu Tegea, des olympischen Zeus zu Akragas, der nie vollendet wurde, sind die bedeutendsten Baudenkmale dieser Zeit, in welcher auch die korinthische Bauart in ihrer Pracht sich entfaltete *).

Als die ersten bedeutenden Künstler dieser Periode bezeichnet man den Athener Kalamis und der Pythagoras von Rhegion, die Vorläufer des Pheidias, der durch seine aus Holz und Elfenbein zusammengesetzten, mit Gold bekleideten Colossalstatuen der Athene Parthenos und des olympischen Zeus, als der wahre Blüthenbaum der griechischen Kunst gefeiert wurde. Er arbeitete aber auch in Marmor und Erz und leitete unter Perikles die Ausführung aller öffentlichen Kunstwerke. Unter ihm stand ein zahlreiches Personal von Holz- und Steinarbeitern, Modelleurs, Malern, Anstreichern, Erzgießern, Gold- und Elfenbeinarbeitern, Buntstickern, welche die Teppiche und Vorhänge für die Tempel lieferten. Nächstdem lieferte Pheidias zahlreiche Statuen in Erz und Marmor für andere Orte und Privatleute und besonders entwickelte er die Darstellung der Athene je nach ihrem Charakter in der Göttersage. Er begann die Colossalstatue der Promachos, die über die Gebäude emporragte und aus weiter Ferne gesehen werden konnte, deren Vollendung er aber nicht erlebte. Von ihm sind die Sculpturen am Parthenon, am Theseion. Er war der Gründer der attischen Schule; Agorakritos und der selbstständigere Alkamenes waren seine Nachfolger. In Sikyon erhob sich um dieselbe Zeit Polykleitos, der in dem Colossalbilde der Hera zu Argos mit Pheidias in die Schranken trat, denselben jedoch nicht erreichte. Wenn die attische Schule in Götterstatuen das Höchste leistete, so zeichnete sich die sikyonische durch ihre Athletenstatuen und in Portraitstatuen von Erz aus. Als Thierbildner war Myron berühmt, Demetrios der Athener im Portrait, besonders bejahrter Leute. Nach dem peloponnesischen Kriege beginnt in Athen eine neue, weichere Formen anstrebende Schule, die des Skopas von Paros und des Praxiteles. Sie arbeiteten vornehmlich in Marmor und entnahmen ihre Darstellungen dem Sagenkreise des Dionysos, Apollon und der Aphrodite Die Fragmente der Gruppe der Niobe gehören diesen Künstlern an. Leochares, Polykles, Silanion, Timotheos und Bryaxis sind Künstler dieser Schule. Lysippos zeichnete sich als Darsteller der Heroen, namentlich des Herakles aus, wie er denn auch die idealisirten Portraits der Fürsten, z. B. des makedonischen Alexanders lieferte Seinen Bruder Lysistratos rühmt man als getreuen Patraitisten. Er war der erste, der Gesichter in Gyps, Behufs seiner Studien abformte.

Nächst der Plastik entwickelte sich nun auch die Steinschneide-

*) Das Nähere findet der Leser mit reicher Literatur in O. Müller's Handbuch, S. 98. ff.

kunst (berühmt ist Pyrgoteles, der für Alexander arbeitete) und die Münzstempelgravirung zu höherer Blüthe. Die Münzen der griechischen Städte und Colonien sowie der makedonischen Fürsten seit Alexander tragen sämmtlich den Charakter von Kunstwerken.

Dann aber erhob sich seit dem perikleischen Zeitalter die Malerei zur weiteren Entwickelung. Athen war der Hauptsitz derselben und Polignotos, der Thasier, der erste namhafte Meister, der durch genaue Zeichnung, charakteristische Gestalten, Anmuth in Darstellung der Frauen und architektonische Symmetrie sich auszeichnete. Er hatte zahlreiche Nebenbuhler und Schüler. Schatten und Licht brachte aber erst Apolodoros von Athen in seine Bilder. Weiter noch gelangte Zeuxis von Ephesos, der sich in Darstellung weicher und üppiger Süjets gefiel und durch seinen unerhörten Hochmuth lächerlich machte. Ihn suchte Parrhasios in täuschender Darstellung zu überbieten, ward aber darin von Timanthes durch ein Iphigenienopfer überwunden. Darauf erstand in Sikyon im Peloponnes eine dritte Schule mit Pamphilos, des Eupompos Schüler, der durch wissenschaftliche Strenge zu wirken suchte. Als den ersten aller Maler aber pries man den Zeitgenossen des Alexander, den Ionier Apelles. Seine Anadyomene, sein Alexander mit dem Blitze in der Hand, fanden allgemeinste Bewunderung, ersteres Gemälde kam aus Kos unter Augustus nach Rom, hatte aber schon durch die Zeit gelitten.

Die Malerei mit Wasserfarben und mit eingebrannten Farben hat natürlich aus ihrer Blüthezeit kein einziges ihrer Werke bis in unsere Zeit retten können. Wohl aber ist uns in den Vasengemälden ein reicher Schatz erhalten; die Vasenbilder zeigen jedoch durchgängig, daß die Perspective den Alten in unserer Weise fremd gewesen. Sie sind, auch die besten, in ihrer Anordnung mehr den chinesischen und indischen als den neueuropäischen Bildern vergleichbar.

Nachdem nun Griechenland dem alexandrinischen Reiche einverleibt war, ward die griechische Kunst in Anspruch genommen, um in das ferne Ausland, wie Aegypten und Kleinasien, den Fürsten nachzufolgen und diesen eine an die griechische Heimath erinnernde Umgebung zu schaffen. In Alexandrien am Nil, in Antiochien am Orontes, in Seleukia am Tigris erhoben sich griechische Bauten und die Höfe wurden Mittelpuncte der Kunst, wie es früher die Tempel und Nationalheiligthümer gewesen. Die Ptolemäer, Attalos von Pergamon, Agathokles und Hieron in Sicilien, Pyrrhus von Epiros waren Gönner und Förderer der Kunst, deren Schule jedoch immer die griechischen Städte blieben, von wo aus die Künstler theils ihre Werke versendeten theils ihre Gehilfen und Schüler abschickten. Sie arbeiteten auf Bestellung für bestimmte Zwecke, in vorgeschriebener Zeit, während die alten Künstler mehr aus eigenem Antriebe, aus eigener Idee ihre Kunstwerke erschufen. Die Technik mußte unter diesen Umständen allerdings zunehmen, die Ausführung

des Einzelnen größere Vollendung erhalten, — allein die Schöpferkraft fand weniger Anregung. Das Streben nach Effect stellt sich ein.

Die Baukunst entfaltete sich besonders glänzend in Alexandrien und Antiochien und man nennt für Alexandrien und als Wiedererbauer des ephesinischen Tempels den Deinokrates. Wie schon Demosthenes bemerkte, daß die Privatbauten sich vor die öffentlichen drängen, so wuchs nun namentlich durch asiatischen und ägyptischen Einfluß der Luxus des Zimmerschmuckes, der Landhäuser und Gartenanlagen. Es kamen prachtvolle Grabmale auf — z. B. das Mausoleion der karischen Königin Artemisia. In Tempelbauten machte sich Pracht und Größe, namentlich in Säulen von außerordentlicher Länge und Stärke geltend. Ja die Architektur ward auch für Wagen und Schiffe in Anspruch genommen, wie z. B. die Kriegsschiffe der Ptolomäer und des Hieron, die wir bereits kennen, zeigen.

In der Bildhauerkunst entfaltete sich eine neue Schule auf Rhodos, die von der lysippischen zu Sikyon ihren Ursprung herleitete. Chares von Lindos, Lysipps Schüler, fertigte den größten der hundert Sonnencolosse auf Rhodos. Er war 70 Ellen hoch und stand am Hafen. Der rhodischen Schule schreibt man die berühmte Gruppe des Laokoon und die des farnesischen Stieres zu. Aber auch in andern Städten Kleinasiens blühten die Künste auf, so durch Pyromachos in Pergamon eine Schule und in Ephesos eine andere, wo drei Agasias arbeiteten. In den Residenzen der makedonischen Herrscher erstanden Künstler, welche die Meisterwerke der früheren schaffenden Künstler nachbildeten, im Portrait aber und den emblematischen Bildern der Städtegottheiten selbstständige Arbeiten lieferten. In den Residenzen von Syrien, Kleinasien und Sicilien arbeitete man viele ciselirte Gefäße, wozu man vielleicht aus Persien Muster erhalten hatte; dann suchten gewisse Künstler durch unglaubliche Leistungen Aufsehen zu erregen, wie z. B. durch ein aus Eisen gemachtes Viergespann, das eine Fliege bedecken konnte, und Schnitzelein in Elfenbein, die erst dann sichtbar wurden, wenn man eine Borste daran hielt. Unter derartigen Kleinkünstlern (μικρότεχνοι) nennt man besonders Myrmekides von Athen und Kallikrates aus Lakedämon.

Die Kunst ging abwärts, allein dennoch erhielten sich in Athen Erzgießer und Bildhauer, die immer noch Vorzügliches leisteten, so der Athener Kleomenes, der durch seine Aphrodite großen Ruhm erntete und dessen Nachkommen und Schüler glückliche Arbeiten lieferten.

Desto mehr wuchs der Luxus; es traten Meister in der Goldschmiede- nnd Steinschneidekunst auf, die nach orientalischem Vorgange Becher, Gefäße und Leuchter bildeten, die mit Edelsteinen verziert waren. Andere lieferten Becher und Schaalen, die aus Edelstein und Halbedelstein, besonders Onyx, geschnitten waren. Aus Onyx bildete man

prachtvolle Kameen. Die Stempelschneidekunst dagegen machte Rückschritte, ebenso die Malerei, die sich in der sikyonischen Schule am längsten hielt. Doch entwürdigte sie sich durch Darstellungen aus dem Gebiete der niederen Sinnlichkeit, durch Lichteffecte, Carricaturen und namentlich durch Travestirung mythologischer Gegenstände. Dazu kam, daß man bei den Hoffesten der Herrscher die Anforderung der raschen Herstellung an den Maler stellte und ihn zum Schnellmalen nöthigte. Die Ausmalung der Paläste förderte wohl das Technische der Malerei, allein den Schöpfertrieb der Künstler vermochten derartige Aufgaben nicht zu wecken. Die Kunst leistete nur Großes, so lange sie die Mythe bildete.

Dem prunkenden Sinne der Herrscher verdankt wohl das Emporkommen der Mosaik seine Ausbildung, dagegen verschwanden die aus dem an sich werthlosen Thone gefertigten Vasen allgemach.

Im Jahre 146 v. Ch. fiel Korinth durch Mummius und die Römer waren fortan die Herren von Griechenland. Von nun an beginnt die Wegführung der griechischen Kunstwerke aus der Heimath derselben. Sie waren jedoch in so außerordentlicher Fülle vorhanden, daß dadurch keineswegs eine Armuth an Kunstschätzen herbeigeführt wurde. Mummius plünderte Korinth, Sulla Athen und Böotien und ließ die Schätze der Tempel von Olympia, Delphi und Epidaurus ausliefern. Doch war es dabei mehr auf die edlen Metalle abgesehen. Die römischen Proconsuln und andere Beamten suchten sich ebenfalls aus den Kunstschätzen, namentlich kostbaren Geweben und Geräthen für ihre Heimath das Beste aus; ihrem Beispiele folgten die Kaiser, wie denn Augustus sich Kunstwerke und Seltenheiten nach Rom schaffen ließ. Nero brachte 500 Statuen von Delphi nach Rom. Dennoch blieb ein ungeheurer Vorrath in der Heimath. Vergl. Fr. Jacobs, Vermisch. Schrift. 3. Th. S. 415—554.

Diese Fortschaffung von Kunstwerken aus Griechenland nach Rom aber weckte dort den Sinn für das Schöne und von dort aus verpflanzte sich derselbe auch in das westliche und nördliche Europa, wo seine Wirkungen bis auf den heutigen Tag fortdauern. Ja wir werden sehen, wie die Kunst, wie sie die Griechen entwickelt hatten, wohl in Vergessenheit gerieth, aber mehr als einmal, namentlich in dem Zeitalter der Kreuzzüge, im 15. Jahrhunderte und im 18. dennoch neue Blüthen trieb.

**Die Dichtung**

der Griechen ist so alt wie das Volk und sie ist eben so alt, als das Erwachen der Gefühle der Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen die Götter, der Liebe und des Vertrauens unter den Menschen. Wir lernten früher die einfachen Lieder kennen, die der Lappländer singt, wenn er einsam mit seinem Rennthiere zu seiner Braut fährt,

(III. 52.), wir fanden bei den amerikanischen Jägerstämmen wie bei den Grönländern, bei den Tscherkessen wie bei den Beduinen, bei den alten amerikanischen Culturvölkern wie bei den Aegyptern und Indiern die Anfänge der Dichtung. — Der Mensch giebt seinen Gefühlen Worte, er spricht aus, was ihm die Seele bewegt. Das ist der Anfang der lyrischen Dichtung. Das Bestreben, eine Thatsache, ein Ereigniß darzustellen, ist der Anfang der epischen Poesie. Je öfter dieselben Gefühle, dieselben Thaten mitgetheilt werden, desto mehr gewinnen sie eine feste Gestalt, namentlich wenn sie von einer zweiten Person als etwas Ueberliefertes an eine dritte mitgetheilt werden sollen. Ich erinnere an die Fertigkeit der Amerikaner und Radakinsulaner, welche ganze Verträge, ganze Chroniken und Reisebeschreibungen wörtlich, mit Hilfe von Perlenschnüren und Knoten, die in Stricke geknüpft sind, herzusagen im Stande sind. Je öfter diese Mittheilungen stattfinden, namentlich aber je mannichfaltiger und zahlreicher sie werden, desto eher wird sich für die verschiedenen Arten derselben ein bestimmtes Versmaas ausbilden, das für den Ausdruck von Empfindungen ein anderes als für die Erzählung seyn wird; ja es werden z. B. die Gefühle der Trauer einen andern Rhythmus annehmen als die der Freude und die der Dankbarkeit und Verehrung einen andern als die der Rache oder der Klage. Beispiele zu diesen Bemerkungen haben wir bereits mehrfach im Laufe unserer Betrachtung angetroffen.

Die festere Gestaltung und Gliederung der griechischen Dichtung ging von den alten Götter- und Königssitzen aus, und wir finden neben den Personen, die den König als den Oberpriester bei seinen gottesdienstlichen Handlungen unterstützten, auch Sänger, die mit dem Saiteninstrumente den Gesang leiteten, wenn derselbe bittender oder dankender und preisender Art war, oder den Tanz, der zur größeren Verdeutlichung der Erzählung von den Thaten der Götter oder ihrer Nachkommen, der Heroen oder deren Kinder, diente.

Bitte und Dank, Gelöbniß und Lob sind der Inhalt der ältesten, dem Götterdienste wesentlich angehörigen Dichtung, welche erzählender Natur wird, wenn sie den Tanz, den Festzug erläuternd begleitet. Daraus erwuchs allgemach die Hymne und später das Epos. Allein nicht blos bei dem eigentlichen Gottesdienste auch bei den Festgelagen der Könige traten die Sänger auf, und zur Erläuterung und plastischen Darstellung ihrer Gesänge neben ihnen auch Tänzer, oder vielmehr Gaukler*), wenn das Darzustellende heiterer Natur ist.

---

*) *Κυβιστητήρ* ist ein Mensch, der sich überschlägt, den Kopf voran, der ein Rad schlägt. Wir fanden oben (C. G. IV. 50.) dergleichen Gaukler bei den Tscherkessen; sie sind noch jetzt in Norwegen anzutreffen.

Also feiern den Schmaus im hohen geräumigen Saale
Freund und Nachbarn umher beim rühmlichen Held Menelaos
hocherfreut; auch sang im Gedräng' ein göttlicher Sänger,
rührend die Harfe, und zwei Hauptttummler tanzten im Kreise
nach dem Gesang' anhebend und dreheten sich in der Mitte *).

Als Odysseus zum Könige der Phäaken gekommen, ordnet dieser Kampfspiele, und als diese vorüber, den vom Tanze begleiteten Gesang **):

„Aber der Herold
eilte, die klingende Harf' aus des Königs Hause zu bringen,
auch die Wärter des Kampfs erhoben sich, neune in Allem
öffentlich auserwählt, in dem Kampfspiel Jedes zu ordnen;
ebneten Raum dem Tanz und dehnten den zierlichen Schauplatz.
Aber der Herold kam, der Demodokos klingende Harfe
trug. Da stellt er sofort in die Mitte sich und um den Sänger
Jünglinge, frisch erblüht, nachahmendes Tanzes erfahren;
schön im geordneten Tritt nun stampften sie; aber Odysseus
sah das rasche Gezitter der Füß' anstaunend im Geiste.
Jener rauscht in die Seiten und hob den schönen Gesang an
über des Ares Lieb und der reizenden Aphrodite,
wie sie zuerst sich gesellt in Hephästos schönen Gemächern
heimlich; denn viel gab jener und schändete Bette und Lager
ihm, dem Herrscher Hephästos; doch schnell ein Verkündiger kam ihm
Helios, der sie bemerkt, als heimliche Lust sie gesellet.
Aber sobald Hephästos die kränkende Rede vernommen,
eilt er zu gehn in die Schmiede, das Herz voll argen Entwurfes.
Hoch auf den Block dann richtend den Ambos, schmiedet er Fesseln
unzerbrechlich, unlösbar, daß fest dort ewig sie blieben.
Aber nachdem er den Trug beschleuniget, zürnend dem Ares,
eilt er zu gehn in's Gemach, wo das Hochzeitbett ihm geschmückt war,
und um die Pfosten des Bettes verbreitet er kreisende Bande,
viel auch oben herab vom Gebälk ergossen sich ringsum
zart, wie Spinnengewebe, die keiner zu sehn auch vermöchte,
selbst der seligen Götter; so täuschender List war die Arbeit.
Als er nunmehr den ganzen Betrug um das Lager gebreitet,
ging er zum Schein gen Lemnos, der Stadt voll prangender Häuser,
die am meisten er liebt von allen Landen der Erde.

---

Die spätere griechische Welt zog es vor, derartige Bewegungen durch Frauenzimmer ausführen zu lassen, und unter den kleinen antiken auf uns gekommenen Bronzen vergl. Paciaudi de κυβιστήσει palaestra in Graecorum Comm. Rom. 1756. 4.

*) Homers Odyssee IV. 17 ff.

**) Odyssee, VIII. 256 ff.

Aber nicht achtlos lauschte der Gott mit goldenen Zügeln
Ares, als er Hephästos hinweggehn sahe, den Künstler.
Eilend ging er zum Hause des kunstberühmten Hephästos,
sehnsuchtsvoll nach der Liebe der schöngekränzten Kythere.
Jene war jüngst vom Vater, dem Donnerer Zeus Kronion,
wiedergekehrt und saß; doch Ares trat in die Wohnung,
faßte ihr freundlich die Hand und redete, also beginnend:
„Komm, o Geliebte, zu ruhn, auf sanftem Bette gelagert;
denn nicht mehr ist Hephästos im Land hier, sondern vielleicht schon
ging er gen Lemnos hinweg, zu Sintiern seltsamer Mundart.
Also der Gott, ihr aber war sehr willkommen die Ruhe;
beide bestiegen das Lager und schlummerten. Plötzlich umschlangen
rings sie die künstlichen Bande des allerfahrnen Hephästos
und kein Glied zu bewegen vermochten sie oder zu heben;
und sie erkannten es erst, da gehemmt war jeglicher Ausweg.
Näher wandelte nun der hinkende Feuerbeherrscher;
denn er kehrte zurück, eh' Lemnos Flur er erreichet;
weil ihm Helios, spähend von fern, die Rede verkündet.
Eilend ging er vom Hause, das Herz voll großer Betrübniß,
trat an die Pfort' und stand, und rasender Eifer ergriff ihn.
Furchtbar hob er die Stimme, daß all' ihn hörten die Götter:
„Vater Zeus und ihr andern unsterblichen seligen Götter,
kommt doch und schaut heillosen und unausstehlichen Frevel,
wie sie mich lahmen Mann, die Tochter Zeus, Aphrodite,
immer der Ehre beraubt und zu Ares sich neigt, dem Verderber,
weil er schön und rüstig zu Fuß ist aber ich selber
schwächlich ward von Geburt. Doch das ist keiner mir schuldig
als die Aeltern allein; o hätten sie nimmer gezeuget.
Aber seht, wie die beiden in Lieb' ausruhn mit einander,
liegend in meinem Bett und ich selbst anschauend mich härme.
Nie zwar möchten hinfort auch ein weniges jene so ruhen,
beide verbuhlt wie sie sind, doch wollen sie schwerlich gemeinsam
schlafen; allein nun mir Betrug und Fessel sie halten,
bis mir zurück sie alle der Vater gereicht, die Geschenke,
die ich als Bräutigam bot für die schamlos blickende Jungfrau.
Schön ist zwar die Tochter, allein unbändigen Herzens!"
Also sprach er, da eilten zum ehernen Hause die Götter,
Poseidon kam, der Umuferer, auch Hermeias
kam, der Bringer des Heils, auch kam der Treffer Apollon.
Aber die Göttinnen blieben vor Scham in ihren Gemächern;
Jetzo traten zur Pforte die himmlischen Geber des Guten
und unermeßliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
als sie die Kunst anschauten des allerfahrnen Hephästos.
Also redete Mancher, gewandt zum anderen Nachbar:

„Nimmer gedeiht doch Böses; der Langsame hascht ja den Schnellen;
also fing auch Hephästos, der Langsame, jetzo den Ares,
der doch an Schnelle besiegt die Unsterblichen auf dem Olympos,
er, ein Lahmer, durch Kunst. Nun büßt ihm der Ehebrecher."
Also redeten jene im Wechselgespräch mit einander,
doch zu Hermes begann Zeus herrschender Sohn Apollon:
„Hermes, o du Zeus Sohn und Gesendeter, Geber des Guten,
Hättest Du auch wohl Lust in mächtigen Banden gefesselt,
auf dem Lager zu ruhn bei der goldenen Aphrodite?"
Ihm antwortete drauf der bestellende Argoserwürger:
„o geschähe doch das, ferntreffender Herrscher Apollon!
Bande auch dreimal so viel, unendliche, möchten mich fesseln,
und ihr all', o Götter, es schaun und die Göttinnen alle;
dennoch ruht' ich gern bei der goldenen Aphrodite!"
Also sprach er, da lachten umher die unsterblichen Götter,
Nur nicht lachte Poseidon zugleich, er flehte beständig
zum kunstreichen Hephästos, des Ares Bande zu lösen,
und er begann zu jenem und sprach die geflügelten Worte:
„Lös ihn, ich selbst verheiße, daß jener Dir, wie Du verlangest
Büße nach altem Recht im Kreis der unsterblichen Götter."
Weiter begann dagegen der hinkende Feuerbeherrscher:
„Fordere nicht ein Solches, Du Erdumgürter Poseidon.
Elende Sicherheit giebt vom Elenden selber die Bürgschaft.
Wie verbänd ich doch Dich im Kreis der unsterblichen Götter?
Ginge nun Ares hinweg, der Schuld und den Banden entrinnend."
Ihm antwortete drauf der Erderschüttrer Poseidon:
„Nun wohlan, Hephästos, wofern auch der Schuld zu entrinnen
Ares in Flucht wegeilt, ich selbst dann büße Dir jenes".
Wieder begann dagegen der hinkende Feuerbeherrscher:
„Nie wär's recht, noch geziemt es, Dir solches Wort zu verweigern".
Also sprach er und löste das Band, der starke Hephästos.
Als nun Beide gelöst von den mächtigen Banden sich fühlten,
sprangen sie hurtig empor; dann wandelte Ares gen Thrake,
doch sie kam gen Kypros, die holdanlächelnde Göttin,
wo in Paphos ihr Hain und duftender Opferaltar ist.
Dort nun badeten sie die Chariten, salbten die Göttin
dann mit ambrosischem Oel, das ewige Götter verherrlicht,
hüllten sie drauf in Gewand, anmuthige Wunder dem Anblick.

Wir sehen hier ein Bruchstück des alten hymnischen Sagenstoffes in das spätere Epos aufgenommen, das ich auswählte, weil sich darin die Denkweise der Griechen so unumwunden darstellt. Die unter dem Namen der Hymnen, der orphischen wie der homerischen, bekannten Gesänge sind in ähnlicher Weise; doch ich möchte sagen, sie erinnern in ihrer skizzenhaften, scharfen, mehr andeutenden

Weise mehr an die altägyptischen Tempelbilder, während in dem, der Odyssee entlehnten Bruchstücke die ganze üppige Fülle griechischer Plastik sich entfaltet. Das hohe Alterthum hymnischer Gesänge deutet schon die Sage an, welche als die Ordner des Gesanges Apollon und die Musen, und die ältesten Sänger, das Brüderpaar Linos und Orpheus, als Apollons Kinder bezeichnet, während Musäos der Sohn der Schwester des Gottes genannt wird. Diese Sänger gelten als die Bändiger der Leidenschaften der Menschen; ja Linos mußte den Versuch, den Herakles im Gesange zu unterrichten, mit dem Leben bezahlen; Orpheus zähmte durch seine Lieder die wilden Thiere, selbst den Wächter der Hölle. Er war in dem Zuge der Argonauten *). Außer diesen nennt man noch Pamphos von Athen und Melampos von Kumä als Hymnendichter.

In der Ilias finden wir den Achilleus zum Saitenspiel von den Thaten der Männer singen, um seinen Unmuth zu zerstreuen. Auf dem Schilde des Achilleus ist ein Jüngling abgebildet, der zur Zither singt, während andere darnach tanzen **). In der Odyssee sehen wir die Sänger als hochgeehrte Vertraute an den Höfen der Fürsten. Am Hofe des Königs der Phäaken ist Demodokos, den Alkinoos nach Beendigung des Kampfspieles herbeizuholen befiehlt. (Od. VIII. 62 ff.)

Auch der Herold führte daher den erfreuenden Sänger,
herzlich liebt ihn die Mus' und gab ihm Gutes und Böses;
denn sie nahm ihm die Augen und gab ihm süße Gesänge.
Und Pontonoos stellt ihm den silbergebuckelten Sessel
mitten im Kreise der Gäste, gelehnt an die ragende Säule,
hängt darauf an den Nagel die hellerklingende Harfe
über des Sängers Haupt und führt ihm die Hand, sie zu finden.
Vor ihn stellte den Korb und die zierliche Tafel der Herold,
auch den Becher des Weins, nach Herzenswunsche zu trinken.
Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war,
trieb den Sänger die Muse, das Lob der Helden zu singen.
Aus dem Gesang, des Ruhm damals den Himmel erreichte,
wählt er Odysseus Zank und des Peleiaden Achilleus.

Die Sänger waren die Vertrauten der Könige. Agamemnon hatte einem Sänger die Obhut über sein Hauswesen und seine Gemahlin anvertraut (Od. III. 267.). Im Hause des Odysseus waltete während dessen Abwesenheit Phemios, der Sänger (Od. I. 153.), und er muß auch den Freiern singen, wozu er die Geschichte der traurigen Heimkehr der Achäer wählt. Penelope lauscht dem

*) Das Literarische über diese Sänger bei Gräße, Lehrbuch I. 119 ff. und Schoell histoire de la litérature grecque I. 32.

**) Ilias I. 186. XVIII. 568.

Gesange und wird schmerzhaft davon berührt. Telemachos (Od. I. 346.) entgegnet ihr:

> Meine Mutter, was tadelst Du doch, daß der liebliche Sänger
> uns erfreut, wie das Herz ihm entflammt wird? Nicht ja die Sänger
> dürfen wir, sondern allein Zeus anschuldigen, welcher es eingiebt
> allen empfindsamen Menschen und so wie er will sie begeistert.
> Nicht sey's diesem verargt, der Danaer Wehe zu singen:
> denn es ehrt den Gesang das lauteste Lob aller Menschen,
> welcher den Hörenden rings das Neueste immer ertönet.

Der epische Gesang gehörte wesentlich zu den geselligen Freuden der alten fürstlichen Höfe. Odysseus sagt zu Alkinoos: (Od. IX. 5.)

> — ich kenne gewiß kein angenehmeres Trachten,
> als wenn festliche Freud im ganzen Volk sich verbreitet
> und in den Wohnungen rings die Schmausenden horchen dem Sänger,
> sitzend in langen Reihn und geschöpften Wein aus dem Kruge
> fleißig der Schenk umträgt und umher eingießt in die Becher;
> Solches däucht mir im Geist die seligste Wonne des Lebens.

Die Gegenstände des Gesanges waren die Thaten der Götter, die Abstammung derselben, die bei den Opfern und Tempelfesten kürzer, beim festlichen Mahle ausführlicher dargestellt waren, die Thaten der Heroen, namentlich auch die Geschichte des Argonautenzuges (Od. XII. 70: Ἀργὼ πασιμέλουσα). Die Theogonien und Kosmogonien wurden ebenfalls Gegenstand des Gesanges. Paläphatos wird als Dichter einer Kosmogonie in fünf Gesängen, eines Gedichts von der Geburt der Kinder der Leto in vier Gesängen, eines Gespräches zwischen Aphrodite und Eros, eines Streites zwischen Athene und Poseidon, eines Schildes der Leto genannt. Eine Theogonie ist noch auf uns gekommen, die man dem Hosiod *) zuschreibt, der 800—900 v. Ch. gelebt haben soll; ebenso eine Heroogonie, welcher sich die Geschichte des Herakles und Kyknos anschließt, und welche die Beschreibung vom Schilde des Herakles enthält, wird gleichfalls mit dem Namen Hesiod's bezeichnet. Der ruhige, nur erzählende Ton, der in den sogenannten hesiodischen Gedichten herrscht, und die hohe Einfachheit derselben scheinen die Ansicht Derer zu rechtfertigen, die sie für Ueberbleibsel sehr alter Dichtungen halten. Sie sind zugleich, wie es die Sage überall war, der Inbegriff aller Kenntnisse, aller Weisheit, sie enthalten Landeskunde und Genealogie der Götter, Helden und Könige.

Aehnliches finden wir in ähnlichen Culturzuständen überall. In der Zeit, wo die alten Könige der Griechen ruhig daheim auf ihren Höfen blieben, war die Geschichte der Götter und Ahnen der Für-

---

*) Das Literarische bei Gräffe I. 147 f.

sten der liebste Gegenstand des Gesanges. Als der Drang nach Schätzen oder nach Ruhm sie in die Ferne trieb, — da wurden die Thaten, Glücks- und Unglücksfälle, die sie erlitten, der Stoff, dessen die Sänger sich bemächtigten, und die Sänger, die davon zu singen wußten, die beliebtesten. Die Sänger folgten zum Theil den Helden ins Feld, wie denn die Sage im Gefolge der Argonauten auch den Orpheus erscheinen läßt, den sie überhaupt als vielgewanderten Mann darstellt, der auch das Wunderland Aegypten besucht hatte, von wo er die Mysterien mitbrachte. Ihn nennt man als den Beseitiger der Blutrache und den Ordner von Sühne und Wehrgeld; er, der die Thiere und Felsen und Barbaren bezwang, er erlag den Frauen, — die thrakischen Frauen überfielen und zerrissen ihn. Sein Grab zeigte man auf dem Berge Olympos, wo die Stadt Libethra gelegen. Es zogen mannichfache Sagen um sein Grab, welche die Liebe Apollons zu dem weisen Sänger beurkundeten (Pausan. IX. 30.). Ihm nun schrieb man ein Gedicht von 1384 Versen zu, dessen Inhalt der Zug der Argonauten ist. Es beginnt in hymnischer Weise mit dem Preise Apollons, und indem der Dichter dann selbst als handelnde Person erscheint, geht er in den mehr epischen Ton über. Die moderne Kritik hat den Stempel der Unächtheit an diesen Versen nachzuweisen versucht *). Nächst Orpheus hatte das Alterthum noch ein umfangreicheres Gedicht von 6500 Versen über die Argonauten, das man dem sagenhaften Langschläfer Epimenides zuschrieb. In späterer Zeit bearbeitete Apollonius aus Alexandrien, genannt der Rhodier (194 v. Ch.) denselben Stoff.

So abenteuerlich nun auch der Argonautenzug seyn mochte, so wurde er doch bei Weitem durch den trojanischen Krieg übertroffen, an welchem die griechischen Fürsten und Völker sämmtlich theilnahmen. Von Seiten der in der Heimath Zurückgebliebenen mußte sich die lebhafteste Theilnahme an dem Schicksale ihrer im Felde verweilenden Freunde entwickeln. Auf der asiatischen wie auf der europäischen Seite wurde der Trojakrieg Gegenstand allgemeinster Besprechung, den Sängern ward er ein werthvoller, unerschöpflicher Stoff, und so wurde er die eigentliche Heldensage der Griechen, die sich in zwei große Gruppen schied — den Kampf vor und um Ilion, die Ilias, und die Fahrten der Rückkehrenden, namentlich des Odysseus. Homeros aber nannte das Volk den, der alle diese Sagen vereinigte und zum gefaßten Werke umgestaltete **).

Die Trojasage bildete sich vornehmlich unter dem glücklichen Himmel des kleinasiatischen Joniens aus, in der Nähe der Trümmer von Troja und der Heldengräber seiner und der griechischen Helden. Wenn an den Höfen des europäischen Griechenlands

*) Das Literarische bei Gräffe I. 119 ff.
**) S. bes. Müller's homerische Vorschule.

der Sänger Mitglied des fürstlichen Hausstandes war, das doch Rücksicht auf die Ab- und Zuneigungen der Herrschaft nehmen mußte, so zog in Asien der Sänger frei von Stadt zu Stadt und sang ungehemmt, was ihm die Muse eingab, wozu die sagenreiche Oertlichkeit einlud oder was die Gesellschaft wünschte. Zum Theil mochten diese Gedichte Werke der augenblicklichen Begeisterung seyn, zum Theil waren sie überlieferte und fertig eingelernte Gesänge, die in der Weise vorgetragen wurden, wie noch heute auf dem Hafendamme Neapels die Thaten der Paladine Karl's des Großen, vor Allem des herrlichen Roland, oder im schottischen Hochlande, oder in Serbien die vaterländischen Heldenlieder vorgetragen werden. Diese Lieder aber wurden Eigenthum des Volkes und der Sänger, unter denen sich die Homeriden, des Homeros Nachkommen auf der Insel Chios, wo man noch heute einen feurigen Wein mit dem Namen Homeros bezeichnet, besonders auszeichneten. Einer der letzten berühmten Homeriden war Kynäthos um die Zeit des Anfangs der Perserkriege, einen andern, Namens Parthenios, nennt Suidas. Kynäthos soll in der 69. Olympiade die homerischen Gesänge zuerst in Syrakus gesungen haben. Nach dem europäischen Griechenland sollen die Gesänge zuerst durch Lykurgos gekommen seyn, nachdem er sie auf Samos bei dem Sänger Kreophylos gefunden, der sie vom Homeros erhalten hatte. In Athen fanden sie sich schon vor Solon. Sie waren in Besitz von Sängern, Rhapsoden, und Solon soll verordnet haben, daß diese Männer die Gesänge in einer bestimmten Aufeinanderfolge vortragen sollten, z. B. die Doloneia, die Achilleis, den Mord der Freier. Die Sänger der Ilias trugen rothe, die der Odyssee weiße Stäbe. Peisistratos ging weiter. Er brachte die sämmtlichen vorhandenen einzelnen Gesänge in zwei Werke, jedes von 24 Büchern, in die Ilias und in die Odyssee. Denn, berichtete die spätere Sage, Homer schrieb seine Gesänge auf seinen Wanderungen gesangsweise und ließ in der einen Stadt diese, in der andern jene Rhapsodie zurück. So kam es, daß sich hier 100 dort 200, an einem dritten Orte 1000 Verse fanden. Pisistratos ließ nun bekannt machen, daß jeder Grieche, welcher homerische Verse besitze, sie ihm gegen einen bestimmten Preis abliefern solle. Er nahm Alles an und bezahlte auch solche Verse, die er bereits schon von einem Andern erkauft hatte. Den so gesammelten Vorrath übergab er 70 Grammatikern zur Sichtung und Anordnung. Als sie ihre Arbeit beendigt, erklärte die allgemeine Stimme, daß die Recension des Aristarchos und Zenodotos die vorzüglichste sey. So waren denn die homerischen Gesänge für alle Zeiten gerettet, und in dieser Gestalt sind sie auf uns gekommen *). Aristoteles ent-

*) S. bes. Wolf's Prolegomena. Die Literaturgeschichte kennt mehrere derartige Erscheinungen, wozu namentlich die Arbeiten der 72, welche

wickelte aus dieser Gestalt seine Ideen von dem Epos, das in dieser Gestalt der wohlconservirten Blume gleicht, die im Herbario liegt, und jenen antiken Statuen, die nicht mehr in den Tempeln und Hainen stehen, sondern in den Antikensälen und Museen, unter anderem Himmel, andersgesinnten Beschauern.

Die homerischen Gesänge wurden fortan als ein kostbarer Schatz betrachtet und fanden namentlich auch in Rom vielfaches Studium und Nachahmung seit Virgil. Man schrieb Commentare und Scholien, Lebensgeschichten des Dichters, und so gelangten sie denn in unsere Zeit. Gedruckt wurde der griechische Text schon 1488 zu Florenz unter der Leitung von Demetrios Chalkondylas. Eine lateinische Uebersetzung kommt schon von Leontius Pilates, Boccaccios Zeitgenossen, vor. Die Odyssee übersetzte bereits im J. 1537 Sim. Schaidenreißer in deutsche Prosa, die Ilias Graf Stolberg bereits 1778 in deutsche Hexameter und es gestaltete sich eine eigene homerische Literatur *), ja seit Caylus bemächtigte sich die moderne europäische Kunst der Stoffe aufs Neue, welche das Alterthum schon ausgebeutet hatte.

Während so in Europa die homerischen Gesänge in die Literatur übergingen, kritisch untersucht und beleuchtet, erklärt und auch mißverstanden wurden, lebte im asiatischen Jonien der alte Heldengesang in den sogenannten cyklischen Dichtern fort; man kennt

die hebräischen heiligen Schriften ins Griechische übertrugen, dann die Redaction des Koran (C. G. VII. 441.), die Redaction der salischen Gesetze u. s. w. gehören. S. noch Göthe's und Schiller's Briefwechsel IV. 184.

*) S. Fabricii, bibl. Graeca. I. Ebert, bibliogr. Lexicon unter Homer. Schoell, histoire de la litérature grecque profane I. 101. Gräße, Lehrb. I. 134 ff. Hoffmanns Lexicon bibliographic. T. II. Von Uebersetzungen des Homer bemerke ich: die lateinischen von Laur. Valla, Brixen 1474. Fol. And. Divus, Par. 1538. 8. Hel, Eobanus Hessus, Basel 1547. 8. Raim. Cunichius, Rom 1776. 8. u. s. w. Dann folgen die deutschen von Sim. Schaidenreißer, genannt Minervius. Augsb. 1537. Fol. Die Ilias von J. Sprengen, Augsb. 1610 u. Frf. 1625. 4. C. A. Küttner, Leipzig. 1781. 8. u. E. W. v. Wobeser. Lpz. 1771. 8. Der ganze Homer wurde den deutschen Lesern mitgetheilt von einer Gesellschaft gelehrter Leute. Frf. u. Lpzg. 1754. 2 Bde. 4. Dann von G. Tob. Damm, Lemgo 1769. 4 Bde. 8. und von Bodmer, Zürich 1778. 2 Bde. 8. Darauf folgen die Arbeiten von Stolberg, Voß u. deren Nachfolgern, darunter die berühmte Uebersetzung der ersten hundert Verse der Odyssee von Fr. A. Wolf in s. literar. Analekten. Band III. S. 137 (Berl. 1818). — Spanisch erschien die Odyssee von Gonealo Perez. Antw. 1550. 8. Die Ilias von Ign. Garcia Maio. Madr. 1788. 8. — Italienisch die Od. von Girol. Baccelli. Flor. 1582. 8. u. Beides von Frd. Malipiero. Ven. 1642. 2 Bde. — Französisch von Sal. Certon. Par. 1615. 2 Bde. De la Valliere. Par. 1682. u. de Rochefort. Par. 1772. Bitaube, 1788. u. s. w. Englisch von Al. Pope. Lond. 1715. W. Cowper. Lond. 1791. u. s. w. Außerdem haben wir holländische, schwedische, dänische, ungarische, polnische, russische und neugriechische Uebersetzungen.

mehrere Namen derselben *); sie behandelten meist solche Partien der Sagen, die in der Ilias und Odyssee minder ausführlich vorkommen; so hatte man eine Zerstörung von Troja, Andere besangen die Thaten des Herakles, die Sagen, welche der Ilias vorausgehen, die Thaten Memnons u. s. w. Ja Pausanias kennt eine Thebaide, welche er allen Gedichten, die Homeros ausgenommen, vorzieht. Chersias von Orchomenos sammelte in epischen Versen die Sage der böotischen Städte, Stesichoros von Himera schilderte die Zerstörung von Ilion, Aristeas von Prokonnesos den Krieg der Arimaspen mit den Greifen, Lesches von Lesbos verfaßte eine kleine Ilias. Den speciell auf Troja bezüglichen Sagenstoff vereinigte zu Anfang des 6. Jahrhunderts Quintus von Smyrna in ein Werk von 14 Gesängen in Hexametern, das er παραλειπομενα Ὁμηρου, das von Homer nicht Berührte, nannte. Der erste Gesang schließt sich unmittelbar an die Ilias an und beginnt:

Als der göttliche Hektor vom Peleionen gebändigt
und der Holzstoß verbrannt, die Gebeine zur Erde gesunken,
darnach blieben in Priamos Stadt die Troer zurücke.
Denn sie fürchten die Kraft des kühnen Aeakentstammten.
Also wollen die Rinder nimmer dem schrecklichen Löwen
in dem Gehölze begegnen, vielmehr entfliehn sie geschüchtert
haufenweise; sie stürzen dahin zum dichten Gebüsche.
So nun wandten sich Jene zur Stadt vor dem schrecklichen Manne,
des Vergangnen gedenkend, wie Vielen die Köpfe er abschnitt
wüthend an dem Gestad des idäischen Stromes Skamandros,
wie er der Flüchtigen viel an der großen Mauer vernichtet,
wie er den Hektor ermordet und um die Stadt ihn geschleift hat,
wie er die Andern zerfleischte am unempfindlichen Meere,
und wie viel er vorher des Uebels den Troern gethan hat.
Dessen gedachten sie jetzt und hielten zurück in der Stadt sich.
Aber es schwirrte umher um sie der kränkende Kummer,
wie wenn Troja verbrannt schon wär' im umstöhneten Holzstoß.
Da kam von des Thermodon schön umuferten Fluthen
Penthesileia einher, von göttlichem Scheine umflossen.
Beides, begierig war sie des stöhnenbringenden Krieges,
wollte zugleich auch vernichten die harte, unziemliche Sage,
daß sie Keiner in ihrem Volke mit Schmähung beschwere
wegen der Mitgebornen, um welche ihr Kummer erwachsen.
Hippolytens, denn diese erschoß sie mit mächtiger Lanze;
freilich das wollte sie nicht, da nach dem Hirsche sie hinzielt.
Deßhalb war sie zum rühmlichen Lande von Troja gekommen.

*) Schoell hist. de la lit. gr. I. 166. und die späteren II. 122 ff. Die letzten waren Panyasis von Samos, Pigres, Bruder der Königin Artemisia von Karien, Choirilos von Samos, Antimachos von Kolophon rc.

So leitet Quintus sein Gedicht ein. Er erzählt darauf, wie Penthesileia am nächsten Morgen die Griechen angreift, aber, nachdem sie eine gewaltige Niederlage unter denselben angerichtet, von Achilles erschlagen wird. Ares, ihr Vater, beklagt tief den Tod der Tochter, Achilles selbst erfüllt Schmerz, daß er dieses Weib, das noch im Tode von Kypris mit hohem Reize geschmückt ward, nicht lebend als eine seiner würdige Gattin mit in die Heimath führen kann. Als Thersites ihn ob solcher Rührung Vorwürfe macht, erschlug er diesen und er geräth nun mit den Verwandten desselben in einen Streit, den die Führer des griechischen Heeres mit Mühe schlichten.

Im 2. Gesange kommt Memnon, der Sohn der Aurora, mit den Aethiopen den Troern zu Hilfe. Es kommt zum Gefechte. Memnon tödtet in der Schlacht Nestor's Sohn Antilochos. Achilles rächt diesen, indem er Memnon tödtet, dessen Leiche seine Mutter Aurora durch die Winde aufheben läßt. Die Aethiopen begleiten, in Wolken gehüllt, den Leichnam und bestatten ihn mit den Horen am Asoposstrome.

Der 3. Gesang schildert zunächst in der Kürze die Bestattung von Antilochos. Nestor zeigt würdevolle Fassung, aber Achilles sinnt auf Rache; da treiben die Keren die Troer zum Kampfe und sie stürzen aus der Stadt hervor. Achilles treibt sie zurück bis ans Skäische Thor. Da erscheint Apollo dem wüthenden Helden und gebietet ihm, sich zurückzuziehen, dieser aber geht so weit, dem Gott den Kampf anzubieten und er wird in die Ferse verwundet. Apollo kehrt in den Olymp zurück, Achilles aber setzt den Kampf fort so lange er noch Blut in sich hat. Dann fällt er. Ajax schützt die Leiche gegen die Angriffe der Troer unter Paris. Aeneas, in die Hand verwundet, entreißt dem Ajax des Glaukos Leichnam. Paris muß mit Hektors Rossen entweichen. Odysseus deckt mit Ajax des Achilles Leiche, wird aber ins Knie verwundet. Nun folgt Achilles Leichenfeier, welche die Helden und Briseis, die Nereiden und Musen verherrlichen. Sie schließt mit der Verbrennung der Leiche und der Beisetzung der Urne am Ufer des Hellespont. Es folgen Spiele, welche Thetis am Grabe feiert und welche der 4. Gesang schildert. Im 5. Gesange bringt Thetis Achills Waffen herbei und bestimmt sie dem Tapfersten der Griechen, d. h. demjenigen, der die Leiche des Helden aus den Händen der Troer gerettet habe. Odysseus und Ajax machen Ansprüche darauf. Nestor will die Entscheidung den Gefangenen überlassen und diese sprechen dem Odysseus den Preis zu. Darüber verliert Ajax den Verstand, fällt in der Wuth eine Heerde Schafe an und erschlägt den Widder, in der Meinung, daß dieser Odysseus sey. Zur Besinnung zurückgekehrt, durchsticht er sich das Herz. Odysseus setzte ihm ein Denkmal am Vorgebürge Rhötion.

Im 6. Gesange räth Kalchas den Griechen, den Diomedes und

Odysseus nach Skyros zu senden und Achilles Sohn zu suchen, welchem Menelaos seine Tochter Hermione geben will. Mittlerweile kommt bei den Troern Eurypylos mit mysischen Hilfsvölkern an. Es erfolgt ein Angriff auf die Griechen, wobei Nereus und Machaon fallen und Aeneas und Paris verwundet werden. Als Eurypylos die Griechen in ihr Lager getrieben, zwingt ihn die Nacht zur Rückkehr in die Stadt.

7. Gesang. Nestor tröstet den Podalirios über den Tod seines Bruders Machaon. Eurypylos beginnt die Schlacht von Neuem. Dann folgt ein Waffenstillstand von 2 Tagen. Indessen haben Odysseus und Diomedes den Neoptolemos, Achilles Sohn, gefunden, sie nehmen ihn mit sich ins Lager, wo eben Eurypylos die Griechen hart bedrängt. Neoptolemos bekleidet sich mit den Waffen seines Vaters und wird vom Heere bewundert. In dem väterlichen Zelte empfängt ihn Briseis.

8. Gesang. Am folgenden Tage tritt Neoptolemos ins Gefecht und erlegt den mysischen Feldherrn und treibt die Troer bis an die Mauern, obschon ihnen Apollo Muth einspricht. Ganymedes bittet jedoch Zeus, einen Nebel zu senden und dadurch die Griechen von der Eroberung der Stadt abzuhalten.

Im 9. Gesang wird ein neuer Waffenstillstand zu Bestattung der Todten abgeschlossen. Neoptolemos besucht das Grab seines Vaters; indessen versucht Priamos Sohn Deiphobos sein Glück gegen die Griechen. Ihn rettet Apollo durch eine Wolke, als Neoptolemos zurückkehrt, gegen den der Gott nun die Troer antreibt. Endlich verkündigt Kalchas den Griechen, sie könnten ohne Philoktet Troja nicht einnehmen, den sie in Lemnos verlassen haben. Odysseus und Diomedes werden an ihn gesendet und finden ihn in einem höchst elenden Zustande. Sie nehmen ihn trotz seiner Weigerung mit und im Lager wird er durch Podalirios geheilt. Philoktet führt nun die Griechen gegen die Stadt.

Der 10. Gesang zeigt Uneinigkeit in der Stadt. Polydamas räth den Troern, sich im Innern zu halten. Aeneas verwirft den Antrag. Man zieht aus und kämpft bis in die Nacht. Paris wird hart verwundet, und er kann nur durch Oenone geheilt werden, seine ehemalige Gattin, die er der Helena wegen verstoßen hat. Da sie ihre Hilfe verweigert, muß Paris sterben. Sie stürzt sich dann in seinen brennenden Scheiterhaufen.

Im 11. Gesange meldet Kalchas den Griechen, daß nun endlich Hoffnung zur Einnahme von Troja vorhanden. Jetzt läßt Odysseus das hölzerne Pferd durch Epeos bauen, welches in drei Tagen auch fertig wird. Mittlerweile begiebt sich Zeus an das Ende der Erde und die Götter gerathen in Streit. Zeus, vom Lärm aufmerksam gemacht, kehrt zurück und erklärt: nun solle Troja fallen. Der Dichter giebt das Verzeichniß der Namen jener Grie-

chen, die ins Pferd kriechen. Die andern schiffen unter Agamemnon und Nestor nach Tenedos und das Pferd steht einsam, nur von Sinon bewacht, im Gefilde. Die Troer werden neugierig, Laokoon warnt; er wird deßhalb von den Göttern bestraft. Die Troer machen eine Oeffnung in die Mauer und ziehen das Pferd herein. Der 12. Gesang schildert die Einnahme und Zerstörung von Troja und der 13. die Beute und Heimkehr der Griechen.

Quintus Smyrnäus *) wird immer ein sehr schätzbarer Beitrag zur Kenntniß des alten Epos bleiben, da gewiß viele Bruchstücke der Gesänge jener wandernden Dichter darin enthalten sind. Die epischen Versuche nach Quintus Smyrnäus, wie die vor- und nachhomerischen Gedichte des Johannes Tzetzes, die Thebaika, Troika, die kleine Ilias, des Koluthos Raub der Helena, Tryphiodors Zerstörung von Ilion, sind Versuche, den reichen Sagenstoff übersichtlicher zu machen, allein durchaus nur Früchte jener Gelehrsamkeit, welche mehr erhaltender und forschender als schaffender Natur ist.

Das Epos war im europäischen Griechenland seit Pisistratos durch die Schrift festgehalten. Mittlerweile hatte das **Drama** seine erste Begründung erhalten; aus den Hymnen entwickelte sich das Epos, die ruhige Erzählung, bei welcher der Dichter oder der vortragende Sänger ganz in den Hintergrund tritt. Das Drama dagegen tritt als nachahmende Handlung auf. Seine Anfänge verlieren sich in die frühesten Culturzustände und wir trafen dasselbe bereits in den Maskeraten der Indier des Waldes, den Büffeltänzen der Nordamerikaner (C. G. I. 241. II. 114 ff.), und den Kriegstänzen der Afrikaner. Die Darstellung der Handlung ist mit Gesang begleitet, mit Rede und Antwort zwischen zwei Personen, der sich dann die Rede einer dritten oder mehrerer Personen anschließt. Die darstellenden Personen ahmen die äußere Erscheinung derer nach, die sie darstellen, und die Stelle, wo sie ihre Darstellung aufführen, muß ebenfalls eine fremde, entlegene Oertlichkeit repräsentiren.

Die Griechen haben sich schon früh bemüht, den Ursprung

---

*) Cardinal Bessarion fand eine Handschrift des Gedichts im Nicolaikloster von Otrando. Sie ward, ohne Angabe des Jahres 1504 mit Koluthos und Tryphiodor vom älteren Aldus gedruckt (Rénouard annales de l'Impr. des Aldes. I. 433.), dann in Basel bei Sixtus Henricpetrus 1569 unter J. Th. Freigius nachgedruckt, nachdem 1555 J. Brodäus annotationes in Oppianum, Q. Calabrum et Coluthum gegeben. Laur. Rhodomannus beschäftigte sich 30 Jahr mit Quintus Sm. und nachdem er seit 1573 einzelne Gesänge gegeben, ließ er Hanau 1604 das Ganze mit seiner latein. Uebersetzung drucken. Neue Auflage 1614: Troja expugnata s. supplementum Homeri auctore Q. Calabro gr. interpr. Laur. Rhodomanno cum C. Dansquen adnotamentis. 1734 gab Pauw eine neue Ausgabe u. 1807 Tychsen mit einem nach neapolitaner und münchner Handschriften verbessertem Text. Später beschäftigten sich Spitzner, Glasewald und Struve mit dem Dichter.

ihres Drama nachzuweisen, allein dieß geschah in einer Zeit, die von jenen Anfängen weit entfernt lag, und so kam es, daß sie dasselbe mit den Sagen von Dionysos und seinen abentheuerlichen Zügen in Verbindung brachten. Ins Leben trat es, nachdem die epische Poesie sich bereits aus der hymnischen entwickelt und die lyrische Dichtung schon ausgebildet war, und die Versmaaße feste Form gewonnen hatten *).

Es ist jedoch nicht möglich, die Anfänge des griechischen Drama speciell nachzuweisen. Sie fallen in eine Zeit, wo der Gebrauch der Schrift sich auf einzelne Inschriften beschränkte und für Aufzeichnung von Dichtungen noch nicht benutzt wurde. Man nennt Epigenes aus Sikyon, Thespis aus Ikaria in Attika, im 8. Jahrh. v. Chr. Geburt, ferner Chörilos und Phrynichos aus Athen als die ältesten Verfasser von Tragödien, hat auch noch eine zahlreiche Menge Namen anderer Dramatiker aufbewahrt.

Die ältesten Dramen wurden, wie sie mit dem Dionysoscultus innig zusammenhingen, auch nur an Dionysosfesten in den dazu eingerichteten Orten gefeiert. Bei den großen Dionysien, die man dem eleutherischen Dionysos im Frühling feierte, trug man das Bild des Gottes aus der Stadt in einen kleinen, bei der Akademie gelegenen Tempel und bei den ziemlich ausgelassenen Festen wurden dramatische Darstellungen gegeben. Im Monat Posideon (der unserem December entspricht) fand das Fest des leneischen Dionysos auf dem Lande Statt, wobei der Gott unter dem Namen Jakchos angerufen wurde. Es dauerte drei Tage und am zweiten gab es dramatische Unterhaltung.

Aus derartigen dramatischen, der Dionysossage entnommenen Darstellungen, bei denen Tanz und Gesang vorherrschten, entwickelte sich die Idee, auch andere als eben auf diese Sage bezügliche Thatsachen in dieser Weise und zwar zu einer Zeit zur Darstellung zu bringen, wo eben keine Dionysosfeste stattfanden. Wenn man also Thespis als den Erfinder des griechischen Dramas bezeichnet, so heißt das nichts Anderes, als daß Thespis derjenige war, der nichtdionysische Gegenstände auf eigene Rechnung und auf eigener Bühne, die eine wandernde war, darstellte. So wurde das Theater nun ebenso unabhängig von den religiösen Aufführungen, namentlich dem Dithyrambos, einer korinthischen Einrichtung, als es die epischen Vorträge der wandernden Sänger von den hymnischen Vorträgen in den Tempeln geworden waren. Das Epos hatte im

*) Die Titel der Schriften über den Ursprung des griechischen Drama bei Gräße, Lehrb. d. Lit. Gesch. I. 221 ff. Die Bentley'sche Idee, daß in alter Zeit auf einem Wagengerüste die Darstellung stattgefunden, wird denjenigen so gar unsinnig nicht vorkommen, welche die von dem Feste der **Madonna del Arco** bei Neapel heimkehrenden Landleute auf ihren Wagen gesehen haben.

asiatischen Ionien seine Ausbildung erhalten, das Drama entstand in Europa. Man sagte im Alterthume, die Tragödie entstand in Sikyon, sie wurde in Athen vollendet. Auf die Erfindung der Komödie machte der dorische Staat Megara Anspruch, von wo aus Susarion, 580—564 v. Chr., mit einer wandernden Bühne nach Attika kam. Thespis trat zuerst bei den Dionysosfesten auf, und zwar unter Pisistratos. Er ließ den Chor den Gegenstand vortragen und einen Einzelnen demselben antworten. Das erste historische Stück, was er aufführte, war Alkestis, wobei der Schauspieler verlarvt auftrat. Durch die Wahl mythischer und historischer ernster Stoffe zeichnete sich die Tragödie vor der Komödie aus. Diese von einem Einzelnen ausgegangene Tragödie nahm aber gar bald der Staat für sich in Anspruch. Nach Thespis versuchte Phrynichos die Darstellung eines reinhistorischen Stoffes, die Einnahme Milets durch die Perser; allein man fand die Darstellung des Jammers und Leids einer befreundeten Stadt nicht für schicklich, der Dichter mußte eine Strafe zahlen und der Staat duldete fortan nur mythisch-historische Stoffe. Bei Phrynichos war der Chor noch der Hauptträger des Stückes und nur ein Gegenredner; neu aber war, daß er in seinen Phönissen Weibermasken auf die Bühne brachte. Aeschylos, 525—456 v. Chr., verdoppelte den Gegenredner und minderte dadurch die Bedeutung des Chorgesanges. Sophokles, 496—406 v. Chr., fügte einen dritten Schauspieler bei und brachte nur wahrhaft tragische Stoffe auf die Bühne; der Kampf des Menschen gegen das Schicksal, die Nemesis als Rächerin des Uebermuths und Verbrechens, die Ohnmacht der Menschen, die Gewalt der Götter, aber auch die Unerbittlichkeit derselben waren Gegenstände seiner Darstellung. Auf Sophokles folgten Euripides, 480—406 v. Chr., Ion, Agathon, Achäos, Jophon, Sophokles Sohn, Sosiphanes u. a. Die Tragödie war überaus fruchtbar und die Alten kannten 200 Dramen vom ersten, 500 vom zweiten Range und noch eine unendliche Menge von geringerem Verdienst *). Nachdem die Selbstständigkeit Griechenlands aufgehört und die Makedonier als gebietende Herren auftraten, sank auch das Drama. Gleich der plastischen Kunst wurde es durch die Ptolemäer wieder ins Leben gerufen. Es nahm indessen einen anderen Charakter an und mußte gleich den übrigen Künsten zur Verherrlichung seiner fürstlichen Beschützer und Freunde dienen. Seit Aristoteles führte man das Drama auf gewisse Regeln zurück und

*) Das Literarische bei Gräße. I. 237. Ein Beispiel für die Fruchtbarkeit dramatischer Dichter ist Astydamas, der 240 Tragödien verfaßte. Später beschloß man, die Stücke des Aeschylos, Sophokles und Euripides nicht mehr darstellen, sondern sie jährlich nur einmal öffentlich vorlesen zu lassen.

die neuen Dichter studirten sie und bemühten sich, diese zu befolgen und demnächst durch glänzenden Witz und überraschende Wendungen eine Wirkung auf den Zuhörer hervorzubringen. Die alexandrinische Schule bezeichnete namentlich sieben Dichter als die dramatische Pleias: Lykophron aus Chalkis, der eine aus 1471 Jamben bestehende Monodie schrieb, worin Kassandra Alles mittheilt, was auf den Untergang von Troja Bezug hat und die Schicksale der dabei betheiligten Helden enthält *). Es folgen Sosiphanes, Sositheos, Alexander der Aetolier, Homeros der Jüngere, Philiskos, Arandites und Dionysiades.

Susarion war der erste gewesen, der in Athen (580—564 v. Chr.) die Komödie eingeführt, später als er traten Chionides und Magnes mit Stücken hervor. In Sicilien, am Hofe des Hiero von Syrakus (476 v. Chr.), bildete Epicharmos die Komödie kunstgerecht aus, worin Phormis und Deinolochos fortfuhren. Später als sie erschien als Komödiendichter Krates (460 v. Chr.) in Athen und Kratinos (420 v. Chr.), den man als den eigentlichen Vater der attischen Komödie betrachtet. Seit Krates hatte man, wie im ernsten Drama, bereits eine Handlung damit verbunden, man hatte durch Unterhaltung von Chören und Ertheilung von Preisen durch freiwillige Privatbeiträge die Komödie unterstützt. Endlich ward die Komödie, wie die Tragödie, vom Staate aufgenommen und ihre politische Richtung durch Eupolis, Platon, Pherekrates, Telekleides, Ameipsias, Phrynichos, Lykis, besonders aber durch Aristophanes begründet. Der Staat wies dem Spotte ein eigenes Feld an, worauf er sich ergehen konnte. Die Komödie wurde nun nicht minder fleißig angebaut als die ältere Tragödie. Unter den sogenannten neuen Komödiendichtern sind zu nennen: Menander, Philemon von Soli, Philippides der Athener, Diphilos aus Sinope, Apollodoros, Posidippos u. a. **). Als fruchtbare Komödiendichter erscheinen Antiphanes mit 280, Alxis (356 v. Chr.) mit 245 Stücken. Die neuere Komödie enthielt sich natürlich der politischen Anspielung und stellte nur Privatverhältnisse dar.

Neben der eigentlichen Komödie bildete sich noch ein Satyrspiel aus, das gewissermaßen eine Travestie der Tragödie darstellte. Der Kyklops des Euripides gilt als Repräsentant dieser Gattung, die alle Aeußerlichkeiten der Tragödie angenommen hatte.

Es sind uns von den Werken der griechischen Dramendichter mehrere des Aeschylos, Sophokles und Euripides, nebst denen des Aristophanes erhalten. Aeschylos war zu Eleusis in Attica 525 v. Chr. geboren; er lebte, nachdem er im Wettkampf mit dem

**) Die Monodia ist noch erhalten; das Literarische bei Gräße I. 240.
***) S. Gräße I. 242 ff.

jüngeren Sophokles unterlegen, eine Zeit lang am Hofe des Königs Hiero zu Syrakus und starb 69 Jahr alt zu Gela. Von den 70 bis 90 Tragödien, die er schrieb, sind nur noch sieben übrig: der gefesselte Prometheus, die Perser, die Sieben vor Theben, Agamemnon, die Choephoren oder die Todtenopfertragenden, die Eumeniden und die Hiketiden oder Sühneflehenden. Agamemnon, die Chorphoren und Eumeniden bilden zusammen die Orestias, eine Trilogie. Prometheus in Fesseln ist das Mittelstück einer Tetralogie, deren erster Theil der feuertragende, der letzte der erlöste Prometheus waren, wozu wahrscheinlich als Schlußstück eine Komödie kam. Ebenso sind die Sieben gegen Theben Bruchstück einer Tetratologie, Lajos, Oedipus und des Satyrspiels die Sphinx; desgleichen sind die Hiketiden der Ueberrest einer Trilogie, deren Gegenstand Danaos ist. Die Perser sind als historisches Stück für uns besonders interessant; der Zweck derselben ist Verherrlichung Athens nach den großen Niederlagen, die Xerxes in den Jahren 480 und 479 zur See und zu Lande erlitten. Atossa, Tochter des Kyros, Wittwe des Darius und Mutter des Xerxes, bildet die überaus edel gehaltene Hauptgestalt; sie erzählt in Gegenwart des Greisenchors das unglückweissagende Traumgesicht, dessen verhängnißvollen Ausgang der eintretende Bote durch seinen Bericht bestätigt. Atossa beschließt mit dem Chor dem Darius ein Todtenopfer zu bringen. Der Geist des Königs erscheint und erwidert auf die Frage, was geschehen soll, damit wiederkehre Glück dem Perservolke:

„kein Heer geführt in der Hellenen Land,
ob ihr ein größres auch noch sammeltet,
denn selbst die Erde streitet dort für sie!"

Endlich tritt auch Xerxes auf, ganz zerknirscht von dem entsetzlichen Unglück, das sein Heer betroffen: „O hätte doch Zeus sammt den Getödteten auch mich umhüllet in des Todes Untergang," das ist der Grundgedanke des unglücklichen Königs, der den Chor auffordert, sich dem lauten, wilden Jammer hinzugeben. Das Stück spielt in der Königsburg von Susa. Es ist in dem Stücke fast gar keine Handlung *).

Aeschylos war der Erste, der seinen Personen Masken mit entsprechendem Costüm gab, auch eine Decoration der Bühne versuchte. Als Aeschylos starb, war bereits

Sophokles, geboren zu Kolonos in Attika, 42 Jahr alt. In seinem 29. hatte er den Aeschylos durch eine Tragödie, Triptolemos, besiegt. Er bildete die Tragödie weiter aus, namentlich kürzte er den Chor ab und brachte mehr Handlung und Leben in seine Stücke, ver-

*) Das Liter. bei Gräße I. 230. und Schoell, hist. de la litérature gr. I. 20 ff.

mehrte auch die Zahl der Personen und schuf den Dialog. Er bereitete die Katastrophe sorgfältig vor und charakterisirte seine Gestalten, die nicht das Maaß des Menschlichen überschreiten, während Aeschylos das Ungeheure liebt. Sophokles nannte man den Homer des Drama, die attische Biene; er genoß die höchste Achtung seiner Zeitgenossen wie der kommenden Geschlechter *). Von Sophokles, der über 100 Stücke schrieb, sind nur noch sieben vorhanden: der geißelschwingende Ajas, Elektra, Oedipus der König, Antigone, die Trachinierinnen, Philoktetes und Oedipus auf Kolonos, die sämmtlich mehrfach ins Deutsche übersetzt sind. Antigone hat man sogar auf den deutschen Theatern wiederholt aufgeführt. Die fromme, menschliche und doch mannhafte Gesinnung, die würdevolle Sprache, die innere Wahrheit, die seine Stücke athmen, und die Einfachheit der Composition werden ihm auch stets eine der ersten Stellen unter den dramatischen Dichtern aller Zeiten bewahren.

Euripides, geboren zu Salamis in Attika, (480—406 v. Chr.) Schüler von Anaxagoras und Prodikos, Freund des Sokrates, mehr Denker als Dichter und reicher an Gefühl als an Fantasie. Er eröffnet seine Stücke mit einem Prolog, seine Dialogen enthalten oft lange Berichte und so hat man ihn mit den epischen Dichtern verglichen, während sein Reichthum an Sentenzen ihn den Gnomikern näher stellt. Er spricht überall das Gefühl an, sein Ausdruck ist klar und wortreich. Den Chor beschränkt er noch mehr als seine Vorgänger **). Er verließ in späteren Jahren Athen, da die Komödiendichter ihn mit ihrem Spott arg mißhandelten, auch häusliches Ungemach ihn verstimmt hatte, und beschloß se'n Leben am Hofe des Königs Archelaos von Makedonien, der ihm bei Pella ein Mausoleum errichten ließ. Euripides hatte 120 Dramen verfaßt, von denen 18 auf uns gekommen sind: Hekate, Orestes, die Phönikerinnen, Medeia, der gekrönte Hippolytos, Alkeste, Andromache, die Sühneflehenden, Iphigeneia in Aulis und auf Tauris, die Troerinnen, die Bakchanten, die Herakleiden, Helena, Jon, der wüthende Herakles, Elektra und Rhesus, wozu noch einige Bruchstücke kommen. Auch Euripides ist von den Franzosen wie von den Deutschen mehrfach übersetzt worden und gewiß nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der modernen Bühnen geblieben ***).

Von den attischen Komödiendichtern ist Aristophanes, Sohn des Philippos, Bürger von Athen, wo er nach 386 v. Chr. starb, der wichtigste; von seinen 54 Stücken sind nur 11 auf uns gekommen. Diese Stücke bieten das getreuste Bild athenischen

*) S. bes. A. W. Schlegel, dram. Kunst und Literatur I. 169 f.
**) A. W. Schlegel, dram. Kunst und Literatur I. 198.
***) Das Literarische b. Gräffe I. 234 und Schoell I. 44 ff.

Volksgeistes und atheniſcher Volksſitte mit ihren Licht- und Schattenſeiten dar. Die öffentlichen Charaktere, die zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges auftraten, werden mit beißendem Spotte gegeißelt; die Beſtechlichkeit der Führer, die Zerwürfniſſe der Behörden, das leichtſinnige Betragen des Volkes bei den wichtigſten Berathungen und Wahlen, die Gemeinheit der niedern Claſſen, der Mangel an wahrer Vaterlandsliebe, die Gleißnerei werden ſchonungslos ans Licht gezogen und zur Schau hingeſtellt. Seine Stücke, die allerdings mehrfach überarbeitet auf uns gekommen ſind, erſchienen in folgender Ordnung:

Die Acharner, zum erſtenmale 425 v. Chr. auf die Bühne gebracht. Der Dichter tritt verſöhnend zwiſchen die Athener und Spartaner und empfiehlt den Frieden.

Die Hippeis, die Ritter, gegen Kleon gerichtet (424 v. Chr.).

Im J. 423 erſchienen die Wolken, des Dichters Hauptwerk. Er giebt darin den Sokrates dem Spotte des Volkes preis und zwar, wie man behauptete, bezahlt von zwei Feinden des Weiſen, dem Anytos und Meletos, eigentlich wohl, weil Ariſtophanes die Sophiſten und die Tragiker, namentlich Euripides, den er ſchon in den Acharnern hart mitgenommen, recht ausdrücklich züchtigen wollte, ohne jedoch der Perſon des Sokrates zu nahe zu treten, da der Sokrates, welchen er auf die Bühne ſtellte, ganz andere Sitten und Denkweiſe hatte, als der Freund des Platon.

Die Wespen, 422. v. Ch., ſind gegen die Richter und die Händelſucht des Volkes gerichtet.

Der Frieden, 421. v. Ch. G., bezieht ſich auf den Friedensſchluß von Nikias, wodurch ſich Athen und Sparta gegen die anderen griechiſchen Staaten Behufs der Herſtellung des Friedens durch ganz Griechenland verbanden.

Die Vögel, 414 v. Ch. G., im erſten Jahre des ſiciliſchen Krieges gegeben, ſollten die Athener beſtimmen, das Heer aus Sicilien zurückzurufen und gegen die Lakedämonier auf der Hut zu ſeyn.

Die Thesmophoriazuſen, 410 v. Ch. G. Die atheniſchen, das Demeterfeſt feiernden Frauen berathen ſich über das Verderben des Weiberfeindes Euripides, der nun Alles aufbietet, ſie zu beſänftigen und auch Gnade bei ihnen findet.

Lyſiſtrate, 411 v. Ch. G., bezieht ſich gleichermaßen auf den Frieden mit Sparta.

Die Fröſche, 405 v. Ch. G., ſind gegen Euripides gerichtet. Den Chor bilden die Fröſche des Styx, welchen Dionyſos durchwatet, um den Schatten des Aeſchylos aus der Unterwelt heraufzuholen.

Die Ekkleſiazuſen, 392 v. Ch. G., oder die Weiberverſammlung, ſtellt den Unſinn der Gütergemeinſchaft und der plato-

nischen Republick dar, welche Gemeinschaft der Frauen und Kinder erheischte. Die Weiber vereinigen sich zur Durchführung einer Verfassung, die ihnen die Herrschaft gewährt. Höchst ergötzlich ist namentlich die Schilderung der Vortheile, welche die Herrschaft der Frauen den Männern gewährt. Praxagora sagt:

Wenn ihr demnach mir folget, Rettung seht ihr noch.
Denn hört, den Weibern, sag' ich, müsset ihr die Stadt
nun übergeben. Auch in den Häusern sind ja sie
bestellt der Wirthschaft und der Nahrung vorzustehn.
Wie weit sie besser sind in jedem Thun,
will ich beweisen. Denn zuerst ja spielen sie
Die Woll' im warmen Wasser nach uraltem Brauch'
gesammt und sonders; und durchaus nicht Neuerung
sieht man bei jenen. Doch die Stadt der Athener hier,
wenn drob sie redlich hielte, was? nicht blühte sie,
wenn nicht nach anderm Neu'n stets sie angelte?
Da sitzen die Frau'n und rösten, grade wie vordem;
sie tragen noch auf dem Haupte, grade wie vordem;
sie begeh'n die Thesmophorien, grade wie vordem,
sie backen Honigfladen, grade wie vordem,
sie drillen noch die Männer, grade wie vordem,
sie bergen noch daheim Liebhaber, grade wie vordem,
sie kaufen sich was Leckeres, grade wie vordem,
sie mögen den Wein gern lauter, grade wie vordem,
froh sind sie des Minnespieles, grade wie vordem.
Nur solchen, o Männer, wollen wir anvertrauen die Stadt
und nicht herum erst schwatzen und auskundigen,
was jene wohl vornehmen dann; nein, schlecht und recht
obwalten laßt sie und erwägt mir dieses nur:
wie den Kriegsmännern erstlich sie die Mütter sind,
hinfort Erhaltung wünschen, dann zur Beköstigung,
wer möchte mehr als sie, die gebar, zusenden wohl,
soll Geld geschafft seyn, Oberschafferin ist ein Weib;
und eine Beamtin wäre kaum zu täuschen wohl,
denn selber sind sie in Täuschungskünsten eingeübt.

In dem Plutos, 388 v. Ch. G., macht sich der Dichter über die Habgier seiner Zeitgenossen lustig, wobei er die Götter Hermes, Plutos, Asklepios in einer Weise darstellt, die aller Ehrfurcht entbehrt. Im Aristophanes finden wir allerdings einen sehr treffenden beißenden Witz, allein auch Scenen, welche abzumalen selbst die rücksichtslosesten Maler der niederländischen Schule stets Bedenken getragen haben.

Das Theater war vom Staate in die Hand genommen worden

und fortan suchten die Bürger sich in Förderung desselben auszuzeichnen, sie unterhielten Chöre und traten als Dichter, wie als Schauspieler auf. In der Stadt Athen wurden an den großen Dionysosfesten neue Stücke gegeben, zu denen der Staat dem Dichter die Chöre und drei Schauspieler stellte. In den ländlichen Demen traten auch wandernde Schauspieler auf. An dem Tage, wo gespielt wurde, begann die Darstellung am frühen Morgen und dauerte, da mehrere Stücke gegeben wurden, bis Mittag. Zur Zeit des Aeschylos gab man Tetralogien, nämlich drei zusammenhängende Tragödien nebst einem darauf bezüglichen Satyrspiele, welches gewissermaßen den zu dem ersteren gehörigen Humor abgesondert gesammelt zur Darstellung brachte. Sophokles faßte den Stoff mehr zusammen in ein einziges Stück, das sich schon unserer Einrichtung näherte. Der Staat unterhielt den Chor mit besonderen Lehrern; die Einübung der Schauspieler besorgte der Dichter. An den großen Dionysien fanden dann Concurrenzen Statt, indem mehrere Dichter mit ihren Stücken nach einander auftraten, für welche bei Tragödien zehn, bei Komödien fünf Richter ernannt waren. Der Preis war ursprünglich ein Bock, später eine Geldsumme und ein Kranz. Der Schauplatz war ursprünglich im Lenäon, dem Weihplatze des Dionysos; man errichtete Bretergerüste, die im Halbkreise gegen die etwas erhabene Bühne gerichtet waren; die Bürger hatten freien Eintritt. Als aber im J. 500 v. Chr. ein solches Bretergerüst zusammengestürzt war und viele Beschädigungen stattgefunden hatten, begann man ein steinernes Theater zu bauen, das an 30,000 Zuschauer faßte. Nun gab man das Theater in Pacht und es wurde ein Eintrittsgeld eingeführt. Das Theater war oben offen und da man eben bei Tage spielte, waren die Zuschauer den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Da es sehr lange dauerte, wurden während des Spiels Backwerk und Wein verkauft. Eigene Stabträger suchten die Ordnung aufrecht zu erhalten. Doch hatte das Publikum das Recht, seinen Beifall oder sein Mißfallen durch Pfeifen und Stampfen mit den Füßen kund zu geben.

Bei der Anlage der Theater suchte man die Oertlichkeit zu benutzen, indem man den Halbkreis, der die Sitze enthielt, an einen Hügel oder Bergabhang anlehnte, an welchem nun die Sitze stufenmäßig übereinander emporstiegen. Vor demselben stand die etwas erhöhte Bühne, die links den Ausgang, rechts den Eingang hatte. Den Hintergrund bildete eine gemalte Wand, die den Zuschauern die eben in Rede stehende Oertlichkeit vergegenwärtigen sollte. Vor Beginn des Stückes war an zwei Seitensäulen ein Vorhang aufgehängt, der von Seilen festgehalten wurde und mit dem Beginne der Handlung herabgelassen und von einer Vertiefung aufgenommen wurde. Es fehlte der Bühne nicht an der nothwendigen Maschinerie zum Emporschweben, Versenken, Verwandeln, zur Hervorbringung

des Donners. Uebrigens hatten z. B. die Götter, wie jede andere vorkommende Erscheinung, ihren eigenen Platz; die Götter kamen auf dem Theologeion hervor. Auf der Bühne stand auch ein Altar. Die Schauspieler erschienen in Costüm und Masken.

Athen hatte das erste Theater und nach dem Muster desselben wurden alle übrigen in Griechenland und den Colonien angelegt, wie die von Aegina, Korinth, Sparta, Messene, Milet, Syrakus, Epidauros, und das größte in Griechenland Megalopolis *).

Nächst den dramatisch-poetischen Darstellungen hatte man auch noch Mimen, scenische Darstellungen mit prosaischem Vortrage, deren erste der Zeitgenosse des Euripides, Sophron, abgefaßt hatte.

Wenden wir uns zu den übrigen Dichtungsarten, deren eigentliche Anfänge, wie die des Epos und Drama, mit dem Cultus zusammenhängen, so begegnet uns zunächst der Dithyrambos **), der aus den Anrufungen der Gottheit, ursprünglich des Dionysos, entstanden ist. Er gliederte sie in Strophe, Antistrophe und Epodos. Dann bildeten sich die Kriegsgesänge und die bei den öffentlichen Kampfspielen stattfindenden Siegeslieder aus. Wie für die erzählende Hymne der Hexameter, dessen sich dann das Epos bemächtigte, und für den Dialog im Drama der Jambe bald feststehend ward, so konnte sich die Bildnerlust der Griechen in dem Versbaue der lyrischen Poesie desto ungehemmter entwickeln. Für den Vortrag lyrischer Gesänge bei religiösen und anderen öffentlichen Festen hatte man Chöre, wie für das Drama. Die lyrische Poesie, vom einfachen Volks- und Liebeslied bis zum Siegesgesang bei den Nationalfesten, vom Epigramm voll beißenden Witzes bis zum weisheitsvollen Gnomon und doppelsinnigen Räthsel, entwickelte sich früh in allen Theilen von Griechenland, und jeder Ort hatte darin sein Eigenthümliches geleistet. Eine große Anzahl von Dichternamen ist uns aufbewahrt, wenn auch von den Werken derselben verhältnißmäßig nur Weniges auf uns gekommen ist. Unter diesen Namen sind auch weibliche, von denen der einer Sappho am hellsten leuchtet. Als die ältesten lyrischen Dichter nennt man Archilochos aus Paros, Erfinder der Jamben, 700—676 v. Ch, Terpandros aus Lesbos, Sieger in den spartanischen Karneien, 676 v. Ch., und in pythischen Spielen, Verbesserer der Lyra, erster Dichter von Skolien, Alkman aus Messoa in Lakonien, Zeitgenosse des vorigen, Alkäos, 600 v. Ch. Arion aus Methymna, 626 v. Ch., Stesichoros, Solon, Mimnermos, Anakreon aus Teos, der (559—474 v. Ch.) Wein und Liebe besang, Ibykos, Melanippides und Lasos. Hohen Ruhm erwarb sich Simonides aus Keos, Anakreons Zeitgenosse, durch 56 Siege in poetischen Wettkämpfen, durch seine Lieder auf die Siege

*) S. bes. Genelli, das Theater zu Athen. Berl. 1818. 4.
**) Das Literarische bei Gräße I. 206.

bei Artemisia und Salamis und die Inschrift auf die bei Thermopylä gefallenen griechischen Helden:

Der bei Thermopylä Gefallnen
Loos ist schönen Ruhmes werth,
schön ist ihr Geschick,
ein Altar ist ihr Grab,
der Ahnen Erinnerung,
ihr Schicksal ein Lobgesang.
Solch ein Sterbekleid
kann nicht Moder, nicht die allzerstörende
Zeit vernichten den braven Männern.
Dieß Grabmal ist der heimische
Ruhm Griechenlands.
Es zeigt das Leonidas,
Sparta's König,
der der Tugend großen
Schmuck und ewigen Ruhm hinterließ *).

Der gefeiertste aller griechischen Lyriker ist aber **Pindaros** aus Theben (521—441 v. Chr.), Schüler des Simonides und Lasos und der Korinna, der gefeierten Dichterin, welche fünfmal den Sieg über ihn errang, wobei freilich, wie die späteren Berichterstatter meinen, ihre Schönheit nicht ohne Einfluß auf die Kampfrichter geblieben seyn soll. Pindaros hatte bei Theben ein Denkmal, an welchem noch in später Zeit manche Sage haftete; z. B. als Pindaros noch ein Jüngling, wanderte er eines Tages aus Theben nach Thestiä und legte sich vor großer Hitze ermattet an die Seite der Straße und entschlief. Da kamen die Bienen und bildeten Wachs auf seinen Lippen. Als er nachmals schon durch ganz Hellas berühmt war, erhob ihn die delphische Pythia zu noch höherem Ruhme, indem sie befahl, daß Pindaros von allen Erstlingen, die dem Apollon dargebracht würden, den gleichen Theil haben sollte. In späterem Alter erschien dem Dichter Persephone im Schlafe und bemerkte ihm, daß sie die einzige unter den Göttinnen sey, auf die er keinen Gesang gedichtet habe, er werde dieß aber thun, nachdem er zu ihr gekommen; noch ehe der zehnte Tag vorüber, ergriff ihn das Todesgeschick. Hierauf erschien Pindaros einer alten Frau, die mit ihm verwandt war, im Traume und sang ihr ein Loblied auf Persephone, welches sie erwachend aufschrieb, wie sie denn sehr geübt war, die meisten seiner Lieder zu singen. In Theben zeigte man noch dem Pausanias Ueberreste von Pindars Hause und eine Statue aus pentelischem Marmor, die er in einem Tempel gestiftet, und im delphischen Tempel seinen eisernen Stuhl.

*) Diodor von Sicilien XI. 11.

Pindaros *) wurde für den ersten Lyriker des Alterthums gehalten und wie hoch er bei den Römern stand, weiß Jeder aus Horaz (Carm. IV. Od. 2.).

Von seinen Siegesgesängen sind uns 14 olympische, 12 pythische, 11 nemeische und 8 isthmische Gesänge nebst einer namhaften Anzahl Bruchstücke noch übrig. Seine erste Olympionike feiert den Sieg des Syrakusiers Hieron mit dem Renner. Er hebt an:

Das Fürnehmst' ist Wasser, doch ragt, wie brennendes Feuer
sich in die Nacht erhebt, Gold in dem männerbeglückenden Reichthum.
Aber wenn du, liebes Herz,
Kämpfe strebst zu verkünden,
blicke vor der Sonne dann
nicht nach wärmenderem Gestirn, das strahlenhell am Tag in des Luftraumes Oede steht,
noch erhebe vor Olympia edlern Kampf,
von wo aus sich der gepriesene Hymnos rüstend schmückt
in Sorgfalt der Weisen, zu erhöhn
Kronos Sohn, indem gewandt zu Hieron
der Fülle des beglückten Heerds sie nahn,
der obwaltend des Rechtes Stab pflegt in heerdenberühmter
Sikelia und abpflücket die Häupter von jeglicher Tugend,
auch in Ruhm verherrlichet
durch die Blume der Dichtung,
sowie jene scherzend wir
Männer häufig an dem vertrauten Tisch empfahn; jedoch von der Wand nimm die dorische
Leier, ob der Ruhm Pisa's, sammt Pherenikos, dir wohl
in dem Gemüthe der Sorgen wonnevollste weckt;
wie sie am Alpheos stürmte, die Gestalt
vom Sporn unberührt gewährt in dem Lauf,
der Stärke zu vermählen ihren Herrn
Syrakosischen Stamm's, den roßpflegenden König. Ihm strahlet des Ruhmes Schmuck
im mannherrlichen Wohnland des Lydier Held Pelops,
den der starke, landerschütternde Gott einst geliebt,
Poseidon, da ihn aus dem umstrahlten Kessel Klotho hervorzog,
um die Schulter geschmückt schön von Elfenbein.
Trau'n, Vieles ist Wunder zwar; aber häufig täuscheten der Menschen Gerücht auch die Wort'
in vielfarbiger Lüg' üppig geschmücket, mehr als die geprüfte Wahrheit;

---

*) Πινδάρου τὰ σωζόμενα. Pindaros Werke, Urschrift, Uebersetzung in den pindarischen Versmaaßen und Erläuterungen von Friedrich Thiersch. Lpzg. 1820, 2 Bde. 8.

und Anmuth, die den Menschen ein jedes Süße bereitet,
wo sie die Würde beifügt, da gewährt sie, daß der Betrug auch
Glauben findet allzumal;
aber Tage der Zukunft
sind der Zungen weiseste.

Der Dichter nimmt nun die Sage vom Tantalos auf und kommt dann auf Pelops, worauf er mit der Anrufung Hierons also schließt:

Doch es beachtet der Gott, der deine Sorgen pflegt,
geneigt dieß Bemühn, o Hieron,
und wenn seinem Sinn nicht schleunig es entweicht,
so hoff ich mit dem schnellen Wagen Dir
noch lieblichere Weis' im Loblied zu erhöhn, den Hilfleister findend, wann
der schönstrahlenden Berghöhe des Kronion ich nah',
Denn es pflegt die Muse mir das Geschoß höchster Kraft.
Es sind andrer Art andere groß. Jedoch das Aeußerste wölbet
sich den Königen; aber erspäh nicht das Weitere.
Hoch mögest Du diese Zeit wandeln immerdar und ich den Trägern des Siegs also auch
mich nahn, überall strahlend hervor an Weisheit des Gesangs in Hellas.

In dieser Weise singt denn Pindar von den Hieroniken und webt immer eine Fülle von Sagenstoff auf der einen und tiefer, sinniger Weisheitssprüche von der anderen Seite in seine Lieder ein, auch sich in seiner Persönlichkeit darstellend; dieß aber ist eben der Unterschied von den alten Hymnen, welche in einfach ruhig hexametrischem Gange die Begebenheit plastisch reliefartig vor der Seele vorüberführen.

Mit Pindaros und seinem Nebenbuhler Bakchylides schließt die Reihe der großen lyrischen Dichter von Hellas, indem nun die poetische Kraft sich mehr dem Drama zuwendete. In Sicilien aber fand eine Dichtungsart Anklang, die eine künstliche Nachahmung der Gespräche war, wie sie im ländlichen Leben namentlich unter Hirten wohl vorkommen; es ist dieß die bukolische Poesie, von der uns in Theokrit und Moschos, beides Siciliauern im 3. Jahrh. vor Ch. G., und Bion aus Smyrna noch Denkmale übrig sind *).

Endlich ist auch noch der Musik **), als wesentlicher Trägerin jeder Dichtungsart, bei den Griechen zu gedenken, wenn wir auch in die Eigenthümlichkeiten und Einzelnheiten derselben nicht einzu-

*) Das Literarische bei Gräße I. 259.
**) S. bes. Wachsmuth hellen. Alterth. II. 2. 424, wo Nachweisungen.

bringen vermögen. Die Musik war namentlich Eigenthum des ernsten dorischen Stammes und früh schon mit den religiösen Einrichtungen innig verbunden. Sie blieb später einer der wesentlichen Gegenstände des Unterrichtes der Jugend und die Staaten, namentlich Sparta, wendeten ihr stets große Aufmerksamkeit zu. Wir sahen oben (C. G. VI. 483.), welche Wichtigkeit Confucius und die Chinesen der Musik beilegten, wir finden Aehnliches bei den alten Griechen. Wie die Chinesen sagen, daß man aus dem Zustande der Musik in einem Staate auf die Gesundheit oder Krankheit seines Organismus schließen kann, und daß einfache Musik das Zeichen ernster und einfacher Sitten sey, so duldete man besonders in Sparta nicht, daß die alten Weisen und Instrumente ungebührlich verkünstelt oder daß die Form der Musik auf Kosten ihres Wesens ausgebildet werde, noch viel weniger aber, daß sie, wie etwa bei uns, etwas Selbstständiges werde. So blieb sie im alten Griechenland stets an die Poesie gebunden, in Sparta stets vom Staate überwacht. Man duldete keine künstlich verbesserten Instrumente, wie in Sicilien, wo man in der weichlichen Musik eine Ursache der verweichlichten Sitte und Gesinnung fand. Daher konnten sich auch lange Jahrhunderte hindurch die alten Tonweisen für gewisse Gattungen der Poesie erhalten und die Musik gewisser Volksstämme ihren ursprünglichen Charakter bewahren. Die dorische Musik hatte strenggewichtigen Rhythmus und war sehr einfach gegliedert, etwa wie die moderne Choralmusik; es herrschte, wie im spartanischen Staatsleben, das Gesetz des Maashaltens, das darauf sah, daß die Knaben bei öffentlichem Auftreten den Erzbildern gleiche Ruhe zeigten. Der dorischen entschieden gegenüber stand die phrygische orgiastischtosende Musik, dann auch die äolische, die durch heftige ungestüme Bewegung und vielfältige Gliederung sich auszeichnete. Die lydische Weise hatte scharfe und hohe Töne und in Platons Zeit stellte man diese auch der ionischen Musik gleich. Die Hauptinstrumente der Alten waren die Lyra und die Flöte, die theils einzeln, theils im Zusammenspiel vorkommen. Die dorische, phrygische und lydische Musik hatte jede eine besondere Art von Flöte. Die Lyra von bekannter Form mußte beim Spiel zwischen den Knieen gehalten werden; die Kithara, die Phorminx, die Pektis, die Barbitos waren durchgehends Saiteninstrumente, die theils mit den Fingern, theils mit dem Stäbchen, Plektron, gerührt wurden. Saiteninstrumente, wie etwa unsere Guitarre, die wir bei den Aegyptern antrafen, oder Streichinstrumente scheinen die Griechen nicht gehabt zu haben. Die Lyra hatte ursprünglich vier, seit Terpandros aber sieben Saiten, die nachmals im makedonischen Zeitalter bis auf elf vermehrt wurden.

Die Flöte, Aulos, war mehr in der Art der Schalmei oder Clarinette als in unserer Weise. Der Ton war stark und kräftig,

daher sie auch zum kriegerischen Marsche gespielt wurde. Die Flöten waren mannichfacher Art. Aus Lydien stammte die Doppelflöte, die ein breites, aus Riemen bestehendes Mundstück hatte und somit zu gleicher Zeit zwei Töne gab. Auch hatte man Flöten, die mit der Nase geblasen wurden.

Die Syrinx oder Panflöte — die auch auf den Freundschaftsinseln bereits vorkommt (Forster's Reise I. 330.) — war sehr ausgebildet und hatte drei bis neun Röhren.

Metallbecken, Cymbeln und Glocken oder Schellen, Krotalen, brauchte man nur zur orgiastischen Musik; in Großgriechenland kommt das Tamburin in den Händen der Bakchanten und Satyren ganz in der Gestalt vor, wie es noch heute dort üblich ist. Pauken oder Trommeln kannte das alte Griechenland aber nicht. Die eherne Trompete war nur für den Kriegsgebrauch, zum Signalgeben im Getümmel der Schlacht, doch auch erst in später Zeit gewöhnlich.

In früherer Zeit kannte man reine Instrumentalmusik gar nicht. Erst mit der Ausbildung der lyrischen Dichtung, der Mehrung der Versmaaße, fing man an die Melodien zu mehren und erlangte so, weil man deren bedurfte, auch größere Fertigkeit in der Handhabung der Instrumente. So entstanden auch Musikschulen, wie die des Terpandros auf Lesbos, des Pythagoras in Italien. Bei den Pythien wurde nun zuerst das selbstständige Musikspiel ohne Gesang geübt, anfangs nur mit Flöten, dann auch mit Kitharen, woraus sich die pythische Weise entwickelte. Als den ersten Virtuosen auf der Kithara nennt man den Chier Aristonikos, den Zeitgenossen des Archilochos, auf der Flöte den Sakadas, der im J. 586 v. Ch. in den Pythien damit siegreich auftrat. Das Flötenspiel ward aber erst in der Zeit nach den Perserkriegen allgemeiner als selbstständige Kunst, hielt sich jedoch nur bei den Thebanern und Böotiern längere Zeit; berühmte thebanische Flötenspieler waren Antigenidas, Orthagoras und Pronomos. Unter den Kitharaspielern hielt man für die bedeutendsten den Nikokles aus Tarent und den Athener Stratonikos.

Neben der Musik war noch die Orchestik für religiöse wie für kriegerische Feierlichkeiten von Bedeutung, sowie sie einen wesentlichen Theil der Gymnastik bildete. Die Orchestik war ursprünglich die Kunst, bei den öffentlichen Festen in strenger geschlossener Ordnung, im gehörigen Takt und mit würdevollem Anstande die dem Chore zukommenden Bewegungen auszuführen. Je nach dem Charakter des Volksstammes und nach dem Zwecke bildete sich die Orchestik ebenso mannichfaltig aus als die Musik.

Der kriegerische oder Waffentanz hing in Kreta vornehmlich mit dem Dienste des Zeus zusammen, in Sparta war er unter dem Namen Pyrrhiche in mehreren Abarten entwickelt, wie in die Cheironomia, Prylis, Kapria, Komastike, Xiphismos, Telesias, je nach den verschiedenen Waffen und Bewegungen.

Unter den gottesdienstlichen Tänzen standen in Bezug auf Alter und Ausbildung die dionysischen oben an. Ein alter Tanz der Winzer war der Epilenios, der später kunstgerecht gestaltet wurde; in den pompejanischen Wandbildern sehen wir mehrfache Tanzstellungen einzelner bakchisch aufgeschmückter Paare, welche die in der Tarantella noch üblichen Bewegungen zeigen; mehrere Paare waren bei den dithyrambischen und phallischen Tänzen betheiligt.

Zur Tragödie gehörte die Emmeleia, zur Komödie der Kordax, und zum satirischen Drama die Sikinnis, die sämmtlich von dem Chore ausgeführt wurden und der Musik und dem Gesange als Begleiter und Erläuterer dienten. Aus diesen Tänzen, welche die Heroensage plastisch vergegenwärtigten, entwickelten sich dann die mimischen Vorstellungen, welche Diebstähle, Hirtengeschäfte, das Sclaventhum u. a. Scenen nachahmten. Auch bei Symposien wurden Tänze den Gästen zur Augenweide aufgeführt. Die sicilischen Tänze, namentlich die sybaritischen und die ionischen, waren wegen ihrer Heftigkeit verrufen. Der phrygische Tanz stellte trunkene Bauern dar, der persische bestand aus weichen Bewegungen; die Tänze der Molosser, Thraker und Karer wurden wohl vornehmlich von den Sclaven ausgeführt *).

Dieß waren nun die vorzüglichsten Richtungen, in denen die Kunst der Griechen sich kundgab. Die Kunst suchte überall die schöne, die heitere Seite an den Dingen heraus, sie milderte das Ungeheure, das Gewaltsame und erreichte auch eine Höhe, wie sie seitdem noch nicht wieder erreicht worden ist. Sie sank aber auch wieder herab zum Spielenden, zum Obscönen, zum Unwürdigen. So sehen wir in den Colossalbauten der Urzeit wie in den rohen dädalischen Figuren, in den ältesten grotesken Vasenbildern und Reliefs die ersten gewaltsamen Anstrengungen, den Gegenstand zu fassen, zu bewältigen. Die Formen mildern sich allgemach, bis sie im perikleischen Zeitalter die ächte, entzückende Schönheit angenommen haben in Tempelbau, Statuen, Reliefs und Gemälden. Von da beginnt Ueberfeinerung, Verweichlichung, Spielerei und vorzugsweise Ausbildung und Pflege des Aeußerlichen und Materiellen. Einen ähnlichen Gang nahm die Dichtung; von den skizzenhaften Hymnen schritt sie zu den plastischen, epischen Darstellungen; es gliederte sich die Hymne zum lyrischen Gedicht, das in Pindar den Gipfelpunct errang; dann entwand sich dem Epos das Drama, das in Aeschylos noch in gewaltiger, massenhafter Auffassung sich darstellt, in Sophokles die größte Blüthenpracht zeigt, in Euripides aber bereits weicher wird, bis wir in den aristophanischen Komödien den Verfall der dramatischen Kunst vor uns haben. Darin aber spiegelt sich der Gang der gesammten

*) S. Wachsmuth's hellen. Alterthumsk. II. 2. 433 ff.

Entwickelung des griechischen Volkes wieder, das es weder zu einer staatlichen Einheit, noch zu einer auf sittlichen Grundsätzen beruhenden Religion und Gesetzgebung bringen konnte und dessen Glieder sich, das einzige allerdings groteske Sparta ausgenommen, nie zu einer wohlgeordneten, Dauer verbürgenden, festen Staatsform ausbildeten. Griechenland blieb stets unter der Herrschaft seiner Leidenschaften, bis es die Makedonier und später die Römer an sich nahmen und der Grundsatz aufkam: Heimath ist Alles, wo es Einem wohl ergeht.

## Die Wissenschaft

bietet in Griechenland ähnliche Erscheinungen dar wie das Staatsleben. Der eigentliche Vater der antiken Wissenschaft war wohl der Geburt nach ein Grieche, allein der Schüler der Aegypter.

Die Sage war auch in Hellas (s. C. G. I. 2.) der Inbegriff aller Erfahrung, jeglicher Kenntniß und alles Wissens. Sie wurde früh in hymnische und epische Gesänge gefaßt. Die Ansichten über die Schöpfung der Erde, die Natur der Gottheit, das Geschick der Menschen, die Eigenschaften der Naturkörper, ja medicinische und technische Erfahrungen, das Alles fand eine Stelle in diesen Gedichten.

Ist nun auch dieß der erste Versuch des Festhaltens der Erfahrung, so wird der Besitz derselben doch erst dann gesichert, wenn dieß mit Hilfe der Schrift geschieht. Wir finden aber, daß die Griechen in ihren Sagen die Erfindung der Schrift sich durchaus ebenso wenig aneignen, als etwa die Germanen oder irgend eine andere europäische Nation. Der Erfindung der Buchstaben gehen die Bilder- und Zeichenschrift voraus, wie wir sie in den altamerikanischen Staaten, und die Hieroglyphenschrift, deren Entwickelung wir in Aegypten kennen lernten (s. C. G. V. 440.). Die Griechen erhielten von dort die Schrift, angeblich durch Kadmos *), wie sie später von dort her auch die erste Anregung zur bildenden Kunst und früher schon die Götter erhalten hatten. Die Schrift wurde nun zur Aufzeichnung von geschichtlichen Notizen in Marmortafeln benutzt, dergleichen Fourmont eine über dem kleinen Tempel von Amyklä fand, die in der Ackerpflugart, Bustrophedon, die Namenreihe der Priesterinnen enthält. Man setzt diese Inschrift ins 12. Jahrh. v. Ch. G. **). Die Griechen fuhren bis auf die spätere Römerzeit fort, Denkwürdigkeiten und Weihungen in Marmor, dann auch in Erz zu graben. Das eigentliche, für Privatzwecke dienlichere Schreibmaterial wurde besonders seit dem mit Aegypten eröffneten

*) Schoell, hist. de la litér. gr. I. 81.
**) Schoell, a. a. O. I. 93.

Verkehre der Papyrus und das Schriftrohr, dem dann später von Kleinasien noch das Pergament beigefügt wurde. Vor den Perserkriegen war der Gebrauch der Schrift noch sehr beschränkt, seit dieser Zeit aber wurde die Jugend darin allgemeiner unterrichtet.

Bücher waren natürlich erst dann möglich, als man Geisteswerke, die, wie die epischen Gedichte, durch mündliche Ueberlieferung fortlebten, aufzuschreiben begann. Pisistratos und Polykrates sammelten zuerst Bücher, ja sie waren vielleicht sogar die Ersten, welche umfassendere Werke, wie z. B. die homerischen Gesänge, aufschreiben ließen. Bevor aber die Erfahrungssätze nicht aufgezeichnet sind, haben sie keine Dauer und sind willkührlichen Veränderungen ausgesetzt.

Die Griechen dachten, wie ja eben ihre Theogonien zeigen, schon früh über die Entstehung der Erde, die Verhältnisse der Menschen zur Erde, zum Himmel, zu der Natur, zu den Göttern, zu ihres Gleichen nach und sie wurden darin durch ihre Leidenschaftlichkeit und lebhafte Fantasie scheinbar unterstützt, vermöge deren sie die vorgefundenen Gegenstände sich zurechtlegten und an ihnen herumbildeten, bis sie eine sie ansprechende Zusammenstellung, ein System hatten, das Freunde mit Beifall aufnahmen, das aber auch Gegner zum Widerspruch anregte. Die Mündlichkeit des Vortrags, wie aller geistigen Mittheilung hatte allerdings viel Anregendes, namentlich war sie ganz geeignet, eine schnelle Auffassung, eine scharfe blendende Beleuchtung des Vorgetragenen stattfinden zu lassen. Bei schriftlichem Verfahren in wissenschaftlichen Dingen wird jedoch die vollständige Uebersicht des Stoffes, wiederholte Ueberschau, allgemache Ergänzung und Vervollständigung, eine auf vielfache Versuche gegründete, naturgemäße Gliederung möglich. Die Schrift ist das einzige Mittel, den Stoff vollständig zu sammeln, zu ordnen, zu beherrschen. Dadurch nun, daß die Aegypter Jahrtausende vor den ersten griechischen Weisen ihre Erfahrungen sorgfältig aufgezeichnet hatten, waren sie den geistvollen Griechen in allem Wissenschaftlichen so sehr überlegen.

Das Erste, was die Griechen, nachdem die Buchstabenschrift bei ihnen heimisch geworden, aufzeichneten, scheinen genealogische Notizen und Reihenfolgen von Jahren gewesen zu seyn. Das Nächste waren die Gesetze in den einzelnen Staaten. Die Staatsordnung und Gesetzgebung war aber der Anfang weltlicher Wissenschaft, sowie Astronomie und Medicin der der theologischen wurzeln, die namentlich in den Mysterien ihre Pflege fanden.

Es ist merkwürdig, daß seit der Zeit, wo Aegypten den Griechen zugänglich wurde, an die Stelle der früher einzeln erscheinenden weisen Sänger, in den verschiedenen gleichzeitig mehrere Staatsordner auftralen, aus welchen die Sage sieben als die vorzüglichsten zusammenstellte, die im 7. Jahrh. v. Christi Geburt gelebt haben

sollen. Man ist über die Anzahl derselben, sowie über ihre Namen nicht einig, ja einige beschränken ihre Anzahl gar auf vier. Gemeiniglich nennt man den Solon von Athen, Pittakos von Mitylene, Thales von Milet, Kleobulos aus Lindos, Bias von Priene, Chilon von Sparta und Periandros aus Korinth. In anderen Zusammenstellungen fehlen einige dieser Namen und an ihrer Stelle erscheinen der Skythe Anacharsis, der Chener Myson, der Syrer Pherekydes, der Tyrann Peisistratos, der Italier Pythagoras, Simonides, Epimenides, ja man hat wohl gar anstatt der sieben Weisen deren siebzehn aufgestellt *). Man erzählte sich von den Reisen dieser Männer, man schrieb jedem derselben einen ihm eigenthümlichen Sinnspruch zu, ja man erzählte von einer gemeinsamen Berathung derselben. Einigen derselben schrieb man mehrere jener sogenannten Gnomen oder Sinnsprüche zu, wie wir deren angeblich von Pythagoras in den goldnen Sprüchen und von Solon u. a. in den Sammlungen der Gnomiker haben, wo sich deren mit den Namen von Theognis, Phokylides, Mimnermos, Simonides u. a. finden. Das Charakteristische dieser ältern Philosophen bestand in dem Streben nach Erfahrung, deren mannichfaltige Einzelheiten sie zu prüfen und unter sich zu vergleichen, dann aber auch auf das praktische Leben anzuwenden versuchten. Dieses Streben nach Wahrheit auf dem Wege der Erfahrung sprach sich in den vielfachen Reisen aus, z. B. des Thales, der Kreta, Phönikien und Aegypten besuchte, und Pythagoras, der außer in diesen Ländern auch noch in Gallien, Persien und Indien gewesen seyn soll. Das war Zusammenfassen der Resultate der Forschung und Erfahrung in Kernsprüche. Ja es ist in dieser Zeit wohl auch aus dem Verkehre mit dem Orient die Thierfabel zu den Griechen gekommen, als deren ersten Träger man den phrygischen Sclaven Aesop nennt, den dann die Delphier wegen Gotteslästerung (560 v. Chr.) von einem Felsen stürzten **).

Gemeiniglich nimmt man, um den Stoff anschaulicher zu machen, an, daß die griechische Philosophie in vier Schulen oder Hauptrichtungen sich gegliedert habe, die ionische, die italische, die eleatische und zwar die ältere und neuere, und die sokratische oder athenische, die dann ebenfalls mehrere Glieder bildete ***).

Die ionische Schule gründete Thales von Milet 640 v. Ch. Er stellte die Lehre auf, daß die Welt aus dem Wasser von Gott erhoben und daher von Göttern erfüllt sey. Das Wasser war ihm

*) Das Literarische bei Gräße I. 385 und Schoell a. a. O. II. 287.

**) Schoell a. a. O. I. 250.

***) Ueber die Geschichte der griechischen Philosophie ist eine sehr reiche Literatur vorhanden. S. bes. Heinr. Ritter, Gesch. der Philosophie alter Zeit. Berlin 1830. ff. Zur Uebersicht vergl. Krug, Geschichte der Philosophie alter Zeit. Leipzig 1816. 8.

also der Uranfang, die Arche aller Dinge, wohin auch Alles wiederum zurückkehrt. Thales hinterließ nichts Schriftliches.

Seine Schüler gingen auf dem von ihm gebahnten Wege, der Aufsuchung des Grundprincips, fort und suchten das vom Meister Begonnene weiter auszubauen. So kam sein Schüler Pherekydes aus Syros zu der Ansicht, daß der Zeus, der Kronos oder die Zeit und das Chaos für das Grundprincip, die menschliche Seele aber für unsterblich und ewig zu halten sey. Ein anderer Schüler des Thales, Anaximander aus Milet, bezeichnete das Grundprinzip als unendlich, aber er sah es nicht wie sein Lehrer als bloßes Wasser sondern als ein Mittelding zwischen Wasser und Erde an. Sein Schüler Anaximenes aus Milet ging noch weiter, er hielt für die Urmaterie den Aether, aus der auch die Menschenseele nach seiner Ansicht bestand. Diogenes von Apollonia (465 v. Ch.) war gleicher Ansicht. Herakleitos aus Ephesos dagegen erkannte das Feuer als das Grundprincip an; er schrieb in höchst dunkler Sprache und in poetischer Weise ein Buch über die Natur, worin er behauptete, daß eine trockene Seele die beste sey. Die früheren Philosophen und Dichter verwarf er wegen ihrer positiven Kenntnisse. Hermotimos von Klazomenä (500 v. Ch.) stellte Wasser, Aether und Feuer bei Seite und wollte nur die Vernunft als das schaffende Grundprincip gelten lassen. Anaxagoras, sein Landsmann (500—428 v. Ch.), wandte sich wieder dem positiven Wissen zu und suchte der Wahrheit namentlich durch Mathematik und Astronomie nahe zu kommen. Er nahm einzelne Grundstoffe als Materie an, die aber vom Anfang her gleichartig gemischt, von der Vernunft (νοῦς) in Bewegung gesetzt und zu Körpern gegliedert worden seyen. Die Gestirne, Sonne und Mond hielt er nur für die vom Nous in Gang gebrachten Massen, ebenso alle anderen Naturkörper und die an denselben bemerkbaren Thätigkeiten. Er hatte viele Reisen gemacht und war sorgsamer Beobachter der Naturerscheinungen gewesen. Endlich ließ er sich in Athen nieder, wo Perikles, Archelaos, Thukydides u. a. lernbegierige Männer seinen Umgang suchten. Da er aber durch seine Lehre von dem Nous, als der einzigen bildenden Gottheit, den Schaaren der griechischen Vielgötter und deren Ansehn gefährlich zu werden drohte, ward er als Gottloser angeklagt und er zog es vor, den weitern Folgen sich durch die Flucht zu entziehen. Er ging im J. 431 v. Ch. nach Lampsakos, wo er drei Jahre später starb. Von seinem Hauptwerke, das er über die Natur hinterließ, sind nur noch Bruchstücke übrig. Sein Schüler Archelaos aus Milet wandte sich von Lampsakos nach Athen, wo er als öffentlicher Lehrer auftrat. Um nun nicht gleichen Unannehmlichkeiten wie sein Lehrer ausgesetzt zu seyn, lehnte er sich mehr an die mythologischen Lehren an und erklärte den Aether für den Urgrundstoff, der aus der Wärme und Kälte entstanden.

Eine andere Richtung hatte Pythagoras genommen. Er hatte große Reisen gemacht, hatte sich sogar in den ägyptischen Priesterstand aufnehmen lassen und suchte durch die Mathematik seinen Lehren eine bestimmtere Form zu geben. Er ließ sich in seiner Heimath Samos nieder, ging aber, da er hier wenig Anklang fand, nach Kroton in Unteritalien. Hier gründete er, nach dem Muster der ägyptischen Priesterstaaten, einen theologisch-politischen Bund, dessen Mitglieder in Esoteriker und Exoteriker geschieden waren. Der Aufnahme ging eine fünfjährige Probe voraus, welche mit allerlei Prüfungen verbunden war. Nur die Vertrauten des innern Bundes wurden mit der eigentlichen Lehre bekannt gemacht, während die Exoteriker mit den medicinischen, mathematischen und physikalischen Grundlagen beschäftigt wurden. Die Mitglieder trugen besondere einfache Kleidung; die Eingeweihten waren nur solche, denen Pythagoras vorzügliche Seelengüte zutraute und die er zu seinen vertrauten Freunden machte; auch in der Lebensart herrschte eine Gemeinschaftlichkeit, die nach möglichster Einfachheit strebte und die den Bund, der veredelnd und bessernd auf die Zeitgenossen einwirken wollte, als einen politischen Verein nach Außen erscheinen ließ. Der Bund erwarb sich hohe Achtung, ja Pythagoras ward fast als ein göttliches Wesen, als hyperboreischer Apollon verehrt. Die Krotoniaten waren zu sehr Hellenen, als daß sie solch eine Erscheinung ohne Neid und Mißgunst hätten ertragen können. Sie erhoben sich, überfielen die Pythagoräer und erschlugen die Mehrzahl derselben. Pythagoras entkam nach Metapontum, wo er nicht lange darauf starb. Es konnte nicht fehlen, daß nun die Griechen seinen Werth anerkannten und in ihrer Weise seine Persönlichkeit mit allerlei Sagen verherrlichten. Seine Lehre fand vielfachen Anklang und wurde durch zahlreiche Schüler, unter denen auch Frauen, fortgepflanzt. Okellos aus Lucanien, Timäos von Lokri, Archytas aus Tarent, Philolaos aus Kroton legten in Schriften pythagoräische Lehren nieder, die der Wundermann Empedokles in poetischer Form darstellte. Empedokles war der Erste, der die Lehre von den vier Elementen aufstellte.

Die Lehre des Pythagoras war zweifacher Art, die Darstellung der allgemeinen Weltordnung nach mathematisch-arithmetischen Grundsätzen und die Sittenlehre. In der ersten stellte er die Dinge mit den Zahlen in Parallele, d. h. er lehrte, daß die Dinge gleich den Zahlen ungleich oder gleich, vollkommen und gut oder unvollkommen und böse seyen. Die Einheit, die Monas, ist die höchste Vollkommenheit, weil sie in sich abgeschlossen und begränzt, die Dyas oder Zweiheit ist das Bild der Unvollkommenheit. Die Monas ist das Vollkommenste und daher das Centrum, um welches sich die zehn großen Körper der Welt, die Sphäre der Fixsterne, der Planeten, der Erde und Gegenerde im harmonischen, musikalischen Chorus bewegen.

Die Monas ist das Fatum, in dem die Götter, die Dämonen, die Naturkräfte in geordnetem, aber abhängigem Verhältnisse stehen. Die Menschenseele, aus der Monas stammend, ist aus warmem und kaltem Aether im Körper concentrirt und zur Harmonie der Tugend durch Kopf und Herz bestimmt. Mit diesen Lehren suchte er seine aus Aegypten stammende Theorie der Seelenwanderung in Einklang zu bringen, die Tugend aber durch streng geordnete Lebensweise zu fördern.

Pythagoras hatte die Absicht, der vielgestaltigen Mythologie seiner Landsleute eine moralisch-physikalische Grundlage zu erbauen, daher stellte er gewissermaaßen ein Dogma auf, mit dem sich die Mythologie hätte vereinigen lassen, wenn es eben im griechischen Geiste gelegen hätte, durch weise Beschränkung sich eine sichere Bahn vorzubereiten. Der Egoismus der Hellenen kannte keine dauernde Anerkennung des Verdienstes, so lange dasselbe an eine noch lebende Person geknüpft war.

In den goldenen Sprüchen, die dem Pythagoras zugeschrieben werden, finden wir zuvörderst Ehrfurcht gegen die Götter, die Dämonen und Heroen und die Darbringung der ihnen gebührenden Opfer empfohlen. Darauf folgt Ehrfurcht gegen die Aeltern und nächsten Verwandten. Von den übrigen Menschen, heißt es dann, mache dir den zum Freunde, der durch Tugend der beste. Linden Worten gieb nach und nutzenbringenden Werken. Verfeinde dich nicht mit deinem Freunde wegen kleiner Fehler, so weit es möglich; doch liegt, doch wohnt das Vermögen dicht neben der Nothwendigkeit. Im Uebrigen halte es also: Gewöhne dich über Folgendem erhaben zu seyn, über den Bauch, den Schlaf, die Wollust und den Zorn. Nimm nichts Schandbares weder mit einem Andern noch mit dir vor. Vor Allem habe Achtung vor dir selbst, dann übe Gerechtigkeit in Worten und Thaten. Gewöhne dich, in allen Dingen bedachtsam zu handeln. Wisse, daß Allen vom Schicksal der Tod bestimmt ist. Schätze werden theils erworben theils verloren. Die Menschen haben nach höherer Verfügung allerlei Unfälle; den Theil, welcher auf dich kommt, den trage mit Ergebung und werde nicht unwillig. Indessen wende ab, soviel du vermagst, und denke dann also: Das Geschick gab den Guten. Es fallen viel gute und böse Reden unter den Menschen; laß dich durch sie weder schrecken noch irren. Wird dir eine Lüge gesagt, trage sie sanft. Vor Allem aber beharre auf Folgendem: Laß dich von Keinem durch Worte oder Werke bestimmen, daß du thuest oder sagest, was dir nicht förderlich. Berathe vorher ein Unternehmen, daß es nicht albern ablaufe, denn nur ein alberner Mensch handelt und spricht unbedachtsam. Thue nur das, was dir später nicht lästig wird. Thue Nichts, wozu Vertrauen dir fehlt. Lerne aber was Noth thut und du wirst das heiterste Leben führen. Vernachlässige

nicht, was zur Erhaltung des Körpers dient, halte Maas in Speise, Trank und Arbeit; Maas aber ist, was kein Leid bringt. Meide, was den Neid erregt. Mache keinen unnützen Aufwand, sey aber auch kein Knauser. Das Maas ist in Allem das Beßte. Schlafe nicht eher, bis du dein Tagewerk geprüft; vor Beginn der Arbeit bitte die Götter um ihren Segen. Hoffe nicht zu viel. Elend sind, die das eben vorhandene Gute nicht erkennen. Vertraue auf Gott und den Fingerzeig der Natur.

Es sind dieß aber Lehren, die nur aus einer Lebenserfahrung hervorgehen können, welche auf einem wohlgeordneten, naturgemäßen Staatswesen begründet ist *).

Es ist charakteristisch, daß in der pythagorischen Philosophie nicht allein die alten Theogonien, die Mythologien, die ganze Heroensage, dann die Sitten- und Tugendlehre, die politischen Wissenschaften, sondern auch die Arithmetik, die Mathematik — in der der bekannte Lehrsatz noch heute den Namen seines Erfinders trägt — und die Physik theoretisch aufgenommen waren, und daß alle diese Theorien und positiven Kenntnisse als Lebensweisheit, als Heilwissenschaft, als poetische Gestaltung eine praktische Richtung verfolgten. Wir dürfen demnach wohl annehmen, daß Pythagoras das Bestreben hatte, die vielgestalteten griechischen Stämme und Staaten zu einem Ganzen zu vereinigen, und daß er dabei die orientalischen Staaten und das in hoher Cultur blühende ägyptische Reich als Muster im Auge hatte. Solch ein Zweck konnte jedoch in Griechenland nur dann erreicht werden, wenn er mit einer eisernen Faust unterstützt worden wäre. Allein es fehlte dem Pythagoras an einem Nachfolger, welcher in seinem Sinne das Werk fortgeführt hätte.

Empedokles aus Agrigent gründete im italischen Elea (Velia in Lucanien) eine Schule; er und Xenophanes aus Kolophon verließen bald die strenge Bahn des Pythagoras, überließen sich dem freien Selbstdenken und entfernten sich namentlich von dem Streben, die nationale Mythologie mit ihren Lehren in Einklang zu bringen. Diese, wie auch Parmenides aus Elea, Melissos aus Samos u. A. legten in Schriften ihre Ansichten nieder, die bis auf wenige Bruchstücke verloren sind.

Unter den eleatischen Philosophen zeichnete sich Zeno (492 v. Chr.) dadurch aus, daß er das Geschäft des Denkens zu erforschen und auf gewisse Regeln zurückzuführen strebte. Er gründete dann eine Theorie der Forschung, der Entwickelung der Ideen im Gespräch und der regelrechten Anwendung von Widerspruch in Angriff und Vertheidigung aufgestellter Sätze. Er wurde dadurch der Begründer der Dialektik.

*) Vergl. C. G. V. 40.

Die sogenannte jüngere eleatische Schule folgte dem Beispiele des Empedokles und gab sich namentlich der Naturbetrachtung hin, und die Idee des unendlichen leeren aber von Atomen wimmelnden Raumes gehört dieser Schule an, als deren Ordner man den Leukippos (500 v. Chr.) nennt. Aus der Bewegung der Atome und der Zusammenrinnung und Schaarung der gleichartigen unter ihnen leitete die Schule die Entstehung der sichtbaren Körperwelt ab; es war also die alte Idee des Chaos abermals in einer anderen Weise an das Licht getreten. Die Gesetze, nach denen diese Bewegung der Atome stattgefunden, suchte Demokritos aus Abdera auf und stellte sie in zahlreichen, jetzt verlornen Schriften dar.

Wir sehen also erst in Kleinasien, dann in Sicilien die ersten Philosophen auftreten, ihre Lehren ausbilden und auch durch Zeno zu einer gewissen Methode gelangen. Im europäischen Griechenlande, vor allem aber in Athen, scheint man bis zum Zeitalter des Perikles von diesen philosophischen Bestrebungen wenig Notiz genommen zu haben. Solons Philosophie war rein praktischer, auf den Staat gerichteter Art. Die Demokratie brachte, wie überall, wo sie auf Erden auftritt, das Gedränge nach Aemtern, das Bestreben, sich durch guten Rath, Aufdeckung von Mißbräuchen, Darstellung von Mängeln, Anpreisung eigener, seltener fremder Fürtrefflichkeit geltend zu machen, hervor. Der Einzelne suchte die Gesammtheit für seine Ansichten, für seine Zwecke durch prächtig dargestellte, blendende Gründe zu gewinnen, durch Witz die Einwürfe des Gegners zu entwaffnen, durch Spott seinen Feind zu vernichten; — die Redner suchten die Leidenschaften der Menge aufzuregen, sie strebten das, was den Vätern ehrwürdig gewesen, herabzuziehen; Namen, die der Nation heilig, wurden geschmäht, um den eignen Namen an die Stelle zu setzen, auf den, hatte er sie eingenommen, sofort hundert Angriffe erfolgten.

Die alten Götter und Heroen, welche in Aeschylos und Sophokles in erhabenem Glanze dastehen, die noch Euripides verherrlicht, wurden in der Komödie in einer Weise vor dem Volke behandelt, die ihr Ansehen vernichten mußte, der olympische Zeus, dessen Colossal ganz Hellas mit Ehrfurcht betrachtete, erscheint in der Komödie als ein machtloser, jämmerlicher Götze. Im Plutos des Aristophanes sehen wir diesen Gott zum höchsten Ansehen gelangen. Da erscheint denn auch ein Priester des Zeus und antwortet auf die Frage, wie es gehe:

Wie soll's gehn? Nur schlecht.
Denn seit der Plutos wiederum begann zu sehn,
sterb ich vor Hunger; denn zu essen hab ich Nichts;
und das, da ich Zeus Priester bin, des Rettenden.
— Zu opfern würdigt Keiner mehr, —
weil allesammt nun Reiche sind. Damals fürwahr,

als Nichts sie hatten, wer da heim von Handel kam,
gab wohl ein Opfer für die Erhaltung, auch wer wohl
des Gerichts befreit war; und wer fröhlich opferte,
Lud wohl zu dem Festschmaus auch den Priester ein. Doch nun?
Nichts opfert Jemand, völlig Nichts und Keiner kommt;
nur die zu dem Abtrit wollen mehr als Tausende.
— Drum jenem Zeus, dem Retter, denk ich selbst nunmehr
Lebwohl zu sagen und zu bleiben hier bei Euch.

Noch schmachvoller wird aber Hermes behandelt, dem Aristophanes folgende Worte in den Mund legt:

Vor diesem hatt' ich ja bei den Gastwirthinnen stets
mein Gutes. Gleich frühmorgens Honig, Weingebrock,
Weißfeigen, kurz was dem Hermes ziemt, zur Esserei.
Nun aber hungrig muß auf der Oberbühn' ich ruh'n.
Karion: Und das mit Recht auch, der Du Schaden je gethan,
manchmal für so viel Gutes.
Hermes: Weh mir Armen doch!
Weh mir des Kuchens, der am Vierten geknetet ward!
Karion: Ihm, der nicht da ist, sehnst Du nach umsonst.
Hermes: Weh mir des Schenkels, den ich oft aufspeisete!
Karion: Ueb' hier Dein' Schenkel; tanz auf dem Schlauch in heitrer Luft.
Hermes: Und des Eingeweides, das ich warm aufspeisete!
Karion: Krampfhaft ja scheint Dein Eingeweide sich zu drehn.
Hermes: Weh mir des Bechers, den sie gleich und gleich gemischt!
Karion: Den schlürfe dazu, dann laufe mir ungesäumt hinweg.
Hermes: O wärst Du wohl dienstwillig etwas Deinem Freund?
Karion: Wenn deß Du bedarfst Etwas, wo ich Dir dienen kann.
Hermes: Wenn mir ein Brod, ein kräftig ausgebackenes
Du zu essen gäbest und ein Stück saftvolles Fleisch,
deß, was ihr opfert drinnen.
Karion: Kein Austragen gilt.
Hermes: Und doch! so oft Du ein Hausgeschirrchen Deines Herrn
entwandtest, macht ich immer, daß geheim es blieb.
Karion: Nur damit Du selbst Theil nähmest, o Wandwühler Du,
Denn ein wohlgebackener Honigkuchen lief Dir ein.

In diesen Aeußerungen, die damals vor der versammelten Bürgerschaft der Stadt Athen ausgesprochen wurden, war nun freilich keine Spur jener pythagoräischen Lehren zu finden. Wohl aber zeigt diese Art der Auffassung, daß das Volk bereits daran gewöhnt war, das, was seinen Vätern als ehrwürdig gegolten, in den Schmutz der Gemeinheit herabgezogen zu sehen. Die, welche das Volk für ihre Zwecke lenken wollten, mußten zunächst alle früher geltenden Ansichten zu vernichten streben, um für ihre Zwecke fruchtbaren

Boden zu finden. Sie mußten alles Positive entfernen, was ihren Worten hätte hemmend sich entgegenstämmen können.

Die, welche nun die Absicht hatten, mittels ihrer Rede ihre Zwecke beim Volke durchzusetzen, mußten, eben weil es augenblicklichen Erfolg galt, sich allgemach eine gewisse Mechanik ausbilden, die auf der sorgfältigen Beobachtung ihrer Erfahrungen beruhte. Zeno hatte den ersten Anstoß dazu gegeben und Archelaos hatte durch den Satz, daß eine Handlung an und für sich weder gut noch böse sey, nur erst durch das Gesetz dazu gestempelt werde, die Dialektik außerordentlich gefördert. So wurde denn die Rhetorik ins Leben gerufen und bald der Mittelpunct aller griechischen Wissenschaft. Der Zweck, durch die Kunst der Rede Jemand zur Anerkennung seiner Ansicht zu nöthigen, wurde ausgebildet und mußte bei dem Zustande, worin sich der Staat befand, zum Bedürfniß werden.

Die alten Philosophen waren ernstlich bemüht, das Wesen der Welt zu erforschen, den Zusammenhang der Thatsachen zu ergründen. Seit Ktesias, namentlich aber seit Herodot begann man die geschichtlichen Erscheinungen näher ins Auge zu fassen und Hippokrates faßte die Summe der medicinischen Erfahrungen zusammen; — allein es wurden derartige ernste, nur auf Erforschung der Wahrheit gerichtete Studien unterbrochen, da der mit denselben geführte Beweis für die Fassungsgabe der Menge nicht schnell genug wirken konnte. Es galt nicht sowohl zu überzeugen als zu überraschen. Bei der lebhaften Fassungsgabe und der Freude an der Darstellung entwickelte sich die Redekunst schnell bei den Griechen und seit Themistokles und Perikles trat eine ansehnliche Reihe glänzender Redner nach einander auf. Es fanden sich auch bald Leute, welche den Unterricht in der Redekunst übernahmen und das zur Uebung derselben nothwendige Material überlieferten. Man nannte diese Männer Sophisten, Wissende, Gelehrte. Es waren Männer, welche im Besitze der damals gewöhnlichen Kenntnisse waren, welche in der Mathematik, Physik, Politik, Staatsgeschichte und Landeskunde bewandert waren, die Werke der Dichter kannten, vor Allem aber bei ihrem Unterrichte darnach strebten, den Schüler in den Stand zu setzen, von diesen Kenntnissen einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen. Je ärger das Treiben der Parteien wurde, desto mehr entwickelte sich ihr Charakter. Ihre vorzüglichste Kunst bestand darin, eine Sache von derjenigen Seite zu beleuchten, die für ihre Zwecke den Beweis lieferte. Ihre Lehren fanden Anklang, sie selbst, die für Geld jeder Partei dienten, gewannen immer größeres Ansehen und es war eine namhafte Anzahl derselben in Athen sowie in Sicilien vorhanden. Man nennt unter den vorzüglichsten: Gorgias aus Leontoni, den Schüler des Empedokles (459. v. Chr.), Protagoras aus Abdera (470 — 404 v. Ch.) (der erste, der sich selbst Sophist

nannte) Prodikos aus Keos (435 v. Ch.), Euthydemos und Dionysodoros aus Chios, Diagoras aus Melos u. A.

Durch derartige Bestrebungen fand nun allerdings eine bedeutende Entwickelung des Verstandes und eine fortwährende Anregung der Phantasie Statt, allein dieß geschah auf Kosten aller edleren Gefühle der gegenseitigen Achtung und Nachsicht, der Ehrfurcht gegen das Alter *), die Götter, den Staat. Das Volk wurde zur Genußsucht und Arbeitsscheu geführt und namentlich datirt sich aus jener Zeit die schmachvolle Unzucht mit Knaben.

Unter solchen Verhältnissen wurde im J. 469 v. Chr. in Athen Sokrates geboren; sein Vater Sophroniskos war Bildhauer, seine Mutter Phänarete Hebamme. Er selbst widmete sich dem väterlichen Berufe, lebte in beschränkten Verhältnissen und wandte sich dann von wohlhabenden Freunden unterstützt dem Studium der Wissenschaften zu. Seine Lehrer waren Parmenides, Anaxagoras, Archelaos, Prodikos und Theodor von Byzanz. Er war verheirathet und hatte drei Söhne, diente auch dem Staate als Soldat im peloponnesischen Kriege und als Mitglied der Heliäa, übernahm aber kein Staatsamt. Er sammelte junge Leute um sich und trug ihnen seine Lehren vor; er mußte vielfache Angriffe erdulden und endlich, um 400 v. Chr., des Hochverrathes, der Gotteslästerung und der Verführung der Jugend beschuldigt den Tod durch den Giftbecher erleiden.

Sokrates übersah den Umfang des Verderbens, welches seine Zeitgenossen erfaßt hatte und suchte durch Lehre und Beispiel sie zum Bessern zurückzuführen. Er stellte kein künstliches System auf, noch suchte er sich durch den Schein des Wunderbaren und Außerordentlichen, wie Empedokles gethan hatte, ein Ansehen zu erwerben, wohl aber sprach er es aus, daß er sich von der Gottheit berufen fühle, den verderblichen Lehren der Sophisten entgegen zu treten. Er folgte dem Beispiele des Pythagoras insofern, als er jüngere Leute um sich versammelte, wich aber darin von ihm ab, daß er über die Gottheit und den Ursprung der Welt keinen Lehrsatz aufstellte, sondern zum Gegenstande seiner Betrachtung lediglich das praktische Leben machte. Im Gegensatze zu den nur auf den Verstand berechneten Bestrebungen der Sophisten suchte er den von der Vorsehung in das Menschenherz gepflanzten Gefühlen der Liebe und Verehrung ihr Recht zu verschaffen und daraus die Pflichten des Menschen zu entwickeln, indem er seine Lehren an Gegenstände der alltäglichen Erscheinungen anknüpfte. Als Anfang aller Tugend betrachtete er die Selbsterkenntniß. Für das wünschenswertheste

*) Ich verweise hier namentlich auf die gehässige und lieblose Darstellung des Alters bei Aristophanes, namentlich im letzten Theile der Ekklesiazusen.



Gut hielt Sokrates die Weisheit und Unwissenheit für das größte Uebel; sie ist die Bedingung der Tugend, da Tugend in der Uebung des als gut und schön erkannten und der Vermeidung des Gegentheiles besteht. Weisheit kann aber gelehrt und Tugend durch Uebung erworben werden. Als wesentliche Tugenden stellte er auf die Nächstenliebe, die Förderung Anderer, Gerechtigkeit, Gottesfurcht, Enthaltsamkeit und Tapferkeit. Die Enthaltsamkeit oder Mäßigung befreit den Menschen von der Herrschaft der Leidenschaften, die ihn an der Erfüllung seiner Pflichten hindern; die Erfüllung der Pflichten aber fördert das allgemeine Wohl. Sein Grundsatz war: handle gut, so bist Du auch glückselig. Sokrates verlangte gleich dem Pythagoras und Confucius, daß der Mensch sich selbst achte. Er fand sein Glück in der Zufriedenheit, in der Liebe und Achtung guter Menschen und in der Hoffnung auf den Beistand des Höchsten. Ueber das Wesen der Gottheit stellte er keinen Lehrsatz auf, nur fand er, daß der Mensch sie erkenne aus den weisen Gesetzen der Natur und der vortrefflichen und zweckmäßigen Einrichtung der Welt, mit Hilfe der Vernunft. Die Orakel und Träume erkannte Sokrates als Offenbarungen des göttlichen Willens, nächstdem aber glaubte er, daß er einen warnenden Dämon zur Seite habe, dessen Stimme er zu vernehmen meinte, wenn es sich um wichtige Angelegenheiten, die auf ihn oder seine Freunde Bezug hatten, handle. Die Gottheit hielt er mit Anaxagoras für ein körperliches Wesen, über dessen Beschaffenheit nachzudenken unnütze Mühe sei. Von der Unsterblichkeit der Seele war er, gleich Pythagoras, überzeugt.

Seine Lehrart, die sokratische Methode, hatte das Eigenthümliche, daß er keine abgerundeten und zusammenhängenden Sätze oder Satzreihen hinstellte, sondern daß er durch ruhig fortschreitendes Gespräch, in Frage und Folgerung aus der Antwort seine Ansichten aus dem Geiste des Andern zu entwickeln sich bemühte. Es geschah dieß auf einfache, naturgemäße Weise. Nur den Sophisten oder der Anmaßung und Unwissenheit gegenüber brauchte er die Waffen der Dialektik und schärfte durch Ironie seine Widerlegung.

Sokrates fand viele Anerkennung unter den Besseren seiner Zeitgenossen und das Orakel von Delphi erklärte ihn für den Weisesten seiner Zeit. Dennoch stimmte das atheniſche Volk für seinen Tod, nachdem sein Beschützer und Freund Alkibiades ermordet (404 v. Ch. G.) worden war. Die Sophisten Anytos und Lykon und der Dichter Meletos waren seine Ankläger bei der Heliäa; Sokrates vertheidigte sich kurz und würdevoll, jedoch ohne Erfolg. Er lebte noch 30 Tage im Kerker und unterhielt sich mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele. Ein Denkmal dieser Tage ist Platons Phädon. Bald nach Sokrates Tode kamen die Athener zur Besinnung, sie vernichteten das Todesurtheil, ließen seine von Lysippos gegossene eherne Statue öffentlich aufstellen und den Me-

letos hinrichten; die übrigen Ankläger dagegen wurden des Landes verwiesen *).

Sokrates hatte keine schriftlichen Aufzeichnungen über seine Lehren hinterlassen, sondern wie sie aus seinem Herzen kamen, in die seiner Schüler zu pflanzen versucht. Die Folge davon war, daß zwar einige derselben, wie Kebes aus Theben, Aeschines aus Athen, vor allem aber Xenophon mehrere der sokratischen Unterhaltungen in der ursprünglich dialogischen Form aufzeichneten. Die wichtigsten sind unstreitig die von Xenophon verfaßten, namentlich die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die Vertheidigung desselben, das Gastmahl und Hiero, aus denen uns das Wesen des griechischen Weisen am deutlichsten entgegentritt in der ungeschmückten, schlichten Weise.

Andere dagegen versuchten es, aus den Mittheilungen ihres Lehrers ein Lehrgebäude zusammen zu stellen, in welchem sie das, was ihnen lückenhaft dünkte, nach eigenem Ermessen zu ergänzen suchten. Es konnte nicht fehlen, daß je nach der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Schüler diese Lehrgebäude nicht allein eine verschiedene Gestalt annahmen, sondern mit einander sogar in Widerspruch gerathen mußten.

So hatte Aristippos aus Kyrene, ein reicher Mann, der in Athen Sokrates gehört hatte, zwar die praktische Moral des Lehrers beibehalten, allein von den Lehren der Sophisten doch das dazu aufgenommen, was eben seiner Richtung zusagte. Für die Seele nahm Aristipp allerdings die Tugend in Anspruch, allein er meinte nicht, daß sie allein, ohne körperliches Vergnügen den Menschen vollkommen glückselig zu machen im Stande seyn dürfte. Als höchstes Uebel bezeichnet er den Schmerz. Es ist die Philosophie des reichen Mannes. Seine Schüler zerspalteten sich in mehrere Unterabtheilungen, so daß die kyrenäische Schule nicht lange Bestand hatte.

Stracks entgegengesetzt war derselben die kynische Schule; ihr Stifter Antisthenes hielt des Lehrers moralische Grundsätze nicht allein fest, sondern steigerte seine Anforderungen an den Menschen in dem Grade, als Aristipp sie nachgelassen hatte. Antisthenes fand nur in Ausübung der Tugend die Glückseligkeit, die körperliche Lust nannte er ein Uebel, Arbeit und Beschwerde ein Gut, Reichthum und Ehre aber gar gleichgiltige Dinge. Antisthenes strebte nach der Erkenntniß des Guten und Schlechten und da er nun in seiner Heimath so heillose Zustände fand, kam er auf die Verachtung der Staatsgesetze, der gesellschaftlichen Formen, die seine Nachfolger bis zum Anstößigen trieben, ja in hochmüthige Selbstgenügsamkeit ausartete, die seltsam mit der Freude stimmte, welche Sokrates an der

*) Das Literarische über Sokrates bei Gräffe I. 403 ff. Ritter Gesch. d. Ph. II. 17 ff.

Theilnahme und dem Beifalle der Guten äußerte. Unter Antisthenes Nachfolgern war Diogenes von Sinope (st. 323 v. Chr.) der berühmteste, der die Entsagung auf alle Annehmlichkeiten des Lebens als die Quelle der des Weisen würdigen Freiheit ansah, außerdem aber durch seinen beißenden Witz berühmt war. Mildere Gesinnung zeigte sein Schüler Krates *).

Nach dem Tode des Sokrates waren die meisten Schüler desselben, darunter auch Platon, aus Besorgniß, daß das von den Sophisten aufgeregte Volk auch ihnen Gefahr bringen könne, nach Megara geeilt, wo sie sich um Eukleides, einem ehemaligen Schüler des hingerichteten Meisters schaarten, bis Meinungsverschiedenheit sie wiederum auseinander führte. Nur einige blieben in Megara bei Eukleides.

Eukleides beschäftigte sich auch mit der eleatischen Philosophie. Sein Hauptgrundsatz aber war: Es ist nur Eins, ein Unveränderliches, was nicht durch die Sinne, sondern nur durch die Vernunft erkennbar ist. Dieses Gute nannte Eukleides aber auch Gott oder Vernunft, die eins, sich selbst gleich und immer dieselbe ist. Mit diesen Ansichten traten nun Eukleides und seine Nachfolger bekämpfend gegen die Lehren der Anderen auf und eben deshalb erwarben sie sich den Namen Dialektiker und Eristiker (Streiter). Die vorzüglichsten waren Eubulides, Dioboros Kronos, Philo und Stilpon **). Der Schüler des Letzteren Zenon von Kition bildete den Uebergang zu der nachmaligen stoischen Schule.

Außer diesen Schulen bildete noch Phädon von Elea, Sokrates Schüler, die eleische Schule, aus welcher sodann durch Menedemos von Eretria die eretrische Schule hervorging; beide waren der megarischen nahe verwandt.

Der bedeutendste von Sokrates Schülern war unstreitig Platon, in welchem sich die durch Sokrates neu angeregte Gemüthswelt mehr in dichterischer, schaffender, als in wissenschaftlicher Weise entfaltete. Platon war gegen das Ende von Perikles Staatsverwaltung in Athen oder Aegina aus einem vornehmen atheniſchen Patriziergeschlechte entsprossen, das eine ausgebreitete Verwandtschaft hatte. Vom Antheil an Staatsgeschäften hielt ihn seine schwache Stimme ab; in der Jugend versuchte er sich in poetischen Arbeiten, lernte auch durch Kratylos die Lehre des Herakleitos kennen. In seinem zwanzigsten Jahre kam er zu Sokrates und von nun an ergab er sich ganz den philosophischen Studien, indem er die Lehren der früheren Philosophen mit denen seines Freundes verglich. Nach Sokrates Tode wanderte er mit den anderen Genossen nach Megara aus, dann ging er nach Kyrene zum Mathematiker Theodoros und

*) Ritter I. 111 ff.
**) Ritter I. 128 ff.

nach Aegypten, wo er dreizehn Jahre lang dem Unterrichte der Priester sich hingegeben haben soll. Ja die spätere Sage läßt ihn auch noch Phönikien, Babylonien, Assyrien und Palästina besuchen. Sicherer ist sein Aufenthalt in Italien und Sicilien nachzuweisen. Seine späteren Lebensjahre verbrachte er in einem kleinen Gartengrundstücke in der Vorstadt Athens nahe der Akademie, mit Unterhaltungen und Gesprächen mit seinen Schülern und mit schriftlichen Arbeiten. Hier starb er in seinem 82. Jahre, angeblich im Mai des Jahres 347 v. Chr. G.*).

Die zahlreichen Schriften, welche Platon hinterließ die große Anzahl Schüler, die er im Laufe seines langen Lebens heranbilden konnte, haben im Verein mit der schönen Form seines Vortrages der Philosophie dieses Meisters eine große umfangreiche und nachhaltige Wirksamkeit verschafft, ja es sind Ideen, die er zuerst ausgesprochen, im Mittelalter wie in unseren Tagen wiederum zur theilweisen Geltung gelangt. Diese Schriften bestehen aber in 35 Dialogen, in denen er, ohne eine systematische Auseinanderfolge zu beobachten, in sokratischer Weise auf sokratischer Grundlage seine Ansichten entwickelt. Von diesen 35 Dialogen hat die Kritik die Mehrzahl als unächt bezeichnet. Aus diesen Schriften hat man theils systematische Uebersichten der platonischen Lehren gebildet, theils sind Scholien und Commentare schon früh darüber abgefaßt worden.

Platon theilte die ganze Philosophie in die Logik und Dialektik, die Physik, die Ethik und die Politik. In der Physik sehen wir die Idee von der Welt als einem beseelten Ganzen, das aus Atomen entstanden, die in kreisförmiger Bewegung erhalten werden, unter der Leitung von Gott oder der ewigen Vernunft. In der Welt sind nun aber die gewordenen Götter, Dämonen, Menschen; die Menschenseele, ein Theil der Weltseele, tritt zuweilen in einen Körper und nachdem sie hier menschliches Leben und Leiden erduldet, kehrt sie zu ihrem Urquell zurück. Der Mensch, aus zwei Theilen, dem Leibe und der unsterblichen Seele, zusammengesetzt, soll nach der Tugend streben, die aus der Weisheit, der Tapferkeit, der Mäßigkeit und Gerechtigkeit besteht. In solcher Weise suchte sich Platon, auf sokratische Ideen gestützt und die Ansichten anderer Vorgänger benutzend, unter dem Einflusse der eigenen Phantasie und eines edlen Herzens die Erscheinungen der Welt unter einander in Harmonie zu setzen. Der staatliche Verfall seines Vaterlandes führte ihn auf die Ausbildung seiner politischen Ideen, d. h. er machte den Versuch in der Idee, eine Staatsverfassung aufzustellen, deren Unausführbarkeit in der Wirklichkeit wohl Niemand besser

*) Ritter, Gesch. d. a. Ph. I. 151, und S. 159 Platons Charakteristik. Das Literarische bei Gräße I. 417 ff.

als er selbst einsah. Platon, wie die Mehrzahl der alten Philosophen, schob den von der Vorsehung gegebenen Schatz der Erfahrung bei Seite und wollte ganz aus eigener Kraft eine neue Schöpfung herstellen. Er kannte auch außer der demoralisirten Demokratie von Athen, der baroken Verfassung von Sparta und den sicilischen Tyranneien vielleicht nur die Staatsformen des ägyptischen und persischen Reiches. Dennoch aber stand er unter dem Einflusse dieser Erfahrung, und die von ihm aufgestellte Staatsform ist nur eine aus sokratischen Lehren und den in den genannten Staaten vorhandenen Elementen gemischte Zusammenstellung.

Platons Staat besteht aus drei Ständen, dem gemeinen Volke, der Materie, den Wächtern oder Kriegern, der Weltseele, und den Herrschern, der ewigen Vernunft. Als Zweck des Staates galt ihm Erziehung der höhern Classen zur Tugend. Er erkennt also den Staat als ein zur Entwickelung des Menschen Nothwendiges an. Um nun diesen Staat durchzuführen, muß der Einzelne darin aufgehen und — wie in dem spartanischen — weder Eigenthum noch Familie bestehen. Die Bedingungen des äußeren Lebens, Nahrungsmittel, Kleiderstoffe, Wohnstätten, Frauen sind Gemeingut. Die Kinder gehören dem Staate an, nicht den Aeltern und der Staat sorgt für die Erziehung derselben; die Mittel zur Erziehung, Musik, Dichtkunst und Tanz sowie Gymnastik, beaufsichtigt der Staat. Krankhafte und fehlerhafte Kinder werden sofort beseitigt, da der Staat sich doch keine brauchbaren Bürger aus ihnen erziehen kann.

Das gemeine Volk, die Materie des Staates, ist nur Unterthan, etwa so wie es die Sclaven in Athen, die Heiloten in Sparta waren. Sie sorgen für die materiellen Bedürfnisse der Andern. Diese Leute sollen weder zu arm seyn, weil es ihnen sonst an den zur Arbeit nöthigen Werkzeugen und Stoffen fehlt, noch zu wohlhabend, weil sie sonst keinen Trieb zur Arbeit haben würden. Sie sind das Element der Mäßigkeit, die Krieger aber das der Tapferkeit, die Herrscher das der Weisheit, und wie jene drei Eigenschaften zusammen die Tugend bilden, so bilden die drei Stände den Staat.

Die Krieger oder Wächter sind der eigentliche Kern des Staates, das eigentliche Volk, wie es die edlen Geschlechter der alten athenischen Aristokratie und die Geschlechter von Sparta waren. Sie bewahren den Staat gegen die innern, im Nothfall auch gegen die äußern Feinde. Sie müssen daher sorgfältig zur Erkenntniß des Guten und Bösen erzogen werden, während man sich um die Erziehung der niedern Classe gar nicht kümmert. Vor Allem muß der Leib ausgebildet werden, er muß allerlei Ungemach, Hunger, Durst, Kälte und Hitze ertragen lernen, daß er Herr werde über die Sinne. Dazu dient die Gymnastik. Um zu verhüten, daß der Leib nicht auf der andern Seite der Träger von Wildheit und

Härte werde, müssen die Musik, Poesie und Künste ein Gegenstand der Erziehung werden. Diese Künste müssen beaufsichtigt seyn, daß sie nicht zur Verweichlichung führen. Epos und Drama sind daher aus dem Staate zu verbannen, da sie die Leidenschaften aufregen, nur die lyrische Poesie ist, wie ehedem in Sparta, zu den Staatszwecken zu benutzen, natürlich im Verein mit der Musik. Vor Allem aber dient die Philosophie als zweckmäßiges Bildungsmittel. Der Staat muß eine genaue Kenntniß seiner Bürger haben und die Wächter vom 20. Jahre an prüfen, ob sie Fortschritte machen, so daß aus ihnen, wenn sie das 50. Lebensjahr erreicht, die fähigsten mit zu den Herrschern gezogen werden können. Die Wächter bilden übrigens nur eine Familie, keiner derselben hat ein eigenes Haus, eine eigene Frau.

Bei der Construction der Herrscher hat Platon allerdings die sicilischen und die spartanischen Könige, vielleicht auch die ägyptischen vor Augen gehabt. Er giebt dem Herrscher Macht über alle Gesetze und läßt ihn von keinem Gesetze gebunden seyn. Dieser Herrscher soll aber die Vernunft in sich zur Herrschaft und die Philosophie zur Vollendung gebracht haben. Er verlangt somit die Herrschaft der Vernunft im Staate und gestattet daher auch den ältesten, gebildetsten Wächtern oder Kriegern Antheil an der Herrschaft. Ja — und das ist nun allerdings nur aus dem Hetärenwesen erklärbar — Platon hält es nicht für ganz unmöglich, daß ein Weib, obschon es im Allgemeinen in allen Stücken schwächer als der Mann sey, eine derartige Bildung gewinnen könne, die erforderlich ist, um allen den Verrichtungen der Obrigkeit vorzustehen *).

Diese eigenthümlichen Ansichten Platons von der Möglichkeit eines Staates beruhen auf Sitten, die er in seiner Heimath vorfand. Die Stellung der Frauen war eine sehr niedere; das Familienleben, aus welchem jeder gesunde Staatsorganismus erwachsen, wurde von dem öffentlichen so gut wie vernichtet, die natürlichen Gesetze der Liebe und Achtung des Menschen waren durch die Sclaverei ganz erschüttert, die Ehrfurcht gegen das Alter und die Götter war verschwunden.

Nach Platons Tode wirkten Speusippos aus Athen, Xenokrates aus Chalkedon, der strenge Polemon aus Athen, Krantor von Soli und Krates aus Athen in seinem Sinne fort. Aus Platons Schule aber ging der unstreitig größte Philosoph des Alterthums

Aristoteles hervor, der mehrfach abgestoßen von den fantastischen Inconsequenzen seines Lehrers Platon sich nach dem Beispiele der ältern Denker der Erfahrung aufs Neue zuwendete.

Aristoteles war ums Jahr 384 v. Ch. in der griechischen

*) S. Ritter, Gesch. d. Ph. II. 433—463.

Colonialstadt Stageira in Thrakien aus einer Asklepiadenfamilie geboren, wo noch nicht das Sittenverderben den Grad erreicht hatte wie in Athen. Sein Vater, den er jung verlor, war Arzt; dann nahm sich Proxenos von Atarneus seiner an. Darauf begab er sich, 17 Jahr alt, nach Athen zu Platon, wo er mit eisernem Fleiße die Studien betrieb und sich von Platon den Beinamen des Lesers erwarb. Nach Platons Tode begab er sich nach Atarneus, einer Stadt des äolischen Bundes, im größeren Mysien, welche damals der Tyrann Hermeias beherrschte, dessen Schwester Pythias seine Gattin wurde. Der Sturz des Hermeias nöthigte ihn zur Flucht nach Mitylene, von wo er sich an den Hof des Königs Philippos von Makedonien wendete, der ihm die Erziehung seines Sohnes Alexandros übertrug. Nachdem Philippos gestorben (336 v. Ch.) zog Aristoteles nach Athen und nahm das Lykeion ein. Er begann also in seinem 50. Lebensjahre auf dem Gipfel seiner geistigen Kraft sein Lehramt, das er in den Säulengängen umhergehend übte. Daher der Name peripathetische Schule. Gleich dem Pythagoras theilte er seine Schüler in zwei Classen, die Esoteriker oder Vertrauten, die er Vormittags belehrte, und die Exoteriker, das größere Publicum, denen er des Nachmittags seine Lehren mittheilte. Nach dem frühen Tode seines Schülers Alexandros verließ er Athen und zog nach Chalkis auf Euböa. Hier starb er bald darauf im J. 322 v. Ch., 62 Jahr alt *).

Aristoteles fand schon früh, jedenfalls durch Platon zu selbstständigem Nachdenken angeregt, daß alle menschliche Weisheit, die der Erfahrung sich entziehen will, doch zu keinem rechten Ergebniß führt. Der Schiffer, der in der klippenreichen See nur nach den Sternen sein Augenmerk richtet, wird an den Klippen, die er übersieht, das Schiff zerschellen. Aristoteles strebte mit unermüdlichem Eifer nach der Erkenntniß der Natur, ihrer Produkte, der Menschen und ihrer Erzeugnisse und Einrichtungen. In seinen Studien wurde er von seinem Zöglinge Alexandros unterstützt, der ihm nicht allein namhafte Geldsummen überwies, sondern auch durch Tausende von Menschen in Europa, Asien und Africa Naturkörper aller Art aufsammeln und dem geliebten Lehrer übersenden ließ. Seine Schüler halfen ihm in seinen Arbeiten und er zeichnete die Beobachtungen und Ergebnisse fleißig auf. Er soll 800 Schriften hinterlassen haben, die zum Theil nach seinem Tode verdarben, bis sie Apellikon von Theos wieder entdeckte. Später fand sie Sulla in Athen und ließ sie nach Rom schaffen.

Aristoteles suchte seinen Lehren feste Gestalt zu geben, indem er ein System daraus aufführte, das sich in die Logik, Physik,

*) Das Literarische bei Gräffe I. 428. Schoell III. 257. Ritter, Gesch. d. a. Ph. III. 3 ff.

Psychologie, Metaphysik, Ethik und Politik sonderte. Nächstdem stellte er eine Rhetorik und Poetik auf, deren Regeln er aus den vorhandenen Werken abstrahirte. Er schrieb ferner eine Mathematik und eine Naturgeschichte, worin er vorzugsweise die Physiologie zu begründen strebte, und die er durch kleinere Abhandlungen über einzelne Gegenstände, wie Erzeugung der Thiere, Lebensdauer, äußere Erscheinung derselben, die Pflanzen u. s. w. ergänzte.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in das Einzelne der außerordentlichen Fülle der aristotelischen Philosophie eingehen. Es genügen daher einige Bemerkungen über seine Politik, die auf seiner Tugendlehre beruht, als deren Krone er die Freundschaft bezeichnet, die er als ein zur Glückseligkeit nothwendiges Gut darstellt. Liebe ist die Quelle alles Guten, Liebe und Ehrfurcht die Grundlage der Staaten, der Anfang zur Gerechtigkeit. Aus den Gefühlen der Liebe und Ehrfurcht entsteht die Familie, deren materielle Basis das Hauswesen ist, dem daher auch ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden muß. Das Hauswesen aber ist der Besitz des Mannes, den er mit Frau und Kindern theilt und worin ihn der Sclave unterstützt. Der Sclave ist von Natur zum Beherrschtwerden bestimmt. Der Sclav hat aber Anspruch auf milde Behandlung, auf Nahrung, Gerechtigkeit, ja Ehrenbezeigung und gegen Erlegung des Kaufpreises auf Freilassung, und der Herr soll ihn zur Tugend bilden. Das Verhältniß des Sclaven ist das des Kindes zur Mutter.

Das Verhältniß der Gatten stellt uns Aristoteles in einem viel edlerem Lichte dar, als es in Athen bestand. Frau und Mann gehören wesentlich zu einander und ergänzen sich gegenseitig, daher der Mann ebenso wenig ganz selbstständig seyn kann als die Frau. Der Mann soll aber die Frau regieren, da er der vernünftigere, in Allem der stärkere Theil des Ganzen ist. In der Familie ist der Hausvater der Monarch.

Aus der Familie entwickelt Aristoteles die Gemeinde, aus mehreren Gemeinden aber den Staat, worin sich die einzelnen Hauswesen ebenso ergänzen sollen, wie in der Familie Mann und Frau, und aus diesem Verhältnisse sucht er Entwickelung, Fortschritt und Verfall der Staaten zu erklären. Den Unterschied der Stände erkennt Aristoteles als etwas Nothwendiges an, so die Ackerbauer, Handwerker, Krieger, Priester und Richter. Als Staatsverfassung kennt Aristoteles drei Arten, Monarchie, Aristokratie und Bürgerherrschaft, Politeia, aus denen die Ausartungen in Tyrannis, Oligarchie und Demokratie erwachsen sind. In ersterer besteht die Herrschaft von Gesetz und Recht und der Gehorsam, in den Ausartungen die Willkür der Einzelnen. Doch gesteht er dem Herrscher eine rechtmäßige Gewalt über die Gesetze zu, wenn es der höchste Zweck des Staates, das allgemeine Beste erheischt. Dem Königthum

erkennt Aristoteles den Preis zu (dieß jedenfalls in Folge seines Aufenthaltes in dem wohlgeordneten Makedonien) dann folgt die Aristokratie. Als die unvollkommenste Verfassung bezeichnet er die Volksherrschaft, die in ihrer Entartung zur Tyrannis, der schlechtesten aller Staatsformen, führt. Königthum und Aristokratie sind ihm die Herrschaft der Guten unter guten Gesetzen und mit guter Verwaltung. Im Guten können sich nur wenige auszeichnen und wo viele Herrscher, können doch nur wenig Gute darunter sich befinden. Er zieht daher allen Staatsformen die königliche vor, obschon er nicht verkennt, daß sie ihre Schwierigkeiten habe, und berücksichtigt, daß eine Staatsform nicht für alle Völker passe, da man die Eigenschaften der Bürger in Anschlag bringen müsse. Aristoteles verbreitet sich ferner über den Umfang, der einem Staate am wünschenswerthesten sey, über seine Vertheidigungsanstalten gegen äußere Feinde, wobei er, nach ägyptischem Vorbild, eine Trennung des Kriegerstandes von dem der Ackerbauer und Handwerker für zweckmäßig hält. Die Arbeiterclassen will er nicht an Staatsgeschäften Antheil nehmen wissen, nur die Grundbesitzenden, die die Hälfte des gesammten Staatsgebiets haben sollen. Die jüngern Bürger sollen als Soldaten dienen und gehorchen, die älteren die Verwaltung führen und die Greise der Gottesverehrung vorstehen. Als Zweck des Staates stellt er das tugendhafte Leben der Bürger an die Spitze. Er tadelt die Staaten, welche Krieg führen, um ihr Gebiet zu erweitern, da der Krieg die Muße und das Tugendbestreben der Bürger verhindere und die Tugend der Tapferkeit auf Kosten der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Weisheit ausbilde. Der Erziehung widmet er große Aufmerksamkeit; er will krüppelhafte Kinder nicht erzogen wissen, die Geburten sollen durch Abtreiben der Frucht beschränkt werden. Bis zum siebenten Jahre sollen die Kinder im Hause erzogen werden; der Körper muß vor Allem durch kräftige Nahrung, Uebung und Abhärtung ausgebildet werden. Die Kinder dürfen so wenig als möglich mit Sclaven verkehren. Vom 7. Jahre an soll bis zum 21. die Erziehung eine öffentliche seyn und alle Bürger gleichmäßig gebildet werden. Als wesentliche Bestandtheile der Erziehung bezeichnet er Grammatik, Zeichnenkunst, Gymnastik und Musik. Doch soll außerdem auch eine Ausbildung in edleren Wissenschaften gestattet seyn, sofern die Gesundheit nicht durch den dabei vorkommenden Mangel an Bewegung gefährdet wird.

Aristoteles übte einen langanhaltenden Einfluß auf die gesammten Wissenschaften aus, indem seine Ansicht über den beschränkten Gesichtskreis des griechischen Wesens hinausgriff. Unter seinen Schülern war der bedeutendste Theophrastos*), der an 2000 Schüler bildete und bis zum 105. Lebensjahre lehrte. Er setzte die Beob-

*) S. Gräffe I. 434.

achtungen seines Lebens fort und verfaßte naturhistorische und politische Schriften. Seine praktische Richtung leuchtet vornehmlich aus den 80 Charakterschilderungen hervor, die uns noch erhalten sind. Er hatte zahlreiche Nachfolger, welche die aristotelischen Ideen immer weiter verbreiteten, obschon sich eine gewisse materielle Richtung allgemach bei ihnen einfand.

Aus dem Studium der platonischen Philosophie und den verschiedenen Richtungen derselben ging die des Zenon von Kittion auf Cypern (356—259 v. Ch.) hervor, die von dem Orte, wo der Meister seine Vorträge hielt, der Stoa in Athen, die stoische Philosophie benannt wurde. Sie gliederte sich in Logik, Ethik und Physik. Der Charakter dieser Philosophie ist eine moralische Strenge, welche in der Tugend die wahre Glückseligkeit, in der Leidenschaftslosigkeit das Mittel dazu findet. Die Tugend aber besteht in der strengen Uebung der Pflichten gegen die Gottheit, die Menschen und sich selbst *). Auch Zenon hatte zahlreiche Nachfolger, welche zur weitern Ausbildung und Verbreitung der Lehre beitrugen.

Mittlerweile war in die sokratischen Schulen ein Element gekommen, welches als eine veränderte Richtung der Dialektik bezeichnet werden könnte. Pyrrhon nämlich, früher Maler, dann Begleiter Alexandros auf seinen Feldzügen, hatte den Grundsatz hervorgehoben, daß alle angeblich als wahr bewiesene Ideen, alle Grundsätze bezweifelt werden könnten, da man im Stande sey, jedem Grunde einen andern ebenso wichtigen entgegenzusetzen; man dürfe daher gar Nichts als etwas Gewisses hinstellen, sondern müsse sein Urtheil zurückhalten.

Zur selben Zeit nun, als Aristoteles aus Athen fortzog (323 v. Chr.), wanderte Epikuros aus Gargettos bei Athen **) dort ein, von Samos kommend, und sammelte in einem schönen Garten Schüler um sich. Er fesselte die Menschen namentlich durch seinen heiteren und gutmüthigen Sinn an sich. Seine Lehren entwickelte er in 300 einzelnen Abhandlungen. Im Leben war er mäßig in Genüssen. Seine Philosophie zerfiel in drei Haupttheile, die einleitende Kanonik, die auf eleatischen Grundsätzen beruhende Physik und Ethik. Die Welt, wie auch die Menschenseele sind aus Atomen zusammengesetzt und unvergänglich. Nur die Götter sind unvergänglich, kümmern sich aber nicht um die Menschen und die Welt. Der Mensch thut daher am Besten, sich das Leben so angenehm als möglich zu machen und dem Vergnügen hinzugeben, welches theils in Freude und Lust, theils in Zufriedenheit und Gemüthsruhe besteht, die einzig durch die Tugend erlangt wird. Die Furcht vor dem Uebel und den Göttern stört den Men-

*) S. Gräffe I, 438.
**) Das Literarische bei Gräffe I. 442.

schen in seinen schönen Stunden, weßhalb er diese aus sich zu entfernen hat.

Die Philosophie des Epikuros erwarb sich zahlreiche Anhänger und erhielt sich unter allen Systemen wohl am längsten in den mittleren Ständen der Griechen, da sie nur geringe Anforderungen an die Menschen machte und über das Ungemach des Lebens freundlich hinweghalf. Die Politik zog sie nicht in den Bereich ihrer Betrachtung und so war sie auch in keiner Weise den Herrschenden gefährlich.

Die Philosophie hatte die Aufgabe, alle dem menschlichen Geiste zugänglichen Wahrnehmungen zu einem Ganzen zu vereinigen, und Ursprung und Bestimmung der Welt, Wesen und Wirken der Götter, die Neigungen und Kräfte des Menschen zu betrachten.

Die älteren Philosophen hielten sich immer an den sicheren Boden der Erfahrung, auf welchen Aristoteles die späteren zurückzulenken versuchte. Die Erfahrungswissenschaften waren daher ein wesentlicher Theil der ältesten Philosophie.

Die mathematischen Wissenschaften kamen, wie die Buchstabenschrift, jedoch als bereits sehr ausgebildete Systeme den Griechen aus der Fremde, namentlich aus Aegypten zu, obschon die Sage die Arithmetik z. B. als Erfindung der Athene, die Astronomie als die des Centauren Chiron bezeichnete, während beide durch Pythagoras und Thales den Griechen aus Aegypten zugeführt wurden, die auch die Geometrie, Mathematik und Physik bei ihnen heimisch machten. Unter ihren Schülern fanden sich weitere Bearbeiter dieser Wissenschaften, wie denn in der Arithmetik sich Archytas, Philolaos, Xenokrates, Eratosthenes, in der Geometrie Anaximander, Oenopides aus Chios, Zenodotos, Hippokrates aus Chios, der erste, der die Quadratur des Kreises anregte, welche die griechischen Geometer lebhaft beschäftigte, Theodoros von Kyrene, Eudoxos von Knidos und Aristäos auszeichneten. Dikäarchos aus Messene unternahm Höhenmessungen im Peloponnes. Alle aber überstrahlte Eukleides aus Alexandrien, geb. 304 v. Chr., der wissenschaftliche Begründer der Mathematik, dessen Stoicheia in 15 Büchern noch vorhanden sind *). In der Astronomie folgten auf Thales Anaximenes, der angebliche Erfinder der Sonnenuhren, Anaxagoras, Pherekydes von Syros u. a. Eine Sternwarte errichtete der in Aegypten gebildete Eudoxos aus Knidos. Aristoteles beschäftigte sich ebenfalls mit der Astronomie, die unter den Ptolomäern sehr gepflegt wurde. Eratosthenes stellte im Museum zu Alexandrien eine Sphäre auf, Hipparchos von Nikäa berechnete die Grade der Länge und Breite, Posidonios von Apamea versuchte es den Umfang der Erde zu messen **). Bemerkenswerth ist, daß die Astrolo-

*) Das Literarische bei Gräße I. 679.
**) Das Literarische bei Gräße I. 476.

gie in Griechenland erst spät und zwar erst im alexandrinischen Zeitalter Eingang fand, wo eben Alexandrien auch ihr Hauptsitz blieb.

Die Mechanik erhielten die Griechen ebenfalls aus Aegypten (C. G. V. 449.), wo sie bereits sehr ausgebildet war. Sie wurde sodann namentlich in Sicilien und durch den Verkehr zur See wesentlich gefördert. Der berühmteste Mechaniker, der freilich keine Schriften hinterlassen hat, war Archimedes von Syrakus, der in Aegypten gereist war. Die Alten schrieben ihm vierzig neue Erfindungen zu, unter denen die Wasserschraube, eine neue Art Flaschenzug, besonders aber seine Wurfmaschinen, die er gegen die Römer unter Marcellus aufstellte, berühmt sind. Man hat ihm auch die Erfindung des Brennspiegels zugeschrieben*). Ktesibios aus Alexandrien (246 v. Chr.) zeichnete sich als Hydrauliker, sein Schüler Heron als Maschinenbauer und Schriftsteller in diesem Fache aus. Byton, Athenäus und Philon von Byzanz hinterließen zum Theil erhaltene Schriften über die Kriegsmaschienen.

Die allgemeine Erdkunde wurde gleichfalls von Aegypten und Phönicien aus den Griechen zugeführt, dann aber, als sie selbst in die Reihe der handeltreibenden Völker eintraten, von ihnen in Bezug auf den Norden von Europa und durch Herodot hinsichtlich des Orients und Aegyptens weiter gefördert. Größere Bereicherungen erhielt sie seit Alexandros des Großen Zügen in dem Oriente. Die ältesten geographischen, den Bereich des mittelländischen Seegebietes nicht überschreitenden Nachrichten finden wir, wie in den Liedern der Südsee (C. G. IV. 397.), in die epischen Gedichten aufgenommen. Dann folgt, allerdings erst um die Mitte des 5. Jahrh. v. Ch. G., Hanno's Periplus, denn die Erdkunde der Philosophen beruhte doch meist weniger auf Anschauung, als auf Hypothesen. Die Küstenbeschreibung des Skylax setzen einige in das 6., Andere erst in das 4. Jahrhundert. Erst mit Eratosthenes von Kyrene beginnt die wissenschaftliche Geographie; er verfaßte eine Erdbeschreibung in drei Büchern, die freilich verloren sind. Es folgen Dexippos (269 v. Ch.) mit einem Werke über Skythien, Nymphis aus Heraklea mit seiner Umschiffung Asiens, Agatharchides aus Knidos mit einer Beschreibung Asiens in 10 Büchern und über Europa in 49 Büchern, Artemidoros von Ephesos mit einer allgemeinen Erdbeschreibung und viele Andere. Der für uns wichtigste Geograph bleibt jedoch Strabon aus Amasia im Pontus, der in der Zeit von Cäsar und Augustus Reisen von Etrurien bis Armenien und vom schwarzen Meere bis nach Aethiopien gemacht und durch fleißiges Studium seine Anschauungen ergänzt hatte. Seine Erdbeschreibung in 17 Büchern ist, wenige Abschnitte des

*) S. Gräße I. 684. ff.

7. Buches ausgenommen, vollständig erhalten *). Strabon ist ein trefflicher Beobachter und fleißiger Sammler fremder Notizen.

Die Geschichte der Griechen wurzelt ebenfalls in der Sage und die ältesten Berichterstatter sind die epischen Dichter. Der Stoff wurde demnächst von den Dramatikern bearbeitet, wie z. B. von Aeschylos in den Persern. Man hatte nun zwar schon früh bei den Tempeln chronologische und genealogische Register in Stein gehauen, allein die eigentliche Geschichtschreibung hing ebenso sehr mit dem Besitze eines bequemen Schreibmaterials zusammen, als die andern Erfahrungswissenschaften. Die Geschichtschreibung begann natürlich mit den Berichten über die eigene Heimath; sie mußte sich erweitern, als die Colonien den Blick in die Ferne leiteten, namentlich aber als die Fremden mit Heeresmacht in das Land hereinbrachen. Nachdem dieses Ereigniß stattgefunden, fand sich der nachmalige Vater der griechischen Geschichte veranlaßt, eine Wanderung in die Ferne zu unternehmen, um sich dort über die Ursache der großen Ereignisse aufzuklären, deren Erzählung die erste Nahrung seines jugendlichen Geistes gewesen war.

Die griechischen Geschichtsschreiber vor Herodot hatten meist nur Provinzialgeschichten, wie Theagenes Makedonien, Polyzelos Rhodos, Xanthos aus Sardes Lydien, Hippys Sicilien, oder mythische und genealogische Stoffe, wie Akusilaos aus Argos, Hekatäos und Dionysios aus Milet, Hellanikos aus Mitylene, behandelt. Von ihren Schriften sind nur noch wenige Bruchstücke erhalten **). Sie alle überstrahlte Herodotos aus Halikarnassos in Karien, im Anfange des 5. Jahrh. v. Ch. geboren. Er begab sich, nachdem er in seiner Jugend die Schriften des Hekatäos gelesen, nach Samos und von dort trat er seine Forschungsreise an. Er besuchte Asien, Aegypten und den größten Theil von Griechenland und schrieb dann seine Erfahrungen nieder, „damit nicht die Handlungen der Menschen durch die Zeit verloren gingen noch große und bewunderungswürdige Werke, wie sie Hellenen sowohl als Barbaren ausgeführt, des Ruhmes verlustig würden, besonders auch aus welcher Ursache sie einander bekriegt hätten. Bei den Persern sagen nun die Geschichtskundigen, die Phönikier seyen des Streites Urheber gewesen."

So begann Herodotos seine Geschichte. Einen Theil derselben las er zu Olympia im J. 456 v. Ch. dem versammelten Volke vor; zehn Jahre darnach trug er einen andern Theil bei den Panathenäen vor, was er in Korinth und Theben wiederholte. Später begab er sich nach Thurii in Großgriechenland. Er starb gegen das Ende des peloponnesischen Krieges. Die Zeitgenossen nahmen sein Werk mit der größten Anerkennung auf und die Nachwelt hat ihm ihre

*) S. Gräße I. 570.
**) S. Gräße I. 326 ff.

Achtung bis auf den heutigen Tag bewährt, nachdem ihn die Untersuchungen der napoleonischen Armee in Aegypten und die nachfolgenden Entdeckungen von dem Vorwurfe der Leichtgläubigkeit gereiniget haben*). Herodotos ist eine der reinsten historischen Quellen.

Der nächste gefeierte griechische Schriftsteller, Thukydides aus Athen, geb. 471 v. Ch., Schüler des Anaxagoras und Antiphon, entzündete sich an des Herodotos Vortrag zu Olympia. Im peloponnesischen Kriege war er Heerführer und wurde, da er seinen Auftrag nicht erfüllen konnte, verbannt. So lebte er 20 Jahre in Thrakien und hier schrieb er sieben Bücher vom peloponnesischen Kriege und faßte von einem achten den ersten Entwurf ab. Er kehrte auf kurze Zeit nach Athen zurück, endigte aber sein Leben in Thrakien, durch Räuber ermordet. Seine Geschichte umfaßte die 21 ersten Jahre des peloponnesischen Krieges und ist mit der reinsten Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit in würdevoller und anschaulicher Weise mit großer Sachkenntniß geschrieben. Durch die Einflechtung von Reden erreichte er die allgemeine Achtung seiner Zeitgenossen, so daß Demosthenes das Ganze mehrmals copirt haben soll**).

Xenophon, dem wir unter den Freunden des Sokrates schon einmal begegnet sind, erwarb sich auch als Geschichtsschreiber einen dauernden Ruhm bei seinem Volke und der Nachwelt. Xenophon brachte einen großen Theil seines Lebens im Felde zu, kämpfte als Jüngling schon im peloponnesischen Kriege neben Sokrates bei Delion, war dann bei den 10,000 griechischen Hilfstruppen, die dem persischen Prinzen Kyros gegen dessen älteren Bruder Artaxerxes beistanden und die er nach der Schlacht von Kunaxa, wo Kyros blieb, in die Heimath zurückführte. Mittlerweile war Sokrates hingerichtet worden und Xenophon wendete sich deßhalb nach Kleinasien zu König Agesilaos von Sparta, in dessen Nähe er in der Schlacht von Koronea gegen seine Landsleute stritt, die ihm deßhalb das Bürgerrecht abnahmen und seine Güter einzogen. Die Spartaner entschädigten ihn durch Schenkung eines Grundstückes zu Skillus in Elis, wo er fortan nur den Wissenschaften lebte und hier oder in Korinth im J. 356 v. Ch. starb. Außer seinen Schriften über Philisophie, namentlich die des Sokrates, Hauswesen, Landwirthschaft und Jagd, schrieb er eine Fortsetzung der von Thukydides begonnenen Geschichte des peloponnesischen Krieges und die Geschichte des Feld- und Rückzuges der 10,000 Griechen; sein Agesilaos ist durch seinen zweiten asiatischen Feldzug veranlaßt und eine Charakteristik des Königs. Die Kyropädie gehört zu den politischen Schriften, deren er auch eine über die Staatseinrichtungen von Athen und Sparta hinterlassen.

*) Das Literarische bei Gräffe I. 330 ff.
**) D. L. b. Gräffe I. 336.

Ktesias aus Knidos, der als Leibarzt bei Artaxerxes Mnemon lebte, verfaßte nach persischen Nachrichten eine Geschichte des Reiches in 23 Büchern, die bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen sind. Gleiches Schicksal hatten die Arbeiten von Antiochos und Philistos aus Syrakus, Theopompos aus Chios, Ephoros aus Kyme, sowie die zahlreichen Monographien über attische Specialtopographie und Geschichte. Von den zahlreichen Schriftstellern, welche die Geschichte Alexandros des Großen bearbeiteten, unter denen namentlich Kallisthenes aus Olynth, der Begleiter des Königs, Anaximenes aus Lampsakos und Marsyas aus Pella, Klitarchos, Aristobulos aus Kassandra, Ptolemäos Lagi, der nachmalige erste König von Aegypten, Diodotos aus Erythrä und Onesikritos hervorgehoben werden, ist Nichts auf uns gekommen *).

Die Naturwissenschaften waren von den alten Philosophen, wie Thales und Pythagoras, sehr gepflegt worden, später nahm sie Aristoteles wiederum auf und führte sie namentlich in Bezug auf die organischen Körper wesentlich weiter. Sie verdankten schon in früher Zeit wesentliche Förderung dem Bestreben, die Mittel aufzusuchen, welche das gestörte Wohlsein des menschlichen Körpers wieder herzustellen vermögen. Wir fanden schon auf den niedern Stufen der Cultur die Medicin als die älteste Gönnerin menschlicher Forschung und die Naturkenntniß als besonderes Eigenthum der Leute, die sich mit der Heilung leidender Menschen beschäftigen. Die Aerzte der americanischen und polarischen Jäger und Fischer (C. G. II. 168 und 332 ff. III. 83. 89. 105 ff.) sind vornehmlich Zauberer, denen zum Theil durch Erbschaft, zum Theil durch Unterricht eine nähere Kenntniß heilkräftiger Naturkörper zu Theil geworden. Ja wir haben sogar im chinesischen Reiche noch Ueberreste des Vertrauens auf zauberische Heilmittel gefunden (C. G. V. 423.), wo doch der Staat bei weitem strenger derartige Zustände beaufsichtigt als sonst irgendwo. Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir auch bei den Griechen die Anfänge der Medicin an den Nationalcultus geknüpft sehen. Apollon, Artemis, Letztere auch als Eilieithyia, Hekate und die ägyptisirende Isis, sowie Athene waren die dem kranken Menschen heilbringenden Gottheiten. Unter den Götterverwandten sind Herakles, der Kentaure Chiron, Melampos und Orpheus, vor Allen aber Asklepios, der Sohn des Apollon. Die Tempel des Asklepios kann man wohl Heilanstalten nennen, wo die Priester zugleich als Aerzte auftreten und in ihrer Wirksamkeit durch den Glauben der Hilfesuchenden wesentlich unterstützt wurden **), Erscheinungen, die in den Culturkreisen der Brahma-

*) Die Namen und das Literarische bei Gräße I. 351—364.
**) Böttiger, Ideen zur Kunstmythologie I. 207. Schwenck gr. Mythologie S. 150.

und Buddalehre, des Islam und des Christenthumes ebenfalls fortbestehen. Diese religiöse Medicin wurde theils durch Erbschaft, theils durch Ueberlieferung fortgepflanzt. Die ärztlichen Priester oder priesterlichen Aerzte sah man daher als Nachkommen des Asklepios, als Asklepiaden an. Sie zeichneten ihre Erfahrungen auf und aus diesen Aufzeichnungen entwickelte sich die älteste medicinische Literatur, in der sich die älteren Philosophen auch Rathes erholten. Der Glaube an die Wirksamkeit dauerte bis in die Zeiten des Verfalls der griechischen Staaten fort und Aristophanes giebt uns in seinem Plutos ein interessantes Nachtstück aus dem Asklepiostempel, das uns das dort übliche Treiben plastisch vor Augen stellt. Nachdem Chremylos und Genossen dem Pluto zu Wiedererlangung des Augenlichts helfen zu wollen beschlossen haben, führen sie ihn zuvörderst an die See und spülen ihn ab, dann meldet Karion:

Zum Tempel kehrten wir des Gottes dort.
Als auf dem Altar nun Fladen und Opfernng
geheiligt lag, Feierkost für Hephästos Glut,
da lagerten wir den Plutos, wie der Gebrauch es hieß,
und Jeder von uns auch flickte sich die Streu daran.
Der Eine, Neokleides, der, ein Blinder zwar,
geheim entwendend alle Sehenden überschnellt;
und Andre viel, auch mit Gebrechen aller Art
behaftet. Als nun rings die Lampen ausgelöscht
und uns zu schlafen angemahnt des Heiligthum's
Aufseher, sagend, wer Geräusch vernähme, still
seyn muß er, legten wir allesammt uns ordentlich.
Ich aber, gar nicht schlafen konnt' ich, weil zu sehr
ein Topf mit Milchbrei mich begeisterte, wenig nur
abwärts vom Haupte stehend eines Mütterchens,
dem beizukommen mich gewaltig lüsterte.
Indem ich nun aufschaue, seh ich den Priester dort,
der alles Backwerk sammt den Feigen hurtig rafft
von jenem heiligen Tisch hinweg; und gleich darauf
umwandelt er die Altäre auch alle rings umher,
ob noch ein Fladen irgendwo wär' übrig;
und was sich vorfand, weiht' er ein — in den Ledersack.
Ich nun erwog die große Heiligkeit des Werkes,
und gegen den Topf, der voll von Mehlbrei, stand ich auf.

Frau: Elender Mensch, so wenig fürchtetest Du den Gott!

Karion: Ja wohl, bei den Göttern, hatt' ich Furcht, daß früher der
zu jenem Topf mir käme, schön mit Laub gekränzt.
Sein Priester ja hat erst mich deß verständiget.
Das Mütterchen nun, sobald sie merkte mein Geräusch,
erhob die Hand, ich aber zischte gegen sie,

und biß, als wär' ich Drache, mit geblähtem Maul.
Doch jene, schleunig zuckte sie die Hand zurück
und lag sodann ganz ruhig eingewickelt da,
vor Angst auch fistend, herber als ein Wieselchen.
Ich unterdessen schlang des Mehlbreis viel hinweg;
drauf als ich voll war, streckt ich mich, um auszuruhn.

Frau: Und jener Gott kam nicht gewandelt?

Karion: Nein noch nicht.
Nach diesem jetzo that ich, was gar lächerlich;
laut f.... ich, weil mir aufgedunsen war der Bauch.

Frau: Drum hat doch jener Dir sofort Abschen gezeigt?

Karion: Nein; aber Jaso, eine Mitbegleiterin,
ward etwas roth; auch Panakeia wandte sich,
die Nase haltend; nicht ja Weihrauch blas ich aus.
— Als das geschehn war, ganz sogleich verhüllt ich mich,
angstvoll, doch Jener, rings umher die Siechenden
umwandelnd, späht auf jede Krankheit sehr genau.
Dann kam ein Bursch, der ihm ein steinernes Mörserchen
vorsetzte mit dem Stampfer und ein Lädelein.
— Vor Allem nun dem Neokleides Arzenei
als Pflaster hob er an zu reiben; denn er warf
drei tenische Knoblauchballen ein und malmte sie
im Mörser, dazu mengend Silphionsaft, zugleich
Meerzwiebeln; dann mit sphettischem Essig angesprengt
strich er's auf die Augenlider ihm, die er umgedreht,
daß mehr es schmerzte, der mit Wehklag und Geschrei
fuhr auf, zu entfliehn; doch lachend sagte drauf der Gott:
Hier bleibe Du nun sitzen als Bepflasterter,
daß Du schwörst, gehemmt hab ich von der Volksversammlung Dich.
Nach diesem dann zu jenem Pluton setzt er sich;
zu allerst nun dessen Haupt betastet er;
hierauf ein sauberes Leinentüchlein nahm er und
die Augenlider wischt er rings. Panakeia dann
verhüllete mit dem Purpurschleier ihm das Haupt
und ganz das Antlitz. Jetzo pfiff Asklepios.
Da schossen hervor zwei Drachen schnell aus dem Heiligthum
von ungeheurer Größe. —
Sie beide schlüpften unter den Purpur sacht hinein
und die Augenlider leckten sie rings, wie mir es schien,
und ehe des Weines die genippt zehn Becherchen,
sieh da, o Herrscherin, stand Dir Plutos sehend auf *).

*) S. Aristophanes v. J. H. Voß. III. 345 f.

Bei den Asklepiostempeln hatte man allerdings mancherlei Dinge, welche geeignet waren, dem gemeinen Volke den Glauben an die Heiligkeit des Ortes zu erhalten. So hielt man noch zu Pausanias Zeit im Asklepieion zu Titane lebendige Schlangen, denen man Nahrung vorsetzte, ihnen aber nicht gern zu nahe kam (Paus. II. 11.). Bei Errichtung der Altäre des Asklepios in Epidauros in Lakonien bezeichnete eine Schlange den Ort, der dazu geeignet war (Paus. III. 23.). Asklepios hatte zahlreiche Tempel und Altäre in ganz Griechenland. Mit seinem Cultus hing die Arzneischule von Knidos innig zusammen. Unter den älteren Aerzten werden denn auch Pythagoras und sein Schüler Alkmäon aus Kroton genannt, der zuerst Thierkörper secirt haben soll, Empedokles aus Akragas, Anaxagoras von Klazomenä, Herakleitos aus Ephesos und Demokritos aus Abdera, der über den innern Bau des Chamäleons schrieb. Der eigentliche Begründer der griechischen Heilwissenschaft ist Hippokrates von Kos, ein Asklepiade, außerdem Schüler von Gorgias aus Leontini und Demokritos von Abdera (geb. 460 v. Chr.). Er machte Reisen in Kolchis, Tauris, Skythien, Thrakien und Griechenland, beobachtete fleißig die in den Tempeln vorhandenen Votivtafeln und die Bemerkungen der Priester und nützte namentlich durch seine sorgfältigen Aufzeichnungen seiner Erfahrungen. Seine zahlreichen Schriften wurden nach seinem Tode von seinen Söhnen und seinem Schwiegersohne überarbeitet und später zur Zeit von Hadrian durch Dioskorides und Artemidor neu bearbeitet. Das berühmteste seiner Werke sind die Aphorismen. Seine übrigen Schriften betreffen meist specielle Themata; sie sind von Vielen commentirt und auch im modernen Europa noch berücksichtigt worden. Seine Schüler bildeten die dogmatische Schule der griechischen Aerzte. Hippokrates starb hochbetagt zu Larissa *). Eine weitere Fortbildung der Medicin fand in Alexandrien Statt, wo die Medicin sich namentlich auf Anatomie stützen konnte. Dort lebte der größte Anatom seiner Zeit, Herophilos von Chalkedon (um 280 v. Ch.), und der berühmte Psycholog und Patholog Erasistratos von Julis auf Keos, die eine große Menge Schüler um sich versammelt hatten. Daneben bildete sich auch eine empirische Schule, und später in Kleinasien die Arzneimittellehre, die von den Königen Attalus Philometor von Pergamon und Mithridates von Pontos besonders gefördert wurde.

Die griechischen kleinen Staaten hatten für die Kunst allerdings sehr Vieles gethan, indem sie namentlich wetteiferten, die Göttersitze auf das prachtvollste auszuschmücken; sie schmeichelten dadurch der Nationaleitelkeit ihrer Bürger und spornten diese selbst zur Mitwirkung an. Für die Wissenschaften geschah von Seiten der griechischen

*) Das Literarische bei Gräffe I. 506.

Staaten Nichts, wenn sie denselben auch kein Hinderniß in den Weg legten.

Alexandros der Große aber förderte die Wissenschaft schon wesentlich durch die großmüthigen Unterstützungen, die er seinem Lehrer Aristoteles gewährte, namentlich durch das reiche Material, das er ihm zusandte. Wie in alter Zeit Aegypten schon der Sitz der Wissenschaften und das Ziel der Reisen griechischer Gelehrten gewesen war, so bildete sich, nachdem dort Ptolemäos Lagi nach Alexanders Tode im J. 305 v. Ch. den Thron der alten Könige wieder herstellte, ein neuer Heerd der Wissenschaften. Der erste König schrieb Memoiren über die Feldzüge, die er mit Alexandros gemacht hatte; er begründete ferner die große Bibliothek, die zu Cäsars Zeit 700,000 Bände zählte, und die Bibliothek im Serapistempel, mit welcher später die bedeutendsten griechischen Bibliotheken vereinigt wurden. Ptolemäos, des Lagos Sohn, beherrschte Libyen, Kyrenaica, einen Theil Arabiens, Palästina, Syrien und Cypern und ihm standen bedeutende Schätze zu Gebote, die er denn auch auf die edelste Weise anwendete, um das seit Kambyses vielfach mißhandelte Aegypten wiederum zum frühern Wohlstande zurückzuführen. Vor Allem suchte er die neue Hauptstadt Alexandrien zu heben, wo er neue Tempel, Theater, Gymnasien und Hippodromen bauen ließ. Er baute seinem Könige einen Tempel auf der Insel Pharos, wo er dessen Leichnam beisetzen ließ. Schon als Begleiter Alexanders des Großen hatte er seine Freude an den Wissenschaften kundgegeben; im Alexandrien hatte er stets Gelehrte um sich, die er mit Güte überhäufte und denen er in seiner Königsburg, in dem Museion Wohnungen anwies. Für sie ließ er in Asien, Afrika und Europa Bücher sammeln. Er bemühte sich, die berühmtesten Gelehrten nach Alexandrien zu ziehen und mit Theophrast, der seine Heimath nicht verlassen wollte, unterhielt er einen Briefwechsel *).

Sein Sohn, Ptolemäos Philadelphos, folgte ganz dem Beispiele seines Vaters; er mehrte die Handelsverbindungen nach Süden und vollendete den einst von Necho begonnenen Canal vom Nil nach dem rothen Meere. Er verband sich mit den Römern. Ptolemäos Philadelphos war durch die Philosophen Straton und Philetas von Kos unterrichtet, er liebte die Naturwissenschaften und vor Allem die Pflanzenkunde, in der er neue Heilkräfte aufsuchte. Er ließ mit großen Kosten aus dem Süden des Reiches durch Jäger eine Menge seltener Thiere herbeischaffen, die er theils lebendig in den Gärten, theils todt in den Sammlungen Alexandriens aufbewahren ließ. In Rhodos, Athen und anderen Städten Griechenlands ließ

*) Jacques Matter essai historique sur l'école d'Alexandrie et coup d'oeil comparatif sur la littérature grecque depuis le temps d'Alexandre le grand jusqu'à celui d'Alexandre Sevère. Par. 1820 2 Bde. 8.

er Handschriften aufkaufen und erwarb auch die Bibliothek, welche Aristoteles hinterlassen hatte. Er gründete ferner Wettspiele des Apollon, um die dramatische Poesie wieder in Aufnahme zu bringen.

Aus der Vereinigung der Gelehrten am Hofe der Ptolemäer erwuchs das eigenthümliche Institut, das man mit dem Namen der alexandrinischen Schule bezeichnet. Bisher hatten wohl Gelehrte, wie Pythagoras, Sokrates, Platon, Aristoteles, einen Kreis von Jüngern um sich gebildet, dem sie ihre Ansichten, ihre Erfahrungen und Speculationen mittheilten. Es waren dieß aber Bestrebungen von Privatleuten, die eine specielle Richtung verfolgten. In Alexandrien jedoch versammelte ein gelehrter Fürst eine Anzahl Gelehrter aus allen Fächern des menschlichen Wissens und er bot diesen das für ihre Studien nothwendige Material dar, das um so mehr sich häufen mußte, je standhafter seine Nachfolger denselben Zweck verfolgten und förderten. Nächstdem fanden auch die Dichter hier eine Freistätte, so gut wie die Philosophen. Sie alle, welche Richtung sie auch hatten, waren in dem Museion vereinigt, wo sie Wohnung und gemeinschaftliche Mahlzeiten fanden und die Priester die Musen darstellten. Das Museion bildete einen Theil der Königsburg, es hatte seine Baumgänge, seine Hallen und einen großen Saal, worin die vereinigten Gelehrten zusammen speisten. Es waren bestimmte Einkünfte für diesen Zweck angewiesen und der Verein stand unter einem Vorstand, den der König ernannte und welcher Priester, Hiereus, genannt wurde, wie denn die ägyptischen Priester stets die Pfleger der Wissenschaft gewesen waren. Es fand daher wohl auch ein gewisser Cultus Statt. Eine Nachahmung dieser Anstalt war das mit einer Bibliothek ebenfalls versehene Museion von Pergamon, das Attalus I. in der Mitte des dritten Jahrh. v. Chr. G. gegründet hatte*).

Die Gründung dieser Anstalt aber gab der Wissenschaft eine ganz andere Richtung, als sie bis dahin unter den Griechen hatte erlangen können; es war die Richtung auf die Erfahrung, die durch vergleichende Betrachtung der Thatsachen, mit Beseitigung sophistischer und fantastischer Speculationen, gewonnen wird. Allerdings hatten bereits Thales, Pythagoras und vor Allen Aristoteles, nach dem Vorgange der ägyptischen Priestergelehrten, ein ähnliches Bestreben gehabt, allein auf griechischer Erde gedieh dasselbe nun einmal nicht; mit dem Tode des Meisters ging das Werk gemeiniglich zu Grunde. Vor Allem fehlte es diesen Privatleuten an den nachhaltigen Mitteln, dann an mitarbeitenden Kräften.

Nun war aber durch königliche Freigebigkeit, die durch viele Generationen mit gleichem Wohlwollen fortgesetzt wurde, eine reiche Fülle von Thatsachen und Belegstücken zur Erforschung der Natur,

*) Matter l'école d'Alexandrie. I. 42.

der Geschichte, der Alterthümer auf einen Punct zusammengebracht; und wenn die Einführung der Schrift der erste Schritt zu einer geordneten Uebersicht der Ideen war, so war die Sammlung der Quellen der Wissenschaft die Grundlage für fortgesetzte genauere Forschung in den Erfahrungswissenschaften. Die Naturgeschichte konnte nun in der von Aristoteles begonnenen Weise weiter geführt werden; durch die Sammlung der Denkmale der Literatur konnte eine Uebersicht des gesammten Schatzes, ja eine Geschichte der Entwickelung der Literatur begonnen werden. Man war jetzt im Stande die Literaturdenkmale in Classen zu ordnen und die Gesetze zu ermitteln, nach denen sie entstanden waren. In Alexandrien entstand daher auch die Sprachwissenschaft, zunächst aus der Vergleichung der Lesarten der verschiedenen Texte der Literaturwerke, durch Vergleichung der verschiedenen Werke einer und derselben Art. Das Anfertigen der Verzeichnisse der Bücher mußte auf eine mannichfaltigere Classification derselben nach Inhalt, Herkunft und Alter hinleiten. Ja man wendete sich nun auch der außergriechischen Literatur, namentlich der von Syrien und Palästina zu, wie denn die griechische Uebersetzung der heiligen Schriften der Hebräer in Alexandrien mit bedeutendem Aufwande veranstaltet wurde. Demnächst wendete sich der Forschungsgeist ebenfalls der Betrachtung der Sprache zu und es entstand die Grammatik als eine eigene Wissenschaft, besonders seit Eratosthenes von Kyrene.

Unter den in Alexandrien heimischen Gelehrten ist zunächst der attische Redner und Staatsmann Demetrios Phalereus zu nennen, der dem ersten Ptolemäer bei der Ansammlung der Bibliothek wesentliche Unterstützung geleistet hatte. Ptolemäos Philadelphos verwies ihn später und er starb um 284 v. Ch. in der Verbannung. Die Philosophen Dioboros Kronos und Theodor der Gottesläugner, Menedemos u. A. konnten kein Glück unter einem Vereine machen, dessen Beschäftigung die erste Betrachtung von Thatsachen war. Desto größeres Ansehn genoß Eukleides, der erste Mathematiker seiner Zeit und Zenodotos, dem Ptolemäos Philadelphos die Aufsicht über die Bibliothek übergeben hatte und der den Text der homerischen Gedichte berichtigte. Nach ihm finden wir als Mitglieder des alexandrinischen Museions die Dichter Theokritos, Aratos, Lykophron, Kallimachos, Apollonios den Rhodier, deren Werke noch vorhanden, und Philikos, Timon, Sotades, Zoilos, Antigonos, Manethon u. a. Unter den spätern dem alexandrinischen Verein angehörigen Gelehrten sind uns die Schriften von Apollodoros, die mythologische Bibliothek, von besonderem Werthe.

Die alexandrinische Akademie, wie wir sie nach moderner Ansicht wohl nennen dürfen, erhielt sich trotz der politischen Wirren, in welche Aegypten allgemach gerieth, immer aufrecht. Selbst die Austreibung von Aristarchos und seinen Freunden, welche Ptolemäos

Physkon veranlaßte, hatte nur einen vorübergehenden Stillstand zur Folge. Die Vertriebenen fanden in Cypern, Smyrna u. a. Orten Griechenlands freundliche Aufnahme. Nach Alexandrien wendeten sich Andere und so kam denn später mit dem gesammten Reiche auch die alexandrinische Akademie nebst ihrem Besitzthume im J. 30 v. Chr. unter römische Verwaltung, wo ihr die gebührende Achtung und Pflege noch Jahrhunderte lang zu Theil wurde.

Es würde dem Zwecke dieses Werkes wenig entsprechen, wollten wir hier das lange Verzeichniß der Namen beifügen, welche der alexandrinischen Akademie angehört haben. Wohl aber scheint es zweckmäßig, den alexandrinischen Kanon mitzutheilen, d. h. das Verzeichniß derjenigen Schriftsteller, welche die Kritiker Aristophanes von Byzanz nnd Aristarchos nach reiflicher Prüfung als die classischen Meister und die wahren Blüthen der gesammten griechischen Literatur bezeichneten. Es sind folgende *):

Epische und heroische Dichter: Homeros, Hesiodos, Pindaros, Panyasis und Antimachos.

Jambendichter: Archilochos, Simonides und Hipponax.

Lyrische Dichter: Alkman, Alkäos, Sappho, Stesichoros, Pindaros, Bakchilides, Ibikos, Anakreon, Simonides, Kallinos, Mimnermos, Philetas und Kallimachos.

Trauerspieldichter: Aeschylos, Sophokles, Euripides, Jon, Achäos, Agathon.

Komödiendichter (der alten): Epicharmos, Kratinos, Eupolis, Aristophanes, Pherekrates, Platon, (der mittlern): Antiphanes, Alexis, (der neuern): Menandros, Philippides, Diphilos, Philemon, Apollodoros.

Redner: Antiphon, Andokides, Lysias, Isokrates, Isäos, Aeschines, Lykurgos, Demosthenes, Hyperides, Dinarchos, die zehn von Athen.

Geschichtschreiber: Herodotos, Thukydides, Xenophon, Theopompos, Ephoros, Anaximenes, Kallisthenes.

Philosophen: Platon, Xenophon, Aeschines, Aristoteles, Theophrastos.

Diese Namen galten als die Sterne erster Größe. Die anderen bildeten eine zweite Classe, die wir daher übergehen können.

## Die Geschichte

des alten Griechenlandes ist aus einem überaus reichen Detail zusammengesetzt; es ist die Geschichte einer durch scheinbar äußerst lose Banden zusammenhängenden Gesellschaft höchst interessanter Individuen. Es ist die griechische Geschichte nicht sowohl ein ge-

*) Matter a. a. O. II. 52.

schlossenes Ganzes, wie etwa um aus der Pflanzenwelt ein wenn auch nicht erschöpfendes doch erläuterndes Beispiel zu entlehnen, wie etwa eine colossale Eiche, sondern eine Menge nebeneinanderstehender Pflanzen, wie wir dieselben etwa auf einer Wiese antreffen, wo ja auch unter gleichen Verhältnissen, auf gleichem Boden eine Menge verschiedenartiger und doch verwandter Pflanzen üppig nebeneinander emporwachsen und eine jede sich selbstständig entwickelt.

So finden wir in Griechenland in der ältesten Zeit schon zahlreiche Einwanderungen aus Asien und Begründung von Dynastien, ja einen Kampf zwischen diesen, welcher Auswanderungen nach Westen zur Folge hatte. Die Aeolier, Dorier, Achäer und Jonier bleiben endlich die Herren des Landes, nachdem sie eine Anzahl kleiner Herrschaften begründet, zu denen neue Ansiedler aus Aegypten und aus Asien kamen, wie Kekrops, Danaos, Kadmos, Pelops. Es waren diese kleinen Königreiche zugleich die Sitze eines Göttercultus, aus welchem sich schon früh die ersten Elemente der hymnischen, epischen und lyrischen Dichtung entwickelten; die Verfassung war monarchisch unter Beirath der Aeltesten. Die buchtenreiche Küste und die zahlreichen Inseln lockten frühzeitig zu Seeraub und friedlichem Verkehre, ja schon in frühester Zeit zu gemeinsamen abenteuerlichen Fahrten in die nördlichen und östlichen Länder. Der Argonautenzug, an welchem die ersten Helden ihrer Zeit Theil nahmen, brachte die Schätze der Fremden in die griechische Heimath und erweiterte die Kenntniß. Der trojanische Zug vereinigte die Könige Griechenlands abermals zu einer gemeinsamen Unternehmung, allein die langwährende Abwesenheit der Könige und ihrer beßten Genossen trug zur Entwickelung und Selbstständigwerdung der zurückgebliebenen den Landbau und den Verkehr besorgenden Bevölkerung bei. Die unter den nach langer Abwesenheit Zurückgekehrten ausbrechenden Zerwürfnisse untergruben das königliche Ansehen immer mehr und die Einfälle der Herakleiden, die neue Königreiche gründeten, veranlaßten Auswanderungen nach Asien.

Endlich sehen wir in Athen an die Stelle der Könige Archonten treten und den Grund zu einer aristokratischen Republik legen, auch zwölf andere Stämme zu dem Bunde der Amphiktyonen zusammentreten. In rascher Folge erscheinen nun die Gründung von Colonien in Asien und Italien, die Erneuerung der olympischen Spiele, die Gesetzgebung von Lykurgos in Sparta, einer strengen Aristokratie unter zwei Königen, welche durch Unterjochung der Nachbarn sich geltend macht, die Gesetzgebung von Philolaos in Theben, Zaleukos in Lokri, Kypselos in Korinth, Drakon in Athen.

Bis auf Solon herrschte in Athen die Aristokratie, die, wie wir oben sahen, immer größeren Druck auf die von ihr abhängige Volksmasse ausübte; Solon ward der Begründer der Demokratie, der Reformator der Gesetzgebung. Die neue Verfassung erhielt sich

in ihrer Reinheit etwa ein Menschenalter. Das Verlangen nach einer durchgreifenden Ordnung des vielgetheilten Volkswillens rief den Pisistratos an die Spitze und fortan ist die Geschichte des athenischen Volkes die Geschichte der ausgezeichneten Persönlichkeiten, die dasselbe nach ihrem Willen zu leiten verstanden. Aehnliches wiederholte sich in den Colonien und in den anderen griechischen Staaten mit Ausnahme von Sparta, dessen strengaristokratische Verfassung, welche den ganzen herrschenden Stand zu einer einzigen Familie zu machen suchte, alle Herrschergelüste der niederen Stände mit eiserner Strenge zurückwies. In dieser Zeit mehrte sich der Verkehr zwischen dem Mutterlande und den Colonien und seitdem begann sich das Mittelmeer zu dem Völkermarkte zu gestalten, auf welchem die Griechen bald die herrschende Nation wurden.

Unter König Psammetich wurde Aegypten zum ersten Male den griechischen Kaufleuten eröffnet, bald darauf gründeten Spartaner Kyrenaika, dann gestattete König Necho den Griechen eine Niederlassung auf ägyptischem Boden und von nun an sehen wir Männer wie Thales und Pythagoras nach dem Lande wandern, wo ein tausendjähriger Frieden die Entwickelung von Wissenschaft und Kunst hatte stattfinden lassen. Fortan sehen wir in Griechenland eifrige Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, von denen namentlich die erstere den ägyptischen Mustern streng folgte, während die letztere den eigenthümlichen Charakter annahm, den sie bis in die Zeiten des Aristoteles beibehielt, — sie war mehr bildender, als forschender und fördernder Art.

Nun aber trat von Asien aus eine Bewegung in diese Culturkreise, die von dem wesentlichsten Einflusse auf die sämmtlichen Verhältnisse der um die östliche Hälfte des Mittelmeeres gelagerten Staaten wurde. In Persien hatte Kyros ein neues Reich, das persische (553) gegründet, das zunächst in Asien Land um Land an sich zog. Sein Nachfolger faßte den Plan, auch Aegypten demselben beizufügen, und führte denselben in kurzer Zeit aus; der letzte König Psammenit wurde entthront, die hundertthorige Thebä zerstört (525 v. Chr.). Kambyses Nachfolger Darius I. wandte sich nach Norden und drang im J. 513 nach Thrakien. In Kleinasien trafen sich zuerst persische und griechische Waffen, die Griechen zerstören Sardes, die Perser Miletos ums Jahr 500 v. Chr. und nun begann jener Krieg, der 50 Jahre unter Xerxes und Artaxerxes fortdauerte, und der namentlich zur Entwickelung der Kraft von Athen wesentlich beitrug; Miltiades siegte bei Marathon, Themistokles bei Salamis, Pausanias und Aristides bei Platää und Mykale, nachdem Leonidas den persischen Heeresmassen in den Thermopylen erlegen. Kimon zwingt endlich nach der Schlacht am Eurymedon den König Artaxerxes zum Frieden.

Athen, mit einer ehrfurchtgebietenden Flotte und wohlgeübtem,

ruhmgekröntem Heere, war nun der mächtigste Staat von Griechenland, während Sparta mit seinen rebellischen Unterthanen, den Messeniern zwanzig Jahre lang zu kämpfen hatte (479—459 v. Chr.). In Athen erblühte die dramatische Kunst unter Aeschylos und Sophokles, und seitdem Perikles (444—428) an der Spitze der Verwaltung stand, entfalteten sich auch die plastischen Künste, in selbstständiger Weise; das ägyptische Vermächtniß umgestaltend, Tempel, die Propyläen, Gymnasien, das Theater und Odeion stiegen empor, Pheidias, Miron, Skopas begannen ihre Arbeiten. Herodotos und Thukydides, Euripides, Aristophanes erschienen.

Allein die Eifersucht zwischen Athen und Sparta brach nun zum Kriege aus, in welchen auch Sicilien verwickelt wurde, und 27 Jahre lang kämpften fortan die Griechen mit derselben Anstrengung gegen einander (431—404), wie sie vorher gegen die Perser gestritten hatten. In Athen leitete Alkibiades die öffentliche Meinung. Nach seiner Flucht siegten die Spartaner bei Aegospotamoi (J. 405) und Lysander nahm Athen; die Mauern des Piräus mußten niedergerissen, die Schiffe ausgeliefert werden, an die Spitze der Verwaltung wurden 30 Tyrannen und 3000 Bürger gestellt. Die Tyrannen erhielten eine Leibwache, alle Demokraten wurden verbannt, der Oligarch Theramenes, der sich den übrigen 29 widersetzte, wurde hingerichtet, ebenso Sokrates. Es entwichen die Gegner der neuen Herrschaft in großer Anzahl nach Theben, Argos und Megara; an ihre Spitze stellte sich Thrasybulos und setzte sich in Phyle fest, wo er Verstärkungen an sich zog. Von da aus griff er die Vaterstadt an und vertrieb nach hartem Kampfe die Feinde derselben im Jahre 403.

Wie nun früher die Perser die Athener und Spartaner zu einem gemeinsamen Handeln veranlaßt hatten, so suchten nun beide sich in dem Kampfe gegen den Bruderstaat durch persische Hilfe zu stärken. Die Spartaner unterstützen den persischen Prinzen Kyros gegen seinen Bruder, den König Artaxerxes und ihr König Agesilaos geht deßhalb nach Asien. Mittlerweile stellt Konon die Mauern Athens wiederum her und besiegt dann die spartanische Flotte, jedoch mit persischer Hilfe.

Nun erhob Theben das Haupt für kurze Zeit — um den spartanischen Einfluß zu schwächen — und seine Helden Pelopidas und Epaminondas. Nachdem Epaminondas bei Mantinea gefallen, trat eine Zeit der Erschlaffung, der gegenseitigen fruchtlosen Bekämpfung ein, wie namentlich in dem sogenannten heiligen Kriege (356 bis 346). Die Phokäer hatten den Tempel von Delphi geplündert und die Thebaner sollten nach dem Ausspruche der Amphiktyonen die Züchtigung der Frevler übernehmen. Allein Theben fühlte sich nicht stark genug und es nahm nun den Beistand des Königs Philippos von Makedonien dafür in Anspruch. Die Athener, auf-

geregt von Demosthenes, versuchen es mit Hilfe der anderen Staaten, diese Einmischung des nördlichen Königs zu verhindern. Es kam zum Kampfe und an den Thermopylen erscheinen abermals Griechen, aber im persischen Interesse, — allein Philippos siegt in der Schlacht von Chäronea im J. 338 über die vereinigten Griechen und die Amphiktyonen übertragen ihm die von den Phokern erwirkte Stimme im Bundesrathe und ernennen Philippos zum Oberfeldherrn der Griechen gegen die Perser.

So siegte denn endlich doch das monarchische Princip über die Aristokratie von Sparta und die Demokratie von Athen, und die Makedonen, die von den übrigen Griechen als halbe Barbaren betrachtet wurden, erschienen ihnen als die Erretter aus den Wirren, in welche gegenseitiger Neid und Eifersucht sie gestürzt hatten.

Makedonien war ein fruchtbares, von der Natur mit edlen Metallen gesegnetes Land, von 1200 Quadratmeilen, das an Epiros und Päonien, den Strymon und den Olympos gränzte und von einem kräftigen Menschenschlage hellenischer Abkunft bewohnt war. Das Volk war in mehrere Stämme oder Völkerschaften geschieden, wie die Treren, Odomanten, Sinten, Satren, Bisalten, Edonen, Bessen, Agrianen, Mäden, Krestonäer, Mygdonen, Pelagonen, Päonen, Lynkesten, Oresten, Elimioten, Pieriten, ja man versichert, daß deren 150 gewesen. Als herrschender Stamm treten jedoch schon früh die Makedonen auf. In der Osirissage erscheint Makedon als des Wanderkönigs Statthalter. Dann aber erscheint als Herrscher Karanos, ein Ase, ein Herakliде, der aus Argos im Peloponnes kommend Edessa zum Mittelpuncte seiner Herrschaft macht und dorische Sprache und Gesittung zur Geltung bringt. Hundert Jahre darnach — 729 v. Chr. — kam der Heraklide Perdikkas aus dem Geschlechte des Temenos und befestigte griechische Bildung. Dieses Geschlecht herrschte fortan und hielt sich gegen die Perser sowie gegen Illyrier und Thraker. Die Könige förderten Ackerbau und Verkehr mit den griechischen Colonien und nahmen Griechen, wenn sie das Vaterland verlassen mußten, wie Euripides, gern an ihrem Hofe auf. Perdikkas III., der im J. 360 in einer Schlacht gegen die Illyrier blieb, hatte sich bereits in die griechischen Angelegenheiten gemengt und namentlich sein Augenmerk auf die athenischen Colonien gerichtet. Der Begründer der eigentlichen Größe der Makedonen ist aber Philippos, der in Theben gebildet 359 v. Chr. den Thron bestieg, der eigentlich seinem Neffen Amyntas gehörte. Er unterwarf sich Päonien, einen Theil Illyriens, nahm Amphipolis, Pydna und Potidäa und erweiterte sein Gebiet auch nach Osten. Seit dem Jahre 352 v. Chr. richtete er seine Thätigkeit namentlich gegen Athen und nun, nachdem er zum Oberfeldherrn der Griechen ernannt war, rüstete er sich zum Angriff auf das persische Reich. Unter diesen Zurüstungen ward er von Pau-

sanias ermordet, im J. 336. Sein Nachfolger war Alexandros III., der sich den Beinamen des Großen erwarb. Er beseitigte zuvörderst die Thronprätendenten, bezwang die feindlichen Nachbarn, warf sich dann mit 30,000 Mann auf das mit Athen verbündete Theben und zerstörte die Stadt bis auf des Pindaros Haus. Hierauf ließ er sich auf einer Versammlung zu Korinth nochmals in der Oberfeldherrnwürde bestätigen, dann aber ging er dem persischen Feldherrn Memnon entgegen, der Makedonien angreifen wollte. Im J. 335 setzte er mit 35,000 wohlgeübten Kriegern über den Hellespont, nachdem er in seiner Heimath den Antipatros als Statthalter und Oberfeldherrn zurückgelassen. Alexandros begann nun seinen Heldenzug, dessen Einzelheiten die Zeitgenossen sorgfältig aufzeichneten, den die Nachwelt zum Gedichte umgestaltend mit allen Wundern der Poesie ausschmückte, der im Morgen- wie im Abendlande, im islamitischen wie im christlichen Europa von den Dichtern gepflegt und ausgebildet wurde, und der in die Sagen der germanischen Völker überging.

Alexandros schlug die Perser zunächst am Granikos und bahnte sich dadurch den Weg nach Vorderasien, dann folgte der Sieg bei Issos (333), worauf der König Darius Kodomannus Friedensvorschläge machte, welche der Sieger zurückwies. Alexander nahm nun Syrien und Phönikien, wo nur Tyros ernsthaften, siebenmonatlichen Widerstand leistete. Alexandros zog eine Flotte von 224 Schiffen heran und eroberte die Stadt, 8000 Tyrer blieben, 30,000 wurden als Sclaven verkauft, die Stadt niedergerissen. Nachdem er noch Gaza erstürmt, rückte er ohne Widerstand zu finden in Aegypten ein. Alexandros zeigte sich hier als den Zögling eines griechischen Weisen, indem er dem Lande, von dem die Cultur nach Europa gekommen, die größte Ehrfurcht bewies. Er änderte Nichts in den Einrichtungen, besetzte die Stellen mit Eingeborenen und opferte den Göttern, unternahm auch einen beschwerlichen Zug nach dem Tempel und Orakelsitze des ammonischen Zeus. Seine höhere politische Einsicht bekundete der siegreiche König vornehmlich durch Anlage der neuen Stadt Alexandrien, die fortan der Mittelpunct des Verkehres zwischen den drei vereinigten Erdtheilen wurde und eben, weil sie ein Bedürfniß war, sich eines raschen Emporblühens erfreute. Hierher zog sich der Handel von den Trümmern von Tyros, hierher wendeten sich die lehrbegierigen Griechen und hier entstand später die berühmte Akademie, die wir schon kennen gelernt haben.

Alexandros wandte sich demnächst nach Persien selbst, setzte ungehindert über den Euphrat und Tigris und traf bei Arbela auf das unermeßliche Heer des Darius mit seinen Sichelwagen, Elephanten und griechischen Söldnern. Er hatte zwar nur 40,000 M. Infanterie und 7000 Reiter, siegte aber und ihm fiel das ganze persische Lager

mit einer reichen Fülle von Kostbarkeiten, Kameelen, Elephanten und Zelten als Beute zu; Darius entwich ins Innere. Alexandros nahm Babylon und Susa mit dem königlichen Schatze; die Verwaltung des Landes ließ er den Persern. Nachdem er sein Heer mit 14,000 Griechen verstärkt hatte, zog er nach Persepolis, dessen Königsburg er im Siegesrausche den Flammen übergab. Dann nahm er Ekbatana, das persische Heer entwich, nachdem dessen Führer Bessos den unglücklichen Darius ermordet hatte. Nun wurde Parthien und Armenien besetzt und dann der Feldzug nach Indien begonnen. König Poros ergab sich und blieb im Besitze seines Reiches. Alexandros bemühte sich, nähere Kunde von Indien zu erhalten, ließ den Nearchos eine Küstenfahrt durch den persischen Meerbusen unternehmen und kehrte, da das Heer sich entschieden einem weiteren Vordringen widersetzte, nach Susa zurück. Hier erlag nun der Schüler des Aristoteles seinem Glücke, er nahm persische Tracht und Sitte an, vermählte sich mit Statira, des Darius Tochter, seine Heerführer mit persischen Damen, umgab sich auch mit einer persischen Leibwache, ließ aber auch 30,000 junge Perser auf makedonische Weise bewaffnen und einüben. Dadurch erregte er die Unzufriedenheit seiner tapfern Kriegsvölker, sie verlangten stürmisch Rückkehr in die Heimath und er war genöthigt 10,000 alte Krieger zu entlassen, deren jedem der König ein Talent mitgab. Bald darauf im J. 323 ereilte der Tod den jungen Helden in Babylon, nachdem er dem Perdikkas seinen Ring übergeben. Dieser vermählte sich mit Alexanders Schwester Kleopatra, vertheilte die Provinzen nach Willkür, sich nur den Oberbefehl über das Heer vorbehaltend. Nachdem er ermordet und das makedonische Königshaus in Alexandros unmündigen Söhnen vernichtet, bekämpften sich die noch übrigen Heerführer. Nach der Schlacht von Ipsos, im J. 301, fand denn endlich eine Sonderung Statt. Seleukos erhielt Syrien, Mesopotamien und Armenien, Ptolemäos Aegypten mit Palästina, Lysimachos Vorderasien bis an den Taurus.

In Makedonien trat Kassandros, Antipatros Sohn, der Gemahl der Halbschwester Alexandros Thessalonike als König auf. Die Dynastie erlosch mit seinen Söhnen und ging auf Demetrios den Sohn des Antigonos über, bei dessen Familie sie nach mannichfachen Anfechtungen und Zwischenfällen blieb.

Durch Alexandros des Großen Züge war griechische Cultur weithin verbreitet worden; sie fand namentlich in Vorderasien mehr Verbreitung an den Höfen der neuen Dynastien, die sich fester begründet hatten und den Ländern Ruhe gewährten.

Griechenland selbst nur war nicht im Stande, sich aus eigner Kraft zu dauernder Selbstständigkeit zu erheben, obschon die Kämpfe um den makedonischen Thron zwischen den Nachkommen des Demetrios, Pyrrhos von Epiros und Lysimachos von Vorderasien einer

Kräftigung des griechischen Staatswesens günstig waren und zu einem nähern Zusammenhalten unter einander einluden. Allein ionische und dorische Eigenthümlichkeit, Athen und Sparta standen sich zu feindselig gegenüber. Ein Versuch zur Einigung war der ätolische Bund, der spartanische Interessen vertrat. Bedeutender trat der achäische Bund auf, dessen Anfang das Bündniß der Staaten Paträ, Dyme, Tritäa und Pharä im J. 280 v. Ch. bildete; es traten noch andere Staaten Achaias bei, namentlich Sikyon, wozu dann auch Korinth und Athen kamen. Man entfernte zunächst die makedonischen Besatzungen und verabredete eine vollkommene Gleichberechtigung der Bundesglieder, wie es etwa im Amphiktyonenbunde gewesen war. Die Seele des Bundes war der Sikyoner Aratos, der 244 v. Ch. die Makedoner aus Korinth vertrieb. Bundessitz war Aegion, wo zweimal im Jahre getagt wurde. Dem Bunde schlossen sich die meisten Staaten von Arkadien und Argolis an. Später, 224 v. Ch., zog der Bund auch Makedonien in sein Interesse, das vorzugsweise gegen Sparta gerichtet war. Der Bundesfeldherr Philopömen, ein Arkadier, verbesserte die Heereseinrichtung und besiegte endlich, nach mancherlei Wechselfällen, die unversöhnliche Feindin der Jonier, er nahm im Jahre 182 v. Chr. Geb. Sparta ein und schleifte die Mauern der Stadt. Er fiel jedoch bald darauf den Feinden in die Hände und diese zwangen den 78jährigen Greis im J. 183 v. Ch. den Giftbecher zu trinken. Der Bund gerieth nun in innere Zwistigkeiten, welche die Römer nährten. Diese eroberten im J. 146 v. Ch. Korinth. Makedonien, was die Griechen einst aus den eignen Wirrnissen herausgerissen, war bereits 21 Jahr vorher römische Provinz geworden; jetzt erlitt Griechenland dasselbe Schicksal. Die Sieger ehrten jedoch den letzten Bund der Griechen noch dadurch, daß sie das eroberte Land unter dem Gesammtnamen Achaja in ihr Ländersystem eintrugen.

## Italien.

Wir sind nun zu der Stelle gelangt, wo wir unsere Betrachtung demjenigen Staate zuzuwenden haben, der fortan so gewaltig und so innig in die Entwickelung der europäischen Cultur eingegriffen hat, nachdem er die Ergebnisse der Culturbestrebungen der vor ihm lebenden Völker in sich aufgenommen hatte. Rom wurde der Mittelpunct der um das Mittelmeer gelagerten Staaten, in ihm strömten alle Ergebnisse der von Aegypten und dem Orient ausgegangenen, von den Griechen und Karthagern gestalteten künstlerischen und wissenschaftlichen Cultur zusammen; es nahm dieselben in sich auf. Ueberlegen aber waren die Römer den griechischen Lehrern durch die moralische Kraft und Würde, die auf Familienleben, gesetzlichen Sinn und jener Pietät beruhte, die die Einrichtungen des Staates

in Politik und Religion unterstützten. Ordnung, Gehorsam und Ehrerbietung waren die Grundpfeiler des römischen Staates, dessen Bürger fleißige und einfache Landwirthe und unüberwindliche Soldaten waren. Der römische Staat fiel, als die griechische Sophistik und die Fülle der eroberten Schätze die Einfachheit des Familienlebens und die Ehrfurcht für die vaterländischen Institutionen, den Gehorsam gegen das Gesetz vernichtet hatte.

Der römische Staat aber hatte sich unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen gestaltet und war nur nach harten und schweren Prüfungen zu seiner Größe gelangt. Gleich dem altmexikanischen Reiche war sein Anfang geringe und mühvoll und er mußte erst mit den mächtigen Nachbarn harte Kämpfe bestehen, bevor er eine gebietende Stellung einnehmen konnte. Rom bildet so ziemlich den Mittelpunct der italienischen Halbinsel, deren nördlicher Theil von keltischen Stämmen bewohnt ward, unter denen die Ligurier noch in den Zeiten des Dioboros von Sicilien als halbe Wilde angesehen wurden. In dem waldigen rauhen Lande führten die Ligurier ein mühvolles und armseliges Leben. Sie erlegten das Wild, das ihnen Nahrung und Kleidung darbot, bearbeiteten den steinigen Boden und lebten familienweise in elenden Hütten beisammen. Sie waren, Männer wie Frauen, sehr abgehärtet und traten namentlich den Galliern kräftig entgegen *). In dem Lande zwischen den Apenninen und den Alpen, dessen fruchtbare Ebenen der ins adriatische Meer mündende Po bewässert, wohnten keltische Stämme, wie in Gallien unter der Herrschaft der in Krieger und Priester getrennten Aristokratie. An der Küste des adriatischen Meeres waren griechische Colonien, Hadria und Ravenna, die den Handel betrieben.

In dem an beiden Seiten der Apenninen hingestreckten Land, dessen fruchtbarste Seite nach Süden gewendet, lebten die umbrischen Ureinwohner ebenfalls in offnen Flecken und einzelnen Stämmen beisammen. Unter ihnen treten die Sikeler oder Sikanen als ihre Feinde auf, die von den Griechen als Barbaren bezeichnet werden. Die Sikeler wurden darauf von Pelasgern nach Süden und zwar in die nach ihnen benannte Insel Sicilien gedrängt. Die Pelasger, auch Tyrrhener, später Tusker oder Etrusker genannt, erscheinen nun als das herrschende Volk in Mittelitalien, das auch nach Norden hin bis an den Po seine Macht erstreckte, im Süden aber mit den ihnen stammverwandten Griechen in Berührung kam, welche an dem neapolitanischen Golf die Städte Kyme, Parthenopolis und Neapolis, Posidonia und Rhegion, an dem tarentinischen Busen aber Lokri, Kroton, Sybaris, Taras u. a. Städte und in Sicilien die blühenden Staaten von Naxos, Katane,

*) Diodor v. Sic. V. 39.

Leontini, Syrakusä, Kamarina, Akragas, Selinus, Messana u. a. gegründet hatten. Die Etrusker hatten das heutige Toscana und den Kirchenstaat inne *); man hat berechnet, daß ihr Staat bereits 290 Jahre vor der Erbauung von Rom eine feste Gestaltung erhalten habe, wobei Clusium und Tarquinii als die beiden Hauptorte erscheinen **).

Das Volk der Etrusker war ein kräftiger Menschenschlag, der vielleicht dem glich, den wir im heutigen Toscana antreffen, wo wir wenigstens öfter noch jenen Physiognomien begegnen, die wir in etruskischen Denkmalen finden ***). Die Gesichtszüge sind nicht so regelmäßig wie die der Griechen, noch auch so scharf ausgeprägt wie die der Römer, namentlich ist die Nase minder lang, das Kinn voller, die Formen runder. Das Volk war in Speise, Kleidung und Wohnstätten sehr üppig; man hielt täglich zweimal Tafel, die mit Decken und silbernen Trinkgeschirren besetzt war, und hatte eine ziemliche Anzahl Bedienten, bei denen man auf schöne Körperbildung hielt und die mit prächtigen Kleidern geschmückt waren. Ihre Gebäude waren mit Säulengängen versehen. Das Land war fleißig angebaut, namentlich die fruchtbaren Thäler, während die Städte auf den Anhöhen gelegen waren, wie Cosa, Volterra, Perusia, Falerii, Fäsulä u. a. Die Landesprodukte bestanden in Getraide, Waizen, Spelt, Hirse, Flachs, Wein, der an den Bäumen emporrankte †), und der Oelfrucht. Die Wälder waren an Tannen und Pinien reich, die als Schiffs- und Bauholz benutzt wurden, und an stattlichen Ebern. Die Schaf- und Rinderzucht war bedeutend und die etruskischen Frauen vorzügliche Spinnerinnen, denn die Kleiderstoffe wurden vorzugsweise aus Schafwolle bereitet. Die Pferdezucht wurde durch Wettrennen in Schwung erhalten. Fischfang bildete an der Küste einen Hauptnahrungszweig und hier waren Warten erbaut, aus denen man den Zug der Thunfische beobachtete. Bergbau wurde früh getrieben, namentlich auf Kupfer zu Volterra

*) S. Gius. Micali, Storia dei antichi popoli Italiani. Fir. 1832. 3 Bde. 8. und Atlas. Etrusco museo Chiusino dai suoi possessori pubblicato con aggiunta di alcuni ragionamenti del Prof. Domen. Valeriani e con brevi esposizioni del Cav. Fr. Inghirami. Poligrafia Fiesolana 1833. 4. K. O. Müller, die Etrusker. Bresl. 1848. 2 Bde. 8. W. Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft. Stuttg. 1843. 8. Die englischen Arbeiten der Miß Gray.

**) Die geographische Uebersicht nebst den Völker- und Ortsnamen s. bei Abeken, Mittelitalien S. 28 ff.

***) S. die I. Tafel zu diesem Bande, die aus Micali's Atlas entnommen ist.

†) In Italien war der Weinstock eben so heimisch wie im Kaukasus und in Griechenland, und noch heute wächst derselbe in der Maremme wild und wird benutzt. S. m. Italica S. 128.

und auf Eisen in Elba, auf Silber bei Populonia *). Zu Bauten und Bildwerken benutzte man den aschfarbenen vulcanischen Tuff, Peperino, der in Rom bis in die letzten Zeiten der Republik ebenfalls Hauptbaumaterial blieb, dann den Alabaster und später den Marmor der toscanischen Küste und zu Mauern den Travertin. Als Bindemittel benutzte man schon früh die Puzzolanerde. Für Gefäße und Dachziegel war trefflicher Thon vorhanden. Salz dünstete man aus Seewasser ab.

Die Kleidung der Etrusker war ebenso einfach wie die der Griechen, sie bestand aus dem Hemd mit kurzen Aermeln und dem Mantel oder der Toga, die bei den obrigkeitlichen Personen reich verziert war. Die Frauenkleidung glich der griechischen. In der Fußbekleidung aber wichen die Etrusker von den barfußgehenden Griechen wesentlich ab. Auf den Bildwerken erscheinen die Etrusker meist in spitzzulaufenden Schuhen, die auch die römischen Senatoren trugen. Der Bart wurde rasirt, die Haare aber zum Theil lang bis in den Nacken getragen. Den Kopf bedeckte ein hoher und spitzer Hut.

Das Familienleben der Etrusker zeigt vornehmlich eine große Achtung der Frauen, namentlich der Mütter, deren Namen man führte und der in der Endung al angedeutet ist, z. B. Fuisinal, Sohn der Fuisine. Nächstdem war der Erstgeborne besonders bevorzugt und Lar, Herr, genannt. Er war der Erbe des Grundbesitzes und der dazu gehörigen Leibeigenen, indem man jene ungetheilt zu erhalten strebte.

Der Verkehr der Etrusker war zur See wie zu Lande sehr lebhaft, wie denn nach ihnen der westliche Theil des Mittelmeeres das tyrrhenische Meer genannt wurde, wo sie sich nebst Phönikern, Karthagern und Griechen am Handel betheiligten, auch Seeraub trieben. Im Norden war um den Po oder Eridanus, an den sich die Sage von den um ihren Bruder weinenden Töchtern des Sonnengottes anlehnte, ein namhafter Handelsverkehr mit Bernstein. Die Handelsplätze Hadria und Spina, dann die Straße über die Alpen, die nach Pannonien und dem Norden führte, von wo man den Bernstein zu Lande holte, hatten Niederlagen dieses gesuchten Materials. Hier holten es die Griechen und führten es in ihre Heimath *). Noch zur Zeit des Plinius war der Bernstein im nördlichen Italien ziemlich angehäuft, so daß die Bauernfrauen Halsketten davon trugen. Der Verkehr mit den jenseits der Alpen

---

*) Steinerne Werkzeuge, wie Aexte, Hämmer und Messer, kommen unter den italienischen Alterthümern meines Wissens ebenso wenig vor als in Griechenland, obschon der Arno und die Seeküste nicht arm an Geschieben ist. Dieß deutet auf sehr frühe Benutzung der Metalle.

**) S. Müllers Etrusker I. 280.

wohnenden Völkern wurde wohl vorzugsweise durch den an der preußischen Küste vorkommenden Bernstein unterhalten.

Der Seehandel wurde im Osten von den Phönikern und Griechen, im Westen von den Karthagern beschränkt, namentlich seitdem Letztere Sardinien in Beschlag genommen, wo die Etrusker ehedem Besitzungen gehabt hatten. Mit den süditalischen Griechen waren die Etrusker in freundlichem Verkehr, nicht so mit den sicilischen. Die wichtigsten etruskischen Häfen waren Luna (Spezia), Pisä, Volaterrä, Populonia, Argoos auf Elba, Telamon, der Herakles-Hafen von Cosa (Porto Sant Ercole), Cäre und auf der Ostküste Hatria und Spina. In diesen Häfen lagen die Schiffe der Etrusker, die den griechischen ähnlich waren.

Die Gegenstände des etruskischen Handels waren Getraide, Roheisen, Harz, Wachs, Honig, Wein, Thonwaaren, Schuhe und Erzarbeiten, welche sie gegen Elfenbein, Weihrauch, edle Metalle und Steine austauschten. Der innere Verkehr knüpfte sich, wie in Griechenland, an gewisse Feste, die zu bestimmten Zeiten an gewissen Orten abgehalten wurden, wie z. B. die Versammlung der Zwölfvölker beim Tempel der Voltumna war. Mittel des Verkehrs war das gegossene Erzgeld von schwerem Gewicht und zwar nach dem Decimalsystem. Das Geld, zugleich Gewicht, war viereckig, und sind als Prägestätten bekannt: Volaterrä, Clusium, Telamon, Hadria, Tuder, Iguvium, Pisaurum, dann später Rom*).

Die Verfassung der etruskischen Staaten scheint nichts Anderes gewesen zu seyn, als eine weitere Entwickelung der in Gallien bei den Celten bereits betrachteten Formen, wie Cäsar sie schildert. Es war eine Herrschaft des Adels, der sich in zwei Stände, den der Krieger und den der Priester, theilte, der aber nicht wie der gallische Adel in offenen Flecken wohnte, sondern wohlbefestigte Sitze, Castelle und Städte hatte, welche auf den Höhen angelegt, das tiefer gelegene, von dem leibeigenen Volke bebaute Land beherrschten **). Cosa, Fäsulä, Rusellä, Volaterrä, Populonia, Perusia, Falerii, Volsinii, Veji und Fidenä lagen sämmtlich auf felsigen Anhöhen. Auf diesen Anhöhen bildete die Burg den Kern der übrigen Wohnstätten, die durch eine Mauer von ihr getrennt sich auf Terrassen den Bergabhang hinabzogen, oder in die Ebene vordrangen. Wo man Städte in der Ebene anlegte, wie Pyrgoi und Angitia, da steckte man ein Viereck ab, welches mit polygonen Mauern umgeben wurde.

*) Ueber das Etruskische Münzwesen s. bes. O. Müller, Etr. I. 304—342. R. Lepsius, über die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien und über die Verbreitung des italischen Münzsystems von Etrurien aus. Lpzg. 1842. 8. S. 47. ff.

**) S. Müllers Etrusker I. 220. Abeken S. 130.

Bei den Galliern fanden wir offene Orte und nur für den Nothfall abgelegene, von der Natur geschützte Zufluchtsstätten. Bei den Etruskern treffen wir die Mauer, womit man entweder die steilen Bergwände bekleidet oder die in der freien Ebene gebaute Stadt umschränkt. Die Anfänge sehen wir in den gallischen Holz- und Erdmauern, zu deren Schirm man ebenfalls Steine verwendete. Die etrurischen Mauern waren ebenfalls ein Erdwall, der aber an den Seiten mit gewaltigen Blöcken von Felsen, deren Flächen man abgeglättet hatte, bekleidet wurde *). An den Apenninen bricht der Kalkstein in regellosen großen Blöcken. Diese fügte man an einander und ergänzte die entstandenen Lücken durch Einfügung kleinerer Stücke. In den Tuff darbietenden Ebenen verwendete man die Kalkstein-Blöcke, die oft aus ziemlicher Entfernung herbeigeschafft werden mußten, nur zu den Grundmauern und setzte darauf den in regelmäßigen Schichten abgelagerten Tuff, woraus der Quaderbau hervorging. Der Tuff war bei Weitem leichter mit dem Meisel zu bearbeiten. Man schichtete nur die Steine, mit den abgeglätteten Flächen möglichst horizontale Linien bildend, aufeinander, ließ aber doch hie und da, um das Ausweichen zu verhindern, einzelne Steine aus der obern in die untere Schicht herabreichen und verband dadurch die Schichten um so inniger. Wir finden diese Mauerart ebenso auch im alten Griechenland **). Die Mauern waren nun durch Thore und Thürme befestigt und von außen her durch Wälle geschirmt. Die Städte enthielten im Innern freie Plätze, an denen die öffentlichen Gebäude für Staatseigenthum, Rechtspflege, Verwaltung und Götterdienst gelegen waren. Die Seestädte hatten ihre Häfen und Werften. Mit der Urbarmachung und Bearbeitung des Bodens standen bedeutende hydraulische Anlagen zur Entwässerung des Landes in Verbindung, wie die Ableitung von Seen, d. h. wassergefüllten Vulcankratern und die Regulirung der Flußbetten **). Durch derartige Arbeiten, die mehreren Städten Nutzen verschafften, wurde zugleich ein gemeinsames Zusammenhalten, ein fortwährender friedlicher Verkehr unterhalten, der dann die Anlage und Pflege von Straßen und Brücken fördern mußte.

So finden wir denn im alten Etrurien eine Anzahl einzelner Städte als die Sitze der Herrscher der Bevölkerung und der Eigenthümer des von dieser bearbeiteten Grundes und Bodens. Es kam vor, daß eine Stadt, wie z. B. Veji, noch andere Ortschaften besaß, wie dieses z. B. Sabate. So gehörte Graviscä zu Tarquinii,

*) S. Abeken S. 138 und Taf. I. Die Mauern von Volterra, Populonia, Roselle, Cosa, Fiesole, Todi und Terni bei Micali Taf. IV ff. Ueber das Technische, über die kyklopischen Mauern Griechenlands und die schleswig-holsteinischen Felsmauern s. Forchhammer. Kiel 1847. 4. m. Abb. Aehnliches auch im Elbthal und im Erzgebürge.

**) S. Abeken S. 164 ff.

Aurinia zu Caletra; andere Orte standen im Verhältnisse der Schützlinge zu größeren Städten, wie Nepet und Sutrium, Fidenä und Capena zu Veji. Populonia wird eine Colonie von Volterrä genannt.

In den Städten waren die Fürsten, Principes, diejenigen, welche die öffentlichen Angelegenheiten allein besprachen, beriethen und einen Beschluß faßten. Der Vorsteher wurde wahrscheinlich mit dem Namen Lauchme, Lucumo, bezeichnet; seine Stelle war aber nicht erblich. Er wurde durch eine besondere Tracht, die prachtvoll gesäumte Toga und die goldene Bulla, die er am Halse trug, ausgezeichnet. Er saß auf dem Stuhle von Elfenbein, wenn er umgeben von den Gerichtsdienern Recht sprach, er hielt den Triumphzug im Diadem aus Eichenblättern von Gold, mit Eicheln von Edelstein und goldenen Bändern. Ihm gehörte eine goldgestickte Tunica und Toga und der Elfenbeinscepter mit dem Adler auf der Spitze, wodurch er gewissermaaßen als der Stellvertreter des Jupiter erscheint.

Es ist jedoch nicht ausgemacht, ob dieser König nur dem weltlichen oder auch dem geistlichen Stande ausschließlich oder beiden zugleich angehörte. Dagegen ist bemerkenswerth, daß Einrichtung und Namen der Senate auch bei den Etruskern vorkommen und zwar als Verwaltungsbehörde. War nun der weltliche Adel vornehmlich der Stand der Krieger, so war der geistliche der Träger der Cultur und der Inhaber der Bildung und der Schulen.

Das Landvolk war leibeigen. Allein es war außer dem Adel und dessen Leibeigenen noch ein dritter Stand vorhanden, der der freien Bürger der Städte, die jedoch unter dem Schutze des Adels standen und als dessen Clienten erscheinen. Sie waren die Handwerker, Künstler, Handeltreibenden, Schiffer und Gewerbetreibenden jeder Art; daß aber diesem freien Bürger das Recht der Versammlung vor der Zeit zugestanden gewesen, wo die etruskischen Städte durch einen mächtigen Gegner in ihrer Selbstständigkeit bedroht waren, dürfte wohl kaum anzunehmen seyn. Seit dem Emporstreben Roms kommen allerdings Fälle vor, wo die Patricier oder ein herrschendes Geschlecht einer etruskischen Stadt mit dem Volke in Streit war. Der wachsende Verkehr und darauf folgende Wohlstand der Bürger, dann Streitigkeiten unter dem Adel, vor Allem aber drohende Gefahr von Außen machten allgemach ihr Ansehn größer und ihr Treiben unbeschränkter. Es war dieß aber die Zeit des Verfalls, dessen Entwickelung bei ähnlichen Elementen wir in Rom sicherer verfolgen können. Ueber die Gliederung dieser Bürger unter sich, ihre Steuerverhältnisse und Abgaben, die Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten fehlt es durchgehends an Nachrichten. Jedenfalls aber waren ihre Zustände die Vorläufer der spätern römischen, wie denn die in Rom eingeführte Abschätzung des Vermögens und die Heerpflichtigkeit aus Etrurien dorthin verpflanzt worden seyn sollen (Müllers Etrusker. I. 390.).

Der selbstständigen etruskischen Städte oder Staaten werden zwölf genannt; sie waren, wie die griechischen, durch einen Bund mit einander vereinigt, der dann durch die Fürsten repräsentirt wurde und im Kriege einen Oberfeldherrn hatte. Allein etwas Näheres und Bestimmtes über die innere Verfassung dieses Bundes, ja die Namen der demselben angehörigen Städte ist nicht zu ermitteln.

Von dem Kriegswesen der Etrusker gilt, was wir oben von dem griechischen gesagt haben. Die Denkmale zeigen dieselben Formen der Waffen, die kreisrunden Schilde, die Wurfspieße und Lanzen, die Panzer und Beinschienen, die Helme — Alles zeigt die etruskischen den griechischen ähnlich. Als eine den Etruskern eigenthümliche Erfindung wird die Tuba genannt. Im Ganzen aber erkannte das Alterthum die Etrusker als ein kriegsgeübtes und tapferes Volk an *).

Die zahlreichsten Denkmale der Etrusker sind die religiösen, in denen uns vor Allem ein sehr ausgebreiteter Todtencultus entgegentritt. Die Gräber der Etrusker waren geheiligte und von dem profanen Gebiet abgesonderte Orte. Die Grabstätten zeigen eine mannichfaltige Gestalt, obschon sie im wesentlichen durchgängig in einem mehr oder minder breiten unterirdischen Gemach bestehen, über welchem sich ein konischer Hügel erhebt. Das bedeutendste Grab von Cäre zeigte eine unterirdische Grabkammer, welche aus zwei Räumen bestand, einem oblongen, der als Eingang diente, mit zwei kleinen runden Gemächern neben sich und einem ähnlichen, aber engeren, welcher sich als innerste Zelle anschloß; beide zusammen bildeten eine Art Corridor, über dem sich der Hügel erhob. Der Corridor ist mit horizontal über einander vortretenden Steinen ausgemauert, die jedoch in der Spitze nicht zusammentreten, sondern einem kleinen Canale Raum lassen, in welchem sich die Grotte wieder erweiterte und worin der Todtenschmuck aufbewahrt wurde. Dieß ist die eine Art. Eine andere Art etruskischer Gräber besteht in einem kleinen Spitzgewölbe unter der Erde, das an der Seite einen Eingang hat. In dem harten Granitboden Sardiniens sind die Gräber nicht unter der Erde bereitet, sondern sie stehen auf dem Boden als eine oder mehrere, neben oder über einander angebrachte glockenförmige Kammern, welche ein großer, spitzzulaufender Steinkegel bedeckt. Dieß sind die Nuraghen der südlichen Küste von Sardinien, die ganz aus horizontalen Steinschichten bestehen. Aehnliche Bauten finden sich auch auf den balearischen Inseln **).

Nächstdem benutzte man derartige Hügel, die aus Erde auf-

*) Diodor von Sicilien V. 40.

**) S. Abeken S. 234 ff. und unsere 5. Tafel, die nach Canina's l'antica Etruria maritima Taf. 35 gearbeitet ist und die muthmaaßliche Gestalt der alten Gräberkegel von Arri darstellt.

geschüttet waren, um in ihnen anderweite Gräber anzubringen. Zu dieser Classe von Denkmalen gehörte das Grabmal des Porsenna bei Clusium, ein colossaler Würfel, der ein unterirdisches Labyrinth enthielt und auf welchem sich in der Mitte eine große Pyramide erhob, welche auf den Ecken des Würfels von vier kleineren umgeben war (Abeken S. 244.).

Außer diesen großen Denkmalen, die oft nahe an 40—50 F. Höhe haben, kommen auch kleinere, in den harten Boden gehauene oder freistehend über demselben aufgebaute Todtenhäuser von viereckiger oder runder Gestalt vor, die ein steinernes Dach haben. Das sogenannte Grabmal des Pythagoras bei Cortona besteht aus einer großen, runden, einen Fuß hohen, 22 Fuß im Durchmesser haltenden Grundlage aus Kalkstein, auf welcher sich das viereckige, sechs Fuß breite und acht Fuß lange, mit einem Tonnengewölbe überdeckte Grabhaus erhebt, welches nur aus 27 großen Steinen besteht. An den Seiten waren Nischen für Aschentöpfe und Aschenkisten angebracht. Der Eingang war mit steinernen Flügeln geschlossen. Das Ganze war ursprünglich mit einem aus Steinen aufgeschichteten Hügel bedeckt, den ein Knopf verzierte (Abeken S. 249 ff.). Die Richtung dieser Grabhäuser ist fast immer eine südöstliche.

Endlich kommen aber auch noch die Felsengräber vor. Es sind kleine Grotten, welche in den steilen Felsenwänden der Castelle eingearbeitet sind. Bei Toscanella zieht sich ein gewundener Gang durch den Felsen, der von einem weiteren Saal unterbrochen wird, dessen Decke von stehen gebliebenen Pfeilern gestützt wird. Bei den Felsengräbern von Castel d'Asso sind in die Felswand mit dem Meisel die Vorderseiten von viereckigen würfelartigen Gebäuden eingehauen, deren eine über der andern aus dem Felsen vortritt und die durch ebenfalls eingemeiselte Treppen mit einander verbunden sind. Die Fronte hat ein Frontispiz, ein Gesims und eine nach oben sich verjüngende Scheinthür, unter dieser liegt, im Gebüsch versteckt, der kunstlose wirkliche Eingang, durch den man in einen sehr engen Gang gelangt, welcher an die mit einem Steine geschlossene Oeffnung der Grotte führt, die ganz einfach viereckig in den Felsen gehauen, an den Seiten die Bänke für die Todten enthält. Man hat auch Doppelgrotten neben einander. In diesen Gräbern entdeckte man bemalte Thongefäße. Im Felsenthale von Norchia zeigen sich Grotten mit Tempelfronten und Porticus von Säulen, die 12 Fuß Höhe hatten, und verzierten Giebelfeldern. Die Felsengräber von Sutri sind zu Columbarien benutzt, in welche man die Aschenkrüge einsetzte (Abeken S. 254 ff.).

Die große Sorgfalt, welche die Etrusker ihren Todten und den Stätten, wo sie beigesetzt wurden, widmeten, läßt auf einen ausgebildeten Todtencultus, wie wir denselben etwa in Aegypten



fanden, schließen. Die Seelen der Verstorbenen bildeten nach dem etruskischen System gewissermaßen den Uebergang von den Lebenden zu den Göttern. Es waren die Manen, welche Mantus in die Unterwelt abgeholt hatte. Mit diesem Cultus hing die Grube zusammen, Mundus, in welcher man den Untergöttern die Erstlinge opferte. In der nächsten Reihe stehen die Laren, Seelen, welche die Unterwelt verlassen haben zu den Göttern emporgehoben sind als Genien sodann den Menschen beistehen; es sind die vergötterten Vorfahren, natürlich der Herrschenden. Wie die Penaten, die eigentlichen Hausgötter, von ihnen verschieden sind, ist nicht ermittelt. Hierauf folgen die eigentlichen Götter, und zwar die Zwölfgötter, wie sie die Aegypter und Griechen hatten, und welche des Jupiter hohen Rath bilden. In wiefern nun aber diese zwölf Götter nebst Jupiter mit dem Zwölf=Städtebunde des Landes zusammenhingen, ob sie die vergötterten Eroberer gewesen, das ist kaum zu ermitteln. Ueber ihnen aber standen die verhüllten Götter, welche in dem innersten Raume des Himmels wohnten und nicht wie jene einem bestimmten, also endenden Weltalter, sondern der Ewigkeit angehörten. Ihre Zahl und ihre Namen waren unbekannt. In späterer Zeit kamen auch punische und griechische Elemente, letztere auf dem Wege der Kunst, in die etruskische Götterlehre.

Von etruskischen Götternamen kommen vor: Tina oder Tinia, der Jupiter, der in jeder Stadt nebst Juno und Minerva in dem Tempel der Burg verehrt wurde. Er hatte den Blitz. Ihm zur Seite stand Juno, die Königin, Kupra genannt. Sie warf Blitze. Menerfa war ebenfalls eine blitzwerfende Gottheit und wurde wie die athenische Pallas gebildet. Sie war Vorsteherin der Blasinstrumente. Vertumnus war ein etrurischer Hauptgott und wird dem Dionysos der Griechen an die Seite gestellt. Mit der besonders zu Voisinii verehrten Nortia hat man die Fortuna in Verbindung gebracht. Entschieden als Stammvater und zwar regentischer Heroen und Könige wird Neptunus genannt. Die Herrscher waren über die See gekommen. Im cäritischen Hafen Pyrgoi wurde im reichen und großen Tempel die Mater Matuta verehrt, die Gottheit des jungen Tageslichtes. In Perusia und andern Orten verehrte man eine blitzwerfende Gottheit, die dem römischen Vulcanus entsprach. Saturnus und Mars waren ebenfalls blitzwerfende Götter. Der doppelköpfige Janus wurde von den Römern als etruskischer Himmelsgott bezeichnet. Vejovis oder Vedius nannten die Römer denjenigen Etruskergott, der die Menschen, die er mit dem Blitze treffen will, vorher mit Taubheit schlägt, der zu den unterirdischen Göttern gerechnet wurde und dem man eine Ziege anstatt eines Menschen opferte. Summanus, ebenfalls Blitzwerfer, stand ehedem so hoch wie Tina. Man opferte ihm an den vom Blitze getroffenen Bäumen schwarze Hammel und meint in ihm den Gott

des Nachthimmels zu erkennen. Mantus und Mania waren die Gottheiten der Unterwelt. Pales und Ceres waren etruskische Penaten und wie Acheruntia und Horta, Gottheiten der ländlichen Werke. Voitumna war die Gottheit des Bundestempels der zwölf Staaten *).

Waren nun die Zwölfgötter die historischen Götter der Herrscher, so hatten die Beherrschten in den zahlreichen Penaten wahrscheinlich die Beschirmer ihrer Aecker, Felder und Pflanzungen, Dahin gehören die Silvane und der Heerdengott Inuus.

Das etruskische Göttersystem ging, obwohl mit veränderten Namen, auf die Römer über. Es war aber die Befragung der Götter eine Hauptaufgabe der ihrem Cultus gewidmeten Personen, die eine wichtige Stellung im Staate einnahmen und mit dem besitzenden Kriegsadel die Herrschaft theilten. Es fragt sich nun, ob an der Spitze des etruskischen Staates ein Oberpriester stand, wie etwa in Gallien der oberste Druide. Dem scheint nicht so gewesen zu seyn, da bei der Feier des Bundesfestes der zwölf Städte oder Staaten allemal ein Oberpriester aus den Edeln gewählt wurde. Die Hauptpriesterthümer der einzelnen Staaten waren aber erblich und ihre Wissenschaft war es ebenfalls. Wie bei den Galliern waren auch Frauen, wie z. B. die Lucumonentochter Tanaquil, in die Priesterweisheit eingeweiht. Wie in Gallien war auch im Etrurien der geistliche Adel der Träger der Bildung und Wissenschaft. Die Römer aber legten noch im 2. Jahrh. v. Chr. G. hohen Werth auf diese Weisheit und der Senat verordnete, daß aus jeder der zwölf etruskischen Völkerschaften zehn junge Edelleute in dieser Weisheit genau unterrichtet werden sollten **). Diese etrurischen Wissenden, die Haruspices, wurden immer nach Rom geholt, wenn es galt, auffallende Zeichen zu deuten und den dadurch ausgedrückten Willen der Götter zu ergründen, auch, falls die Zeichen Unglück vorher verkündeten, die Ceremonien, Opfer und Processionen anzugeben, durch welche dasselbe abgewendet werden könne. Es gilt von den Etruskern dasselbe, was Cäsar von den Galliern sagt, daß sie den Ceremonien und Religionsübungen sehr ergeben waren und daß die Erkündung des speciellen Götterwillens in ein förmliches System gebracht hatten, was gelehrt und gelernt werden mußte. Diese Lehren waren jedenfalls in Verse gefaßt und dadurch deren Unabänderlichkeit verbürgt; in späterer Zeit wurden sie aufgeschrieben, doch kaum vor dem Verfalle des etruskischen Staates, nachdem man einzelne Wunderfälle mit deren Deutung und Ausgange, gewissermaßen Beweisstellen, schriftlich niedergelegt hatte. In späterer Zeit waren die Hauptquelle etruskischer Wunderweisheit die Bücher

*) S. Müllers Etrusker II. 43.
**) S. Müllers Etrusker II. 4.

des Tages. Als nämlich dereinst auf den Feldern von Tarquinii ein Ackersmann den Pflug zufälligerweise sehr tief einsetzte, trat Tages heraus, der Sohn eines Genius, Enkel des Jupiters, als Knabe an Gestalt, an Weisheit aber ein Greis. Der Ackersmann und das Volk erstaunten, die Lucumonen der zwölf Völker fanden sich ein und sie vernahmen von dem Tages die Lehren von der Opferweissage, der Städtegründung, der Blitzbeobachtung u. a. Theilen der Wunderweisheit. Nachdem Tages gesungen und die Lucumonen seine Verse aufgezeichnet, starb der Wunderknabe. Bemerkenswerth aber scheint nur, daß in der etruskischen Sage der Lehrer der Weisheit aus der Erde emporkommt. Außer den Tages-Büchern hatten die Römer noch die acheruntischen, welche die Lehren von der Versöhnung der Götter, der Aufschiebung des Schicksals, der Vergötterung der Seelen enthielten, dann die Ritualbücher, welche auch das Privatleben umfaßten, dann die Fulguralbücher, die Haruspicinbücher u. a. derartige Schriften, welche in Rom zu einer Literatur ausgebildet wurden, die durch später hinzugekommene ägyptische und orientalische Lehren mannichfach umgestaltet in die mittelalterlichen und modernen Bestrebungen, die Zukunft zu erforschen, überging. Es sind dieß Erscheinungen, die da hervortreten, wo Wissenschaft und Sitte dem menschlichen Geiste keinen festen Halt geben.

Eigentliche Wissenschaft kann nicht gedeihen, wo derartige Bestrebungen der unbefangenen Beobachtung hemmend entgegentreten. Indessen hatte die fortgesetzte Betrachtung der Atmosphäre, welche der Blitzdeutung zum Grunde lag und die man deßhalb, als Himmelstempel, in sechszehn Regionen eingetheilt hatte, an Beachtung der Naturerscheinungen gewöhnt. Bei der Blitzbeschauung sah man nicht allein darauf, woher der Blitz kam und wohin er schlug, sondern auch wohin er ging, suchte auch zu ermitteln, welchem Gotte er angehörte. Man nahm elf verschiedene Blitze an. Freilich zeigt die Sühnung der Blitze, das Abwenden oder gar das Herabziehen derselben auf den Feind, daß hier mehr von abergläubischer als von wissenschaftlicher Auffassung der Natur die Rede war.

Eine andere Seite des Verkehres mit der Natur war das Aqualicium der Etrusker, die Kunst, Wasser aus der Erde zu locken. Das Verfahren scheint ein anderes, als das der späteren Ruthengänger gewesen zu seyn. Um Regen vom Himmel herabzuzaubern, zog man den manalis Lapis längs der Gränzraine.

Die häufigen warmen Quellen benutzte man für medicinische Zwecke, ebenso die aus der Erde dringenden vulcanischen Gase. In der Heilkunde hatten die Etrusker auch bei den Griechen großes Ansehen. In der Geometrie und Mathematik sowie in der Mechanik, besonders in deren praktischer Anwendung bei der Landwirthschaft und der Baukunst fehlte es ihnen nicht an umfassenden Kennt-

nissen, worin sie durch die Zahlzeichen und Buchstaben unterstützt wurden, die im wesentlichen die griechischen waren. Dadurch wurde auch die Festhaltung der geschichtlichen Thatsachen, die Herstellung von Jahrbüchern festgehalten.

Das, was die Griechen Philosophie nannten, namentlich die dialektische Auffassung der Thatsachen und Erscheinungen, besaßen die Etrusker nicht. Eine ähnliche Wirkung aber entstand dadurch, daß sie die Erscheinung und Thatsache dem Dogma unterordneten.

Von der Dichtung der Etrusker wissen wir Nichts. Sie war jedenfalls durch die Religion gebunden. Desto reichlicher liegen die Denkmale ihrer plastischen Kunstübung vor, die wir darin bis auf die ersten, rohen Anfänge verfolgen können. Ich habe auf der 6. Tafel einige derselben zusammengestellt; sie sind sämmtlich im J. 1838 von mir in Italien erworben und aus Bronze.

Nr. 1. (1047 m. Samml.) ist ganz flach, 3¼ Zoll hoch, der Kopf knopfartig.

Nr. 2. (1057 m. S.) 3¾ Zoll hoch, aus Blech geschnitten, ein schreitender Kriegsgott mit gewaltigem Helmkamm und Schild.

Nr. 3. (1055 m. S.) 3½ Zoll hoch, eine männliche Figur.

Nr 4. (1028 m. S.) 4⅓ Zoll, weibliche Figur mit Andeutung eines Halsschmuckes und spitzigen Schuhen.

Nr. 5. (1054 m. S.) 5⅛ Zoll, Kriegsmann mit Panzer, Beinschienen und Helm mit Helmbusch.

N. 6. (1059 m. S.) 1⅞ Zoll, Schwein, und Nr. 7. (1058 m. S.) 2¼ Zoll, Esel, beide aus Blech geschnitten.

Die Nummern 1. 2. 6. und 7. erinnern an die auf der 4. Tafel des 3. Bandes der C. G. mitgetheilten Blechgötzen der Sibirier, während 3—5 gegossen sind. Zwischen diesen ältesten Denkmalen etruskischer Kunst und den nachfolgenden von Micali und im Museo Gregoriano mitgetheilten Bildwerken ist ein gar bedeutender Fortschritt bemerkbar. Die berühmte Wölfin aus Bronze, die sich auf dem Capitol befindet (Micali Tf. 42), zeigt bei aller Strenge des Stiles große technische Fertigkeit und treffliche Auffassung der Natur, während die Statue eines Ackersmannes, vielleicht die des in der Tagessage auftretenden (1045 m. S.), wenigstens von vorn betrachtet, sehr elegante Formen darbietet. Weitere Vollendung zeigt die Statuette des Kriegers in der Florentiner Galerie (Micali Tf. 39) und des Knaben mit der Bulla am Halse und dem Vogel in der Hand, aus der Leidener Sammlung (Micali Tf. 43), sowie die Arringatore (Micali Taf. 44) eine höhere Kunstbildung erweisen. Nächstdem bieten die auf den Spiegeln*) befindlichen Umrisse, dann

*) In Bezug auf diese Spiegel, die Inghirami möglichst vollständig zusammengestellt hat, bemerke ich, daß ähnliche Bronzespiegel neben silbernen durch ganz Nordasien bei den Buddhisten vorkommen. Sie dienen

die Candelaber, die thönernen Sarkophage und bronzenen Kisten und die zahlreichen kleinen Statuen, die wir in den Werken von Inghirami, Micali und in dem Museo Gregoriano dargestellt finden, einen reichen Vorrath von Kunstwerken dar, welche den Sinn der Nation für schöne Form genugsam beurkunden (s. Abeken S. 365 ff.). In den Schmucksachen, Goldarbeiten, Gemmen, Elfenbein- und Bernsteinsachen offenbart sich eine große Geschicklichkeit. Seltner dagegen sind größere plastische Werke in hartem Steine. Man benutzte vorzüglich den leicht zu bearbeitenden Peperino, wobei man die Arme einsetzte (Abeken S. 401).

Gesang und Flötenspiel wurden für den Cultus in Anspruch genommen und war mit geregeltem, die Statuen nachahmendem Einherschreiten oder belebterem Tanze verbunden, dessen Einzelheiten überaus streng geübt wurden. Für die Musik hatte man vorzugsweise Blasinstrumente, ferner auch eine aus mehreren ehernen Pfeifenröhren bestehende Orgel, die durch Blasbalg oder Wasser in Ton gesetzt wurde (Müller Etr. II. 205). Berühmt war die tyrrhenische Tuba oder Salpinx.

Ueberblicken wir die historische Erscheinung des etruskischen Volkes, so finden wir dasselbe als dasjenige, das in Italien am frühesten eine Cultur entwickelte, die auf Familienleben und Ackerbau, auf sorgfältige Verehrung des Alters, der Herrschenden und der Götter gegründet war. Es bestand dieses Volk aus mehreren Staaten, die allerdings unter sich durch einen Bund zusammenhingen, aber im Norden keltischem, im Süden griechischem Einflusse blosgegeben waren, während sie auf der See mit Phönikern und Karthagern in Berührung kamen. Im 7. Jahrh. war Tarquinii die mächtigste Stadt, die dadurch aber die Eifersucht der übrigen rege machte; die östlich wohnenden Samniten, die Umbrer und Gallier, namentlich aber die Römer erscheinen nach und nach als Gegner der Etrusker, die mittlerweile durch den Handel bereichert und durch das Beispiel griechischer Nachbarn angesteckt dem Wohlleben und der Verweichlichung sich immer mehr ergeben. Die alte Tapferkeit des Volkes, das unter Porsenna (507 v. Chr.) Rom bezwang, nahm ab und um die Mitte des 3. Jahrh. wurde Etrurien römisch. Es gab jedoch weder seine Sprache noch seine sonstigen Eigenthümlichkeiten vollständig auf, sondern es übte namentlich durch seine geistliche Wissenschaft fortwährend großen Einfluß auf Rom aus, unter dessen Schirm das Volk nur an Wohlstand gewann.

---

zur Bereitung des Weihwassers, indem man in ihnen das Bild eines Burchanen auffängt, das mit Safran gemischte Wasser darübergießt und das mit dem Burchanbild vermischte in einer runden Schale auffammelt, in welche der Spiegel einpaßt.

Rom

aber war derjenige Staat des alten Europa, der aus geringen Anfängen erstehend allgemach der feste Cristallisationspunct der Cultur wurde.

Die Sage bringt die Gründung Roms mit dem Untergange von Troja in Verbindung und nahm an, daß nach der Eroberung von Troja alle Trojaner niedergemacht und nur Aeneas und Antenor von den Archivern verschont wurden, weil diese immer zum Frieden und zur Auslieferung der Helena gerathen hatten. Darauf soll Antenor mit einer Anzahl Heneten, die, nachdem sie ihren König Pylämenes vor Troja verloren, Wohnsitze und einen König suchten, in den innersten Busen des adriatischen Meeres gekommen seyn. Er vertrieb die Euganeer, welche zwischen der See und den Alpen wohnten, und besetzte diese Gegenden mit Heneten und Trojanern. Der Ort, wo sie landeten, hieß Troja und das ganze Volk die Veneten. Aeneas dagegen soll zuerst nach Makedonien, dann nach Sicilien und von da nach dem laurentinischen Gebiete gekommen seyn, daher auch dieser Ort Troja heißt. Hier landeten die Trojaner, die von der langen Irrfahrt Nichts als Schiffe und Waffen mitbrachten, und machten nun Beute. Um sie abzuhalten, zog ihnen der König Latinus mit seinen Aboriginern bewaffnet aus seiner Stadt entgegen. Da theilt sich nun die Sage und Einige melden, daß Latinus besiegt mit Aeneas Frieden geschlossen und sich durch Verwandtschaft mit ihm verbunden habe; Andere dagegen berichten, daß, als die beiden Heerhaufen sich schon in Schlachtordnung gegenüber gestanden, Latinus, noch ehe das Signal zum Angriff erfolgte, vorgeschritten sey und die Anführer zur Besprechung aufgefordert habe. Er fragte die Angekommenen nach ihrer Heimath und nach ihren Zwecken. Da er nun vernommen, sie seyen Trojaner und der Führer Aeneas, des Anchises und der Venus Sohn, der nach Verbrennung der Vaterstadt flüchtig Sitze und Gebiet zur Erbauung einer Stadt suche und so edlen Geschlechtes sey, habe er ihm die Rechte und künftige Freundschaft dargeboten. So sey ein Bund zwischen den Fürsten zu Stande gekommen. Aeneas verweilte bei Latinus als Gastfreund, verband sich mit ihm zum Bunde und erhielt seine Tochter zur Ehe. So hatte die Irrfahrt ein Ende, eine Stadt wurde gegründet und nach der Gemahlin des Aeneas Lavinium genannt und aus dieser Ehe entsproß Ascanius. Bald darauf wurden die Aboriginer und Trojaner gemeinsam von einem Feinde angegriffen. Der König der Rutuler, Turnus, dem vor der Ankunft des Aeneas Lavinia als Braut verlobt war, griff den Aeneas und Latinus an, er wurde aber in der Schlacht besiegt Latinus fiel im Kampfe, Turnus und die Rutuler gaben ihr Spiel verloren und wandten sich zu dem blühenden Staate der Etrusker und ihrem Könige Mezentius, der

in der reichen Stadt Cäre herrschte und über die Gründung einer neuen Stadt in der Nachbarschaft besorgt, ohne großes Bedenken sich mit den Rutulern verband. Um nun die Aboriginer sich noch mehr zu verbinden und gegen so große Kriegsschrecken sich zu stärken, vereinigte Aeneas fortan sie und die Trojaner zu einem Volke und nannte sie Latiner. Die Aboriginer blieben getreue Anhänger ihrer Bundesgenossen und Aeneas unternahm es nun im Vertrauen auf die Vereinigung, Etrurien, trotz seiner Reichthümer und seiner Herrschaft über ganz Italien zu Lande und zur See von den Alpen bis zur sicilischen Meerenge, mit einem Heere anzugreifen. Die Latiner siegten, Aeneas aber fiel und wurde am Flusse Numicius bestattet. Er wird der eingeborene Jupiter genannt.

Ascanius, der Sohn des Aeneas, war noch nicht reif zur Herrschaft, doch wurde sie ihm bis zu seinem mannbaren Alter unversehrt bewahrt. Der latinische Staat erhielt sich unter der Vormundschaft der Lavinia. Als aber die Volksmenge in Lavinium sich sehr vermehrte, überließ Ascanius die Stadt seiner Mutter und erbaute eine neue am Albanerberge, 30 Jahre nach der Gründung von Lavinium. Die neue Stadt wurde Alba longa genannt. Die neuen Stiftungen waren aber so fest gegründet, daß die Etrusker und Mezentius oder andere Nachbarn durchaus keinen Angriff auf dieselben unternahmen, vielmehr hatte man sich dahin vereinigt, daß der Fluß Albula, der jetzt Tiberis heißt, die Gränze zwischen dem latinischen und etruskischen Gebiete bilden solle. Auf Ascanius folgte dessen Sohn Silvius, der in dem Walde zufällig geboren worden. Dieser erzeugte den Aeneas Silvius, dieser den Latinus Silvius, der einige Colonien abführte, die alten Latiner genannt. Von da an behielten alle, welche in Alba herrschen, den Namen Silvius. Latinus zeugte den Alba, Alba den Atys, Atys den Capys, Capys den Capetus, Capetus den Tiberinus, der bei einer Ueberfahrt über den Fluß ertrank und demselben seinen Namen hinterließ. Darauf herrschte Agrippa, des Tiberinus Sohn, auf den Romulus Silvius folgte. Er wurde auf dem Aventin vom Blitze erschlagen und auf diesem Hügel begraben, der gegenwärtig ein Theil der Stadt Rom ist. Dann herrschte Proca, der Vater von Numitor und Amulius. Dem Numitor fiel nach des Vaters Willen die alte Herrschaft des silvischen Geschlechtes zu; allein mehr als des Vaters Wille und die Ehrfurcht des Alters richtete die Gewalt aus. Amulius vertreibt den Bruder und herrscht, fährt im Verbrechen fort, indem er den männlichen Nachkommen des Bruders mordet. Die Tochter seines Bruders die Rhea Silvia läßt er, unter dem Scheine der Ehre, zur vestalischen Jungfrau wählen, damit durch das Gelübde ewiger Keuschheit die Hoffnung auf Nachkommenschaft abgeschnitten werde.

Da wurde die Vestalin überwältigt, sie gebar Zwillinge und

nannte als den Vater derselben den Mars, entweder weil sie es wirklich glaubte, oder weil es ehrbarer war, wenn ein Gott als der Urheber des Fehltrittes genannt wurde. Aber weder die Götter noch die Menschen vermochten weder sie noch ihre Kinder vor der Grausamkeit des Königs zu retten. Die Priesterin wird gefesselt ins Gefängniß geworfen, die Knaben beschließt er in den vorbeifließenden Strom zu werfen. Durch göttliche Fügung war an dem Ufer des Tiberstromes das Wasser ausgetreten, so daß man nicht bis zu der eigentlichen Strömung des Flusses vorschreiten konnte. Man setzte also die Kinder in das stehende Wasser, da, wo jetzt der ruminalische Feigenbaum steht. Damals waren an diesen Orten weite Oeden. Man erzählt nun, daß, als die Kinder dort lagen, eine durstige Wölfin aus den Gebürgen an den Fluß herabgekommen und dem Geschreie der Kinder nachgegangen sey. Sie habe den nach ihr greifenden Kindern die Brust dargeboten und der Hirt der königlichen Heerden habe dann gesehen, wie sie die Kleinen geleckt. Der Hirt soll Faustulus geheißen und die Kleinen zu seiner Frau Larentia in den Stall gebracht haben. Als nun die Knaben erwachsen, gefiel ihnen vorzugsweise die Jagd. Dadurch wurden sie stark und gewandt an Körper und Geist und griffen nicht allein die wilden Thiere an, sondern sie stellten auch den beutebeladenen Räubern nach und gaben dann den Hirten wieder, was jene ihnen abgenommen hatten, worauf sie allerlei Kurzweil mit einander trieben.

Sie sollen nun schon damals dieses Lupercal genannte Spiel auf dem palatinischen Berge gefeiert, dieser aber von der arkadischen Stadt Pallanteum den Namen erhalten haben. Es soll nämlich in alter Zeit der aus Arkadien stammende Evander hier ein Spiel eingeführt haben, wobei nackte Jünglinge zur Verehrung des Pan Lycäus, den die Römer dann Inuus nannten, einen Lauf hielten. Bei einem solchen Spiele überfielen die Räuber, wüthend über die verlorene Beute, die jungen Leute und entführten nach tapferer Gegenwehr des Romulus den Remus, den sie gefangen zum Könige Amulius brachten, wo sie sich gegenseitig verklagten. Man verklagte sie, daß sie in das Gebiet des Numitor eingefallen und daher ward Remus an Numitor zur Bestrafung ausgeliefert. Nun hatte aber schon längst Faustulus die Hoffnung gehegt, daß er königliche Nachkommen bei sich erziehe, denn er wußte, daß die Kinder auf königlichen Befehl ausgesetzt worden waren, und die Zeit, wo er sie aufgehoben, traf damit überein. Allein er wollte nur dem Zufalle oder der Nothwendigkeit die Eröffnung überlassen und jetzt traf die Nothwendigkeit ein. Er eröffnete daher dem Romulus die Sache. Auch Numitor war aufmerksam geworden, da er vernahm, die jungen Leute seyen Zwillingsbrüder; da er ihre Alter verglich und ihre keineswegs knechtische Art beachtete und nachfragte, erkannte er endlich den Remus an. Nun wurde aber gegen König Amulius eine

geheime Unternehmung gerüstet. Romulus läßt eine Anzahl Jünglinge nach und nach zu bestimmter Zeit nach der Königsburg kommen und überfällt dann die Burg; zu gleicher Zeit bricht von Numitors Hause Remus mit bewaffneter Schaar hervor und so wird der König ermordet.

Numitor hatte das Gerücht verbreitet, daß Alba von Feinden überfallen worden sey und rief die Jugend zum Schutze der Burg herbei bis seine Enkel herankamen, worauf er erzählte, wie ihn sein Bruder behandelt, wie die Enkel geboren, erzogen und wiedererkannt und der Tyrann umgebracht worden wäre. Jetzt schritten die Jünglinge in die Versammlung, begrüßten den Großvater als König und ihrem Beispiele folgte sodann auch das Volk. Sie überließen dem Großvater Alba und es ergriff sie das Verlangen an dem Orte, wo sie ausgesetzt und erzogen worden, eine Stadt zu gründen. Es war eine Menge Albaner und Latiner übrig; dazu kam eine Menge Hirten, so daß sie leicht die Hoffnung faßten, daß gegen die neue Stadt Alba und Lavinium kleine Orte seyn würden. Zu diesen Betrachtungen kam das Unglück des Großvaters, die Herrschsucht und ein schmachvoller Kampf, der aus einem sehr geringen Anfange entstand. Da die Brüder Zwillinge waren und die Ehrfurcht vor dem Alter keine Rücksicht gebieten konnte, mußte man die Götter befragen, denen die Schutzhoheit über jene Ortschaften zustand, wer der neuen Stadt den Namen geben und wer, wenn sie gegründet, sie beherrschen sollte. Romulus nahm auf dem Palatinischen, Remus auf den Aventinischen Berge seinen Standpunct für die Vogelbefragung. Dem Remus sollen nun zuerst sechs Geier als Augurium gekommen seyn. Da er dieß eben meldete, erschien dem Romulus eine doppelte Zahl. Daher wurden beide Brüder von der Menge als Könige begrüßt. Da nun der eine durch die Zeit, der andere durch die Zahl begünstigt war, entspann sich ein Streit um die Herrschaft. Sie geriethen mit Worten an einander und in der Hitze kam es zum Mord; denn Remus wurde im Handgemenge erschlagen. Gewöhnlich erzählt man, Remus sey zum Scherz über die neuen Mauern seines Bruders gesprungen und von dem erzürnten Romulus mit den Worten niedergehauen worden: So gehe es Jedem, der fürder meine Mauern überspringt. Also erlangte Romulus die Herrschaft allein und die neuerbaute Stadt wurde nach seinem Namen genannt. Zuerst befestigte er das Palatium, wo er erzogen worden war.

So berichtet, nach Livius, die Sage den Ursprung der Stadt Rom, und fährt dann fort, die Einrichtung eines eigenthümlichen Gottesdienstes zu erzählen, wobei dem Hercules ein besonderer Cultus eingerichtet wird, weil er in diesen Gegenden gewesen. Sie berichtet ferner, daß die Stadt sehr schnell emporgekommen, daß eine Menge Flüchtlinge sich daselbst von allen Nachbarstaaten zusammengefunden, wie Romulus sodann aus den älteren Männern

hundert ausgelesen und aus diesen den Senat gebildet, wie er darauf die Nachbarn zu feierlichen Spielen eingeladen und ihnen ihre Frauen und Mädchen geraubt, wie daraus ein Krieg erwachsen, in welchem er die Cänineuser, Antemnaten, Crustuminer, Sabiner, Fidenaten und Vejenter besiegte, und endlich, nachdem er 37 Jahre als König geherrscht, während eines Gewitters zu den Göttern aufgenommen worden, worauf die Senatoren ein Jahr lang jeder fünf Tage lang regierten. Darauf wurde Numa Pompilius zum Könige gewählt.

Dieß berichtet die Sage über den Ursprung von Rom und ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, wie sehr diese Sage mit der ganzen Beschaffenheit der Gegend und der hier heimischen Menschen im Wesentlichen übereinstimmt *).

## Die körperliche Beschaffenheit

der Römer ist sich in merkwürdiger Weise seit Jahrhunderten gleich geblieben, wie eine Vergleichung der Physiognomien der jetzt lebenden Bewohner der ewigen Stadt mit den Florentinern, Neapolitanern und Lombarden und den alten Denkmälern gar bald ergiebt.

Die Römer sind in der Regel von mittler Größe und im schönsten Ebenmaaße gebaut, sie haben eine kräftige Musculatur, die durch nationale Spiele, z. B. das Ballspiel, zur Entwickelung gebracht wird und in plastischer Fülle sich darstellt. „Die Römerinnen", sagt ein deutscher Augenzeuge, „haben die antiken Verhältnisse am treuesten bewahrt, sie sollen besonders den antikischen Deutschen so gefährlich seyn, weil sie den schönsten Büsten der capitolinischen und vaticanischen Damen so auffallend ähnlich sehen. Auch ihre Haltung ist in dieser Hinsicht bemerkenswerth und nicht selten ist mir auf dem Heimwege vom Capitol und Vatican das vollständigste Original einer dort bewunderten Matronenstatue begegnet. Die Männer werfen ihren langen Mantel von hinten über die Schulter, schlagen einen Arm hinein und lassen den andern bis gegen den Ellbogen hinausgucken. Wenn sie so auf dem Markte stehen und reden, sollte man da nicht glauben, sie hätten es einem marmornen Consul abgesehen?"—„Die Charakterlosigkeit der Fremdengesichter", bemerkt derselbe Berichterstatter **), „ist selbst schon in Rom auffallend, wo man doch Leute von Charakter darunter suchen möchte. Die römische Gesichtsbildung ist fast durchaus bestimmt, ganz, ungestört, das Laster wie die Tugend, Fähigkeiten und Mängel des Geistes drücken sich sicher und unverschämt in der Physiognomie aus." Das römische Männergesicht bildet, wie das griechische, ein

*) S. meine Italica I. 212 ff.
**) Wilh. Müller, Rom, Römer und Römerinnen II. 16 ff. u. 231.

schönes Oval, allein in der Bildung der Stirne, der Nase und des Kinnes zeigt dasselbe festere Formen. Die Büste des Marcus Agrippa, des Marcus Antonius, des Germanicus, des Nero, des Galba, des Vespasianus und Titus, des Nerva und Trajanus und des Hadrianus möchte ich vorzugsweise als die entschiedensten Ausprägungen der römischen Männerphysiognomie betrachten, die außerdem aus niederer Sphäre in großer Fülle auf der Trajansäule vorkommt. Die in den Denkmälern vorkommenden Frauengesichter zeigen mildere Formen, namentlich in Nase und Kinn. Die Hautfarbe der Römer war die weiße, die aber durch die Luft bei den Männern eine kräftigere Färbung angenommen hatte. Die Farbe der Augen und der Haare war im Durchschnitt dunkel und Blond- oder Rothköpfe eine Seltenheit, wie dieß noch jetzt unter den eingebornen Römern der Fall ist.

Die geistige Organisation der Römer zeigt uns zunächst einen gewissen Ernst, eine Selbstachtung, die in späterer Zeit allerdings in einen dünkelhaften Stolz ausartete, der jedoch nicht den Hochmuth der Griechen erreichte. In den Römern war überhaupt bei Weitem mehr moralischer Halt, wenn auch weniger Elasticität als in den beweglichen Griechen. Auch dürfen wir wohl den Römern bei Weitem mehr Tiefe des Gemüths als den Griechen zuschreiben, die sich namentlich in dem Familienleben wie in dem religiösen kundthat, wie wir später sehen werden. Aecht römisch ist der Grundsatz des Horaz:

> Aequam memento rebus in arduis
> servare mentem.

und nicht minder ein zweiter Spruch desselben Dichters:

> rebus angustis animosus atque
> fortis appare.

Vor Allem aber ist es die Mäßigung, welche den Römer auszeichnete:

> est modus in rebus, sunt certi denique fines,
> quos ultra citraque nequit consistere rectum.

Die Gefühle der Achtung, der Schonung (Hor. Serm. I. 68 und 74.), der Selbstbeherrschung (Hor. Epist. II. 62.) und des Mitleidens finden wir hier bei Weitem häufiger als bei den Griechen. Vor Allem aber war die Ehrfurcht und der Gehorsam gegen das Gesetz Grundzug des römischen Lebens und dieß war es, was dem römischen Volke jene lange Lebensdauer gewährte und was selbst in der Zeit des Verfalls niemals erlosch. So groß auch die Achtung der Römer für den eigenen Staat war, so verachteten sie doch keineswegs gleich den Griechen andere Völker; sie erkannten das Gute an, wo sie es fanden; schon Cäsar bewundert die guten Eigenschaften der Germanen, die Tacitus dann mit wahrer Begeisterung darstellte. Daher

waren die Römer auch gegen die von ihnen besiegten Völker durchaus nicht so abgeschlossen und sie ließen ihnen stets ihre politischen und religiösen Institutionen, ja sie lernten von ihnen und nahmen das Gute, das sie ihnen darboten, bei sich auf. Wir wenden uns jedoch nun der nähern Betrachtung des römischen Wesens zu, und beginnen mit den

## Nahrungsmitteln,

die in frühester Zeit, da der Ackerbau die Grundlage des Ganzen bildete, vorzugsweise in Pflanzenstoffen bestanden. Wie noch jetzt bei den meisten slawischen und den norddeutschen Völkern war das Hauptgericht ein Brei aus Dinkel, Puls genannt *), dessen Abkömmling wohl die noch jetzt durch Italien übliche Polenta zu seyn scheint, obschon der Stoff, Mais, nicht mehr derselbe wie bei den Alten ist. Nächstdem wurde auch von den Frauen Getraide gemahlen und zu Brod verbacken, bis seit dem Jahre der Stadt 580 auch Müller und Bäcker in Rom auftraten. Das Brod war in der Form wie das griechische. Es war etwa zwei Zoll dick und viereckig. Man hatte mehrere Sorten, aus Waizen, Gerste, auch kleinere Brödchen und solche die gewürzt waren. Sehr ausgebildet war in späterer Zeit das Backwerk, wie Kuchen, dem man mannichfache Abwechselung in der Gestalt wie in der Masse zu geben wußte **).

Von Pflanzenstoffen genoß man in Rom vorzüglich Salat und Kohl in mehreren Arten und verschiedenartig bereitet, ferner Erbsen, Zwiebeln, Obst, Oliven u. dergleichen. Zur Würze dienten Pfeffer, Knobloch, Coriander. Unter den Thierstoffen werden die Austern und andere Muscheln und Schnecken genannt; bei steigendem Luxus mästete man dieselben. Von Vögeln genoß man Hühner, Enten, Gänse, später auch Pfauen, ferner Krammetsvögel, Amseln und Schnepfen. Unter den Säugethieren war der Eber die beliebteste Speise; in der Kaiserzeit hegte und mästete man die Thiere und verwendete auf die Bereitung derselben bedeutende Summen. Sehr ausgebildet waren die Würste, denen es nicht an kräftiger Würze fehlte. Auf den Straßen wurden sie für die Vorübergehenden in kleinen Blechöfen zubereitet. Haasen, Rehe, Schaafe und Böckchen, Caninchen, dann aber auch Haselmäuse (Gliris) waren beliebte Gerichte ***).

In den früheren Zeiten des römischen Staates herrschte in

*) Beckers Gallus, 2. Ausg. von W. Rein. Lpzg. 1849. Th. III. S. 172.

**) Beckers Gallus III. 198.

***) Beckers Gallus III. 183 ff. Bei David et Maréchal antiquites d'Herculanum II. 125 ff. findet man interessante Darstellungen antiker Speisen nach pompejanischen Wandgemälden.

Bezug auf Essen und Trinken große Einfachheit. **Das Frühstück** (Jentaculum) nahm man bald nach dem Aufstehen; es bestand aus Brod, das man mit Eiern und Milch genoß. Darauf folgte das Prandium, um die Mittagsstunde; die Hauptmahlzeit aber war die Coena, wo nun besonders warme Speisen aufgetragen wurden. Hier entfaltete vorzüglich die spätere Zeit jenen unsinnigen Luxus in Speise und Trank, der außerordentliche Summen auf die Herbeischaffung leckerer und seltener Gerichte aus allen Theilen des Reiches verwendete. Die Coena bestand aus drei Theilen, dem Gustus oder der Gustatio, dem Vortisch, dem eigentlichen, aus mehreren Gängen bestehenden Mahle und dem Nachtisch. In älterer Zeit bestand das eigentliche Mahl aus zwei, später aus drei und mehreren Gängen, denen auch Schaugerichte beigegeben waren.

Die Getränke der Römer waren vornehmlich Wasser und Wein, andere, wie das aus Weizen und Gerste bereitete Bier oder den aus Wasser, Honig und Quitten gemischten Meth, hatte man aus den eroberten Provinzen, namentlich Gallien, Spanien und Aegypten angenommen. Das wichtigste Getränk blieb der Wein aus Trauben, die man wie bei uns ablas, sammelte, trat und preßte. Man bewahrte den Wein in der Regel in ausgepichten Weinkrügen (Amphoren) von 3—4 Fuß Länge und 12—15 Zoll Durchmesser mit spitzem Fuß und Doppelhenkeln auf. Abgegohrenen Wein verschloß man durch Kork oder durch aufgeschüttetes Oel, um sein Verdunsten zu verhindern. Auf der Außenseite des Gefäßes schrieb man den Namen des Consuls. Man trank den Wein von der Amphora weg, nachdem man denselben durchgeseihet, um die Hefe zu entfernen. Die Versendung des Weines fand in Schläuchen Statt. Bei Gastmählern kühlte man den Wein mit Schnee. Berühmte Weine waren der cäcubische, setinische, falerner, der albanische, sorrentiner und mamertiner; als geringere Sorten nannte man vaticanischen, vejentiner und cäretaner. Geschätzt und eingeführt wurden auch griechische Weine, namentlich die von Thasos, Chios und Lesbos, Sikyon, Cypern und Klazomenä. Man suchte durch Zusatz von Aromen, besonders des Aloe und Nardenöls, dem Weine eine höhere Würze zu geben *).

Daß man in Rom auch warme Getränke (Calda) hatte, beweisen nächstdem mehrere in Pompeji ausgegrabene Bronzegefäße, die mit unseren Theemaschinen große Aehnlichkeit haben. Das eine gleicht in der Form einer Terrine mit kegelförmigem Deckel steht auf drei Füßen und hat in der Mitte einen vom Rand bis auf den Boden reichenden Cylinder, der zur Aufnahme der Kohlen bestimmt war und den das Getränk umgab. Ein anderes, für

*) Beckers Gallus III. 227. mit den literarischen Nachweisungen.

gleichen Zweck bestimmtes Gefäß ist vierseitig und ahmt in der Form ein Castell nach.

## Die Kleidung

der alten Römer hatte im Wesentlichen große Aehnlichkeit mit der griechischen, nur daß die Namen derselben andere waren. Das Hauptstück war der Mantel, die Toga, das eigentliche Kleid, das nur der römische Bürger tragen durfte und das er mit Bürgerrechte verlor. Ebenso war es dem römischen Bürger untersagt, öffentlich in fremder Kleidung zu erscheinen. Unter den Kaisern riß der Gebrauch ein, das bequemere Pallium zu tragen, und die Toga wurde zum Hof- und Staatskleide. Sie hat sich in Italien bis in die neuere Zeit bei dem Volke erhalten, nur daß dieser Mantel, dessen einer Zipfel über die linke Schulter geworfen einen gefälligen Faltenwurf hervorbringt, nicht mehr so weit und stattlich ist als der, welchen die alten Statuen römischer Beamten zeigen, und auf den man große Sorgfalt und eigene Vorbereitungen verwendete. Der Stoff dieser Toga war Wolle, die Farbe war weiß und die der Beamten durch rothen Besatz ausgezeichnet. Die Kaiser trugen die rothe Toga. (Beckers Gallus III. 107 m. Abbildungen)

Unter der Toga trug man ein Hemd (Tunica) ursprünglich ohne Aermel und ohne anderweites Unterkleid, das für Beamte ebenfalls mit einem bunten Aufschlage an der Brust versehen und gegürtet war.

Auf Reisen trug man die Paenula, die keine Aermel hatte und sackartig über den Kopf gezogen wurde. Man nahm dazu ein dichtes, starkes Zeug. Später kam die vorn offene Lacerna dazu. Bei Tische legte man die schlafrockartige Synthesis an, die von farbigem Stoff gefertigt war.

Kopfbedeckungen waren im alten Rom nicht üblich, man zog gegen die Sonnenstrahlen einen Zipfel der Toga über den Kopf. Im Felde trugen die Soldaten den Helm nur im Gefecht, auf dem Marsche hing er an der Schulter. Seeleute und Fischer trugen Hüte, auch Reisende hatten Filzhüte und am Mantel eine Capuze, wie noch jetzt die Fischer von Neapel und Triest.

Beinkleider kamen erst durch die Barbaren nach Rom und die weiten am Knöchel gegürteten Hosen erscheinen als wesentliche Bezeichnung der Barbaren, der Dacier wie der Perser. Doch trugen Reiter und Infanteristen, wie wir ganz deutlich auf der Trajanssäule sehen, kurze bis auf die Mitte der Schienbeine reichende Hosen, die wohl aus Leder waren. In Rom selbst fand dieß nicht

*) Beckers Gallus III. 242. Museo borbonico III. 63 und dann Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildwerke I. 146.

Statt, obschon man in den Binden (Fasciae), die man um die Beine schlang, eine Art Beinkleid hatte *). Den Fuß schützte man durch Sohlen und Sandalen, dergleichen der neapolitanische Landmann noch hat, und durch hoch heraufgehende Schuhe und Halbstiefel von bunter Farbe (Beckers Gallus III. 130 ff.).

In alter Zeit trug der Römer den vollen Bart; im Jahre der Stadt 454 kam der erste Bartscherer aus Sicilien nach Rom und seitdem wurde es gewöhnlich, sich rasiren zu lassen; der Tag, an welchem das im Leben des jungen Mannes zum ersten Male stattfand, war ein Festtag. Seit Hadrian kamen die Bärte wieder zu Ehren und es herrschte fortan bis zum Sturze des Reiches eine große Mannichfaltigkeit, wie wir aus den Büsten und Reliefs der Kaiser ersehen. Es gab in Rom öffentliche Barbierstuben (Tonstrinen), in welchen Bart, Haupthaar und Nägel verschnitten wurden. Besonders reiche Leute hatten eigene Sclaven für dieses Geschäft. Das Haupthaar trug man kurz verschnitten, erst in der Zeit der Kaiser verwendete man größere Sorgfalt auf Haarschmuck und Locken, wie namentlich die Büsten des Commodus zeigen.

Der Schmuck der Männer war der Siegelring, der in früherer Zeit aus Eisen oder Bronze, später aus Gold mit Edelstein bestand. Reiche Leute hatten dann ganze Ringsammlungen oder Daktyliotheken (Beckers Gallus III. 137.).

Die Männerkleidung der Römer erhielt sich während der Republik ziemlich unverändert, erst mit den asiatischen Feldzügen kam das, was wir Mode nennen nach Rom und von da aus verbreitete sich die Sucht, durch fortwährende Abänderungen in den einzelnen Theilen der Kleidung die Augen der Menschen auf sich zu lenken. Ein wesentliches Förderungsmittel dieser Mode ist unstreitig die freiere Stellung, welche die Frauen in Rom seit den letzten Zeiten der Republik einnahmen. Die griechischen Frauen waren mehr an das Haus gebunden und das was wir Mode nennen, konnte dort nicht so allgemein werden. So finden wir denn auch im Orient bei Weitem nicht den ewigen Wechsel in der Tracht der Menschen, wie dieß in Europa der Fall ist, wo die Mode sogar die Tracht der Staatsbeamten und des Kriegsheeres unter ihre Fesseln gebeugt hat und fast jedes Menschenalter andere Kleiderformen darbietet.

Vorzugsweise aber steht die Kleidung und der Schmuck der Frauen unter der willkührlichen Herrschaft der Mode, und zwar ist es im Allgemeinen weniger das eigentliche Kleidungsstück selbst, als dessen Farbe, Schnitt und der Stoff, aus welchem dasselbe gefertigt ist. So finden wir auch bei den römischen Frauen die wesentlichen Bestandtheile der Kleidung, die wir bei den Griechinnen

*) S. Böttigers kleine Schriften II. 259 ff.

angetroffen haben, nämlich das Hemd, das Mieder (Strophium), den Rock oder die Tunica und das eigentliche lange Oberkleid oder die Stola und dann den Ueberwurf, die Palla, dasselbe für die Frauen, was den Männern die Toga war. Endlich kommt auch als Kopfputz der Schleier vor. Die Fußbekleidung glich der der Männer *).

Die Marmore und Bronzen geben nun, was die Form der römischen Frauenkleidung betrifft, reichhaltigen Stoff, aus welchem sich die in den Schriften enthaltenen Bemerkungen erläutern lassen; für die Farbe gewähren die pompejanischen Wandgemälde genügende Auskunft. Wir ersehen daraus, daß man bunte Farben in der Frauentracht sehr liebte, schwarz und andre dunkle Farben aber bei Weitem weniger anwendete, als dieß im Norden von Europa und zwar besonders seit dem 16. Jahrh. der Fall ist.

Die Menge kleiner Bänder, Streifen, Tücher und dergl., womit unsere Damen Kopf und Brust zu verzieren pflegen, kannten die römischen Damen nicht. Hauben und Kragen waren ihnen ganz unbekannt. Dagegen suchten sie durch Schmuck von Metall und Stein, durch Halsgehänge, Armringe, Agraffen mannichfaltiger Art, Hafte an Brust und auf der Schulter, Fingerringe ihren Anzug zu verherrlichen, und die Ausgrabungen von Pompeji haben eine sehr reiche Auswahl trefflich gearbeiteter, zum Theil durch die Kunst veredelter Schmucksachen zu Tage gefördert, die im Wesentlichen griechische Formen zeigen.

Als die edelste Zierde der Frau galt auch in Rom ein reiches glänzendes Haupthaar, das im Allgemeinen, wie noch bei den heutigen Italienerinnen, schwarz war. Später schätzte man besonders, wahrscheinlich eben der Seltenheit wegen, die blonde Farbe und suchte durch Seifen und Pomaden, die man zum Theil aus dem nördlichen Europa bezog, dem schwarzen Haare eine röthliche, lichtere Färbung zu geben, bis man in der Kaiserzeit darauf verfiel, falsches Haar über dem natürlichen zu tragen. Die Perücken und Frisuren der spätern römischen Damen finden wir an den Büsten oft mit außerordentlicher Sorgfalt dargestellt und es ist sogar im Vatican eine Büste vorhanden, deren Perücke man abnehmen kann. Die Haare waren theils in Zöpfe geflochten, theils in mehr oder minder massenhafte Locken gebracht und wurden durch allerlei Nadeln in ihrer Form gehalten oder durch Diademe verziert. Diesen Putz besorgten die Cunflones und Cinerarii mit Salben, Kämmen und Brenneisen. Im Hause trugen die Frauen das Haar nach der einfachen griechischen Art mit dem Knoten im Nacken und mit einem Netz überzogen.

*) Beckers Gallus III. 138. Das Hauptwerk über römischen Frauenputz bleibt Böttigers bekannte Sabina, zu der sich in seinen von J. Sillig herausgegebenen Schriften mannichfaltige Nachträge finden.

Der Frauenschmuck, zu dem nun auch die Gefäße für die Salben, die Kämme, Spiegel und dergleichen gehörte und den man in bronzenen Kästchen aufbewahrte, war oft sehr kostbar, namentlich als die Perlen mehr in die Mode kamen, die aus dem Orient eingeführt wurden und vorzugsweise als Ohrschmuck beliebt waren.

Zum Frauenschmuck gehörten ferner die Fächer und Wedel aus Federn und leichtem Holz, die selbst in der Form der indischen aus Taliputpalmblatt gefertigten vorkommen. Dann hatte man aber auch wirkliche Sonnenschirme von der Form der jetzt in Europa und China üblichen.

In den früheren Zeiten der Republik war die Pflege des Körpers auf das Nothwendige beschränkt; unter den Kaisern wurde sie zu einer wichtigen Angelegenheit. Man wusch sich täglich Arme und Beine, ging aber nicht täglich ins Bad, wie es schon zu Senecas Zeit Sitte war, wo man das Bad als eine Vergnügungsanstalt betrachtete. In der Villa des africanischen Scipio bestand das Bad aus einem engen schmucklosen Gemache, und die öffentlichen Bäder waren ebenfalls höchst unscheinbare Anstalten, über welche die Aedilen die Aufsicht führten und wo man kaltes und warmes Wasser fand. Später kamen auch Dampfbäder dazu*). Es sind von antiken Bädern in Rom namhafte Trümmer, besonders von den Bädern des Titus und Caracalla vorhanden, man hat belehrende Ueberreste nicht allein in Pompeji und Stabiä gefunden, sondern auch in Frankreich und auf deutschem Boden, in Badenweiler, Salzburg und anderen Orten römische Badeanstalten entdeckt. Außerdem findet sich auch im Vitruvius eine Beschreibung.

Die Einrichtung der öffentlichen Bäder hatte Aehnlichkeit mit denen des Orients, wo sie wohl überhaupt zuerst entstanden sind. Man trat zunächst von der Straße aus in einen mit Säulengängen versehenen Hof und aus diesem in eine innere Vorhalle, die Nachts mit Lampen erleuchtet und mit Sitzbänken für die Diener versehen war. Hier wurde auch das geringe Badegeld erlegt. Von da gelangte man in das erste Zimmer, wo die Entkleidung des Badenden vorgenommen wurde und wo man auf das Bad wartend sich unterhielt. Das Zimmer war deßhalb mäßig erwärmt und mit Haken für die Kleider versehen. Es war gewölbt und an den Wänden liefen steinerne Bänke umher. Von hier gelangte man durch eine Thüre in das kalte Schwimmbad, das in einem großen Becken bestand, welches in dem pompejanischen Badehause 12 Fuß 10 Zoll breit und 3 Fuß tief ist. Um dasselbe lief ein Gang, der in mannshohe Nischen auslief und mit Marmor gepflastert war. Das Zimmer war ebenfalls gewölbt und gemalt. In dem Badepalaste des Diocletian hatte das Schwimmbecken freilich 200 Fuß

*) Die Literatur in Beckers Gallus III. 50.

Länge und 100 Fuß Breite. Aus dem Schwimmraume gelangte man in einen Raum, dessen Fußboden durch unterirdische Canäle geheizt war und eherne Sitze hatte. Außerdem wurde die Wärme durch eine Art Heerd, welcher geheizt wurde, gesteigert. Hier wurde die Abtrocknung, Reinigung und Salbung der Haut besorgt. Eine Thüre führte in das eigentliche, durch heiße Wasserdämpfe erhitzte Schwitzbad, in dessen Mitte ein flaches Becken mit heißem Wasser aufgestellt war und zwar gerade unter dem in dem Gewölbe angebrachtem Oberlicht. An den Seiten stiegen drei Sitzreihen über einander empor, wie in unseren Dampfbädern. Die Feuerungsanstalten, Wasserkessel und Wasserröhren, waren gar zweckmäßig angebracht. War nun schon die Einrichtung des Bades von Pompeji geschmackvoller und eleganter als die unsrige, so waren die Badehäuser der Vornehmen und der Kaiser mit der reichsten Pracht ausgestattet und Marmor und Mosaik, sowie kostbares Bronzegeräth überall angebracht; man hatte nächstdem auch zur Unterhaltung Bibliotheken an den Bädern, die, wie im Orient, als Conversationsplätze benutzt wurden. Es gab übrigens in Rom selbst viele Bäder, die theils von Privatpersonen gegen Bezahlung gehalten wurden, theils aber auch unentgeldlich besucht werden konnten.

Als Badegeräth hatte man die Salbflasche, das Handtuch und das Schabegeräth, womit man Schweiß und Oel von der Haut entfernte. Es war von Bronze und glich einer stumpfen, krummgebogenen, der Länge nach geöffneten Röhre *).

Auch die Frauen besuchten die Bäder, natürlich wie im Orient zu besonderer Zeit. In später Zeit kam es jedoch vor, daß Männer und Frauen von schlechten Sitten im Bade zusammen kamen, wogegen Hadrian und seine Nachfolger mehrfach ankämpften. Gemeiniglich wurde vor Tische gebadet. Doch zeigen die in dem Bade von Pompeji in so großer Zahl gefundenen Lampen, daß auch nach Sonnenuntergang noch Bäder genommen wurden.

## Die Wohnstätten

der Römer glichen im Wesentlichen denen der Griechen, nur daß mit dem Steigen des Luxus in Rom Alles großartiger und umfangreicher wurde. Im Allgemeinen hatten die römischen Häuser nach der Straße zu ebenso wenige Fenster wie die griechischen, sie waren meist nur ein Stockwerk hoch und je nach den Verhältnissen des Besitzers von größerem oder geringerem Umfange. Aermere wohnten zur Miethe in mehrstöckigen, dafür von Wohlhabenden erbauten großen Häusern **), wie dieß ja noch jetzt in Neapel der

*) Beckers Gallus III. 51 ff. m. Abb.
**) Beckers Gallus I. 14.

Fall ist, während in den entfernten Vorstädten die Hütten der kleinen Leute sich befanden.

Das Privathaus des wohlhabenden Römers bestand aus folgenden wesentlichen Theilen. Vor demselben war das Vestibulum, ein offener Vorraum, durch den man an die sich nach innen öffnende, mit einem Klopfer versehene Flügelthüre trat. Diese führte in das Atrium, den allgemeinen Sammelplatz der Familie, wo die Webstühle der Sclavinnen, der Thalamis nuptialis, die Casse des Hausvaters und der Familienheerd, an welchem die Laren aufgestellt waren, sich befanden. (Das Atrium war das, was in den norddeutschen Bauerhäusern die Deele.) Hier nahm man in der alten Zeit die Besuche an und hier war der Sitz des Familienlebens. Zu beiden Seiten befanden sich die Vorrathskammern, Schlafstätten und übrigen Räume. Ging man durch das Atrium, so gelangte man in den offnen Hof, das Cavaedium, um welchen ein Säulengang lief und in dessen Mitte eine Cisterne sich befand, in die der von den Dächern abfallende Regen lief, der auch wohl Blumen und Sträucher enthielt. Dieß waren in der alten Zeit die wesentlichen Theile des Hauses, dessen Fußboden aus geschlagenem Estrich bestand und dessen Wände einfach geweißt waren.

Als nun aber Pracht und Reichthum in Rom die alte einfache Sitte verdrängten und das Bestreben sich einfand, es dem Andern in prachtvoller und eleganter Einrichtung zuvorzuthun, wurde auch die Beschaffenheit der Häuser immer mannichfaltiger, namentlich aber wurde das Atrium seiner alten Würde entkleidet. Der Heerd wurde theils in eine Küche, die Laren in eine besondere Hauscapelle verlegt. Nur die Ahnenbilder blieben, allein man stellte anstatt der alten Wachsmasken kostbare Büsten aus Erz und Marmor auf. Das Cavaedium gewann an Umfang, die ihn umgebenden Säulengänge wurden durch Statuen und andere Kunstwerke verziert, Gartenanlagen und Springbrunnen entstanden, die Nebengebäude erweiterten sich zu besonderen Schlaf- und Toilettenzimmern, zu Speisesälen, je nach den verschiedenen Jahreszeiten zu Besuchzimmern und zu Räumen, die nur für die Dienerschaft bestimmt waren, bis dann endlich auch Gemäldegalerien und Büchersäle sich anfügten. Die einfache weiße Tünche der Zimmer verschwand, sorgfältig gemalte Wände, Marmorpfosten, Säulen und Mosaikfußböden kamen in Aufnahme. An die Stelle der alten hölzernen Fensterladen traten Fensterscheiben aus Frauenglas, dann aus Fensterglas. So war es in der Stadt, so auf dem Lande in den Villen, bei denen natürlich die Gartenanlagen mit den Wohnstätten, Bädern und Wirthschaftsgebäuden in Einklang zu bringen waren. Mit der zunehmenden Kostbarkeit von Grund und Boden in den Städten mußten die Wohnungen der ärmeren Bürger sich immer mehr ins Enge ziehen, die großen Miethhäuser zunehmen und die

kleinen Privathäuser seltner selbstständig auftreten. Es sind dieß Erscheinungen, die in allen großen Städten, zu allen Zeiten und unter allen Zonen sich wiederholen *). Es dürfte daher nie möglich seyn, trotz der trefflichen Beschreibungen, die uns Vitruvius und Plinius hinterlassen haben, eine auf alle römischen Hauseinrichtungen passende Darstellung der römischen Wohnungen zu Stande zu bringen, da ja schon die Einrichtung der in die obern Stockwerke führenden Treppen eine durch die Räumlichkeit gebotene Mannichfaltigkeit nicht blos möglich, sondern selbst nothwendig machte. Im Allgemeinen können wir annehmen, daß in den Wohnstätten der Reichen ebenso große Mannichfaltigkeit herrschte wie bei uns. Für die Einrichtung des Mittelstandes aber bietet Pompeji die beßten Belege dar, aus denen wir ersehen, daß eben der gebotene Raum und die Abtheilung der Stadt nach Straßen und Plätzen Beschränkung oder Erweiterung der für nothwendig erachteten, durch die Sitte gebotenen Theile des Wohnhauses herbeiführte. Verschieden von unseren Häusern waren vielleicht nur die Fenstereinrichtungen und die Heizungsapparate. Man bediente sich im Allgemeinen mehr der Feuerbecken aus Bronze, dergleichen das bourbonische Museum zu Neapel eine Fülle darbietet, als der Camine. Dann waren große Säle minder nothwendig als gegenwärtig, da das gesellige Leben mehr öffentlicher Art war und große Gesellschaften in Privathäusern nicht gewöhnlich waren **). Die pompejanischen Trümmer zeigen uns namentlich in Bezug auf die Verzierung der Zimmer des Mittelstandes gar interessante Einzelheiten. Wir sehen die Säulen aus Ziegelstein und Lava mit sorgfältig gemischtem Stucco bekleidet, die Wandfläche sauber geebnet und mit Darstellungen aus der Mythologie und dem Landleben fleißig bemalt. Wir sehen aber, daß es eben auch ärmlichere Einrichtungen gab, wo ein zugleich geschickter Maurer für billigen Preis der Wand den Anstrich des Marmors zu geben versucht hatte.

Ebenso finden wir in Pompeji noch die Kaufläden, namentlich den Laden einer Oelhandlung, wo man noch den steinernen Ständer erblickt; in einem andern Hause finden sich noch die Mühlsteine, in anderen der Kellerraum mit den Weinkrügen. Alle Gebäude aber sind von geringem Umfange und zeigen deutlich, daß die alten Bewohner die Straße als die Fortsetzung ihres Hauses zu betrachten gewohnt waren.

Dennoch aber muß Pompeji einen überaus freundlichen Anblick dargeboten haben, da eben durch die Niedlichkeit der Privat-

*) S. C. G. V. 270 ff.

**) Ueber die römischen Wohnhäuser s. bes. Beckers Gallus 141—236, wo Alles zusammengestellt ist, was die Denkmale und die Schriften der Alten darbieten.

häuser die öffentlichen Gebäude um so imposanter hervortreten mußten, wie sich denn noch jetzt das Thor gar stattlich ausnimmt, obschon es doch nur von mäßigen Verhältnissen ist *).

Die Stadt Rom dagegen war im Laufe der Jahrhunderte aus dem kleinen Vierecke, welches Romulus auf dem palatinischen Hügel angelegt hatte, und wo später der Kaiserfitz war, zu einer außerordentlichen Größe gelangt. Allgemach war der tarpejische Fels mit dem capitolinischen Hügel, dann der cölische Berg, dann der aventinische, quirinalische, esquilinische und viminalische Hügel dazu gekommen. Außerhalb der Stadt und jenseits des Tiberstromes lagen der Janiculus- und Vaticanus-Berg, sowie der Gartenberg, den Aurelian erst mit in das Stadtgebiet zog. Unter Augustus nahm man den Umfang der Stadt auf 22,500 Schritte, unter Aurelian, der eine neue Ringmauer zog, auf 50,000 Schritte an, mit einer Bevölkerung, welche die Sclaven und Fremden mit eingeschlossen, selbst London an Zahl bei Weitem übertroffen haben mag. Unter Romulus war die Stadt in drei, unter Servius Tullius in vier Tribus getheilt. Augustus brachte die Stadt in vierzehn Regionen, deren jede in Straßen abgetheilt war. Die Stadt hatte unter den Königen drei Thore, zur Zeit des Plinius aber sieben und dreißig, unter Justinian hatte man jedoch nur noch vierzehn. Ueber die Tiber führten acht Brücken, von denen die älteste hölzern, Pons sublicius, erst vom Prätor Aemilius, später von Antonin dem Frommen, steinern aufgeführt wurde. Die Straßen der Stadt waren mit Steinen gepflastert und theils nach den Thoren, theils nach den Orten benannt, zu denen sie führten, andere hießen nach ihren Gründern. An Gassen gab es 424; sie wurden nach den Capellen, die in ihnen standen, oder nach den Geschäften der Bewohner derselben benannt. Von öffentlichen Plätzen hatte man 3 Arten: 17 Fora, auf denen Recht gesprochen wurde, 21, die als Marktplätze dienten, und 8 Campi oder freie zu öffentlichen Zusammenkünften bestimmte Plätze. Die Fora waren mit Säulenhallen umgeben und bildeten längliche Vierecke. Zwischen der Stadtmauer und den Häusern war ein freier Raum, das Pomoerium, der nicht angebaut werden durfte.

Das alte Rom war vor der Zerstörung durch die Gallier ein sehr unansehnlicher, aus Strohhütten bestehender, unregelmäßiger Ort, und auch die aus diesen Trümmern erbaute Stadt hatte meist hölzerne Privathäuser **), die noch sehr unregelmäßig neben einander

*) Ansichten von Pompeji nebst Grundrissen der Häuser s. namentlich in Gells Pompejana, bes. Taf. 36 die Restauration des Hauses von Pansa. Ueber das Ganze s. Kephalides treffende Bemerkungen in seiner Reise durch Italien I. 63. 64. u. II. 155. ff. bes. 157.

**) S. Kephalides Reise in Italien I. 63.

standen. Augustus fand die Stadt noch in sehr bescheidenem Aeußeren. Er begann prächtigere Gebäude aufzuführen und zwar auf dem palatinischen Hügel, seiner Geburtsstätte. Allein eine regelmäßigere Anlage ward erst nach dem großen Brande der Stadt möglich, den Nero veranlaßt und der zwei Dritttheile derselben in Asche gelegt hatte. Der Glanzpunct blieb Nero's goldenes Haus. Das Beispiel des Kaisers fand Nachahmung, man baute steinern, man schmückte die Häuser auch nach der Straße hin mehr aus, als dieß bisher der Fall gewesen war und brachte bei den Vestibulen Säulengänge an, so daß den Straßen eine neue Zierde erwuchs.

Augustus hatte überhaupt zweckmäßige polizeiliche Anordnungen getroffen, er hatte eine Löschcompagnie aus den Freigelassenen gebildet und verordnet, daß kein Haus an öffentlichen Straßen höher als siebenzig Fuß aufgeführt werde, um Unglücksfälle durch Einsturz zu verhindern, woraus wir auf die große Anzahl der Insulä genannten und große Miethwohnungen enthaltenden Häusergruppen schließen dürfen *). Ueberhaupt sorgten die Römer bei Anlage ihrer Stadt mehr noch für das Nützliche und Nothwendige als die Griechen. Sie hatten schon sehr früh ein Straßenpflaster und Kloaken, durch welche Unreinlichkeiten in den Tiberfluß geleitet wurden. Die Anlage der Kloaken fällt noch in die ersten Zeiten der Stadt unter den Königen und sie waren so geräumig, daß ein Heuwagen darin Raum hatte. Gutes Trinkwasser wurde in reicher Fülle in großartigen Wasserleitungen aus der Ferne hergeleitet, so daß, wie Strabo bemerkt, gleichsam Flüsse die Stadt und die Abzugsgräben durchströmen und selbst jedes Haus Behälter und Röhren und reichliche Wassersprudel hat. Dafür war namentlich Marcus Agrippa besonders thätig. Die Alten ließen, mit anderen größeren Dingen beschäftigt, die Schönheit Roms unbeachtet, die Neueren hingegen und vornehmlich unsere Zeitgenossen, sagt Strabo, blieben auch hierin nicht zurück, sondern füllten die Stadt mit vielen und schönen Prachtgebäuden. Denn Pompejus, der göttliche Cäsar, sodann Augustus, seine Söhne und Freunde, seine Gemahlin und Schwester, haben den Aufwand und Eifer Aller für diese Ausführungen übertroffen. Die meisten dieser Werke enthält das Marsfeld, welches mit der Natur die Verschönerung durch weise Fürsorge vereinigt. Denn die bewunderswürdige Größe des Platzes, welche bei der ungeheueren Menge der im Ballschlagen, im Reifenspiel und Kunstringen sich Uebenden, dennoch sowohl dem Wagenrennen als übrigen Reiterkünsten ungehinderten Spielraum gewährt, sodann die umstehenden Gebäude und der durch das ganze Jahr grüne Rasenboden, endlich der Umkranz, der über dem Strome bis zu seinem Bette eine malerische Bühnenansicht darstellenden Hügel; dieses Alles gewährt einen

*) Strabo V. 3. Abschn.

schwer zu verlassenden Schaugenuß. Dem Marsfelde nahe ist noch ein anderes Feld und viele Hallen umher, Lusthaine, drei Schauspielhäuser und eine Doppelbühne, prächtige und einander berührende Tempel, so daß es überflüssig scheinen dürfte, die übrige Stadt noch darzustellen. Daher betrachten die Römer diesen Platz als ein ehrwürdiges Heiligthum und errichteten daselbst die Denkmäler der ausgezeichnetsten Männer und Frauen. Das Denkwürdigste ist das sogenannte Mausoleum, ein großer, mit einer hohen Grundmauer von weißem Marmor versehener Erdhügel, der bis zum Gipfel mit immer grünen Bäumen beschattet ist *). Auf dem Gipfel steht das eherne Standbild des Cäsar Augustus und unter dem Erdhügel sind sein und seiner Verwandten und Freunde Gräber, dahinter ein großer, die reizendsten Lustgänge enthaltender Hain. In der Mitte des Feldes ist die Umfassung seiner Brandstätte aus weißem Steine, mit eisernem Gitter umschlossen, inwendig aber mit Pappeln bepflanzt. Geht man dann weiter auf dem alten Marktplatze und sieht, wie neben diesen ein Platz nach dem andern folgt, und die königlichen Hallen und Tempel und sieht man auch noch das Capitol nun und die sowohl hier als auf dem Palatium und in den Gärten der Livia befindlichen Kunstwerke, so vergißt man leicht, was draußen liegt. So weit der Bericht des Augenzeugen Strabo.

Das Marsfeld, dessen Strabo so rühmend gedenkt, ward oft auch nur Campus genannt und reichte von der jetzigen Porta del popolo bis an die Tiberinsel. Dort befand sich eine große Menge von Statuen berühmter Römer, das Pantheon, ein Obelisk, mehrere Säulengänge, der Thermen des Nero und der Agrippina, das pompejische Theater, der flaminische Circus, die Antoninsäule und dessen Basilica; es wurde dieser Schauplatz der römischen Herrlichkeit jedoch erst unter Aurelian mit der Stadtmauer umschlossen.

Nächstdem war das römische Forum zwischen dem palatinischen und capitolinischen Hügel ein nicht minder gefeierter Sitz der römischen Majestät. Es war hier das eigentliche Centrum von Rom, als welches man die goldene Meilensäule betrachtete, von wo aus alle Entfernungen von Rom berechnet wurden; daher nannte man auch diese Gegend den Nabel der Stadt, den man wohl als den der Welt anzusehen geneigt war, nachdem der zu Delphi seine Bedeutung verloren hatte **). Das römische Forum war mit Baulich-

---

*) Diese Beschreibung des Strabo gibt uns vielleicht die richtige Anleitung, die auf der 5. Tafel abgebildeten etruskischen Grabhügel in ihrer wahren Gestalt uns zu denken. Wenigstens kann es nicht befremden, wenn Augustus Mausoleum in altetruskischer Weise angelegt war. Auch die Einrichtung des Inneren der etruskischen Gräber widerspricht der Andeutung Strabons keineswegs.

**) Plinius (H. N. III. 6. nennt schon Roma terrarum caput und Italien omnium terrarum alumna eadem et parens, numine Deum electa,

keiten aller Art umstellt, dem Comitium oder dem bedeckten Versammlungsplatze des Volkes, der Curia oder dem Rathhause, der Rednerbühne, die mit Schiffschnäbeln (rostra) verziert war, mehreren Basiliken und Tempeln und einer namhaften Anzahl Säulen und Statuen. Hier errichtete man auch dem Tiberius und Septimus Severus Ehrenbogen und dem Cäsar, dem Vespasian und Antonin und Faustina einen Tempel. Hier wurden die fremden Gesandten empfangen *).

Schon während der gallischen Feldzüge Cäsars zeigte sich das Forum zu beengt; deßhalb dachte er auf die Erweiterung desselben. Man kaufte am östlichen Ende des Forums für mehr als 3 Millionen Thaler (60 Millionen Sesterzien) Privathäuser an, erbaute der Venus genitrix einen Tempel, nach seinem Tode stellte der Senat ihm auf dem Forum eine Säule auf.

Unter Augustus vermehrte sich die Volkszahl Roms dergestalt, daß das alte Forum viel zu beschränkt wurde. Daher legte Augustus an dem Tempel des Mars ultor ein neues Forum an, in welchem der Senat künftig über Krieg und Frieden berathen, Triumphe bewilligen und den in die Provinz Gehenden das Imperium übertragen sollte. Es war dieß Forum, zu welchem der Raum ebenfalls durch Ankauf von Privatwohnungen genommen worden war, mit Hallen und Basiliken umgeben, die mit einer Mauer umschlossen waren.

Nächstdem baute Augustus in seinem auf dem Palatium gelegenen Vaterhause dem Apollon einen Tempel und umgab denselben mit Säulenhallen, in welchen er Bibliotheken anlegte und wo er den Senat sich versammeln ließ. Er kaufte später noch das Haus des S. Catilina und andere Privatbesitzungen dazu und legte von der Via sacra her einen stattlichen Ausgang an. Seine Nachfolger vergrößerten den Anbau und so entstand der prachtvolle Kaiserpalast, dessen Trümmer seinen außerordentlichen Umfang noch jetzt andeuten. Später wurden in der Nähe die Triumphbögen von Titus und Constantin, dann das Colosseum angelegt **).

Das Capitol, dasselbe was in den griechischen Städten die Akropolen oder Burgen waren, nahm den höchsten Theil der Stadt ein und man stieg vom Forum auf hundert Stufen hinauf. Hier stand der Tempel des Jupiter, der Juno und der Minerva, ferner ein Tempel des Terminus und des Jupiter feretrius, sowie das Haus des

quae coelum ipsum clarius faceret, sparsa congregaret imperia, ritusque molliret, et tot populorum discordes ferasque linguas sermonis commercio contraheret, colloquia et humanitatem homini daret, breviterque una cunctarum gentium in toto orbe patria fieret.

*) S. Canina, foro Romano e sue adiacenze. Rom 1845 mit den Restaurationen auf Taf. 9. ff.

**) S. bes. Kephalides Reise I. 76.

Romulus, das mit Stroh gedeckt war. Domitian baute nach dem dritten Brande das Capitol mit größter Pracht auf; die Thore waren von Erz, die Dachziegel vergoldet. Hier stand die alte eherne Statue der Wölfin, welche zu Ciceros Zeit vom Blitze getroffen worden war und noch vorhanden ist. Am Capitol befand sich auch der mamertinische Kerker und das Asylum.

Unter den übrigen zahlreichen Tempeln Roms zeichnete sich das von Agrippa erbaute und noch jetzt erhaltene Pantheon mit dem gewaltigen Kuppeldache aus, das ehedem mit vergoldeten Erzziegeln belegt war. Den Tempel des Janus hatte schon Numa gegründet. Nächst den Tempeln gehörten die für die Pferde- und Wagenrennen bestimmten Circi unter die ansehnlichen Baulichkeiten des alten Rom, unter denen der Circus maximus bereits von Tarquinius priscus in dem Thale zwischen dem Palatin und Aventin angelegt war.

Für jede der 30 Curien war ein bestimmter Platz angewiesen, wo sie sich ein Schaugerüste errichten konnte. Im Jahre d. St. 425 wurden Carceres für die Wagen angebaut und in der Kaiserzeit das Ganze prachtvoll mit Pyramiden, Statuen, kleinen Tempeln weiter ausgeziert. Claudius fügte Rennziele von vergoldeter Bronze bei und erst Trajan beendete den Bau ganz aus Stein, nachdem der hölzerne mehrere Male abgebrannt war. Der Circus Flaminius und C. Neronis, die Stadien, Rennplätze für Pferde und Menschen, die Paläſtren, Gymnasien und Naumachien, sowie die Odeen haben wenig Spuren ihres Daseyns hinterlassen. Späteren Ursprungs sind die Theater, deren älteste wie in Griechenland von Holz waren. Das erste steinerne feststehende Theater richtete Pompejus im Jahre d. St. 699 ein und verzierte es mit einem Tempel der Venus victrix; es faßte 40,000 Zuschauer. Später errichteten dergleichen Cornelius Balbus und Augustus, letzterer das Theater des Marcellus. Für Fechterspiele und Thierhatzen ließ Cäsar zuerst ein hölzernes Amphitheater aufführen. Im J. 725 baute Statilius Taurus im Marsfelde ein steinernes Amphitheater, Nero ein hölzernes im Marsfelde. Nachdem diese im neronischen Brande zerstört worden waren, errichtete Vespasian mitten in der Stadt zwischen dem Coelius und Esquilinus das große Amphitheatrum Flavium, das Titus fortsetzte, aber Diocletian erst vollendete, und das in seiner Ruine als Colosseum noch unsere Ehrfurcht in Anspruch nimmt *).

Die Bäder erwuchsen allgemach ebenfalls zu gewaltigen Gebäuden, die in späterer Zeit immer umfangreicher und prachtvoller wurden. Die ersten öffentlichen Bäder hatte Agrippa im Marsfelde angelegt. Nahe dabei, also auch in der Nähe des Pantheons baute

*) Fea notizie degli scavi nell anfiteatro Flavio. Rom 1813. Bunsen und Platner Beschr. der Stadt Rom III. 1. 319. ff. Nardini v. Nibby I. 233. m. Italica I. 178.

dann Nero seine Thermen, welche Alexander Severus erneuerte. Die Bäder des Titus lagen beim Colosseum und waren überaus reich ausgeschmückt, wie man denn in diesen Räumlichkeiten die bekannte Gruppe des Laokoon, 1547 25 Statuen und später noch 54 Statuen auf einmal fand*). Auch Trajan, Commodus, Caracalla, Diocletian und Constantin erbauten Thermen. Bei letzteren waren die Colosse von Monte Cavallo aufgestellt.

Zur besonderen Zierde gereichten der Stadt Rom die Triumphbögen, welche allgemach zu Pforten erwuchsen, die mit Säulen und Bildwerk aus Marmor prächtig geschmückt waren, wie die Ueberreste der dem Titus, Septimius Severus und Constantin errichteten zeigen. Ganz eigenthümlich waren die Säulen, um deren Schaft sich ein Reliefband zog, das die Kriegsthaten darstellte. Bekanntlich sind die Säulen des Trajan und Antonin noch erhalten. Zu diesen Denkmalen kommen die Gräber, unter denen die Moles Hadriani oder die jetzige Engelsburg das prachtvollste war.

Die Casernen für die Prätorianer und die Wasserleitungen waren durch ihren Umfang merkwürdige Gebäude.

Die Umgegend der Stadt war durch zahlreiche Grabmäler, von denen noch ansehnliche Trümmer übrig sind, sowie durch Landhäuser verschönert; unter letzteren hatte die Villa des Hadrian den Umfang einer mäßigen Stadt. Hier fanden sich Anlagen aller Art und eine Sammlung von Kunstwerken, deren Ueberreste den römischen Museen reiche Beiträge geliefert haben.

Ueber die Landsitze der Römer sind uns genauere Nachrichten erhalten. Die Wohnstätte des Landmanns, die Villa rustica, war sehr einfach und hatte mit den noch üblichen italienischen Bauernhäusern große Aehnlichkeit. Die Villa rustica hat zwei Höfe; am Eingange zu dem ersteren wohnte der Villicus, damit er wisse, wer ein und ausgehe. Hier ist die große Küche, wo die Familie sich am Heerde versammelt, ihr Mahl einnimmt und die Winterarbeit verrichtet. Dabei sind die Badestuben und Wein- und Oelpresse und die Vorrathskammern für Wein und Oel. Auf den inneren Hof gingen die Ställe für das Vieh, die Scheunen und Vorrathsräume der trockenen Früchte sowie die Ergastula oder Schlafstätten der Sclaven. Auf beiden Höfen mußte Wasser zur Tränke für das Vieh und zu den landwirthschaftlichen Verrichtungen vorhanden seyn. Es gehörten dazu auch die Backöfen, die Mahlstätten, dann die Stätten für die Gänse, Hühner und Tauben.

Die Villa urbana dagegen, wohin sich der Vornehme, von seinen Geschäften ermüdet, für einige Zeit zurückzog, hatte den Zweck, ihm alle Bequemlichkeiten des städtischen Aufenthaltes, verbunden mit

*) Die Literatur bei Becker, Handbuch der römischen Alterthümer I. 686.



den Annehmlichkeiten des Landlebens, zu gewähren. Wir wissen, wie sehr die Römer das Landleben und die landwirthschaftlichen Beschäftigungen liebten, und haben namentlich in den Gedichten des Horaz und den Briefen des jüngeren Plinius, sowie in den Wandgemälden Pompejis Zeugnisse dafür. Das Landhaus des jüngeren Plinius *) lag 14,000 Schritt von Rom an der See, wohin ein angenehm abwechselnder Weg führte. In den Wiesen weideten zahlreiche Heerden von Schafen, Rindern und Pferden. Dann trat man in den Landhof; von da in eine ovale Säulenhalle, die wenn auch nicht groß doch sauber gehalten war. Die Säulenhalle war verglaset und bot trefflichen Schutz gegen das Wetter. Aus dieser trat man in eine vierseitige Halle, welche in einen nach der See gerichteten Speisesaal führte, von dem aus man das Spiel der Wellen beobachten konnte, da er überall Flügelthüren und große Flügelfenster hatte, welche nach drei Seiten Aussicht in die See gewährten, während man aus der Vorhalle und dem Porticus die Wälder und die entfernten Berge sehen konnte. Der Speisesaal war vor- und hinausgebaut. Dahinter lag links ein größeres und kleineres Ruhezimmer. Dazwischen war ein geschützter Raum, den Plinius und die Seinigen als Winterstube und Gymnasium benutzten, da er die Sonnenstrahlen aufnahm und gar kein Zug stattfinden konnte. Daran lehnte sich ein Ruhezimmer, das im Halbkreise mit allen Fenstern der Sonne zugewendet war. In die Wand waren Bücherschränke eingelassen, welche diejenigen Bücher enthielten, die man wiederholt zu lesen pflegte. Dabei war ein heizbares Zimmer, von wo aus die Wärme in andere Theile des Hauses geleitet werden konnte. Hier befanden sich auch die Zimmer für die Sclaven und Freigelassenen, die so nett waren, daß sie besuchenden Freunden zur Herberge dienen konnten. An der andern Seite fand man ein Ruhezimmer, das sehr schön eingerichtet war, und einen größeren Ruhe- oder Speisesaal, der viel Sonne und die Aussicht auf die See hatte. Es folgte ein Ruhezimmer mit einem Vorsaale, der hoch genug für einen Sommeraufenthalt, doch auch gegen den Winter genugsam geschützt war, da kein Wind eindringen konnte. An dasselbe grenzte ein anderes Zimmer mit Vorsaal. Es folgte der Raum zum kalten Schwimmbad mit den dazu gehörigen Räumen, wie dem Sphäristerium. Dann ist hier ein Thurm, der mehrere Wohn- und Speisezimmer enthielt, von dem aus man das mit Landhäusern besetzte Ufer sehen konnte. Ein anderer Thurm bot Aussichten nach Ost und West dar. Hinter diesem lag eine weite Vorrathskammer nebst einem Kornboden und darunter ein Speisezimmer, worin man von der stürmischen See Nichts als das Brausen und das auch nur schwach und aufhörend vernahm. Es hatte die Aussicht auf einen

*) Plinii Epistol. II. 17.

Garten und eine Wandelbahn, die denselben umgiebt. Dieser Weg ist mit Buchsbaum und wo dieser nicht fortkommt, mit Rosmarin eingefaßt; denn wo der Buchsbaum von den Gebäuden geschützt wird, da gedeiht er und grünt auf das Schönste, aber unter freiem Himmel und wo er dem Winde und dem auch noch so entfernten Spritzen des Seewassers ausgesetzt ist, da geht er ein. Innerhalb der Wandelbahn zieht sich eine junge schattige Weinanlage hin, in welcher man auch barfuß weich und sanft geht. Der Garten ist mit Maulbeer- und Feigenbäumen besetzt, die in diesem Boden trefflich gedeihen. Ein von der See entfernter Speisesaal hat die Aussicht auf denselben, die ebenso schön als die auf die See ist. Der Saal wird auf der Rückseite durch zwei Zimmerreihen umschlossen, vor deren Fenstern der Vorplatz des Landhauses und ein anderer Garten liegt, der fruchtreicher und landwirthschaftlicher ist. Von hier an erstreckt sich eine verdeckte Halle, die ziemlich das Ansehen eines öffentlichen Gebäudes hat. Auf beiden Seiten sind Fenster, gegen die See hin die meisten, auf der Gartenseite ist immer eines gegen zwei. An einem heitern und windstillen Tage stehen sie alle, bei windigem Wetter aber nur da offen, wo es windstill ist. Vor der Halle ist eine von Veilchen duftende Terrasse. Die verschlossene Halle verstärkt die Strahlen der einfallenden Sonne durch die Zurückstrahlung und sowie sie die Sonne behält, so wehrt sie dem Nordwinde und hält ihn zurück und man hat also auf der Hinterseite ebenso viel Kühle, als man auf der Vorderseite Wärme hat. Ebenso hält sie den Südwest auf und also brechen und verschlagen sich auf verschiedenen Seiten zwei Winde von der entgegengesetzten Richtung daran. So ist sie angenehm im Winter, bei Weitem mehr aber im Sommer. Denn Vormittags wirft die Halle ihren kühlenden Schatten auf die Terrasse und Nachmittags auf den zunächst gelegenen Theil der Wandelbahn und des Gartens, der je nachdem der Tag zu- oder abnimmt, bald kürzer bald länger sich auf diese oder jene Seite senkt. Die Halle selbst hat aber dann gerade am wenigsten Hitze, wenn die Sonne auf ihrem Dache liegt. Nächstdem hat sie bei geöffneten Fenstern einen ungehinderten Durchzug des Westwindes und es kann sich also keine faule und stehende Luft darin halten. Am Ende der Halle, fährt Plinius fort, und der mit ihr parallel laufenden Terrasse ist ein Zimmer, das ganz meine Lust ist. Ich habe es selbst angelegt; darinnen ist ein Sonnenstübchen, das auf der einen Seite die Terrasse, auf der andern die See, auf beiden die Sonne hat. Die Thür geht auf ein anderes Zimmer, das Fenster auf die Halle hinaus. In der der See gegenüber liegenden Wand ist ein netter Alkoven, mit Glasthür und Vorhängen, den man, je nachdem man die Vorhänge öffnet oder schließt, dem Zimmer geben und nehmen kann. Er enthält ein Ruhebett und zwei Lehnsessel. Liegt man auf dem Bett, so hat man zu den

Füßen die See, hinter sich Landhäuser, gerade vor sich Wald und man kann durch ebenso viele Fenster diese Ansichten zusammen oder einzeln haben. Daran stößt ein Nebenzimmer, wo man kein Geschwätz der Dienerschaft, kein Rauschen der See, kein Rollen der Gewitter, kein Wetterleuchten, ja den Tag selbst nicht bemerkt, wenn die Fenster geschlossen sind. Denn es liegt zwischen der Wand des Zimmers und dem Garten ein Gang, in dessen leerem Raume jeder Laut verhallt. Dicht daran ist eine kleine Stube, die von unten geheizt wird und vermittelst einer engen Oeffnung die von unten aufsteigende Hitze nach Bedürfniß herausläßt oder zurückhält. Von da aus folgt ein Zimmer mit einem Vorgemach. Es liegt nach der Sonne hin, die es sogleich bei deren Aufgange empfängt und bis nach Mittag bei sich behält, obschon es da nur noch schräg von ihr bestrahlt wird. Wenn ich mich in dieses Gartenhaus begebe, so ist es mir, als wenn ich von meiner Villa selbst geschieden wäre, und ich befinde mich vorzüglich an den Saturnalien vortrefflich darin, wenn der übrige Theil der Gebäude von der Ausgelassenheit dieser Tage und dem festlichen Getöse wiederhallt. Ich störe dann meine Leute nicht in ihrer Kurzweil und sie stören mich durch ihren Lärm nicht im Studiren. Das Einzige, was dieser Partie bei allen Annehmlichkeiten abgeht, ist ein Springbrunnen. Denn an Quellen fehlt es der Gegend nicht und überall wohin man geht, kommt Einem Wasser entgegen, das trotz der Nähe der See durchaus keinen Salzgeschmack hat. Brennholz liefern die nahen Waldungen in Menge, die übrigen Bedürfnisse Ostia, auch hat schon das Dorf, das nur durch eine Villa geschieden ist, für einen Mann, der sich einzuschränken weiß, Vorrath genug. Dort sind drei Miethbäder, eine große Bequemlichkeit, wenn man unvermuthet kommt oder sich zu kurze Zeit aufhält, um sein eigenes Bad heizen zu lassen. Das Ufer schmücken mit der reizendsten Mannichfaltigkeit bald zusammenhängende bald einzelne Gebäude, die wie ebenso viele Städte aussehen, man mag auf der See oder am Ufer selbst seyn. Die See ist zwar nicht eben reich an kostbaren Fischen, doch liefert sie treffliche Schollen und Squillen, das Landgut die Erzeugnisse des Mittellandes, besonders Milch *).

Diese Villa hieß Laurentinum. Plinius hatte aber noch eine zweite in Tuscien gelegene, die sich durch einen prächtigen Park auszeichnete, der in höchst malerischer Gegend gelegen war und den er mit besonderer Vorliebe beschreibt **).

Wir ersehen aus diesen Beschreibungen, wie gar sorgfältig die Römer in der Anlage ihrer Gebäude waren und wie sehr sie namentlich die Richtung der herrschenden Winde, die Lage gegen

*) S. den Grundriß in der Glerig'schen Ausg. des Plinius I. S. 174.
**) Plinii Epistol. V. 6.

die Sonne, die Aussichten und das Wasser berücksichtigten und wenn spätere Philologen den Alten Sinn für Naturschönheit abgesprochen haben, so scheinen sie derartige Beschreibungen schöner Gegenden und diese Aeußerungen nicht berücksichtigt zu haben, aus denen deutlich hervorgeht, welchen hohen Werth die Alten auf schöne landschaftliche Bildungen legten. Nächstdem zeigen aber auch noch die landschaftlichen Gemälde, die in den pompejanischen Häusern gewissermaßen als Ergänzung schöner Aussichten mehrfach angebracht sind, den lebendigen Sinn der Alten für Naturschönheiten. Wir sehen besonders auch in diesen Gemälden hier und da einzelne Stellen, die eben eine schöne Aussicht darboten, durch besondere Sitze oder auch eigene Pavillons bezeichnet und wohin zum Theil der Lustwandelnde durch Gänge von Latten- und Gitterwerk hingeleitet wurde. Uebrigens herrschte in der Anlage der Villen, je nachdem die Gegend und Umgebung es forderte, eine Mannichfaltigkeit, wie wir dieselbe ja auch in den modernen Landsitzen zu finden pflegen *).

Was nun den **Hausrath**, das Mobiliar und dergl. betrifft, so ist uns in den Ueberresten von Pompeji eine reiche Quelle dargeboten. Wir ersehen zuvörderst, daß der Fußboden meist aus **Mosaik** war, die aus marmornen oder auch gläsernen Würfeln bestand, aus denen man die mannichfaltigsten Muster bildete, oder womit man auch ganze Gemälde darstellte **). In geringeren Häusern war der Fußboden geschlagener Estrich. Hölzern war er vor 2000 Jahren ebenso wenig wie noch heute. Die Wände waren gemalt, theils einfarbig, in Roth, Schwarz, oder auch Gelb und anderen Farben in Felder abgetheilt, theils aber auch mit Wandgemälden versehen. Bei wohlhabenden Leuten fanden sich auch marmorne Leisten und Friese, marmorne Thürpfosten und Säulen, die bei der Mittelclasse in Stucco ausgeführt waren.

Das Hausgeräthe war nicht eben sehr zahlreich vorhanden, konnte es auch kaum seyn, da die Wohnstätten nicht sehr geräumig waren; und da die Leute den größten Theil des Tages auf der Gasse zubrachten, bedurfte man auch nicht der Fülle des Hausrathes, den bei uns auch ärmere Leute haben. Das hauptsächlichste Geräth waren Stühle mit und ohne Lehnen, Sophas, die auch als Schlafstätten dienten, Fußschemel, kleine Tische mit einem bis vier Füßen

*) S. Beckers Gallus I. 101. In den pompej. Wandgemälden, bes. dem 2. 3. 4. und 7. Bande der antichita d'Ercolano findet sich eine große Fülle von Ansichten ländlicher Baulichkeiten, dabei auch Thürme IV 320. VII. 339 ff. Galerien IV. 154 ff. 285. VII. 290. 329. 369. II. 259 ff. III. 56 ff. Plin. Ep. VIII. 8. IX. 7.

**) Ueber die Fülle der Mosaiken s. bes. Kephalides Reise durch Italien II. 157. und 162. Pauli, Realencyclopädie unter musivum opus, wo auch die Literatur. Th. V.

und Schränke mit Flügelthüren, in welche man das Geräth und die Habseligkeiten verschließen konnte. Schreibtische, Büreaux und Sekretairs hatte man nicht.

Das Ruhebett (lectus) war ein Gestell aus Holz oder Erz mit einer am Kopfende angebrachten niedrigen Lehne; reiche Leute ließen dasselbe aus Cedern- und anderem kostbaren Holze machen und mit Elfenbein, Schildpatt, Perlmutter und dergl. verzieren. Man wendete dazu in späterer Zeit auch Gold, Silber und Edelsteine an, und Heliogabal hatte ein Bett von gediegenem Silber. Eherne Bettstellen sind im bourbonischen Museum vorhanden. Diese Gestelle waren mit Gurten bespannt, auf welchen dann die Polster ruhten, die mit Wollflocken gestopft waren. Die ärmeren Leute nahmen dazu Schilf, Stroh oder Heu und dergleichen. In der Kaiserzeit kamen auch Federpfühle auf, wozu man das Material aus Germanien bezog. Darüber lagen nun Decken, die bei den Reichen ebenfalls Gegenstand des größten Luxus waren. Man hatte purpurfarbene, gestickte, gewebte Decken, die zum Theil aus Asien stammten *).

Neben den zum Schlafen dienenden Betten hatte man nun auch andere, auf denen ruhend man das Mittagsmahl einnahm, wie sie bei den Griechen üblich waren, und Sophas, auf denen liegend man las und studirte.

Stühle hatte man nicht in der Anzahl wie sie in unseren Häusern vorhanden sind; doch kommen sie mannichfaltig genug in den Denkmälern vor. Man hatte vierbeinige Schemel für den Handwerker, die wohl nur aus gewöhnlichem Holz gefertigt waren, dann Lehnstühle von Erz, und es sind deren im bourbonischen Museum vorhanden mit Rücken und mit Armlehne, deren Sitz dann mit einem Polster bedeckt war. Auch sind noch marmorne Throne vorhanden, die jedoch nur in öffentlichen Gebäuden zu finden waren. In Bädern und anderen öffentlichen Orten hatte man auch einfache Bänke **).

In einfachen Haushaltungen ruhte der Tisch auf drei oder vier Füßen, war vierseitig und bestand aus Buchen- oder Ahornholz. Man hatte auch Marmortischplatten. Nicht erörtert ist, ob man die hölzernen Tische mit einem Anstriche versah. Kostbarer schon waren die Abaci von Marmor, Silber und anderem kostbaren Metall. Man bediente sich derselben, um prachtvolles Geschirr darauf zu stellen oder auch beim Mahle selbst. Die Säulentische (orbes)

*) Beckers Gallus II. 238. Bei dem Streite über die plumatae vestes und ob man mit Federn gestickte Bettdecken gehabt, ist zu bedenken, daß man in Merico und Brasilien allerdings derartige außen mit bunten Federn überzogene Betten hat, dergl. eines in dem königl. Jagdschloß Moritzburg bei Dresden aufgestellt ist.

**) Beckers Gallus II. 251 ff. Antichita d'Ercolano. Pitture II. Taf. 7. 8. IV. 20.

standen zum Theil auf einem prächtigen Fuße, der oft plastisch verziert war, wie denn einer der pompejanischen Tische eine sitzende Sphinx vorstellt. Die Platte war rund und aus dem Holze der africanischen Cypresse oder auch des Citronbaumes und zuweilen hatte sie an vier Fuß Durchmesser, wenn sie als scheibenförmiger Querdurchschnitt von einem alten Baume genommen war, wo sie dann sehr theuer zu stehen kam, aber auch prachtvolle Maserlinien auf der Oberfläche darstellte. Um diese kostbaren Tische zu schonen, waren dicke wollige Tücher darüber gedeckt. Dieß waren die eigentlichen Prunktische, die man nicht in wirklichen Gebrauch nahm*).

Die Ladentische der Kaufleute waren aufgemauert und die der Verkäufer von Getränken und Oel mit Marmorplatten belegt, in welchen Vertiefungen für die Gefäße angebracht waren **).

Die Dreifüße, die wir, wenn auch nur aus Holz, noch heutiges Tages besonders auf dem Lande und in kleinen Städten Italiens als Träger von Waschbecken und Wassergefäßen wiederfinden, waren im Alterthume ebenfalls zu gleichem Gebrauch vorhanden. In Prunkzimmern dienten sie nächstdem zur Verzierung und es sind im bourbonischen Museum mehrere plastisch-reich ausgeschmückte eherne Dreifüße vorhanden ***).

Die Schränke, Laden und Kisten waren gar mannichfaltig. Schränke hatte man zur Bewahrung der Kleider und Wäsche, des Handwerkzeuges †), z. B. der Schuster, der Küchengeschirre. Die Kisten dienten zur Aufbewahrung des Geldes und die Geldkiste des Hausvaters war im Atrium aufgestellt; sie war oft so groß, daß sich ein Mensch darin verbergen konnte. Da das Bronzegeld viel Raum einnahm, mußten diese Kisten sehr geräumig seyn. Sie waren mit Metall beschlagen und mit einem Schloß versehen, auch versiegelte man dieselbe bei längerer Abwesenheit ††).

Kleinere Schränkchen und Kisten hatten die Damen für ihre Toilettengegenstände und Schmucksachen, Spiegel, Kämme, dann allerlei Körbe aus Pflanzenstoff und Metall, ferner bronzene Schachteln, die mit einem abnehmbaren Deckel versehen und zum Theil auf der Außenseite gravirt waren, sowie Kästchen aus kostbarem, mit eingelegter Arbeit versehenem Holze, die man verschließen konnte. Man hat in Pompeji, wie auch in den Ueberresten römischer Gebäude auf deutschem Boden, z. B. in Mainz, mehrfach kleine Schlüssel gefunden, die man als Fingerring anstecken konnte und die auf derartige kleine Schränke hindeuten †††).

*) Beckers Gallus II. 256.
**) Kephalides Reise II. 160.
***) Beckers Gallus II. 261. Mus. Borb. V. 60. IX. 13.
†) David et Marèchal antiqu. d'Hercul. I. 102. wo ein Schusterschrank.
††) Beckers Gallus II. 262.
†††) Z. B. Antichita d'Ercolano. T. II. Pitture S. 43.

Die Beleuchtung der Zimmer bewerkstelligte man wie bei den Griechen durch Lampen, die man auf mehr oder minder prachtvolle Kandelaber aus Thon oder Erz stellte *).

Gar mannichfaltig war das Küchengeschirr **), das sich gewaltig mehren mußte, je mehr sich in der Herstellung von leckeren Gerichten eine Mannichfaltigkeit und ein Luxus entwickelte, der unsere moderne Küche vielleicht noch übertroffen hat. Ich erinnere nur an den antiken Küchenzettel, den Böttiger in seinen kleinen Schriften (III. 217.) erläutert.

**Die Fahrzeuge**

waren in Rom bei Weitem ausgebildeter als in Griechenland, da Italien schon durch seine örtliche Beschaffenheit und das treffliche Material die Herstellung bequemer Straßen begünstigte.

Aus dem Orient und zwar seit dem Kriege mit Antiochus aus Syrien, stammten die Tragbetten, in denen der Reisende nicht wie bei uns saß, sondern mit ausgestreckten Beinen lag. Diese Sänften waren mit einem Verdeck von Leder oder anderem Stoffe versehen, das man an den Seiten aufrollen und so den Luftzug herstellen konnte. In späterer Zeit hatte man auch Sänften mit Fenstern aus Frauenglas. Die Sänfte ward an Stangen getragen und war reich verziert. In dieser Sänfte (Lectica) machte man öfters kleine Reisen. Seit Claudius kam eine andere Art, der Tragstuhl (Sella gestatoria), auf, auf dem man mit herabhängenden Füßen wie im Lehnstuhl saß und der zuweilen auch ein Verdeck haben mochte. Man hatte zu dem Tragsessel kaum mehr als zwei Träger, zur Sänfte oder dem Tragbette vier bis acht, welche Letztere die Last auf die Schulter nahmen. Innerhalb der Stadt bedienten sich derselben nur Frauen oder Kranke und Personen, denen das Gehen beschwerlich fiel, wie Plinius der Aeltere wegen seiner Corpulenz ***).

Der Gebrauch der Wagen geht auch in Italien ins früheste Zeitalter hinauf. In Rom durften innerhalb der Stadt nur bei feierlichen Gelegenheiten Triumphatoren, höhere Magistrate und Priester zu Wagen erscheinen. In den späteren Tagesstunden durften nicht einmal Lastwagen die Straßen der Stadt passiren.

Von Wagen sind nur wenig Ueberreste auf uns gelangt und in den Wandgemälden erscheinen sie, den Weinwagen (Mus. Borb. V. 48.) ausgenommen, gar nicht. Dennoch hatte man gar mancherlei Arten.

*) S. o. S. 72.

**) Das Nähere bei Becker, Gallus II. 263. Dazu Antich. d'Erc. II. Taf. 56. III. Taf. 54.

***) Beckers Gallus III. 1. Man hatte Sänften, die von Maulthieren getragen wurden (Basterna).

Unter den zweirädrigen Wagen nennt man zuvörderst Cisium, ein offnes, leichtes Cabriolet, auf welchem man rasch vorwärts kam, dann das Essedum, das dem Streitwagen der Britten nachgebildet war und ebenfalls zum Reisen zu Ciceros Zeit diente. Aelter und Italien eigenthümlich ist das zweirädrige Carpentum, das später bedeckt und zur Reise angewendet zu seyn scheint. Der Covinus stammte aus Belgien, hatte keinen Sitz für den Fuhrmann, sondern der Reisende lenkte vom Wagen aus die Thiere selbst; der Wagen war nur vorn offen.

Unter den Wagen mit vier Rädern steht oben an die Rheda, der Reisewagen für mehrere Personen und deren Gepäck, der mithin bedeckt seyn mußte. Leichter und zierlicher war die Caruca, die gemeiniglich einspännig; das Petorritum war ein Wagen für die Dienerschaft.

Welcher Art der Wagen (Vehiculum) war, in welchem nach Plinius (Briefe III. 1.) Spurinna mit seiner Gemahlin oder einem seiner Freunde auszufahren pflegte, ist nicht nachzuweisen.

Auf die Lust- und Staatswagen verwendete man große Summen, da sie mit Gold und Silber reich verziert und mit kostbaren Stoffen tapeziert waren. Bei Reisewagen fehlte es übrigens nicht an ledernen Koffern und an Stricken.

Diese Wagen ruhten allesammt unmittelbar auf der Axe. Die Einspänner hatten eine Gabel, die Zwei- und Mehrspänner eine Deichsel mit einem Joch. Das dritte und vierte Pferd wurde an Strängen vorgespannt. Daß man ganz ohne Stränge gefahren sey, ist kaum denkbar, wie wenigstens Sachverständige versichern. Der Unterschied bestand vornehmlich darin, daß das Joch die Stelle unserer Kummete ersetzte und an der Deichsel befestigt war*).

Für ökonomische Zwecke, Heu- und Erntewagen hatte man auch Stiere angespannt und diese Fuhren mögen den in der römischen und neapolitanischen Campagna noch heute üblichen gar ähnlich gewesen seyn.

Uebrigens hatte man auch Miethpferde und Miethwagen und etwas dem Institute der Vetturinen Aehnliches**). Fußreisende waren im alten Italien ebenso selten als im heutigen.

Wirthshäuser gab es auch im alten Italien, ebenso wie im modernen, zumal in der Zeit, wo Rom der Mittelpunct der civilisirten Welt und das Ziel unzählbarer Reisenden aller Völkerschaften war. Doch war die Mehrzahl der antiken Wirthshäuser mehr den Garküchen und Weinschenken ähnlich, da anständige Fremde bei Freunden Unterkommen zu finden wußten. Indessen hat Becker

*) S. Beckers Gallus III. 1 und Ginzrots ausführliches mit zahlreichen Abbildungen erläutertes Werk.

**) Vergl. Kephalides Reise II. 293.



aus den Alten eine Anzahl Beispiele von Wirthshäusern, die an der Straße gelegen waren und auch ihre eigentlichen Bezeichnungen und Namen hatten (Beckers Gallus III. 16.). In den Städten, ja sogar in den Dörfern (Plin. Briefe II. 17.) gab es öffentliche Bäder zur Bequemlichkeit der ärmeren Classe und der Reisenden.

**Das Familienleben**

der Römer unterschied sich von dem der Griechen durch die würdevollere Stellung der Frauen wesentlich. Die römische Frau ward nicht wie in Griechenland und im Orient in dem Frauengemach eingeschlossen gehalten; ihre Stellung glich der, welche wir im alten Aegypten und im chinesischen Reiche fanden. Ihr eigentlicher und wesentlicher Aufenthalt war, so lange die alte Sitte noch herrschte, das Haus. Zugleich aber hatte sie das Recht vor Gericht als Klägerinn und Zeugin zu erscheinen, ebenso ferner das Recht auszugehen und öffentlich zu erscheinen, und die Beschränkung war nur durch die Sitte geboten.

Die römische Hausfrau ist Vorsteherin des gesammten Hauswesens, die Erzieherin der Kinder, die Bewahrerin der Ehre des Hauses und ihr zollte man die gebührende Achtung und Ehrerbietung. Sie nahm Theil an den Leiden und Freuden des Mannes, sie war seine Freundin und Vertraute, sie nahm Theil an den öffentlichen Schauspielen wie an den Gastmählern der Männer. Im Hause nahm die Frau den wesentlichen Aufenthalt im Atrium, am Heerd und Torus, wo jeder Besuchende eintreten mußte. Sie war die Materfamilias, wie der Mann der Paterfamilias, keines von Beiden ist ohne das Andere denkbar. Der Mann wird erst dadurch, daß er sich eine Gattin nimmt, vollgiltiger Staatsbürger. In dem Atrium beaufsichtigte sie die Arbeiten der Sclavinnen, deren eigentliche Vorsteherin sie war, während der Mann dem öffentlichen Leben sich widmete.

Das eheliche Verhältniß war in Rom demnach ein ganz anderes als in Griechenland; man ehrte die Frauen und wir finden in den Schriften der Römer die herrlichsten Beispiele ehelichen Glückes in reicher Fülle. Ich erinnere zuvörderst an die innigste Zuneigung athmenden Briefe, welche der jüngere Plinius an seine Gattin Calpurnia schrieb, besonders den, worin es heißt: „Du schriebst, daß Dich meine Abwesenheit nicht wenig betrübe und Du nur den einen Trost habest, daß Du statt meiner meine Schriften nehmest und an meine Stelle legest. Es ist mir angenehm, daß Du mich vermissest, angenehm, daß Du Dich durch solche Linderungsmittel beruhigst. Ich hingegen lese immer Deine Briefe und nehme sie immer wieder wie etwas Neues in die Hände. Desto mehr wird aber auch meine Sehnsucht nach Dir entzündet. Denn haben diese

Briefe nicht ebenso viel Lieblichkeit, als Deine Rede Süßes hat? Schreibe mir ja recht oft, wenn mich dieß auch ebenso quält, als es mich ergötzt."

„Es ist unglaublich", schreibt er ein andermal an seine Calpurnia (VII. 5.), „welche Sehnsucht ich nach Dir habe. Die erste Ursach ist die Liebe, die andere, daß wir nicht gewohnt sind getrennt zu seyn. So kommt es, daß ich einen großen Theil der Nacht vor Deinem Bilde wachend zubringe, dann, daß an den Stunden des Tages, wo ich Dich zu sehen gewohnt war, mich im eigentlichen Sinne des Wortes meine Füße zu Deinem Zimmer führen, und daß ich dann krank und traurig einem Ausgeschlossenen gleich von der leeren Schwelle fortschleiche. Nur die einzige Zeit ist von diesem Leiden frei, die wo ich auf dem Forum und mit den Streitsachen der Freunde beschäftigt bin. Erwäge demnach, wie mein Leben ist, das in der Arbeit Ruhe, in Elend und Sorgen Trost findet (Plinius Br. VII. 5.).

Nächstdem zeigt uns Plinius d. J. noch in vielen Stellen seiner Briefe, daß in dem damals schon ziemlich stark einreißenden Sittenverfalle das häusliche und eheliche Leben in Rom auf höherer Stufe stand, als es je in den blühendsten Zeiten Griechenlands der Fall gewesen (z. B. VIII. 5.). Mit wahrer Freude erzählt Plinius seinem Freunde Nepos (III. 16.) die Geschichte der Arria, der Gemahlin des Pätus, die dem Manne den Tod des eigenen Sohnes möglichst lange verheimlichte, die dann, als ihr Gemahl gefangen nach Rom geführt wurde, um als Empörer gegen Kaiser Claudius seinem Schicksal entgegen zu gehen, ihn begleitete und endlich mit ihm starb, indem sie sich selbst den Tod gab und sterbend ausrief: Pätus es schmerzt nicht! Mit Begeisterung theilt er seinem Freunde Macer (VI. 24.) eine andere Geschichte von einer Römerin mit, die, als sie sah, ihr Mann werde an einer schmerzhaften Krankheit langsam hinsterben, sich mit ihm zusammenband und in den Larischen See stürzte.

Plinius ist aber keineswegs der Einzige, der mit inniger Ehrfurcht von den Beweisen ehelicher Treue spricht. Valerius Maximus hat einen eigenen Abschnitt seiner Memorabilien diesem Gegenstande gewidmet und er feiert die Namen Tiberius Gracchus, C. Plautius Numida, Plautius und Orestilla, Julia, die Gemahlin des Pompejus, und Portia, die des Brutus, welche den Gatten nicht überleben wollten*).

Ein nicht minder herzliches Verhältniß als zwischen den Gatten fand in den Zeiten der Unverdorbenheit auch zwischen Aeltern und Kindern Statt, wovon uns mannichfache, rührende Beispiele aufbewahrt sind**). Ja dieses herzliche Verhältniß im Familienleben

*) Valerius Maximus IV. 6. de amore conjugali.
**) Valerius Maximus V. 7.

erstreckte sich bis auf die Sclaven, die bei Weitem menschlicher von den Römern behandelt wurden, als dieß in Griechenland der Fall war. Plinius d. J. (Br. VIII. 16.) klagt seinem Freunde Paternus, daß ihn die Krankheit, ja der Tod Einiger der Seinigen (meorum) tief betrübt. Er findet Trost in der Betrachtung, daß er ihnen die Freilassung erleichtert und auch seinen Sclaven gestattet habe, Testamente zu machen, die er als rechtsgiltig betrachte. Sie verordnen und verlangen was sie wollen und er gehorche gewissenhaft. Sie machen Schenkungen, Vertheilungen, doch nur innerhalb des Hauses. Denn für die Sclaven ist das Haus der Staat und die Stadtgemeinde. Nicht minder besorgt zeigt sich Plinius über die Krankheit seines Vorlesers Encolpius (VIII. 1.).

Das in der Kaiserzeit einreißende Sittenverderbniß drang auch allgemach in das Familienleben, die Frauen wurden schamloser, es entspann sich eine Art Cicisbeat, die Ehelosigkeit wurde allgemeiner, Scheidungen häufiger und die gegenseitige Achtung nahm ab *).

Die Ehe galt in den besseren Zeiten des römischen Staates als ein heiliges Band, das nach reiflicher Ueberlegung und vorausgegangener feierlicher Verlobung geknüpft wurde. Bis dahin war es dem jungen Römer gestattet in den öffentlichen Buhlhäusern seine Lust zu büßen und Niemand machte ihm einen Vorwurf daraus**). An dem verheiratheten Manne tadelte man den Besuch solcher Orte.

Die Verheirathung der Kinder scheint vorzugsweise Geschäft der Aeltern und deren Freunde gewesen zu seyn. So hatte Junius Mauricus dem jüngeren Plinius aufgetragen, ihm für die Tochter seines Bruders einen passenden Bräutigam zu suchen, und dieser empfiehlt den jungen Acilianus aus Brixia, einen äußerst lebhaften und thätigen doch bescheidenen Mann, der bereits Quästur, Tribunat und Prätur mit Ruhm und Ehre bekleidet hatte, auch wohlhabend war. Er hatte ein freimüthiges, lebhaft geröthetes Antlitz, eine edle Körperschönheit und einen senatorischen Anstand (Plinius B. I. 14.). Der Tochter seines Freundes Quinctilian bietet Plinius d. J. ein Hochzeitsgeschenk von 50,000 Sesterzen dar (Br. VI. 32.). Der Verheirathung ging die Verlobung voraus, nachdem man über Mitgift und dergleichen einig geworden. Diese Sponsalien wurden durch ein Familiengastmahl gefeiert, die Braut erhielt einen Verlobungsring, der Bräutigam ein Gegengeschenk. Die Verlobung konnte durch den Rücktritt des einen Theils in alter Zeit aufgelöst werden ***).

Auf die Verlobung folgte nun die feierliche Vermählung und Uebergabe der Braut in die Hand des Mannes; man führte schein-

*) Beckers Gallus III. 7. Böttigers Sabina S. 187.
**) S. Beckers Gallus III. 39 ff. wo das Einzelne.
***) Beckers Gallus II. 33 ff.

bar gewaltsam die Braut von der Mutter am Abend hinweg im Geleite der Freunde und Verwandten. Dabei waren die Pronubä, die mit den chinesischen Unterhändlerinnen Aehnlichkeit hatten, dann die drei jugendlichen Brautführer *), junge Verwandte, von denen zwei die Braut führten, der dritte aber eine Fackel vorantrug, die aus Weißdorn gemacht war. Dazu kam noch ein Camillus, ein Diener des Priesters, sowie die Mädchen mit dem Spinngeräthe der Braut. Dabei wurde unter Flötenbegleitung der Brautgesang (Thalassio) abgesungen. Die Braut wurde, im Hause des Bräutigams angelangt, über die Schwelle gehoben, die sie mit Schweinefett salbte und deren Thürpfosten sie mit Bändern schmückte. Sie grüßte dann den Bräutigam, der ihr im Atrium entgegentrat, mit den Worten: „Wo Du Cajus bin ich Caja", worauf dieser in entsprechender Art antwortete, dessen solenne Formel jedoch nicht bekannt ist, und ihr Feuer und Wasser übergab. Nun folgte die religiöse Weihe unter Vorstand des Pontifex maximus und Flamen Dialis vor zehn Zeugen und den Auspicen, welche die Zukunft vorher geprüft hatten. Nachdem diese die Hände der Brautleute zusammengefügt, aßen sie auch gemeinschaftlich Brot, wobei sie auf zwei nebeneinander stehenden, von einem Schaffelle bedeckten Stühlen saßen. Die Braut trug eine weiße Tunica mit wollenem Gürtel, der im Herkulesknoten befestigt war, und ein hochgelbes Haarnetz mit Schleier von gleicher Farbe.

Den Schluß der Hochzeitsfeierlichkeit machte das Mahl, wobei fünf Wachskerzen brannten und mit Auswerfung von Nüssen geschlossen wurde. Dann führten die Pronubä die Braut zum Ehebette und zuletzt sang man noch vor der Thür die feierlichen Hochzeitslieder und lockeren Gesänge. Am folgenden Morgen begann die junge Frau ihre Hausherrschaft mit einem Opfer am Altare des Gatten und dann machte sie den ersten Besuch im Hause der Aeltern **).

Dieses waren die Gebräuche, welche an sorgfältig ausgewählten Tagen bei Abschließung der Ehe zwischen Patriciern das durch Confarreation geschlossene, rechtsgiltige, in alter Zeit nur durch den Tod auflösliche Connubium begleiteten. Die Braut ward in die Hand des Mannes gegeben, sie ging aus ihrer Familie in die des Mannes über, wurde Hausmutter (Materfamilias) und Hausherrin (Domina); sie war dem Manne unterthan wie eine Tochter, und seinem Vater, wenn jener noch in väterlicher Gewalt war, wie dessen Enkelin.

Die Confarreatio war die feierlichste Abschließung der Ehe; minder feierlich war die Coemptio, wo gewissermaaßen ein symboli-

*) Pueri, patrimi et matrimi.
**) Beckers Gallus II. 15 ff.

scher Kauf der Braut vor fünf Zeugen stattfand, und der Usus, wenn die Frau ein ganzes Jahr ununterbrochen bei dem Manne in seinem Hause zugebracht hatte. Die Confarreatio konnte nur bei den Ehen der Patricier stattfinden, nie bei gemischten und plebejischen Ehen. Bis zum Jahre 310 d. St. konnte der Patricier nur eine Patriciertochter heirathen. Erst das Canulejische Gesetz gestattete eine Verbindung zwischen Patriciern und Plebejern.

Eine Ehe, wobei die Frau nicht in die Hand und Familie des Mannes überging, fand namentlich bei den Plebejern Statt. Die Frau blieb der Familie ihres Vaters und in seiner Gewalt, so daß er sie sogar dem Manne wieder nehmen konnte; ihr Vermögen blieb ihrem Vater, doch brachte sie dem Manne eine Mitgift mit. Bei solchen freien Ehen fanden auch besondere schriftliche Verträge Statt.

Bedingung der gesetzmäßigen Ehe war, daß der Römer keine Ausländerin und keine andere als freigeborene nehmen, auch daß die Blutsverwandten, wie Brüder und Schwestern, Onkel und Nichte, sich nicht heirathen konnten.

Doch konnte der Römer eine Freigelassene, mit der er kein Matrimonium justum oder Connubium eingehen durfte, als Concubina bei sich aufnehmen und das Verhältniß hieß, wie das zwischen Sclaven, Contubernium, hatte auch, wenn der Mann nicht bereits verheirathet war, für keinen der beiden Theile durchaus etwas Entehrendes. Als schmachvoll aber galt es, wenn ein verheiratheter Mann eine niedere Frauensperson, die dann Pellex hieß, bei sich hatte *).

Die erste Ehescheidung soll im J. 521 der Stadt vorgekommen seyn **), doch werden sie bereits in den zwölf Tafelgesetzen erwähnt. Mit dem Verfalle der Sitten in den letzten Zeiten der Republik fanden Ehescheidungen desto häufiger Statt. Früher konnten sie nur vom Manne ausgehen, später auch von den Frauen. Die durch Conforreatio geheiligten Ehen konnten nur durch eine Diffarreatio unter Beistand der Priester und Zeugen aufgelöst werden, wobei es nicht an grauenerregenden Ceremonien fehlte. Die Censoren waren die Wächter der Ehen.

In früher Zeit war es für eine geschiedene Frau oder eine Wittwe nicht rühmlich, wenn sie eine zweite Ehe einging, und noch in späterer Zeit war die Hochzeit einer solchen Braut minder feierlich.

Absichtliche Ehelosigkeit wurde in alter Zeit nicht gestattet, ja die Hagestolzen mußten eine Buße entrichten und die Censoren ermahnten die Bürger zum Ehestande. Mit steigendem Luxus und

*) Beckers Gallus II. 32. f.
**) Erörterung der Streitfrage bei Becker II, 37. ff.

Sittenverfalle nahm jedoch die Anzahl der Hagestolzen zu, da die Frauen bedeutende Ansprüche machten. Es half nichts, daß Cäsar und Augustus Belohnungen und Strafen aufstellten, daß man die, welche mehrere Kinder hatten, bei Aemterbesetzungen vorzugsweise berücksichtigte, zumal, nachdem die späteren Kaiser die gesetzlich bestimmten Vortheile auch Solchen zukommen ließen, die gar keine Kinder oder wenigstens nicht die erforderliche Anzahl derselben hatten.

Wie nun überhaupt das eheliche Verhältniß im alten Rom strenger und ernster genommen wurde als bei den Griechen, so standen auch die Kinder den Vätern in Rom bei Weitem länger und mehr nahe als in Hellas. Kinder, die aus der rechtsgiltigen strengen Ehe entsprossen waren, folgten dem Stande des Vaters. Sie standen unter väterlicher Gewalt und zwar mit Weib und Kind. Der Vater hatte volle Herrschaft über sie, er konnte häusliche und sogar öffentliche Vergehen vor sein Gericht ziehen und mit Zuziehung von Freunden und Verwandten mit unerbittlicher Strenge bestrafen. Bis zum dritten Lebensjahre konnte der Vater seine Kinder tödten, wenn sie mißgeboren, doch nur unter gewissen Formeln und unter Ueberwachung der Censoren. Der Vater konnte die Kinder geißeln, einkerkern und gefesselt mit seinen Sclaven auf dem Felde arbeiten lassen. Was die Kinder erwarben, gehörte dem Vater, auch wenn der Sohn verheirathet unter seinem Dache lebte. Es lag in der Willkühr des Vaters, dem Sohne die Erlaubniß zu geben, sich ein selbstständiges Vermögen zu erwerben, wovon dieser jedoch Nichts verschenken auch nicht darüber testiren konnte. Ja der Vater hatte das Recht, seine Kinder einem Dritten in Dienst zu geben und der von diesem Dritten freigelassene Sohn kehrte dann unter die väterliche Gewalt zurück. Diese väterliche Gewalt über den Sohn dauerte bis zum Tode des Vaters und hörte, jedoch nur vorübergehend auf, während der Sohn im Heere oder im Staate diente oder kriegsgefangen, die Tochter aber in die Manus des Gatten übergeben war. In natürlicher Gewalt standen alle aus ächter Ehe hervorgegangene sowie auch die an Kindes Statt angenommenen Kinder. Die Adoptio oder Arrogatio war ein feierlicher Uebergang aus der einen Familie in die andere.

Aus der väterlichen Gewalt konnte der Vater den Sohn entweder zur Belohnung durch Entlassung, durch die Emancipatio, oder zur Strafe mit Verlust des Erbrechts durch die Verstoßung oder Abdicatio befreien. Die Emancipatio des leiblichen Kindes fand mit dessen Zustimmung Statt, indem der Vater dasselbe dreimal verkaufte und der Käufer dasselbe dreimal freiließ, worauf es dem Vater zufiel, der es nun freiließ. Doch blieben Frau und Kinder des Emancipirten noch in der Gewalt des Vaters desselben.

Diese väterliche Gewalt aber war die Grundlage des gesammten altrömischen Staates; sie erinnert an ähnliche Erscheinungen,

die wir in dem chinesischen Reiche fanden, nur daß sie dort noch consequenter weiter geführt ist.

Die Kinder wurden sofort nach der Geburt im Tempel der Juno Lucina angemeldet und für ein Mädchen ein Quadrans, für den Knaben ein Sextans bezahlt, am neunten Tage aber gab man dem Kinde seinen Namen, wobei Aeltern, Verwandte, Freunde und Sclaven den Kleinen beschenkten. Es waren dieß kleine Schwerter, Thierchen aus Metall, Bullen, Klappern, welche von den Kindern am Halse getragen wurden. Vornehme Kinder trugen eine goldene Bulla, eine runde, plattgedrückte Kapsel, an einem um den Hals gehenden Bande auf der Brust, welche Amuletten gegen Bezauberung enthielt. Seit M. Antonin II. mußten die Kinder bei dem Präfectus Aerarii angemeldet und in seine Register eingetragen werden.

Die Mutter stillte ihr Kind in alter Zeit selbst, später wurden in den höheren Ständen Ammen gewöhnlich. Vater und Mutter leiteten die erste Erziehung selbst und sahen vor Allem auf kräftige körperliche Entwickelung. Trotz der väterlichen Gewalt hatte der Censor das Recht, vorkommende Mißbräuche zu rügen. Für den Unterricht der Kinder sorgte der Staat nicht. Es bestanden Privatschulen an den öffentlichen Plätzen, auch am Forum, wohin die Aeltern ihre Kinder, namentlich die Knaben, sendeten. Vornehme Leute hielten auch Hauslehrer. In jenen Schulen lernten die Knaben Lesen, Schreiben und Rechnen und der Lehrer gab seinen Belehrungen nöthigenfalls mit der Hand gehörigen Nachdruck. Der ältere Cato unterrichtete seinen Sohn selbst, obschon er einen griechischen Grammaticus bei sich im Hause hatte, der andere Knaben unterrichtete. Nach der Eroberung Griechenlands zogen sich viele griechische Lehrer nach Rom und seitdem gehörte es zum guten Tone die Kinder im Griechischen unterrichten zu lassen *).

So lange die Knaben in die Schule gingen, trugen sie die Praetexta, ein Kleid mit breitem Saume. Man ist noch nicht darüber einig in welchem zwischen dem 14. und 18. Jahre die Knaben dieses Kindergewandt mit der männlichen Toga vertauschten. Dieß fand regelmäßig an den Liberalien, am 16. März Statt. An diesem Tage legte dann der Knabe die Knabentracht und besonders die Bulla auf dem Altare der Laren mit besonderer Feierlichkeit nieder und legte die ganz weiße Toga an. Darauf wurde er auf das Forum geführt, wobei ihn die Verwandten und Freunde des Hauses begleiteten. Von da ging der Zug der eingekleideten Knaben nach dem Capitole, um dort ein Opfer zu bringen. So traten sie in das öffentliche Leben, wurden in die Bürgerlisten eingetragen und begann nun das Tirocinium, wobei ein vom Vater auserwählter Mann dem Knaben als Aufseher und Helfer immer zur Seite stand.

*) Zeiß röm. Alterthumskunde S. 581. Beckers Gallus II. 63.

Nach der Eroberung von Griechenland sandte man die jungen Leute, wenn es die Mittel der Aeltern erlaubten, ein Jahr nach Athen, um dort ihre Bildung zu vollenden. Die jungen Leute traten dann in das Heer, erlernten den Kriegs- und Staatsdienst und konnten dann heirathen *).

Die Frauen brachten den meisten Theil ihrer Zeit im Hause zu, während die Männer theils ihren Geschäften nachgingen theis im Heere dienten, theils auf dem Forum den Gerichtsverhandlungen beiwohnten. Die Erholungen, namentlich der Männer höherer Stände, bestanden in den Studien, den Beschäftigungen mit Ackerbau und Gartencultur auf den Landhäusern oder in Unterhaltungen, welche in den Bädern, Trinkstuben und Wirthshäusern zu finden waren.

Zur täglichen Unterhaltung gehörte das Bad und vor demselben eine lebhafte, Schweiß erregende Bewegung, wozu man in Rom vorzugsweise das Ballspiel wählte, was unmittelbar vor der Hauptmahlzeit geübt wurde, welche überhaupt die Geschäfte des Tages beschloß, zu denen man sich durch das erste Frühstück, das Jentaculum, stärkte und die durch das um die Mittagszeit stattfindenden Prandium oder zweite Frühstück, wo man meist die Reste der gestrigen Hauptmahlzeit zu sich nahm, nicht wesentlich unterbrochen wurden.

In Rom nahmen an dem Ballspiele und den gymnastischen Uebungen nicht blos junge Leute sondern auch die angesehnsten Männer ernsthaften Antheil und hielten sie für besonders heilsam zu Erhaltung und Stärkung der Gesundheit. Die älteste und beliebteste dieser Uebungen war nun das Ballspiel, für das in vornehmen Häusern ein besonderer Saal eingerichtet war. Allgemach hatte sich dasselbe aber sehr mannichfach gegliedert und ausgebildet. Der kleine Spielball, Pila, in der Art unserer Kinderbälle aus Leder, mehr oder minder elastisch gestopft, der Follis oder große mit Luft gefüllte Ballon und die Paganica waren die drei vorzüglichsten Arten der Bälle. Letztere Art die Paganica, war mit Federn gefüllt. Diese Bälle wurden mit der Faust und mit dem Arme geschlagen, das Spiel selbst aber von mehreren Personen auf verschiedene Art ausgeführt. Man warf sich den Ball nach gewissen Regeln zu, fing denselben und schleuderte ihn dann dem Anderen zu, wobei Gewandtheit und Aufmerksamkeit in Anspruch genommen wurden. Das Ballspiel ist heute noch eine Lieblingsübung der Italiener **).

Eine andere Uebung boten die Halteres, Bleigewichte, die man zur Stärkung des Armes zu schwenken pflegte; dazu kamen nach der Bekanntschaft mit den Griechen auch die bei diesen üblichen

*) Beckers Gallus II. 74. ff.
**) Beckers Gallus 91. II. ff.

gymnastischen Spiele, das Ringen, Scheibenwerfen u. s. w., sowie das Laufen, Springen und Reiten.

Jüngere Leute übten sich besonders auch im Fechten gegen den Pfahl, eine Uebung, die vorzugsweise im Heere gebräuchlich war. Dazu hatte man geflochtene schwere Schilde und Holzkeulen, die noch einmal so schwer waren, als das im Heere übliche Schwert, womit man die Fechterbewegungen gegen den 6 Fuß hohen Holzpfahl ausübte.

Nachdem man in solcher Weise dem Körper die nöthige Bewegung gegeben, so nahm man das warme und kalte Bad und ließ darauf die Hauptmahlzeit oder die Coena folgen, bei der sich in der späteren Zeit die unsinnigste Verschwendung offenbarte, und die in die unnatürlichste Völlerei ausartete. Man saß in älterer Zeit zu Tische, später lagerten sich in griechischer Weise die Männer, endlich auch die Frauen an die Tafel, wobei es nicht an zahlreicher Bedienung fehlte, die für geschmackvolle Anordnung des Gastmahls, Auszierung des Tisches und Aufstellung der Gerichte sorgen mußten. Waren Gäste vorhanden, so standen die Sclaven derselben hinter ihnen. In gebildeter Gesellschaft wurden bei Tische Gedichte, Gesänge und Musikstücke vorgetragen, auch erschienen Tänzer, Seiltänzer, Gaukler und Possenreißer. In der Stadt speisete man gemeiniglich im Atrium, auf dem Lande auch unter freiem Himmel; später hatte man besondere Speisesäle, wo die Triclinien standen, auf denen die Gäste nach dem Range auf den linken Arm gestützt lagen. Die Speisetische waren bedeutend niedriger als die unserigen. Die Speisen waren auf einem besonderen Gestelle aufgetragen und wurden von den Sclaven herumgereicht. Mit dem Tafelgeschirr wurde ein bedeutender Luxus getrieben, ebenso mit den Servietten, denn eigentliche Tafeltücher kamen erst später auf. Gabeln und Löffeln waren nicht üblich, indem man sich der Finger zum Zulangen bediente. Die Trinkgeschirre, Becher und Schaalen, waren sehr mannichfaltig. Das Trinken selbst begann namentlich nachdem die Speisen beseitigt, und dann setzten die Gäste, schon zur Zeit des zweiten punischen Krieges, Kränze auf aus Rosen und anderen Blumen. Diese Coronae convivales waren, wenn die wirklichen Blumen mangelten, zum Theil aus buntgefärbten Hornblättchen, und anderen Stoffen.

Unter die Zeitvertreibe der Römer gehörten auch die verschiedenen Glücksspiele. Das älteste derartige Spiel ist wohl das Würfelspiel, Alea, was mit zwei Arten von Würfeln geübt wurde. Die Tali waren Thierknöchel*) oder aus Knochen gefertigte Würfel, an denen nur vier Flächen vollkommen geebnet und bezeichnet, zwei aber gerundet waren, daher an den Würfeln die Zahlen 2 und 5

*) S. Beckers Gallus III. 170—251 nebst den Nachweisungen.

fehlten. Man spielte mit vier Würfeln, die man aus einem, innen stufenmäßig gebauten oben engeren Becher hinschüttete. Man spielte an einem besonderen Tische, Abacus oder Alveus. Die Tesserä waren ganz wie unsere Würfel mit sechs vollkommen gleichen und ebenen Seiten, die von 1—6 bezeichnet waren. Man spielte mit drei, später zwei Würfeln. Man fertigte sie auch aus gebranntem Thone *).

Nächstdem hatte man auch Bretspiele, von denen der Lusus latrunculorum und L. duodecim scriptorum in Rom die gewöhnlichsten waren, und die mit unserem Schach- oder Belagerungsspiel Aehnlichkeit hatten. Von den Rathespielen hat sich die Mora bis auf den heutigen Tag erhalten (Kephalides Reise I. 175. f.) **).

Einen besonderen Luxus entfalteten die Römer in ihrem Hauswesen mit der Dienerschaft, die aus Sclaven bestand und wenn denn mehr als zwei vorhanden waren Familia genannt wurde. Die Sclaven waren in der Gewalt des Hausvaters und als Diener und Arbeiter in dem städtischen Hause oder auf der Villa. Man kaufte dieselben bei den Händlern, theils in den Localen derselben theils auf dem Markte, theils aber erhielt man neuen Zuwachs aus dem Contubernium, der ehelichen Verbindung der im Hause heimischen Sclaven. Die meisten fremden Sclaven kamen aus Syrien, Lydien, Karien, Mysien, Phrygien und besonders Kappadokien, namentlich die gebildeteren Classen der Sclaven, die als Sekretäre, Vorleser und Lehrer benutzt wurden. Geborene Römer, die der Sclaverei verfielen, mußten ins Ausland verkauft werden. Die in der Familie aufgewachsenen Sclaven wurden mild behandelt und waren theilweise die Vertrauten des Herrn und der Seinigen, so daß das Sclaventhum in Rom dieselben milderen Formen wie das orientalische zeigt. In früherer Zeit waren nur wenige Sclaven in dem Wohnhause, bei dem steigenden Luxus ging oder ritt der Herr nie ohne ein ansehnliches Gefolge von Sclaven aus. Nachdem nun die Anzahl der Sclaven in den vornehmen Haushaltungen sich so vermehrt hatte, gliederte man sie, um eine Ordnung zu halten, in verschiedene Classen, je nach den Beschäftigungen derselben.

Die Ordinarii waren die angeseheneren Sclaven, welche über gewisse Theile des Hauses die Aufsicht führten und ihre eigenen Sclaven oder Vicarien haben durften. Sie genossen das besondere

*) Bei Wiflisburg in der Schweiz hat man seit Jahrhunderten auf der sogenannten Würfelwiese eine Menge kleiner Würfel aus gebranntem Thone von verschiedener Farbe, weißlich, gelblich, braun, grünlich, ausgegraben, die jedenfalls altrömischen Ursprungs sind und ¼ — ⅓ Zoll Durchmesser haben. Auch im Braunschweigischen, bei Törflingen, sollen sich dergleichen finden; s. Valentini Museum Museorum II. 28.

**) Beckers Gallus III, S. 252 die geselligen Spiele.

Vertrauen des Herrn, besorgten seine Einnahme und Ausgabe und verrichteten etwa die Geschäfte, welche bei uns den Kammerdienern und Hausmeistern obliegen. Sie durften eigenes Vermögen erwerben, ja eigenen Hausstand gründen. Der erste der Ordinarien war der Procurator, der Geschäftsführer; nach ihm kommt der Actor und der Dispensator, ersterer vorzugsweise auf dem Landhause, letzterer als Cassirer in der Stadt beschäftigt. In älterer Zeit war der Atriensis an seiner Stelle, der das Geld einnahm, Oel und Wein verkaufte, Geschirre verborgte und der das ganze Hauswesen beaufsichtigte. Es folgen ferner der Cellarius, welcher die Aufsicht über den Vorrath der Lebensmittel und deren Bewahrung und Verwendung besorgte und daher auch Condus Promus genannt wurde; ferner der Negotiator, der namentlich außerhalb der Stadt, in den Provinzen die Geldgeschäfte des Herrn betrieb. Der Silentiarius sah darauf, daß die Sclaven nicht zu laut im Hause wurden. Der gemeine Sclavenschwarm war in Decurien getheilt, denen ein anderer Sclave als Decurio vorstand.

Sclaven waren die Architecti, Fabri, Lectores, Statuarii, Pictores, Caelatores, Plumarii, Topiarii, Viridarii und Aquarii in den Gärten, die Symphoniaci, Ludiones, Mimi, Seiltänzer, Tänzerinnen, Gladiatoren, Morionen, Zwerge und Dümmlinge, die Aufseher über Bücher, Kunstsachen, Gemälde und Statuen, die Abschreiber, Vorleser und Secretaire, sowie die Aerzte.

Am zahlreichsten waren natürlich die gemeinen Sclaven, die Vulgares. Zu diesen gehörte der Thürhüter, der Ostiarius oder Janitor, der in ältester Zeit an der Kette lag, später aber ein eigenes Zimmerchen am Eingange des Hauses hatte und einen Stock. Es folgen die Cubicularii, die eigentlichen Kammerdiener, welche die Besuchenden anmeldeten und das Schlafzimmer in Ordnung hielten. Für die Besorgung der Kleider und Wäsche, für Bart und Haar, für das Bad, dann für die Küche waren besondere Sclaven, wie Bäcker, Köche, Küper und Kellner, Träger und andere die grobe Arbeit verrichtende Leute beiderlei Geschlechts vorhanden, die auch das Kehren, Waschen und dergl. besorgten.

Wenn der Herr ausging, so folgten ihm einer oder einige Sclaven; unter diesen war der Nomenclator, der die Namen der entgegenkommenden angesehenen Personen zu nennen wissen mußte. Derselbe Sclave mußte auch die Namen der zum Besuch Eintretenden dem Herrn nennen. Bei Tische hatte er die erscheinenden Gerichte anzumelden.

Die Sänftenträger, die Lecticarii, hatten eine gleichmäßige Tracht und man nahm dazu die stärksten und kräftigsten Leute, wie sie Syrien, Germanien, Gallien, besonders aber Koppadokien lieferte. Es waren je sechs oder acht. Ging der Herr zu Fuß aus, so schritten Sclaven voran, die ihm im Gedränge Platz machten. Auf

Reisen war das Gefolge noch ansehnlicher. Andere Sclaven dienten als Bothen und Briefträger.

Zu den vornehmsten Sclaven gehörten natürlich die Vorleser, Sekretarien und Lehrer, die zu dem Herrn in einem vertrauteren Verhältnisse standen. Auch die Sorge für die Gesundheit war Sclaven anvertraut. Die Römer betrieben die Heilkunde lange Zeit in alter Weise, sammelten sich Hausmittel, namentlich aber suchten sie unmittelbare Hilfe bei den Göttern. Im Jahre d. St. 535 kam der erste griechische Arzt, Archagathos, nach Rom und erregte Aufmerksamkeit und Bewunderung, die jedoch keine Dauer hatte. Dennoch waren fortan immer mehr griechische als römische Aerzte in Rom. Plinius bemerkt dabei, daß die Leute das eher glaubten, was sie nicht verstehen, das kein Gesetz vorhanden, welches die Unwissenheit bestrafe, und daß die Aerzte, die aus unseren Gefahren lernen und Versuche durch den Tod machen, ungestraft bleiben. Indessen bediente man sich zuverlässiger Sclaven und Freigelassener als Hausärzte. Die Chirurgie mußte durch die vielfachen Kriege Fortschritte machen, und wurde von den Aerzten mit versehen; zu Tibers Zeit kommen Chirurgen vor, später besondere Augen- und Zahnärzte. Aerzte und Chirurgen hatten ihre besonderen Tabernen *).

## Tod und Bestattung

waren in Rom nicht minder der Aufmerksamkeit der Nachlebenden empfohlen wie in Aegypten und Griechenland. Es war eine heilige Pflicht der Lebenden den Leichnam auch des Unbekannten nicht unbeerdigt liegen zu lassen und der Reisende, der unterwegs einen Todten fand, warf, wenn er nicht Zeit hatte denselben zu begraben, wenigstens drei Hände voll Erde auf denselben. Eine Familie, von welcher ein Mitglied unbeerdigt geblieben war, mußte sich jährlich durch Opferung eines weiblichen Schweines reinigen. Wo man den Leichnam nicht erhalten konnte, errichtete man wenigstens ein Cenotaphium.

Nachdem der Tode den letzten Scheidekuß empfangen, drückte man ihm die Augen zu, rief ihn bei seinem Namen und erhob ein lautes Geschrei und Wehklagen. Darauf wusch man die Leiche mit warmem Wasser und bestellte die Bestattung bei dem Libitinarius, der alle zum Leichenbegängnisse nothwendigen Personen und Bedürfnisse vorräthig und im Heiligthum der Venus Libitina seine Niederlage hatte. Hier mußte jeder Todesfall gemeldet und eine Abgabe davon entrichtet werden. Der Libitinarius sandte nun den Pollinctor, der den Leichnam salbte und mit der ihm zukommende Tracht, z. B. den freien Römer mit der Toga bekleidete, auch ihn, wenn dieß ihm

*) Beckers Gallus II. 100 ff.

zukam, mit dem Ehrenkranze und überhaupt so ausschmückte, wie er im Leben bei feierlichen Gelegenheiten zu erscheinen gewohnt war. Dann wurde die Leiche auf dem Paradebette im Atrium aufgestellt, vor dem Hause aber auf der Straße eine Cypresse oder Pinie aufgestellt und dieses so als Trauerhaus bezeichnet. Neben dem Todtenbette stand eine Räucherpfanne. Bei großen Leichenfeierlichkeiten, die viel Vorbereitungen erforderten, blieb die Leiche sieben Tage im Hause. Dann forderte aber ein eigener Herold das Volk zur Theilnahme auf (funus indicere). In alter Zeit ward der Todte Nachts bestattet, was später nur bei Armen stattfand. Die größere oder mindere Pracht des Leichenbegängnisses richtete sich nach dem Alter, Stand und Vermögen des Verstorbenen. Kinderleichen wurden mehr in der Stille bestattet und nicht verbrannt.

Bei feierlichen Bestattungen ordnete ein Designator den Zug, den ein Accensus und mehrere Lictoren unterstützten und zehn Hornbläser eröffneten. Es folgten die Klageweiber, welche Nänien, Klage- und Loblieder zur Ehre des Todten sangen, während hinter denselben Mimen erschienen, welche die Gesichter mit den Masken der Vorfahren bekleidet hatten und Tracht und Gestalt derselben nachahmten. War der Verstorbene ein Mann, der sich in Feldzügen ausgezeichnet hatte, so trug man ihm wie bei dem Triumphe Tafeln voraus, auf denen seine Thaten verzeichnet waren. Hierauf folgte die Leiche selbst, die bei Vornehmen auf einer kostbaren mit Elfenbein verzierten Tragbahre etwas aufgerichtet zu liegen pflegte, die mit purpurnen, goldgestickten Decken belegt war und von den nächsten Verwandten oder den durch das Testament freigelassenen Sclaven getragen wurde. Bei Männern, welche sich um den Staat besondere Verdienste erworben hatten, ward die Bahre auch von Rittern, Senatoren oder Magistraten getragen. Die Mittelclasse hatte jedoch eigene vom Libitinarius gestellte Träger, ganz arme Leute und Sclaven wurden in einem bedeckten Sarge hinausgetragen. Für die Bestattung traten ärmere Leute in eine Begräbnißgesellschaft zusammen, die nach einer Gottheit benannt war und deren Mitglieder Beiträge zahlten.

Der Bahre folgten Erben, Verwandte und Freigelassene, letztere mit dem Hute auf dem Kopfe, sowie auch andere Freunde und Bekannte. Die Verwandten und die vom Libitinarius gestellten Leute gingen in Trauerkleidern, welche schwarz waren. Erst unter den Kaisern kamen bei den Frauen weiße Trauerkleider auf. Die Männer ließen Bart und Haar wachsen und vermieden es, bei freudigen Anlässen öffentlich zu erscheinen.

Der Trauerzug bewegte sich von dem Hause des Todten nach dem Forum, wo die Bahre vor den Rostren niedergesetzt wurde; einer der Verwandten bestieg die Rednerbühne und hielt dem Verstorbenen eine Lobrede, wobei auch die Verdienste seiner vor ihm heim

gegangenen Verwandten erwähnt wurden. Nach dem gallischen Kriege wurden auch verdienten Frauen derartige öffentliche Lobreden gehalten.

Hierauf setzte sich der Zug aufs Neue in Bewegung und begab sich nach dem Orte der Bestattung, welche in älterer Zeit in der Beerdigung bestand, und auch nach dem Aufkommen des Leichenbrandes noch von vielen Familien beibehalten wurde. Sulla wird als der Erste aus der Familie Cornelia genannt, der sich verbrennen ließ; in den zwölf Tafeln kommt die Verbrennung neben dem Begraben vor.

Oeffentliche Begräbnißplätze gab es in Rom nicht. In ältester Zeit bestattete man den Todten auch im eigenen Hause, später mußten, Triumphatoren ausgenommen, alle Leichen außerhalb der Stadt begraben werden. Nur für die Sclaven und Verurtheilten war bis auf August ein allgemeiner Begräbnißplatz am Esquilin, wo aber auch angesehene Familien Begräbnisse hatten.

Die Leichen wurden theils in Särgen von Stein, theils von gebranntem Thone beigesetzt, denn hölzerne Särge waren wohl eben so selten als hölzerne Gefäße. Der Lapis sarcophagus, der leichenverzehrende Stein, war jedenfalls der Peperin, aus dem die Särge der Scipionen verfertigt sind. Andere Sarkophage waren aus Marmor und rothem Porphyr und es sind deren eine bedeutende Anzahl vorhanden, worunter auch solche, die noch nicht angewendet worden. Sie waren meist mit plastischen Darstellungen versehen, welche mythologische Scenen darstellen. Andere enthalten nur Inschriften, wie die der Scipionen.

Wenn der Todte verbrannt werden sollte, so war ein mehr oder minder hoher Scheiterhaufen errichtet. Auf diesen legte man die Leiche, die man mit wohlriechenden Harzen und Oelen, Salben, Kränzen und abgeschnittenen Locken umgab. Dann ward eine laute Klage angestimmt und während derselben zündeten die nächsten Verwandten mit abgewandtem Angesicht mit der Fackel den Scheiterhaufen an, dessen Brennbarkeit durch Pech gemehrt war. Während des Brandes ertönte die Stimme der Klageweiber, bei Vornehmen fanden auch wohl Gladiatorenkämpfe Statt.

War der Haufen niedergebrannt, so löschte man die glühende Asche mit Wein, und nun sammelten die nächsten Verwandten die Knochen (Ossilegium), nachdem sie die Manen des Verstorbenen angerufen. Die Gebeine wurden mit Wein oder Milch gewaschen, getrocknet und in die Urne gelegt, wozu man wohlriechende Blätter, Blumen und dergleichen that, auch wohl Fläschchen mit Salböl beigab *). Die Urne wurde sodann in dem Familienbegräbnisse

*) Man hielt eine Zeit lang diese Salbgefäße für Fläschchen, in welchen die Leidtragenden ihre gesammelten Thränen dem Todten darbrachten und nannte sie Lacrimatorien!



beigesetzt und darauf fand am neunten Tage nach der Bestattung ein Opfer- und Todtenmahl Statt, wobei man auch dem Todten seinen Antheil auf das Grab setzte und womit zuweilen feierliche Spiele verbunden waren. Das Grabmal wurde öfter besucht und mit Kränzen geschmückt, auch Cypressen um dasselbe gepflanzt und gepflegt. Im Monat Februar fand ein allgemeines Todtenfest Statt, das mit Opfern und Gastmählern verbunden war; auch ehrte man sonst das Andenken der Verstorbenen, deren Wachsmasken und Büsten im Atrium aufgestellt waren. Aber auch außer den Feralien feierte man durch Gastmahle das Andenken an die Todten, wobei oft namhafter Aufwand stattfand. Das Grabmal ward dann mit Rosen oder Veilchen bekränzt und Speisen darauf gestellt *).

Die Aschengefäße, Urnae oder Ollae, waren meist von eirunder Form aus gebrannter Erde, doch hatte man deren auch von Glas, Marmor, Alabaster, Erz, ja von Silber und Gold, die dann in ein minder kostbares Gefäß eingesetzt waren. Die Urne der Aermeren, dann die derer, welche in den von Rom entfernten Provinzen gestorben waren, wurden unmittelbar auf die Erde gestellt, und mit anderen kleineren Gefäßen umgeben, welche Speise und Trank oder auch Früchte enthielten. Darauf überschüttete man diese Gegenstände mit Erde und bildete einen Hügel, bei dem man den Grabstein aufstellte, welcher die Grabschrift enthielt. Man begrub die Todten gern an der Landstraße, und in Pompeji wie auch in den Provinzen, z. B. bei Mainz und anderen Orten am Rhein, hat man ganze Gräberstraßen entdeckt **). In den Gräbern findet man Arm- und Fingerringe und anderen Schmuck. Die Grabsteine haben entweder nur eine mehr oder minder einfache Inschrift ***) oder sie sind auch mit dem Portrait des Todten in ganzer oder halber Figur und in seinem besten Schmucke versehn, wie z. B. M. Cälius auf seinem bei Wissem gefundenen und im Museum von Bonn aufbewahrten Grabstein in halber Figur, mit seiner Rüstung geschmückt und den kriegerischen Ehrenzeichen und Armillen dargestellt ist †).

Die Grabsteine waren theils einfache Platten, theils Würfel, theils kurze, runde Säulen, die neben dem Grabe standen, theils waren es ganz große Denkmale, wie das bekannte Denkmal von Ygel im Trierschen ††), oder die großen Mausoleen der Kaiser

*) Beckers Gallus III. 266 mit Nachweisung der reichhaltigen Literatur.

**) S. besonders Emele, Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinhessen. Mainz 1825. S. 13 ff. und Taf. I.

***) Steiner Codex. Inscript. Rom. Rhenan. Darmst. 1837. 8.

†) S. Simon, die ältesten Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufers. Cöln 1829. S. 12—15. Atl. Taf. V.

††) Gerckens Reisen III. 391. Abbildung des römischen Monuments

August und Hadrian in Rom, welche letztere im Innern eigene Grabkammern enthielten, oder die thurmartigen Gräber der Familie Plautia und der Cäcilia Metella.

Die Grabmäler auf italienischem Boden hatten meist zum Schutze eine Ringmauer und waren, wenn das Innere wie ein Zimmer eingerichtet war, mit Malerei oder Bildwerk geschmückt. Es standen dann die Urnen in Nischen und neben ihnen die Grablampen.

Familien, welche eine zahlreiche Verwandtschaft hatten, errichteten sich ein eigenes, viereckiges oder rundes Gebäude unter der Erde, zu welchem dann eine Treppe hinabführte und dessen Wände mit mehreren Reihen Nischen versehen waren, in welche man die Urnen der Familienglieder einsetzen konnte. Man hat deren entdeckt, die über 100 und mehr Urnen enthielten. An den oft mit einem Fronton versehenen einzelnen Nischen war der Name der Person angebracht, welcher die darin befindlichen Gebeine angehört hatten. Ein solches wurde 1838 in der Villa Pamfili geöffnet. Es lag 12 Fuß tief, war 10 Schritt breit und ebenso lang. An der Seite führte eine Treppe hinab, die Decke war in der Mitte durch einen freistehenden schmalen Pfeiler gestützt. Die Wände waren nett gemalt, in den Nischen sah man noch Urnen, gläserne und thönerne Salbgefäße, ja auch ganze Schädel von Leichen, die man nicht verbrannt hatte, wie auch in einigen Nischen unverbrannte Knochen lagen. Aehnliche Einrichtung zeigte das 1822 entdeckte Columbarium der Freigelassenen der Octavia vor der Porta latina in Rom. Es lag ebenfalls unter der Erde und enthielt 180 kleine Wandnischen, aber auch mehrere kleine geschmackvoll mit Stuck verzierte Aedicula. In demselben standen außer einer Marmorkiste auch mehrere Thonsärge, in denen die Gerippe noch theilweise vorhanden waren.

Nachdem die Römer mit Aegypten und Asien nähere Bekanntschaft gemacht, ahmten sie Dortgesehenes mehrfach nach, wie uns die Pyramide des Cestius in Rom zeigt. Trajan aber machte gewissermaaßen das von ihm durch den Baumeister Apollodoros von Damascus erbaute Forum zu seinem Grabmale, über welches sich seine colossale Säule erhob, unter welcher seine Gebeine in goldener Urne ruhten.

In späterer Zeit wurden die Katakomben in Rom und Neapel zu Grabstätten benutzt, was jedoch kaum in der vorchristlichen Zeit stattfand, nachdem der Gebrauch des Verbrennens der Todten abgekommen war.

---

in Ygel, steinographirt von W. Hawick, mit erläuterndem Text von Dr. J. M. Neurohr. Trier 1826. Goethe's ges. Werke XLIV. 180. Quednow, Alterth. v. Trier II. 99 u. f. w. Dann König, Beschreibung der röm. Denkmäler im k. bair. Rheinkreise. Kaiserslautern 1832. 8. m. Abb.

**Die Beschäftigungen und Gewerbe**
der Römer waren namentlich auf der Viehzucht und dem Ackerbaue gegründet, wie denn schon Romulus jedem freien Manne sein Stück Land zur Erbaunng des Getraides, dann aber auch seinen Antheil am Gemeindelande zur Weide für das Vieh sicherte.

Die Jagd kommt als eigentliche Beschäftigung bei den Römern nicht mehr vor, obschon sie als heilsame Leibesübung von den Vornehmen während ihres Aufenthaltes auf dem Lande oder in den wildreicheren Provinzen gern betrieben wurde, wie wir z. B. aus Plinius Briefen (V. 6. III. 19 u. s. w.) ersehen. Man jagte Hirsche, Eber, Hasen und die Vögel mit dem Jagdspieß, Bogen, Pfeil und der Schleuder. Auch kam wohl der Apeninnenwolf wie noch heutiges Tages herab und drohte den Heerden Gefahr. Deßhalb zog man gute Hunde, Spartaner und Molosser, ähnlich den jetzigen Maremmenhunden mit weitgespaltenem Rachen und langem Haar. In den Wäldern aber gab es außer dem genannten Wilde auch noch den wilden oder Waldesel (Onager), dem der Jäger zuweilen nachstellte (Virgil Georg. III. 409.). Die kleineren Thiere fing man in Fallen, größeren und selbst den Hirschen stellte man Netze.

Von größerer Bedeutung war der Fischfang, namentlich an der Seeküste, und wir sehen in den Darstellungen culinarischer Scenen in den Wandgemälden von Pompeji auch mancherlei Fische und Schaalthiere abgebildet. Ich erinnere an die anmuthige Schilderung des Fischfangs in Ausonius Mosella *).

Und wo die Ufer dann den leichten Zutritt gestatten
zu dem Flusse, da spürt der Fischer gierige Schaar stets
nach den Fischen, die selbst in der Tiefe Schoos nicht geschützt sind.
Fern aus der Mitte des Strom's zieht der das triefende Zuggarn,
schleppt die betrogene Schaar heraus in knotigem Netze.
Doch wo im stillen Lauf des Flusses Welle hinabströmt,
lenkt das schwimmende Netz mit korkenen Zeichen ein Andrer.
Dieser vom Felsen gebückt auf das unten fließende Wasser
senkt die gebogene Spitze hinab der geschmeidigen Ruthe,
werfend, mit tödtlichem Köder versehn, die spitzige Angel.
Wenn, nicht kennend den Trug, der Fische schwärmende Schaar sie
gierig verschlingt und zu spät des verborgenen Eisens Verwundung
fühlt in der Tiefe des weit geöffneten Schlundes, so zeigt sich
durch das Zappeln der Fang dann an, dem kräuselnden Zittern
der bewegten Schnur entspricht das schwankende Rohr auch.
Schnell mit Gewandtheit reißt die erschütterte Beute der Knabe
mit der schwirrenden Ruth' ans Land; es tönet sein Athem,
wie wenn von dem Knall der schallenden Ruthe die Weite

*) D. M. Ausonius Mosella von Ludw. Troß. Hannov. 1821. S. 62 ff.

rings ertönt und zu der bewegten Luft noch der Wind braust.
Träufelnd hüpft die Beute umher auf trockenen Steinen rc.

Wir sehen in den pompejanischen Wandgemälden mehrfach Fischende, sowohl Knaben als Frauen, dargestellt.

Auf den Landhäusern legte man, um immer Vorrath zu haben, Teiche an, ja Sergius Orata legte sogar bei Bajä Austerbänke an*). Man hatte zweierlei Fischteiche**), Piscinen, die mit süßem, jene mit Salz-Wasser. Die ersten wurden von Bächen gespeiset, waren häufig und gaben guten Ertrag. Seeteiche aber hielt sich nur der Adel und sie waren mehr für das Auge als für den Beutel, denn ihre Anlage, Füllung und Unterhaltung waren sehr kostbar. Hirtius zog aus den Gebäuden, die um seine Teiche standen, 12000 Sesterzien und diese verzehrte die Fütterung der Fische vollständig. Diese Teiche waren in mehrere Abtheilungen getrennt, in welche die Fische nach den Altersclassen gehalten wurden. Man gewöhnte oft die Fische nach dem Tone einer Pfeife ans Ufer zu schwimmen. Man mußte Leute zur Pflege der Fische halten. Q. Hortensius hatte bei Bauli mit großen Kosten Teiche anlegen lassen, wenn aber Jemand zum Besuch kam, schickte er nach Puteoli, um dort Fische einzukaufen. Er sorgte für seine kranken Fische ebenso sehr wie für seine erkrankten Sclaven. Lucullus ließ bei Neapel einen Berg durchstechen, um einen Seestrom in seine Teiche leiten zu können, ja er ließ seine Lieblingsfische bei großer Hitze in kühlere Orte bringen.

Die Viehzucht war eine der wesentlichsten Beschäftigungen des römischen und italienischen Landmannes, und er widmete sich sowohl den Bienen als auch der Zucht der Vögel und Säugethiere.

Der Bienenzucht wird nicht allein von Virgilius in seinen Georgicis ein ganzes Buch, das vierte gewidmet, sondern wir finden sie auch in den übrigen landwirthschaftlichen Büchern der Römer berücksichtigt, wie von Columella (IX. 2. f.) und Palladius (I. 36. u. f. w.).

Es würde uns zu weit führen, wenn wir in das Detail der römischen und italienischen Landwirthschaft, der Viehzucht sowohl als des Ackerbaues, eingehen wollten, zumal da in dem allgemein zugänglichen landwirthschaftlichen Gedicht des P. Virgilius Maro***).

*) S. Beckers Gallus III. 184. wo die beliebtesten Fische namhaft gemacht sind.

**) Varro de re rustica III. 3. u. 17. Diese Seefischbehälter waren oben offen und wohl mit Galerien umgeben. S. noch Columella de re rustica VIII. 16 u. 17.

***) P. Virgilii Maronis Georgicon libri IV. Erste Ausgabe in den Werken schon Rom (1469) F. f. Eberts bibliographisches Lexicon Th. II. und Hoffmanns bibliogr. Lex. Die Georgica gab deutsch Stepha

das Ganze auf eben so belehrende als ergötzliche Weise dargestellt ist und in den mehrfach gesammelten römischen Schriftstellern über den Landbau die einzelnen ländlichen Beschäftigungen, Werkzeuge und was dazu gehört ausführlich beschrieben sind. Das Buch des M. Porcius Cato von der Landwirthschaft handelt in 162 Capiteln in sehr praktischer Weise über diesen Gegenstand. Er bemerkt zuvörderst, daß schon die Vorfahren den hohen Werth des Landbaues dadurch anerkannt, daß, wenn sie einen guten Bürger recht loben wollten, sie ihn als einen guten Landwirth bezeichnet hätten. Auch sehen aus den Landwirthen die tüchtigsten Männer, und tapfersten Krieger hervorgegangen. Die Landwirthschaft aber ist der am meisten gottgefällige (maxime pius) Erwerb, auch der ausdauerndste und am wenigsten beneidet und die, welche damit beschäftigt sind, verfallen nicht auf schlechte Gedanken. Wir finden also hier die Uebereinstimmung mit der altgriechischen und chinesischen Ansicht, die den Ackerbau jeder anderen Beschäftigung namentlich der Handelschaft vorzieht. Der Handel, sagt Cato, ist gefährlich, der Wucher nicht ehrenhaft. Cato giebt dann die Regeln an, welche man bei Ankauf eines Grundstücks zu beobachten hat; dann zählt er die Geschäfte auf, welche der Familienvater, wenn er zum Landhause kommt, zu verrichten hat. Zuvörderst muß er den Hausgott, (lar familiaris) grüßen und das ganze Grundstück womöglich am selben Tage umgehen, um zu sehen, ob Alles gehörig im Stande und was gethan und nicht gethan worden. Am nächsten Tage muß er den Bauer (villicus) rufen und fragen, was in Betreff des Weins, des Getraides und aller andern Dinge geschehen, die Entschuldigungen desselben untersuchen. Dann lass er, je nach dem Wetter, Fässer waschen und pichen, das Haus reinigen, das Getraide umlegen, den Dünger fortschaffen und aufhäufen, Samen reinigen, Seile ausbessern und neue machen, Wege bessern, den Garten umgraben, die Wiesen reinigen und nun seine Anordnungen je nach den Umständen treffen. Seine Befehle soll er nach Befinden schriftlich hinterlassen, verkaufe auch was eben von Vorrath verkäuflich an Wein, Oel, Getraide, Vieh, Wolle, Felle, altes Geschirr, alte Knechte, altes Eisen; denn ein Familienvater muß lieber verkaufen als einkaufen (patrem familias vendacem non emacem esse oportet.).

Wenn ein Familienvater anfängt, muß er sich bemühen, sein Grundstück zu vermehren, jeden Bau aber lange bedenken; zum Vermehren bedarf es keines Bedenkens nur des Handelns. Wenn er 36 Jahr alt geworden, dann mag er bauen. Das ländliche Haus soll gut gebaut seyn, mit Oel- und Weinkammer, vielen Gefäßen, daß er die Theuerung abwarten kann. Die Pressen mußten

---

Riccius in Görlitz 1571. 8. Die Uebersetzung von Voß erschien zuerst Eutin 1789. 8.

in gutem Stande seyn. Wenn die Oelfrucht gelesen, mache man das Oel sofort, damit sie nicht verderbe. Man denke daran, daß alle Jahre große Stürme kommen, welche Oelfrüchte herunterzuwerfen pflegen. Wer sie schnell auflieſt und die nöthigen Gefäße bereit hat, der hat keinen Schaden von dem Sturme, sein Oel wird um so grüner und besser.

Cato bemerkt ferner, daß, wenn das Landhaus gut eingerichtet ist, der Besitzer um so lieber dorthin kommen werde, daß weniger Mißgriffe und mehr Ertrag stattfinden werde. Gegen die Nachbarn soll ein Wirth gut seyn, der Dienerschaft soll er Nichts nachsehen; wenn ihn die Nachbarschaft gern sieht, wird er leichter verkaufen, leichter Arbeiter haben, und wenn er baut, wird man ihn mit Arbeit, Zugvieh und Baustoff unterstützen. Von dem Villicus, dem Gutsverwalter, verlangt Cato güte Zucht, Einhaltung der Ruhezeit, Ehrlichkeit, Zusammennehmen seiner Sachen; er soll nicht umherlaufen, immer nüchtern und gehorsam seyn, und sich nicht klüger dünken als der Herr, die Freunde des Herrn sollen auch die seinigen seyn. Was der Herr verborgt, soll er eintreiben. Saatkorn, Futter, Mehl, Wein und Oel soll er Niemandem borgen. Er soll nur zwei oder drei Familien haben, wo er borgt, oder denen er aushilft. Er soll einen Lohnarbeiter nie länger als einen Tag haben und sich nicht mit Haruspicen, Auguren, Weissagern und Chaldäern ein'assen.

Cato handelt nun ferner von der Wichtigkeit des Düngers, von der Baumzucht, namentlich der Feigen, des Oelbaumes, über die Behandlung und Gewinnung des Weines, den Getraidebau, die Kalköfen, vom Futterbau und Heuernte, von der Bereitung der Speisen, ohne sich dabei an eine strenge Ordnung in seinen auf Erfahrung gegründeten Mittheilungen zu binden.

M. Terentius Varro dagegen hat seinen Stoff in drei Bücher getheilt und gesprächsweise behandelt. Das erste Buch handelt vom Feldbaue, das zweite von der Viehzucht und das dritte von der Hoffütterung. Das erste Buch ist das stärkste und beginnt mit einer Uebersicht der Oekonomie als Wissenschaft. Als Elemente derselben nennt er Wasser, Erde, Luft und Sonne, als wesentliche Theile Bodenkunde, dann Kenntniß der zur Bearbeitung des Bodens nothwendigen Dinge, ferner genaue Kenntniß der zu verrichtenden Geschäfte und endlich Kenntniß der Zeit, wo ein Jedes zu verrichten ist. Nachdem Varro von der Beschaffenheit des Bodens, der Gebäude und Vorrathshäuser gehandelt, kommt er auf die Instrumente, welche hier in laute (Menschen), halblaute (Thiere) und stumme (Werkzeuge) eingetheilt werden. Dinge wozu der Stoff auf dem Gute wächst und die im Hause gefertigt werden können, müssen nie gekauft werden, wie Körbe, Preßkörbe, Dreschwagen, Schlägel, Harken, Stricke, Seile und Decken. Bei dem Ankaufe dessen, was

man auf dem Gute nicht haben kann, soll man mehr auf Nutzbarkeit denn auf Schönheit sehen und da kaufen, wo dieß am nächsten und wohlfeilsten statfindet. Varro beschreibt dann das Inventarium, dessen Größe nach dem Umfange der Ländereien sich richtet. Hierauf geht er die ländlichen Geschäfte nach den Jahreszeiten durch, und beschreibt Aussaat und Ernte, Dreschen, Wein- und Oelfruchtlese, Aufbewahrung der Früchte wie Heu, Getraide, Wein, Oliven, Obst, Palmfrüchte, Nüsse und Mehl. Das zweite Buch beginnt mit einer Klage über die Abnahme der Freude am Landbaue. Die Alten, sagt er, theilten das Jahr so ein, daß sie nur jeden neunten Tag an den städtischen Geschäften Antheil nahmen, die übrigen aber ihr Feld bauten. So lange sie diese Einrichtung bewahrten, behielten sie angebaute fruchtbare Aecker und eine feste, dauerhafte Gesundheit, sie verlangten nicht die städtischen Gymnasien der Griechen. Die Hausväter haben sich hinter die Mauern zurückgezogen, Sichel und Pflug verlassen, sie rühren die Hand lieber im Theater und Circus, als im Acker und Weingarten. Wir bestellen unser Getraide bei den Lieferanten, sättigen uns aus Africa und Sardinien, die Weinernte kommt auf Schiffen aus den Inseln Kos und Chios. Und so machen in einem Lande, wo Hirten ihre Nachkommen in der Bestellung des Ackers unterrichteten, die Söhne derselben hinwiederum aus Habsucht gegen die Gesetze aus Saatfeldern Wiesen; sie wissen es nicht, daß Ackerbau und Huthung verschiedene Dinge sind. Hierauf behandelt Varro die Zucht der Schafe, Ziegen, Schweine, Rinder, Esel, Pferde, Maulesel und Hunde. Er beschreibt dann die Eigenschaften der Hirten und nennt als die geeignetsten Pfleger der Lastthiere die Gallier. Das waren Sclaven, die man entweder auf sechserlei Art rechtlich erwerben konnte, oder die man durch Fortpflanzung auf dem Gute erzog. Damit, bemerkt Varro, hat es keine Schwierigkeit, man giebt ihm auf dem Hofe eine Sclavin zum Weibe und weiter wird der verliebte Sclave Nichts begehren. Diejenigen aber, die auf den Gebürgen und in den Wäldern hüthen, nicht zu Hofe kommen und sich wider den Regen durch schnell erbaute Hütten schützen, müssen Weiber haben, welche der Heerde folgen, den Hirten Speise bereiten und sie aufmuntern. Diese Weiber müssen stark seyn, nicht häßlich und in der Arbeit den Männern nichts nachgeben. Die Hirten stehen unter dem Hirtenmeister, der ein geschriebenes Receptbuch haben muß, damit er auch den Arzt machen kann; er soll lesen und schreiben können. Varro schließt das Buch mit der Belehrung über Milch, Käse und Wolle. Das letzte Buch von der Hoffütterung beginnt abermals mit dem Lobe des Landlebens und geht dann auf Beschreibung der Landhäuser über. Er beschreibt die Vogelhäuser, in welchen Krammetsvögel gezogen wurden. Man baute sie oft mit Thürmen, in denen man Tauben hielt, während

unten Pfauen, Hühner, Gänse und Enten hausten. Für diesen Zweck baute man ein Peristyl, das mit Ziegeln oder Netzen gedeckt ward und so groß war, daß einige tausend Amseln und Krammetsvögel darin Platz hatten. Vermittels einer Röhre fließt Wasser in das Gebäude oder es muß sich vielmehr durch enge Canäle, welche leicht gereinigt werden können, allgemach hineinschleichen; denn, sind die Behältnisse zu geräumig, so wird das Wasser leicht verunreinigt. Was aus diesen Canälen herabtrieft, wird durch eine andere Röhre wieder abgeleitet, damit die Vögel nicht im Kothe sitzen. Die Thür soll eng und niedrig seyn. Man macht wenig Fenster und legt sie so an, daß den Vögeln weder Bäume noch Vögel in die Augen fallen, weil ein solcher Anblick ihnen in der Gefangenschaft Sehnsucht erregt, wodurch sie mager werden. Das Haus muß nur soviel Licht haben, daß die Vögel ihren Sitz, ihr Futter und ihr Wasser sehen können. Um Thüren und Fenster wird eine glatte Tünche angetragen, damit nicht eine Maus oder dergl. hineinkriechen könne. Für die Sitze der Vögel müssen inwendig an den Wänden viele Stangen angebracht werden oder man legt Stangen mit dem einen Ende auf den Fußboden, läßt sie sich schräg gegen die Wand erheben und bindet stufenweise in mäßiger Weite Querstangen darüber, so daß man etwa die Form der Theatersitze erhält. Unten auf dem Boden steht das Trinkwasser und das aus Feigen und Mehl gemachte Futter. Krammetsvögel-, Tauben-, Pfauen-, Hühner-, Gänse- und Entenzucht wird ausführlich behandelt. In den Thiergärten, die man nach ihrer ursprünglichen Bestimmung Leporarien nannte, zog man außer den Hasen auch Hirsche und Rehe. Man hatte sie von außerordentlichem Umfange. T. Pompejus besaß im transalpinischen Gallien einen Thiergarten von 40 000 Schritte Umfang. In solchen Gehegen hatte man auch Schneckenpflegen, Bienenstöcke und Fässer mit Haselmäusen. Die Umzäunungen der Thiergärten bestanden aus hohen übertünchten Mauern, damit Katzen, Dachse und andere Thiere nicht hineinbrechen könnten und innen waren Schirmhütten für die Hasen und große Bäume. Ein Thiergarten füllt sich bald, wenn man nur zwei paar Hasen hineinsetzt. Man hegte drei Arten Hasen, italienische, gallische und spanische. Endlich hielt man auch wilde Schweine darinnen. Bei dem Landhause des Q. Hortensius zu Laurentum war im Thiergarten ein Hügel, auf welchem Triclinien standen. Wenn er hier mit Freunden speisete, ließ er seinen Orpheus rufen, der dann mit der Cither kam und spielte, nachdem er in ein Horn gestoßen. Darauf kamen die Hirsche, wilden Schweine und andere Thiere herbei, was ein schönes Schauspiel gewährte. Die Schnecken werden auf einem freien, von Wasser umgebenen Platze, einem Hügel und Felsen, den man mit Wasser besprützen läßt, gehalten und bedürfen keines besonderen Wärters. Sie vermehren sich außerordentlich. Varro be-

schließt sein Werk mit Bemerkungen über die Piscinen, die wir bereits kennen.

Noch umfassender ist das Werk des L. Jun. Moderatus Columella; es enthält in 13 Büchern alle Zweige der Landwirthschaft, auch die Blumenzucht und die Heilkunde für Thiere. Die Schrift des Palladius Rutilius Taurus Aemilianus ist in 14 Büchern getheilt und geht nach einer allgemeinen Einleitung die landwirthschaftlichen Beschäftigungen nach den zwölf Monaten durch und giebt zum Schlusse die Lehre von dem Pfropfen der verschiedenen Bäume und Sträucher.

### Die Handwerke

wurden in vornehmen Häusern durch eigene Sclaven betrieben, allein es gab auch, namentlich für die Zeit der Republik, genug freie römische Bürger, welche sich von der Betreibung eines Handwerkes ernährten. Numa Pompilius soll die verschiednen Handwerker in neun Innungen: die Flötenbläser, Goldschmiede, Zimmerleute, Färber, Riemer, Gerber, Kupfer- und Eisenschmiede, Töpfer und die letzte der in den genannten Handwerken nicht begriffenen Gewerbe, die aber allesammt als sordida negotia gegenüber der Landwirthschaft betrachtet und nicht zum Kriegsdienst gezogen wurden. Nur die Schmiede und Musiker kamen dazu und erstere hatten einen Praefectus fabrorum. Die Zünfte, Collegia, wurden in der Folge gemehrt und in der Kaiserzeit auch in den Städten eingeführt, welche in den Provinzen sich bildeten, wo auch collegia aromatariorum, dolabrariorum, fabrorum tignariorum, ferrariorum, inauratorum, ligniferorum, medicorum, naviculariorum, nautarum, purpurariorum, venatorum u. s. w. erscheinen. Immer aber blieb der Landbau die ehrenvollste Beschäftigung, auch seitdem demselben durch Anlage großartiger Villen mit künstlichen Landschaftsdecorationen ansehnliche Strecken von Grund und Boden entzogen waren.

Ueber das Detail der Handwerke des altrömischen Reiches wissen wir wenig, obschon Einiges auch in den pompejanischen Wandgemälden und durch aufgefundene Gegenstände Erläuterung gefunden hat.

Die Verfertigung der Nahrung und Kleidung war ursprünglich Sache der Hausfrau, sie kochte und buk das Brot; später kamen Speisewirthe, Weinschenken und Bäcker auf. Ebenso spann und webte die Hausfrau*). Nur die Reinigung der Toga war Geschäft des Walkers und in den Wandgemälden ist uns die Werkstätte desselben vor Augen gestellt**). Für Anfertigung der Fuß-

*) Webstuhl pitt. d'Ercolano I. 191.

**) Museo Borbonico IV. 48 dazu Chn. Schoettgen antiquitates triturae et fulloniae. Traj. ad Rh. 1727. 8.

bekleidung gab es Gerber und Schuster (pitt. d'Ercol. I. 187.) nebst den Riemern.

Maurer und Zimmerleute bedienten sich der Werkzeuge, die den unsrigen sehr ähnlich waren; wenigstens war die Säge (pitt. d'Ercolano I. 181.) ganz wie die unserige gestaltet. Virgil singt (Georg. I. 143.):

jetzo starrte das Eisen, es klang die knarrende Säge,
denn sonst pflegte der Keil den klüftigen Stamm zu zerspalten.

Von den Werkzeugen ist Nichts auf uns gekommen, da bekanntlich das Eisen in der Erde so sehr zerstört wird, daß es seine Form verliert. Axt und Beil, Meisel, Hammer, Hobel, die verschiedenen Bohrer waren vorhanden.

Eine hohe Stufe hatte die Bearbeitung der Bausteine erreicht und wir ersehen aus den in den gallischen, spanischen und germanischen Provinzen gefundenen Denkmalen, wohin griechische Arbeiter aus Rom häufig nicht gekommen, daß die römischen Steinmetzen gute Arbeit in den dort vorgefundenen Steinen auszuführen im Stande waren. In den Werken von Dorow, König, Fuchs, Simon sehen wir architektonische Ornamente, Altäre, Grabsteine, Statuen, ferner Mosaiken *), die trefflich ausgeführt sind und wenigstens eine erfahrungsreiche Technik voraussetzen. Die Ziegelsteine sind außerordentlich sorgfältig gearbeitet und selbst da, wo sie wie in Arendsburg in der See gelegen haben, noch unverdorben. Die Wasserleitungsröhren sind wohlerhalten, die man z. B. in Aventicum in den Trümmern der alten Bäder gefunden hat. Die Bereitung von Mörtel und Mauerkalk **) wie die Herstellung der Wandfarben zeigt große Fertigkeit.

Die Gewinnung der zum Bau nothwendigen Materialien, der Steine, Thone, Kalke sowie der Metalle wurde mit vieler Sicherheit betrieben. Für die Pflasterung der Straßen benutzte man schon früh den Basalt, ebenso den z. B. in den Mauern von Fiesole und Cossa angewendeten Thonstein, für die plastischen Arbeiten den Peperin. Seit Augustus verwandte man den Travertin zu größeren Bauten. Der Marmor von Luna wurde schon zu Cäsars Zeit für architektonische Zwecke benutzt (Plin. H. N. XXXVI. 7.), außerdem aber aus Griechenland, Kleinasien und Africa verschiedene und zum Theil farbige Marmorarten herbeigeschafft. Den ersten

*) Berühmt ist die schöne Mosaik von Salzburg, wovon eine colorirte Abbildung in Vulpius Curiositäten (VIII. 56.), nicht minder auch die Mosaik von Rotweil am Neckar, die freilich außerordentlich zerstört ist. S. römische Alterthümer in der Umgegend von Rottweil am Neckar, 2. Jahresber. des dortigen archäol. Vereines. Stuttg. 1835 S. 12 m. Abb.

**) Mr. de la Faye recherches sur la préparation que les Romains donnaient à la chaux. Par. 1772. 8.

numidischen Marmor brachte M. Lepidus im J. der Stadt 676 in seinem Hause als Thürschwelle an. Schwarzen Marmor ließ L. Lucullus aus Aegypten herbeischaffen. Man verstand den Marmor sehr geschickt zu sägen und somit prachtvolle Wandbekleidungen aus diesem kostbaren Materiale herzustellen. Man sägte mit Sand, den ein eisernes Blatt gegen den harten Stoff in Bewegung setzte, so daß es schien, als schneide ihn das Eisen selbst (Plin. H. N. XXXVI. 9.).

Der Bergbau der Römer auf Metalle fand besonders auf Elba, in den Alpen und in Sardinien Statt sowie nachmals in Spanien, dessen Reichthum an edlen Metallen sehr bedeutend war. Wir ersehen aus Plinius (H. N. XXXIV. 41.), daß die Römer die verschiedenen Eisenerze gar wohl zu würdigen verstanden und im Ausbringen und Schmelzen derselben große Uebung hatten. Sie kannten den orientalischen und norischen Stahl und hatten mannichfache Versuche zur Nachbildung desselben gemacht. Magneteisenstein war ihnen wohlbekannt. Man baute ferner auf Blei und Zinn, welches letztere man zur Herstellung der Bronze benutzte, indem man dasselbe dem Kupfer beimischte. Sie benutzten dabei die von den Griechen gemachten Erfahrungen. Zinn wurde in Portugal und Gallicien gewonnen und auf der Wäsche und in Hütten bereitet (Plin. H. N. XXXIV. 47.). Bronze wurde bei den Römern bei Weitem mehr verarbeitet als bei uns, ja sie ersetzte zum Theil das Eisen, wie sie denn Tische, Sopha- und Bettgestelle, Stühle, Dreifüße, Leuchter, Lampen, Küchengeschirr und andere Geräthschaften aus Bronze fertigten, wozu wir Eisen oder Holz nehmen (Plinius H. N. XXXIV. 8.). Man wandte das Erz oder die Bronze nächstdem in der Baukunst an und fertigte Thürpfosten, Schwellen und Flügel daraus, dann Säulencapitäle. Die Römer kannten schon die schützende Eigenschaft des Rostes am Erze *).

Die Thonerden benutzte man theils zur Farbe und Malerei theils zur Herstellung der Ziegel, der Gefäße und plastischer Werke für architektonische Zwecke **). Die Gefäße, welche die Römer aus Thon fertigten, sind in zahlreichen Exemplaren bis auf unsere Tage gekommen. Sie sind durchgängig trefflich gearbeitet, der Thon sorgsam behandelt, die Form ist dem Zwecke stets entsprechend. Die Küchengeschirre waren allerdings meist von Erz, wenigstens in wohlhabenden Haushaltungen, wie die Ausgrabungen von Pompeji zur Genüge zeigen. Allein ärmere Leute hatten auch Kochgeschirr und Speiseteller, Schüsseln, Näpfe, Wasserflaschen aus dem trefflich gedrehten und gebrannten hellgelben Thon, der auch da, wo er von der See als Geschiebe Jahrhunderte lang behandelt worden, immer

*) Aera extersa rubiginem celerius trahunt quam neglecta, nisi oleo perungantur. Plinii H N. XXXIV. 21.
**) Plinii H. N. XXXV. 45.



noch wohlerhalten erscheint. In den Provinzen findet man, namentlich wo Römerlager gestanden, die rundbauchigen Trinkflaschen der Soldaten mit einem bis drei Henkeln, ferner die großen zweihenkeligen, oft 3—4 Fuß langen Weinkrüge mit spitzigem Fuß *), dann kleine Salb- und Oelfläschchen mit engem Halse, weite Schaalen, sämmtlich aus dem hellstrohgelben Thon; dann Todtenurnen aus grauem oder schwarzbraunem hartgebrannten Thone, meist von ganzer oder seltner halber Eiform, mit oder ohne eingedrückten Verzierungen **). Eigenthümlich sind den Orten, wo Römer gehaust, jene Gefäße von der Farbe des rothen chinesischen oder auch des ältesten sächsischen Böttcherporzellans mit erhabenen Verzierungen, die meist Jagd- oder bakchische Scenen darstellen; manche bestehen in glatten, unverzierten Näpfen oder Tellern, fast alle aber sind mit dem Namen der Töpfer versehen ***).

Außerordentlich zahlreich sind die aus Thon gebildeten römischen Lampen, welche sich in den Grabstätten und sonst in den Trümmern römischer Gebäude vorfinden. Sie sind meist aus hellem, gelblichem, röthlichem oder aschfarbenem Thon, durchgängig in Formen gepreßt und mit Bildwerk, seltner mit dem Töpfernamen versehen †). Auch thönerne Leuchter hat man gefunden, die jedoch wenig verziert sind, da sie der ärmeren Classe dienten. Man fand ferner Sparbüchsen für Kinder aus gebranntem Thon, Spielzeug, aber auch ganze große Särge mit Deckel, die eine bedeutende Kunstfertigkeit voraussetzen. Minder schwierig ist die Herstellung der großen, faßartigen Töpfe für Oel und Wasser, dergleichen man noch jetzt in Italien anfertigt.

Die Glasfabrication hatten die Römer wahrscheinlich aus Aegypten erhalten, wo man seit uralter Zeit treffliche Glasarbeiten machte ††). Die römischen Glasfabricanten hatten es sehr weit gebracht, wie die in der Campagna gefundenen zahlreichen Bruchstücke von Millefioren beweisen. Man fertigte aus Glas nicht allein buntfarbige Flüsse für die Mosaiken, sondern ahmte auch Marmor und Edelsteine nach, ja man fertigte ein- und mehrfarbige Gefäße, wie Becher, Flaschen und kleine Amphoren daraus, die in den

---

*) Eine derartige Amphora wurde im Jahre 1833 in namhafter Tiefe in Meißen gefunden und gelangte von da in meine Sammlung. Sie ist aus hellgrauem Thon, 18 Zoll lang und 11 Zoll im Durchm.

**) Abbildungen derartiger Gefäße in Emele, Beschr. röm. und deutscher Alterth. Taf. 7 und 9. Dorow, Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein. Wiesb. 1819. Th. I. Dessen Denkmale röm. und german. Zeit in den rhein. westphäl. Provinzen. Stuttg. 1823. Taf. XII.

***) Grivand, antiquités gauloises et romaines recueillies dans le jardin du palais du Sénat. Par. 1807. Pl. V. ff. Emele a. a. O. Tf. I—IV und die Töpfernamen Tf. XXXII.

†) S. Emele a. a. O. Tf. 8 und Dorow, Opferstätten I.

††) S. C. G. V. 286.

herrlichsten Farben prangten. Die bekannte Portlandvase im brittischen Museum und die im Museo Borbonico zu Neapel befindliche im Jahre 1838 in Pompeji entdeckte Glasvase haben tiefblauen Grund, auf welchem in milchweißem Glase Figuren und Blattwerk so aufgeschmolzen sind, daß sie wie Onyx erscheinen *). Ganz gewöhnlich wurden in Rom seit der Kaiserzeit Glasfenster, Glasflaschen und Becher, Salbgefäße, Schalen und andere Geschirre aus weißem Glase, das man auch, um z. B. vierkantige Form hervorzubringen, in Formen preßte, die zum Theil den Namen des Fabrikanten enthielten. Im Museo Borbonico ist eine große Anzahl derartiger Glasgeschirre vorhanden und auch in den Provinzen am Rhein wie an der Donau hat man genug derartige Dinge gefunden, wie denn auch bunte Glasperlen römischer Fabrik bis zu den Germanen gelangt sind **).

## Der Handel

war bei den Römern der alten Zeit durchaus kein ehrenbringendes Geschäft ***), obschon der Verkauf der selbst durch den Ackerbau gewonnenen Erzeugnisse, wie Oel, Wein, Getraide, Vieh, Leder und Wolle, nichts Unanständiges hatte. Sagt doch selbst der strenge Cato, daß der Hausvater mehr verkaufen als einkaufen müsse. Für diesen Zweck war denn auch jeden neunten Tag (nundinae) in Rom offener Markt, welchen die Bürger und Landleute besuchten und wo sie ihre Erzeugnisse an den Mann zu bringen suchten. Die Plätze, wo dieser Verkauf stattfand, wurden Forum genannt und nach den Waaren, die dort feilgeboten wurden, benannt, z. B. Forum boarium, suarium, piscarium, olitorium, pistorium, cupedinis, macellum. Diese Plätze waren mit Säulengängen versehen und die Aedilen übten hier die Marktpolizei. Nächstdem gab es aber auch noch Buden, in welchen die Handwerker ihre Waaren aus-

*) S. Wilhelmi, über die Barberinivase in s. Abhandlungen Th. II. O. Müller, Handb. der Arch. S. 426. Buonarotti osservazoni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro ornati di figure trovati ne' cimiteri di Roma. Fir. 1716. 4. H. v. Minutoli über antike Glasmosaik. Berl. 1817. 4. Caylus Recueil II. 356. Beckmann, Beitr. I. 373. Schulz, Rapporto intornò gli scavi pompejani esequiti n. a. 1835—38. Rom. 1839 bes. S. 57. ff. m. Abb.

**) S. Beckers Gallas III. 58 bes. über Glasfenster. Abb. gläserner in Deutschland gefundener Gefäße bei Emele a. a. O. Tafel V. und Dorow Denkm. Taf. II.

***) Est interdum praestare mercaturis rem quaerere ni tam periculosum siet; et item foenerari, si tam honestum siet. Majores enim nostri sic habuerunt et ita in legibus posiverunt furem dupli condemnari, foeneratorem quadrupli. Quanto pejorem civem existimarint foeneratorem quam furem hinc licet existimari etc. Cato de r. r. I. 1.

legten *). Fremde Kaufleute ließen ihre Waaren ausrufen, sie standen unter Aufsicht und in früher Zeit war ihnen nur ein beschränkter Aufenthalt gestattet. Der älteste Handelszweig war außer dem Getraide und Vieh der Sclavenhandel, schon wegen der vielfachen Kriege und des Bedarfs an Händen für den Landbau. Die Kriegsgefangenen wurden unter dem Kranze an die Sclavenhändler verauctionirt und dann von diesen auf den Markt gebracht. Die Händler stellten ihre Waare auf einem Holzgerüst mit weißen Füßen aus und priesen die guten Eigenschaften derselben an. Um den Hals hing den Sclaven eine Tafel, worauf die Herkunft und dergl. bemerkt waren. Die Sclaven, welche sich durch Schönheit oder Geschicklichkeit und höhere Bildung auszeichneten, wurden oft zu gar hohen Preisen nicht auf dem Sclavenmarkte ausgestellt, sondern in den Tabernen verhandelt **).

Seit den punischen Kriegen hob sich der Handelsverkehr in Rom und fremde Kaufleute hielten dort Geschäftsträger. Die Einfuhr aus Griechenland bestand in Wollenstoffen, Kunstwerken aller Art, Büchern, Sclaven, aus Sicilien in Getraide, Honig und Wein, aus Africa in Gold, Elfenbein, Edelsteine, Gewebe, aus Spanien in edlem Metall und Wein, aus dem Norden in Zinn, Bernstein, Gänsefedern und Eiderdunen, Seife, Linnen u. s. w. Handelsvertrag hatten die Römer seit dem Jahre d. St. 245 mit Karthago, der 407 und 448 erneuert wurde. Die Einfuhr aus fremden Landen nahm zu, seitdem Rom sich immer mehr vergrößerte und der Ackerbau in dem römischen Mittelitalien abnahm. Spanien sendete Getraide, Wein, Oel, Wachs, Honig, Pech, Mennig, gesalzene Fische, fertige Kleider, rohe Wolle und Schafe, Gallien gesalzenes Schweinefleisch, Speck, trockene und gesalzene Fische, Kleinasien feine Wollen, Aegypten und Sicilien Getraide, Arabien und Indien die kostbarsten Spezereiwaaren ***).

Je mehr das römische Reich an Umfang gewann, desto ausgedehnter wurde auch der Handel der Römer, besonders nach der Zerstörung von Karthago und Korinth. Der Großhandel war in den Händen der römischen Ritter und wurde durch die seit den punischen Kriegen sich entwickelnde Kriegsflotte geschützt. Die römischen Ritter pachteten nebenbei die Einkünfte der Provinzen und traten für diesen Zweck in Gesellschaften zusammen, die den gesammten Geld- und Handelsverkehr in den Händen hatten, der in den Provinzen sehr einträglich war, oft aber auch in Wucher ausartete und für die Provinzen sehr drückend wurde. In Rom selbst

*) In den pitture d'Ercolano Th. III. Taf. 42. 43. S. 221 ist das antike Marktleben auf gar anschauliche Weise dargestellt.
**) Beckers Gallus II. 83. Ruperti, Handb. der röm. Alterth. I. 480.
***) Ruperti, Handb. der röm. Alterth. I. 475 ff.

stand das Leih- und Wechselgeschäft unter öffentlicher Aufsicht, die Foeneratores mußten Bücher (codices rationum) führen, welche vor Gericht Beweiskraft hatten. Diese Bankiers verliehen Gelder auf monatliche Kündigung. Neben denselben gab es aber auch Geldwechsler, die, wie noch jetzt in Neapel, eigene kleine Stände an den Marktplätzen hielten.

Das Geld der Römer war ursprünglich das Erzgewicht. Das Pfund (libra) war in zwölf Unzen getheilt, als Geld As genannt. Das älteste römische Erzgeld soll Servius Tullius gefertigt haben. Vorher wog man sich das rohe Erz zu. Dann bediente man sich gegossener Münzen, die aber immer noch mit dem Gewicht übereinstimmten und daher als As sehr groß und unbequem waren. Das alte As wog $22\frac{1}{2}$ Loth köln. Gewicht und war auf der einen Seite mit dem Doppelkopf des Janus, auf der andern mit dem Schiffschnabel bezeichnet *). Auf dem halben As war der Kopf des Jupiter, auf dem Triens das der Minerva, auf dem Quadrans das des Hercules, das des Mercur auf dem Sextans und auf der Uncia das der Minerva. Allgemach fand in der Ausprägung des Erzgeldes eine Verminderung des Gewichtes Statt, bis das As im Laufe des ersten punischen Krieges auf zwei Unzen herabkam und gesetzlich anerkannt wurde. Silbergeld wurde kurz vor dem punischen Kriege zum erstenmale geprägt, das Erzgeld blieb aber vorherrschend. Gold wurde erst im Jahre 517 d. St. geprägt. Für die verschiedenen Münzen stellte man bestimmte Werthzeichen fest. So zeigen die Silbermünzen den Kopf der Göttin Roma und ein Zwei- oder Viergespann; die Münzen der Römer, namentlich die ehernen, wurden seit den Zeiten Cäsars und des Augustus durch künstlerische Darstellungen mannichfaltiger und zugleich zu Denkmalen, seitdem man die Zeit der Prägung nach den von den Kaisern begleiteten Aemtern darauf bemerkte. Nächstdem wurden auch andre Ereignisse, namentlich die Eroberungen von Provinzen, darauf bemerkt und bildlich angedeutet, auch das Portrait des Münzherrn darauf angebracht, so daß namentlich die römischen Kaisermünzen eine nicht unbedeutende Reihe von Denkmalen bilden **). Falschmünzerei stellte sich vorzüglich seit der Prägung von Silbergeld ein und wurde bestraft. Namentlich überzog man unedle Metalle mit dünnen Lagen von edlen; man suchte im Verkehr diese durch Ansägen zu erkennen. Bei der Berechnung größerer Summen pflegten die Römer nur bis

*) S. C. W. Barth, das römische As und seine Theile. Leipzig 1838. 8 m. Abb. L'aes grave del Museo Kircheriano. Rom. 1839. 4.

**) Die antike Numismatik ist namentlich durch F. J. Eckhel zur Wissenschaft erhoben worden, worauf sodann Mionnet und die Neueren fortgebaut haben. Für den Anfang sind noch immer Eckhels Anfangsgründe der Numismatik, neue A. Wien 1807. 8 zu empfehlen. Die Doctenia numorum veterum erschien Wien 1792. 8 Bde. 4.

100,000 zu zählen und diese Zahl als Einheit zu nehmen. So hieß bei Erzgeld decies aeris zehnmal 100,000 As. Silbergeld berechnete man nach Sesterzien, 100 Sesterzien sind 25 Denare, jeder zu 10 As. Sestertium bezeichnete 1000 Sesterzien.

Zur Aufsicht über das Münzwesen waren eigene Beamte vorhanden, die Triumviri monetales. Gewicht und Maaß gehörte vor die Aedilen. In den Tempeln waren Normalmaaße aufgestellt, so im Capitol eine Amphora, Gewichte im Tempel des Mars ultor und des Hercules, ein römischer Fuß im Tempel der Juno moneta. Nächstdem war auch das Maaß der Körper mit ihrem Gewicht bestimmt, so daß z. B. eine Amphora Wasser zu 80, Oel zu 72 und Honig zu 108 Pfund berechnet wurde. Das Pfund (libra) blieb sich immer gleich, es war in zwölf Unzen, die Unze aber in Halbe, Drittel, Viertel, Sechstel und Vierundzwanzigstel (scrupulus, Scrupel) geschieden. 288 Scrupuli gingen auf das Pfund. Später einigte man das griechische Drachmengewicht damit. Das Maaß für Flüssigkeiten bestand in der Amphora, welche 8 Congios, 48 Sextarios, 96 Heminae, 192 Quartarios, 384 Acetabula und 576 Cyathos enthielt. Die Grundlage des Längenmaaßes bildete der Fuß. Der Normalfuß (Pes monetalis) im Tempel der Moneta auf dem Capitol verbrannte unter Vespasian, wurde aber vom Kaiser sorgfältig nach dem alten wieder hergestellt, er war in 12 Uncien oder 4 Palmen (Handbreiten) und 16 Digiti (Fingerbreiten) getheilt*).

Größere Längenmaaße waren der Schritt zu 5 Fuß, das Stadium zu 125 Schritt oder 625 Fuß und die römische Meile (milliarium von 8 Stadien oder 1000 Schritten. Als Flächenmaaß hatte man das Jugerum, welches 240 Fuß lang und 120 Fuß breit war; es war in 12 Unzen geschieden, deren Unterabtheilungen die beim As üblichen Benennungen hatten.

Die Römer theilten vor Numa das Jahr in 10 Monate und 304 Tage. Numa fügte zwei Monate bei und brachte das Jahr mit dem Laufe von Sonne und Mond dadurch in Einklang, daß er gewisse Tage einschaltete; erst Cäsar und Augustus führten dann die Zeitrechnung ein, welche als Julianischer Calender bis zum Jahre 1582 in Europa sich erhalten hat und dessen Detail ich übergehe, da dasselbe in jeder lateinischen Grammatik zu finden ist. Die Eintheilung des altrömischen Tages hat sich im bürgerlichen Leben der modernen Römer ebenfalls erhalten. Der Tag währte vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne und ward in zwölf Stunden getheilt, die also im Sommer länger waren als im Winter. Die Nacht wurde in vier Wachen (vigiliae), jede zu drei Stunden,

*) S. Ruperti, Handb. II. 730 ff. nach den Schriften von Böckh (metrologische Untersuchungen). Berl. 1838, Wurm, Cagnazzi und Dureau de la Malle.

geschieden. Diese Stunden maß man mit Sonnen- und Wasseruhren. Die erste Sonnenuhr brachte im J. d. St. 447 L. Papirius Cursor, die erste Wasseruhr im J. d. St. 595 Scipio Nasica nach Rom. In den Gerichten rief dann ein Accensus dem Prätor die dritte, die sechste und die neunte Stunde des Tages zu. Die Tages- wie die Nachtzeiten hatten nach den üblichen Erscheinungen und Beschäftigungen verschiedene Namen, z. B. Gallicinium, Conticinium, Diluculum, Vespera, Prima fax u. s. w.

Die Römer hatten schon in sehr früher Zeit für Herstellung tüchtiger Wege und Brücken in ihrem Gebiete gesorgt und bei der Erweiterung des Reiches erwuchs daraus ein gewaltiges Straßennetz über das von den Römern beherrschte Ländersystem, das zum Theil sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat*). Man ließ diese Straßen namentlich durch die unbeschäftigten Soldaten bauen. Appius Claudius Cäcus baute die prächtige Via Appia von Rom nach Capua, C. Flaminius Nepos die von Rom bis Rimini, M. Aemilius Lepidus die von Rom über Bologna nach Aquileja. Der Tribun C. Sempronius Gracchus ließ Brücken bauen, Thäler, Wässer und Sümpfe ausfüllen, um die Wege möglichst gerade zu legen. Von dem goldnen Meilenzeiger auf dem Forum aus zählte man die Meilen und bezeichnete die Entfernungen durch eigene Wegesäulen, deren noch mehrere auf unsere Tage gekommen sind**). Die Straßen waren in schnurgrader Linie von einem Flusse zum andern gelegt, man grub den weichen Boden wie einen Canal aus und füllte diesen mit festen Geschieben, die man festrammte oder walzte. Auf diesen Grund baute man die Straße oft mehr als 8 Fuß hoch über der Grundfläche erhaben; zu unterst lag eine zollstarke Decke von Cement, worauf die platten, mit Kalk verbundenen, gemauerten Steine ruhten und eine 10 Zoll dicke Lage (statumen) bildeten. Darauf saß die Ruderatio aus cubischen oder ovalen Steintrümmern und Geschieben, die ebenfalls mit Kalk verbunden waren. Die Schicht ist meist 8 Zoll dick. Nun folgte der Nucleus aus Sand und Kalk gemischt und auf diesem saß endlich die aus Quadersteinen sorgfältig gelegte Oberfläche. Die Seitenflächen waren ebenfalls mit tüchtigen Mauern geschützt, zu welchen möglichst große Steine genommen wurden. Die Straße war so breit, daß zwei Wagen sich bequem auszuweichen im Stande waren. Auf sumpfigen Gebiet rammte man Pfähle in den Grund und baute auf den Rost.

Cäsar soll zuerst den Plan gefaßt haben, das ganze römische Reich, behufs einer Straßenverbindung vermessen zu lassen. Unter

*) W. H. Matthias über Posten und Postregale. Berl. 1832. 2 Bde. 8. und Jos. Schlott über Römerstraßen im Allgemeinen mit besonderer Rücksicht auf den Isarkreis des Königreichs Baiern. München 1833. 8.
**) S. bes. Schlott S. 35 ff.

August stellte Agrippa eine Landcharte der römischen Provinzen auf. Seitdem machte die Länderverzeichnung wesentliche Fortschritte, so daß man unter Domitian schon illuminirte Weltcharten von Pergament in kleinerem Formate hatte. August verwendete große Summen auf Herstellung der Straßen, die von nun an als Staatseigenthum betrachtet und von Privatleuten ohne besondere Erlaubniß nicht benutzt werden konnten. Er ließ Stationshäuser in bestimmten Entfernungen errichten, in welchen junge schnellfüßige Leute sich aufhielten, welche stets bereit waren, die Briefe und Befehle der Regierung weiter zu befördern. Er ging jedoch bald darauf noch weiter und errichtete den Cursus publicus, auch vereda publica genannt, eine ausschließlich für den Kaiser, die Staatsbeamten, Gesandten und kaiserlichen Eilboten, Staatsgelder und Vorräthe bestimmte Anstalt, welche auch die Fortschaffung der Truppen zu besorgen hatte. Diese Anstalten befanden sich in Städten und auch in kleineren Orten, dort woselbst sich Beamte, welche für Reit- und Zugpferde zu sorgen hatten, und Posthalter im Dienste des Staates aufhielten, die auch für Erhaltung der Straßen verpflichtet waren. Im Nothfall mußten die Unterthanen Pferde schaffen, auf der Station auch stets Pferde in Bereitschaft seyn.

Ueber die öffentlichen Straßen waren Verzeichnisse mit Angabe der Stationen, Brücken und der Entfernungen vorhanden. Sie waren theils wie das Itinerarium Antonini in Buchform, theils wie die bekannte Peutinger'sche Tafel in langen zusammenzurollenden Charten vorhanden. Andere, wie die Kosmographie des Aethicus und Pomponius Mela, erscheinen als Namenregister, in welcher Art auch die Bücher 3—6 der Naturgeschichte des Plinius gehalten sind.

Wir gehen nun über zu der

## Verfassung des römischen Staates.

Als Romulus seine Stadt gegründet hatte, theilte er das gesammte Land in drei Theile, den ersten erhielten die Priester und der König, der zweite ward der Gemeinde als Trift und Weide bestimmt und den dritten Theil erhielten die Bürger als Privateigenthum, welches sorgfältig vermessen und den Einzelnen in Loosen von zwei Jugera als Erbe überwiesen wurde. Hundert Loose bildeten eine Centurie. Die 1000 Bürger theilte er in zehn Curien, aus denen er 100 Senatoren wählte. An diesen ersten Staat schloßen sich bald zwei Colonien an, welche gleiche Stärke hatten und worauf dann die drei Stämme oder Tribus erwuchsen, die Ramnes, Tities und Luceres, welche gleiche Rechte hatten, obschon die zuletzt dazu gekommenen, die Luceres, im Range nachstanden. Jede der drei Tribus war in zehn Curien, jede Curie in zehn Gentes getheilt.

Jede Gens bestand aus den Aelteren und Jüngeren. Aus Ersteren wählte der König einen beständigen Abgeordneten beim Senat, einen Senator, der also aus 300 Mitgliedern bestand. Aus den Jüngeren jeder Gens erlas der König einen Celer oder Ritter, deren Gesammtzahl mithin der der Senatoren entsprach, welche auch aus den ausgedienten Rittern ergänzt wurden. An der Spitze der Tribus, Curien und Gentes standen die Tribunen, Curionen und Decurionen, welche Magistrate, Kriegsführer und Priester ihrer Abtheilungen waren. Alle Tribus zusammen bildeten das römische Volk, und da aus diesen nur die Aeltesten und Patres gewählt werden konnten, hießen sie die Patricier, was dem Adel der Gallier entspricht *).

Jede Gens bildete unter eigenen Namen eine geschlossene Familien-Körperschaft. Sie mußten sich gegenseitig mit Geld aushelfen, sie hielten gemeinsame Opfer, jede Gens hatte ein gemeinsames Begräbniß, stand in Erbverhältniß und konnte Mitglieder ausschließen und neue aufnehmen. Jede Gens hatte ihren eigenen Namen, den alle Mitglieder derselben führten, wie z. B. Claudius, Cornelius, Julius, Tullius. Jede zu einer Gens gehörige Familie hatte ihren besonderen Zunamen, wie Pulcher, Scipio, Cäsar, Cicero, jede Person aber außerdem ihren Eigennamen wie Appius Claudius Pulcher, Publius Cornelius Scipio, Cajus Julius Cäsar, Marcus Tullius Cicero.

Neben diesem Adel der Grundbesitzer und Krieger, der aus der Ferne gekommen, bestand das unterworfene eingeborne Volk, die Leibeigenen. Eine Mittelclasse bildeten die freigelassenen Sclaven und Hörigen, die Clienten, die wir auch bei den Galliern trafen. Diese hatten weder Connubium noch Commercium mit dem Adel, ihren Patronen, und wurden durch diese rechtlich vertreten. Es war das Verhältniß der Aelteren zu den Jüngeren und der Client war erblich an die Familie und Gens seines Patronus gebunden. Der Patron mußte seinem Clienten in allen Angelegenheiten helfen und ihn vor Gericht vertreten, der Client dagegen dem Patron helfen, die ihm auferlegten Geldbußen bezahlen, ihn aus der Gefangenschaft loskaufen, zur Ausstattung seiner Töchter und anderen ungewöhnlichen Ausgaben beitragen. Der Patron gab dem Clienten, der kein bürgerliches Gewerbe trieb, ein Stück Land auf bestimmte oder unbestimmte Zeit. Patron und Client durften sich nicht gegenseitig verklagen, noch gegen einander Zeugniß ablegen; wer sich gegen den Clienten versündigte, wurde den unterirdischen Göttern geweiht und konnte ungestraft getödtet werden.

Neben den Clienten aber bestand eine Plebs. Es war diese

*) Vergl. Hüllmanns römische Grundverfassung. Bonn 1832. S. 1. ff. Zeiß, röm. Alterthumskunde S. 9. Ruperti, Handb. II. 5.

aus den Einwohnern der von den Römern besiegten umliegenden Städte gebildet, die man nach Rom verpflanzt und denen man Aecker und Weideplätze angewiesen hatte. Die Plebejer waren Bürger, die an der Staatsregierung keinen Antheil und mit den Patriciern kein Connubium hatten und in die Tribus, Curien und Gentes nicht aufgenommen waren. Sie waren die Beherrschten.

An der Spitze des Staates stand der König, der nach des Romulus Tode von den Curien nach Vorschlag des Senats auf Lebenszeit gewählt wurde und dessen Gewalt unbeschränkt war. Der König war Präsident des Senats, er berief die Versammlung der Curien ein und leitete den Gang ihrer Berathung, er war oberster Richter in Criminal- und Civilsachen, in Person oder durch von ihm ernannte Richter, er leitete die Verhandlungen mit fremden Völkern, er war Oberfeldherr und Oberpriester, als welcher er jedoch keinen Einfluß auf das geistliche Recht hatte. Pontifices und Auguren waren unabhängig von ihm. Das Zeichen der Königswürde war die Goldkrone, das Elfenbeinscepter mit dem goldenen Adler auf der Spitze, der Elfenbeinstuhl, die königlichen Gewänder, zwölf Lictoren, die ihm mit Ruthenbündeln und Beilen voranschritten, wenn er öffentlich erschien.

Dem Könige zunächst stand der Senat, den er durch Herolde zusammenberief, der erst aus 100, dann aus 300 Mitgliedern bestand, als die Tities und Luceres zum Staate getreten waren. Der Senat war in Decurien getheilt. Die Sitzungen des Senats fanden in einem Templum, d. h. einem von den Auguren gewählten und geweihten Orte Statt.

Nächst dem Senat erscheint die Versammlung der Patricier, welche nach Curien gehalten und von dem König oder dem Tribun der Celeres durch einen Leiter berufen und nach angestellten Auspicien auf dem Comitium gehalten wurde. Vor die Curien gehörte die Berathung über anzufangenden Krieg, neue Gesetze und Wahl des Königs. Die Curien hatten nur über Annahme oder Abwerfung der von König und Senat beliebten Anträge zu entscheiden. Uebrigens wurden sie auch zusammenberufen, um als Zeugen in wichtigen Capitalfällen, Testamenten und Veränderungen in Bezug auf Mitgliedschaft in einer Gens zu dienen. Minder feierlich waren die Concionen, zu denen die Patricier durch Magistrate oder Priester berufen wurden, wenn diese denselben Etwas bekannt zu machen hatten, als Befehle, Beschlüsse, wichtige Nachrichten oder anderweite Mittheilungen.

Die Magistrate bestanden zunächst in den Vorstehern der Volksglieder, den Tribunen, Curionen und Decurionen, dann im Tribun der Celeres, unter welchen 3 Centurionen und 30 Decurionen standen und welche als Kriegsführer und Priester dienten. Für den Gottesdienst gab es 30 von den Curien gewählte Curionen unter dem



Curio maximus, welche in den einzelnen Tempeln und Capellen der Curien fungirten. Stellvertreter des Königs war in dessen Abwesenheit der Praefectus urbi. Bei Frevel gegen den Staat oder des Königs geheiligte Person ernannte dieser zwei Richter (Duumviri perduellionis), von denen man an das Volk appelliren konnte. Der König ernannte nächst diesen auch Untersuchungsbeamte, Quästoren.

Nach des Königs Tode traten die ersten zehn Senatoren an seine Stelle und jeder leitete in bestimmter Reihe fünf Tage lang die Geschäfte als Interrex. Sie wählten den neuen König, schlugen ihn erst dem Senat, dann dem Adel vor, ließen abstimmen und warteten dann die Beistimmung der Götter durch günstige Auspicien ab. Das Resultat ward den Curien bekannt gemacht, worauf die Einsetzung erfolgte.

Die Familienverbindung bildete also die Grundlage des römischen Staates und so lange der Adel an Mehrzahl der Plebs überlegen war, fanden keine Störungen Statt. Je mehr Nachbarstädte erobert und deren Bewohner nach Rom verpflanzt wurden, desto zahlreicher wurde die Plebs. Einzelne edle Geschlechter wurden in die Curien und Gentes aufgenommen, die Anderen lebten als freie Landeigenthümer um Rom. Schon Tullus Hostilius fühlte, daß diese Bevölkerung dem Ganzen gefahrdrohend sey, und hatte einige Familien der Plebejer in die Patricier aufnehmen lassen; ähnliche Absichten des Tarquinius Priscus scheiterten an dem hartnäckigen Widerstande der Patricier, indem er nur einen Theil derselben hineinbrachte, die nun von dem alten Adel als jüngere (secundi) Ramnes, Tities und Luceres unterschieden wurden. Es blieben aber immer noch sehr viele Plebejer übrig, die nicht in die Patricier eintreten konnten.

Dieß veranlaßte den Servius Tullius zu einer durchgreifenden Reform und er begründete eine Verfassung, welche fortan die bestehende blieb.

Servius Tullius theilte nämlich das gesammte römische Grundeigenthum in 30 Tribus oder Bezirke, von denen 4 das unmittelbare Stadtgebiet (tribus urbanae) und 26 die Landschaft (tribus rusticae) umfaßten. Innerhalb dieser Bezirke hatte jeder Bürger sein Eigenthum. Die städtischen Tribus waren in Vici, die ländlichen in Pagi getheilt. Jede Tribus bildete eine geschlossene Gemeinde mit einem Vorsteher (Magister), der die Steuerlisten über Land und Leute führte, Gemeindeangelegenheiten, Aushebungen zum Kriegsdienste, Opfer und Feste besorgte. Außerdem theilte er alle Bürger mit geringer Bevorzugung der Patricier in Classen nach Maaßgabe des Vermögens ein, zu welchem er eine Abschätzung stattfinden ließ, die von Zeit zu Zeit erneuert werden sollte. Er machte fünf Classen, je nach dem Vermögen von 100,000, 75,000, 50,000, 25,000 und 12,500 As. Jede dieser Classen war in Centurien getheilt, die erste in 80, die zweite, dritte und vierte in 20, die fünfte in 30

Centurien, die dann wieder für eine jede Classe in die jüngere und ältere zerfielen; zu ersterer gehörten die Leute von 17—45, zur zweiten die von 45—60 Jahren. Die Jüngern dienten im Felde, die Aelteren in der Stadt, beide nahmen Antheil an der Volksversammlung.

Diejenigen Bürger, welche unter 12,500 As aber doch über 1500 besaßen, wurden in zwei Centurien, Accensi und Velati, eingetheilt, zogen unbewaffnet als Ersatzmannschaft mit in den Krieg und traten wenn nöthig ein. Diejenigen, deren Vermögen 375—1500 As betrug, hießen Proletarier, die der letzten Abtheilung, die unter 375 As besaßen, hießen Capite censi und waren gänzlich frei von Kriegsdienst und Steuer. Die Proletarier wurden nur in dringenden Fällen auf Kosten des Staates bewaffnet; auch sie waren steuerfrei, obschon sie an der Volksversammlung und Abstimmung Theil nahmen. Die ganze Classe unter 12,500 As bildete nur eine Centurie.

Nächstdem bildete Servius Tullius aus den Patriciern 6, aus den reichsten Plebejern 12 Centurien, Celeres oder Ritter, welche vor allen Centurien stimmten und die erste aller Classen ausmachten.

Um nun aber auch diejenigen Handwerker, welche dem Staate im Kriege dienen konnten, wegen ihrer Armuth aber in die 6. Classe gehörten, zur Theilnahme zu ziehen, ernannte er für gewisse Zünfte noch einige Centurien, als 2 für Zimmerleute und Waffenschmiede und 2 Centurien Horn- und Trompetenbläser.

Um nun den Census oder die Vermögensabschätzung zu ordnen, ließ Servius Tullius Bürgerlisten anlegen, in welche Geburten und Sterbefälle eingetragen wurden. An den Paganalien mußte jeder Bewohner des Pagus eine bestimmte Geldmünze abgeben, die dann die Zahl der Bevölkerung berechnen ließen. Aller fünf Jahre mußte jeder Römer sein Vermögen genau und gewissenhaft angeben und darnach wurde die Abgabe (tributum) bestimmt, die je nach den Staatsbedürfnissen fiel oder stieg, übrigens nach den Tausenden des Capitals berechnet war. Die Proletarier und Capite censi meldeten nur ihre Habe an. Beisassen, welche Handel und Gewerbe trieben, entrichteten eine besondere Steuer, die verhältnißmäßig stark war. Jungfrauen, Wittwen und Waisen zahlten eine Abgabe an die Ritter, zum Unterhalt der Pferde. Nach Vollendung des Census versammelte sich das Volk in Centurien getheilt auf dem Marsfelde und hielt ein Sühnopfer.

So hatte Servius Tullius eine Einigung zwischen den Plebejern und Patriciern hervorgebracht. Allein die Patricier bestanden dennoch fort und traten von Zeit zu Zeit in ihren Curien zusammen. Sie waren bei dem Tode des Königs die Interreges und nur aus ihnen konnte der custos urbis ernannt werden. So bildeten die Patricier immer noch eine geschlossene Gemeinschaft, die auf die Reinhaltung ihres Stammes streng hielt.

Mit den Plebejern erschienen sie in den Versammlungen der Centurien (Comitia centuriata) die große Volksversammlung mitbildend. Sämmtliche das Vaterland mit den Waffen vertheidigende Männer von 17—60 Jahren wurden durch Hornbläser zusammengerufen, traten dann centurienweise bewaffnet zusammen und zogen mit ihren Feldzeichen nach dem Forum, von wo aus sie nach dem Marsfelde rückten, wo der König auf dem Stuhle thronte. Hier fanden dann die Verhandlungen Statt.

Servius Tullius wurde von dem jüngern Tarquinius ermordet und von diesem die Verfassung, die jener dem Staate gegeben, aufgehoben, anstatt des Census aber eine schwere Kopfsteuer eingeführt. Fortgesetzte Willkür führte seine Vertreibung herbei und den Beschluß, fortan die königliche Würde als abgeschafft zu betrachten, die von Servius Tullius eingeführte Verfassung im Uebrigen wieder herzustellen. Anstatt eines Königs wählte man zwei jährlich neu zu erwählende Oberbeamte, Consules genannt, welche, die Krone ausgenommen, die Zeichen der königlichen Würde beibehielten. Die ersten Consuln waren Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus im Jahre 245 d. St., 509 v. Ch. G. Sie vertraten ganz die Stelle des Königs im Frieden wie im Kriege *).

Die Furcht vor der Rückkehr der vertriebenen Königsfamilie, die Eifersucht zwischen Patriciern und Plebejern führte nun eine Reihe Veränderungen herbei, welche, allerdings erst nach einem halben Jahrtausend, doch wieder zu der alten jedoch verstärkten Einherrschaft zurückleiteten.

Unter diesen Veränderungen finden wir zunächst kaum zehn Jahr nach der Vertreibung des letzten Königs eine neue, über die Consuln hinausgreifende Würde, die Dictatur, und als ersten Dictator den T. Lartius. Der Dictator wurde nur auf höchstens 6 Monate, gemeiniglich aber nur in den Zeiten dringender Gefahr, des Aufruhrs oder Krieges und bei Abwesenheit der Consuln gewählt und hatte unumschränkte Gewalt, so daß während der Dictatur die Consulen und alle andern Obrigkeiten unter seinem Befehle standen. Nur durfte der Dictator nicht über den öffentlichen Schatz verfügen und nicht außerhalb Italiens Krieg führen. Nach Ablauf seines Amtes war er dem Volke verantwortlich. Gehilfe des Dictators war der Magister equitum. 82 Jahre v. Ch. wurde Sulla zum immerwährenden Dictator erwählt und im Jahre 45 v. Ch. übertrug man dem C. Julius Cäsar gleichermaaßen die immerwährende Dictatur, nachdem man sie im Jahre vorher ihm auf 10 Jahr übergeben. So wurde gerade die Dictatur die Brücke zum Kaiserthum **).

---

*) S. Zeiß, röm. Alterth. S. 30. Hüllmann, röm. Grundverf. S. 125. Beckers Handb. der röm. Alterth. II. 2. 87.

**) Beckers Handb. II. 2. 156.

Rom war seiner Anlage nach ein Kriegs- und Eroberungsstaat und jeder Bürger vom 17. — 45. Jahre Soldat, der seine Waffen selbst halten mußte, wofür ihm ein Antheil am eroberten Lande und an der Beute verheißen war, der aber doch meist an die Patricier gelangte. Die ärmeren Plebejer geriethen dadurch in Schulden und in die Gewalt der Patricier, wie es in Athen der Fall gewesen. Die kräftige Hand des Königs Servius Tullius brachte ihnen Abhilfe, allein nach seinem Tode kehrte der alte Zustand härter als je wieder, die Plebejer wurden von den Patriciern gleich Knechten behandelt und so schaarten sie sich denn mit den Waffen in der Hand zusammen und zogen im J. 261 d. St. oder 494 v. Ch. hinaus auf den seitdem so genannten heiligen Berg in dem crustuminischen Gebiete. Nun begannen die Patricier eine Verhandlung, die zu einem feierlichen Vergleiche führte, wodurch alle durch Schulden zu Leibeigenen Verfallene die Freiheit wieder erhielten und eine plebejische Obrigkeit und zwar zuvörderst

### die Volkstribunen

eingesetzt wurden, deren erst zwei dann fünf bestanden. Sie wurden in den Centuriatcomitien erwählt und von den Curien bestätigt. Sie hatten das Recht hemmend einzuschreiten, wo sie Benachtheiligung der Plebejer fürchteten, sie waren unverletzlich und derjenige ward geächtet, der sich an ihnen vergriff. Sie mußten immer über Nacht in der Stadt seyn, die Thüren ihrer Häuser stets offen halten, hatten keine äußeren Abzeichen und nur einen Viator als Diener *).

Gleichzeitig mit den Volkstribunen wurden zwei plebejische Aedilen eingesetzt, die ersteren als Gehilfen zur Seite standen; sie schlichteten Streitigkeiten und hatten die polizeiliche Aufsicht über die Stadt.

Die Tribunen aber versammelten nun auch ihre Tribus und hatten so Gelegenheit das Volk zu einigen und enger gegen die Eingriffe der Patricier zu verbinden.

Die Patricier beschäftigten indessen das Volk durch die Kriege und suchten später den laut ausgesprochenen Wunsch nach neuen Gesetzen für ihre Zwecke zu benutzen. Dieß fand schon im J. 452 v. Ch. G., d. St. 302 Statt. Sie genehmigten eine neue Gesetzgebung und sandten Abgeordnete nach Griechenland, um die dasigen Gesetze kennen zu lernen. Als diese zurückkehrten, wurde aus den Patriciern eine Commission von 10 Mitgliedern gewählt, welcher die Abfassung der Gesetze übertragen wurde. Man bekleidete diese Zehnmänner (decemviri legum scribendarum) mit der höchsten Staatsgewalt und

*) S. Ruperti, Handb. der röm. Alterth. II. 1. 122 ff.

hob alle andern Obrigkeiten, wie Consuln, Tribunen und Aedilen auf, damit der Einführung der Gesetze kein Hinderniß in den Weg gelegt werden könne, und so hatten denn die Patricier die volle Gewalt wieder in den Händen. Die Decemviren brachten das Gesetz der zwölf Tafeln zu Stande, das hinsichtlich der Schuldner die harten Bestimmungen beibehielt. Als nun die Patricier somit ihre Vorrechte in Sicherheit gebracht meinten, begann der alte Uebermuth aufs Neue hervorzutreten. Da wanderte das Volk abermals aus. Virginius führte einen Theil des Heeres auf den Aventin und wählte zehn Kriegstribunen, Icilius ließ vom andern Theile ebenso viele wählen und beide zogen dann zusammen auf den heiligen Berg. Der Senat schickte Gesandte dorthin, welche nicht angenommen wurden. Man verlangte L. Valerius und M. Horatius. Sie kamen und nun vereinigte man sich dahin, daß zuvörderst die Decemviren abdanken und die Volkstribunen wieder hergestellt werden sollten, auch mußte man den Plebejern das Recht zugestehn, in ihren nach den Tribus gehaltenen Versammlungen rechtsgiltige, auch für die Patricier bindende Beschlüsse zu fassen. Man beschloß ferner, daß den Aedilen Abschriften der Senatsbeschlüsse zur Aufbewahrung im Cerestempel übergeben werden sollten, und daß denselben die Bekanntmachung und öffentliche Aufstellung der zwölf Tafeln zu übergeben sey *).

So war die alte Verfassung mit den Consuln, Tribunen und Aedilen wieder hergestellt, die Zahl und Macht der Tribunen aber wesentlich gemehrt worden. Die Plebejer schritten nun auf ihrem Wege zur Gleichstellung mit den Patriciern rüstig vorwärts. Bald setzte der Tribun C. Canulejus das Connubium für die Plebejer durch, dann erhielten die Plebejer Antheil an der Quästur und somit Zutritt in den Senat; im Jahre 366 v. Ch. ward ihnen das Consulat und andere curulische Aemter zugänglich gemacht, bis ihnen das ogulnische Gesetz, 300 v. Ch., auch das Augurat und Pontificat verschaffte, und sie also durch vollkommenen Antheil an der Regierung mit den Patriciern ganz gleichgestellt waren; sie besetzten fortan die Aemter gemeinschaftlich mit den Patriciern.

Von nun an schritt Rom in der Bekämpfung der Nachbarn mit abwechselndem Glücke aber unerschütterlicher Ausdauer vorwärts; der Sturm auf Rom, den die Gallier unter Brennus (390 v. Chr.) unternehmen, wird abgeschlagen, König Pyrrhus (275 v. Chr.) besiegt und im Jahre der Stadt, 488, v. Chr. 266, ist nach der Eroberung von Tarent ganz Italien bis zur ligurischen Gränze in der Gewalt der Römer. Die punischen Kriege förderten die Erweiterung des römischen Reiches, nach Beendigung des ersten waren Sardinien und im J. 222 auch das gallische Oberitalien

*) S. bes. Ruperti II. 1. 141 ff.

römische Provinzen; im zweiten punischen Kriege wurden Sicilien und ein Theil von Spanien Provinzen, nachdem Hannibal die römischen Heere ohne dauernden Erfolg besiegt. Die römischen Heere erschienen siegreich in Griechenland und Asien. Der dritte, nur kurz dauernde punische Krieg bringt Karthago und Griechenland in die Gewalt der Römer (146 v. Chr.), die nun auf allen Puncten der um das Mittelmeer gelegenen Länder festen Fuß gefaßt haben, von wo aus unermeßliche Schätze nach Rom strömen.

Der Streit zwischen den Patriciern und Plebejern hörte zwar jetzt auf, allein seitdem die fremden Länder eine Quelle des Reichthums für die Heerführer und Oberbeamten wurden, bildete sich eine neue Aristokratie, deren Elemente Verdienst der Vorfahren und Reichthum sowie Energie des Charakters waren; es ist die Nobilitas. Da dem römischen Bürger versagt war, durch Handel und Kunstfleiß sich in Wohlstand zu versetzen, und nur die Landwirthschaft ihm einen ehrenvollen Unterhalt gestattete, die steten Kriege mit dem Auslande ihn aber oft Jahre lang von der Heimath fern hielten und zudem an ein abenteuerliches, oft schwelgerisches Leben gewöhnten, so sanken allgemach die ursprünglichen Grundpfeiler des altrömischen Volkslebens Landbau und Familienfreuden. Trotz der unendlichen Schätze, die nach Rom strömten, verarmte doch die große Masse des Volkes. Die geringe Anzahl derer aber, welchen jene Schätze zuflossen, wurden nur um so habgieriger und hartherziger und benutzten ihre Stellung, um die unglücklichen Provinzen um so mehr auszusaugen. Man suchte zuweilen das Loos der Armen dadurch zu verbessern, daß man sie als Colonisten in fremde Länder versetzte.

Die Gebrüder Gracchus fühlten lebhaft das Elend und die durch dasselbe herbeigeführten Gefahren für das Bestehen des Staates und sie boten vergebens ihre Kräfte auf Ermäßigung der Getraidepreise, gleichmäßige Vertheilung der Aecker, Milderung der Abgaben zu erlangen, denn sie erlagen und erreichten nur Stärkung der Gewalt der Tribunen. Es begann ein Kampf der Reichen und Armen, der zu einer furchtbaren Empörung der italienischen Völker führte, welche von Rom unterworfen waren. Die Kriege mit Jugurtha und gegen die Cimbern hinderten eine Zeit lang den Ausbruch derselben und brachten den Marius an die Spitze des Heeres. Als die Italiener aufstanden, führte Sulla den Krieg (91—88 v. Chr.) zu Ende. Der Senat beruhigte die Empörer dadurch, daß er nach und nach zuerst den Latinern, dann den Umbrern und Etruskern das römische Bürgerrecht ertheilte, somit aber Rom zur eigentlichen Hauptstadt von ganz Italien machte.

Seitdem begann der Kampf der Einzelnen um die Herrschaft über Italien und dessen Provinzen. Marius, Sulla, Crassus, Pompejus, vor allem aber Cajus Julius Cäsar treten als Bewer-

der um die Herrschaft auf. Cäsar wurde im J. 45 v. Chr. zum Dictator perpetuus ernannt, und als solcher fiel er ein Jahr später, als er in Begriff war, die Krone wiederum auf das Haupt des römischen Staatsoberhauptes zu setzen. Antonius, Lepidus und Octavianus rangen nun um die Herrschaft, die auch dem Letzteren nach Beseitigung seiner Nebenbuhler als Imperator zu Theil wurde. Octavianus ließ die Verfassung unangetastet aber vereinigte die höchsten Würden und wichtigsten Aemter in seiner Person und gebot somit als unbeschränkter Gebieter. So kehrte denn der römische Staat, nachdem er sich zum Herrn der damaligen westeuropäischen Welt gemacht, zur Monarchie und zwar zur erblichen Monarchie zurück, obschon man die Wahlform noch lange beibehielt, indem sich Octavianus erst auf zehn, dann zweimal auf fünf und endlich wieder auf zehn Jahr wählen ließ.

Octavianus wählte zuerst den Titel Princeps Senatus, dann im J. der Stadt 725 den eines Imperator oder Autokrator, den Cäsar schon bei Erlangung der Dictatur angenommen hatte; damit war der unbeschränkte Befehl über die gesammte Kriegsmacht des Reiches, das Recht Krieg und Frieden zu machen, Recht über Leben und Tod aller Bürger ausgedrückt. Im J. 735 nahm Octavianus ferner die Proconsulargewalt an, damit auch die Proconsuln in den Provinzen ihn als Oberfeldherrn vor Auge hätten. Endlich erhielt er gleichzeitig die Tribunica potestas auf immer und die Censoria potestas und die Senatorwürde. Vorher hatte man ihm auf Antrag des Munatius Plancus den Beinamen Augustus (von Augur) gegeben, er selbst hatte sich den Namen Romulus gewünscht. Als Adoptivsohn von Cajus Julius Cäsar nahm er den Namen Cäsar an, womit seit Nero der Regent selbst bezeichnet wurde. Im J. d. Stadt 742 ließ sich Augustus zum Pontifex maximus ernennen, wodurch diese Würde zur öffentlichen erhoben und der Kaiser zum geistlichen Oberherrn gestempelt wurde. Endlich nannte man ihn auch Vater Patriä.

Seitdem nun die Person des Imperator oder Kaiser der Mittelpunkt des gesammten Staates geworden und die wichtigsten Aemter in derselben vereinigt waren, wurden auch nach orientalischem Vorbilde die anderen Aemter mit ihr in nähere Beziehung gebracht und neue dazu geschaffen, denen auch officielle Titulaturen beigelegt werden mußten. Es bildete sich um den Kaiser ein Hofstaat, sein Haus auf dem Palatinus wurde zum Mittelpuncte des Reiches, und um ihn schaarte sich eine zahlreiche wohlgegliederte Dienerschaft eine Leibgarde, und für welche besondere Casernen angelegt wurden und die den Vorrang im Heere sich bald erwarb.

Der Senat bestand fort, allein schon nachdem er unter Augustus mit dem Volke alle Jahre am ersten Januar seine Zustimmung zu allen Handlungen des Kaisers gegeben, dann eidlich seine Zustim-

mung zu allen künftigen Handlungen desselben aussprach, namentlich aber nachdem Augustus für unverantwortlich erklärt worden (legibus solutus), war er zur bloßen abhängigen Bestätigungsbehörde von seiner früheren Höhe herabgesunken, die lex imperii oder regia faßte alle derartige Senatsbeschlüsse zusammen. Augustus verordnete ferner, daß der Senat sich allmonatlich nur zweimal versammeln solle, an den Kalenden und Idus. Er setzte sich, nach eigener Wahl erst aller halben Jahre, dann alljährlich ein Consilium aus den Consuln, Magistraten und Senatoren, also ein geheimes Cabinet zusammen, das später den Namen consistorium principis erhielt. Was der Kaiser mit diesem verhandelte, ließ er dann dem Senate vorlegen.

Schon Cäsar schlug dem Volke Candidaten zur Wahl in den Comitien vor, aber seit Tiberius verlor das Volk jeden Antheil an der Staatsregierung und der Kaiser besetzte Stellen und gab Gesetze nur durch den Senat. Der Kaiser ließ seinen Gesetzentwurf dem Senate vortragen und dieser hatte ihn zu bestätigen und zum Senatusconsultum zu erheben, wodurch er Gesetzeskraft erhielt. In der Folge hörte auch diese Form auf und die Kaiser wurden Urheber der Gesetze, die nun constitutiones principum hießen.

Die Senatoren waren früher von den Königen, dann von den Consulen, später von den Censoren ernannt worden, erst nur aus den Patriciern, dann aus den Rittern. Die Kaiser ertheilten willkührlich die Senatorenwürde, doch sah Augustus noch darauf, daß ein Senator mindestens 1,200,000 Sesterzien im Besitze hatte. Die alte Tracht, die breitgesäumte Tunica, die mit dem silbernen C bezeichneten Stiefel und die öffentlichen Ehrenplätze behielten sie bei. Unter Cäsar hatte der Senat 900, nach seinem Tode 1000 Mitglieder. Augustus setzte die Anzahl auf 600 herab.

Die übrigen alten Magistrate der Patricier: die Consuln, Prätoren und Censoren bestanden unter den Kaisern dem Namen nach fort. Die Consuln mußten erst Quästor, Aedilis und Prätor gewesen seyn. An sie waren alle wichtigen Eingänge gerichtet, nach ihnen wurde das Jahr benannt. Sie wurden feierlich gewählt und ins Amt eingesetzt, um das sie sich vorher bemühten, in dem sie sich oft ein Jahr vorher bei den Consuln oder anderen Magistraten, welche Comitien halten konnten, anmelden ließen. Sie erschienen dann in sauberer, weißer Toga in den Comitien, hielten selbst eine Rede an das Volk oder ließen eine solche von einem ihrer Freunde für sich halten, empfahlen sich den einzelnen Senatoren, Rittern und einflußreichen Personen, besuchten fleißig die öffentlichen Orte und warteten dann die Wahl durch die Comitien ab. Die Macht der Consuln ward früh durch die Volkstribunen beschränkt, dann durch die Kaiser geradezu gelähmt. Die Consulen hatten eigentlich die Auspicien zu halten, die Comitien und den Senat zusammenzu-

rufen, das Recht der ersten Stimme, und Beantragung der Gesetze. Sie waren die Oberfeldherren. Unter den Kaisern hatten sie die Befehle des Herrn dem Senate zu verkünden, die Zölle zu verpachten und bis auf den jüngeren Antonin die Vormünder zu bestellen. Seit Justinian hörte die Würde ganz auf. Cäsar ernannte mehrere Consuln außer den eigentlichen, nach denen das Jahr benannt wurde und diese hießen ordinarii, während die anderen suffecti oder minores hießen; man hatte also wirkliche und Titular-Consuln, deren unter Commodus 25 waren.

Den Consuln waren im Range am nächsten die Prätoren, die im J. d. St. 389, wo die Consuln bei dem Heere waren, als deren Stellvertreter gewählt wurden, besonders um die Rechtspflege zu besorgen. Seit dem J. 418 wählte man sie auch aus den Plebejern. Zuerst ward nur ein Prätor gewählt, seit dem J. 510 aber noch ein zweiter, von denen der eine sich nur mit den Streitigkeiten der Fremden beschäftigte, dieß war der Prätor peregrinus, der dem anderen, dem urbanus im Range nachstand. Letzterer war der eigentliche Stellvertreter des Consuls. Nachdem Sardinien und Sicilien zum Reiche gekommen waren, wurden noch zwei und nach der Eroberung von Spanien abermals zwei weitere gewählt. Vier Prätoren wurden in die Provinzen gesandt; zwei blieben in der Stadt. Ihr Wirkungskreis war die niedere Gerichtsbarkeit. Schwere Verbrechen kamen vor die Comitien oder man ernannte zu deren Beurtheilung eigene Quästoren, bis im J. 604 d. St. eigene Quästiones perpetuä errichtet und den vier Prätoren der Stadt übergeben wurden; man fügte den Prätoren daher noch zwei für die Provinzen bei, so daß im Ganzen erst acht, dann noch mehr Prätoren vorhanden waren. Unter Valentin III. bestanden noch 3, unter Justinian hörte die Würde ganz auf. Die Entscheidungen der Prätoren wurden sehr geachtet und Kaiser Hadrian ließ davon eine Sammlung (edictum perpetuum) veranstalten.

Die beiden Censoren wurden im J. d. St. 310 eingesetzt, um dem Geschäfte der Vermögensabschätzung der Bürger vorzustehn. Die Einsicht, welche sie sich dadurch in die inneren Verhältnisse und Angelegenheiten der Familien zu erwerben vermochten, verschaffte ihnen allgemach einen bedeutenden Einfluß. Sie wurden ursprünglich aus den Patriciern gewählt. Außer der Abschätzung des Vermögens lag ihnen auch die Ergänzung des Senates und der Ritter ob, sie hatten aber auch die Aufgabe, beide Stände von unwürdigen oder nachlässigen Mitgliedern zu säubern, die sie in eine niedere Classe herabsetzten. Ein Ritter, der sein Pferd schlecht hielt, ein Senator, der einen liederlichen Lebenswandel führte, zu lange unverheirathet blieb, unnöthiger Weise und leichtsinnig Schulden machte, einen falschen Eid geschworen hatte, dem konnten sie außer der ihm auferlegten Buße auch noch das Stimmrecht neh-

men. Nächstdem bemühten sich die Censoren, die altvaterländische Sitte aufrecht zu erhalten; so schlossen sie im J. d. St. 669 die Rednerschulen, arbeiteten wider die Errichtung dauernder Theater, wider den einreißenden Luxus in Kleidertracht, Tafelfreuden, Salben und dergl., beschwerten die Luxusgegenstände mit starken Abgaben. Die Censoren waren nur auf 5 Jahr gewählt und ihre Anordnungen und Edicte verloren mit dem Austritte aus dem Amte ihre Geltung. Als Finanzbeamte hatten sie die Verpachtungen der Domainen, die öffentlichen Bauten an Straßen, Tempeln, Hallen, sowie die Erhaltung derselben und der Brücken, Straßen, Wasserleitungen u. s. w. Schon Cäsar übernahm die wesentlichen Amtsverrichtungen des Censoren, als praefectus morum und Augustus that desgleichen als magister morum, bis unter seinen Nachfolgern das ganze Amt erlosch.

Die Volkstribunen bekleideten ein plebejisches Amt und nur diejenigen Patricier waren zur Uebernahme desselben geneigt, welche sich in eine Plebejerfamilie durch Adoption hatten aufnehmen lassen. Nächstdem konnte nur ein Senator Volkstribun werden. Ihre Gewalt war nur eine verbietende und zwar durch den Einspruch, durch das Veto. In den späteren Zeiten der Republik erlangten sie große Gewalt, indem sie Einspruch gegen die Erhebung der Abgaben Aushebung der Rekruten, die Wahl der Magistrate thaten. Ihrem Veto mußte jeglicher Bürger, jeder Magistrat gehorsamen. Ihre Person war geheiligt. Cäsar und Augustus vereinigten die Tribunengewalt mit den übrigen.

Die Aedilen, ursprünglich zwei aus den Plebejern, dann auch noch zwei aus den Patriciern hatten das gesammte Bauwesen unter sich, standen aber unter der Aufsicht der Censoren. Sie übten die Baupolizei und sahen darauf, daß Privatleute nicht unbefugte, feuer- und lebensgefährliche Bauten ausführten. Sie beaufsichtigten die Reinhaltung der Straßen, dann aber auch die auf den Markt gebrachten Lebensmittel, Maaß, Gewicht, überwachten die öffentlichen Dirnen, die Wucherer, den Luxus bei Leichenfeierlichkeiten, die Schauspiele und öffentlichen Spiele, die Schauspieler. Die plebejischen Aedilen waren zugleich die Archivbeamten, welche die Decrete des Senates und des Volkes in dem Tempel der Ceres aufbewahren mußten. Cäsar ernannte zwei neue Aedilen, die cerealischen, welche die Aufsicht über die Getraidemagazine unter sich hatten und die Kornvertheilungen an das Volk besorgten.

Die Quästoren waren die Obereinnehmer des Staates. In der königlichen Zeit reichten zwei aus, im Jahre d. St. 333 kamen noch zwei dazu; nach der Eroberung von ganz Italien wurde dieses in vier Gegenden (Regionen) getheilt und im J. d. St. 498 vier neue Quästoren ernannt. Cäsar vermehrte die Zahl der Quästoren auf 40. Zwei davon waren unmittelbare Vorsteher der in Rom

aufbewahrten Staatscasse, des Aerarium. Sie cassirten das Tributum, die Pachtsummen, die Stipendia der tributären Provinzen, die Kriegsbeute und eingezogenen Güter ein und bewahrten das Aerarium im Saturnustempel auf, wo auch die Kriegsfahnen und Feldzeichen niedergelegt waren. Sie waren nächstdem aber auch die Zahlmeister. Im Aerarium wurden auch die von den Aedilen an sie abgelieferten Senatusconsulte u. a. öffentliche Urkunden aufbewahrt. Sie hatten endlich die Bewirthung fremder Gesandten und Staatsgäste zu besorgen.

Dieses waren die größeren Magistrate, die bis auf die Volkstribunen ursprünglich nur aus den Patriciern gewählt wurden; es waren Ehrenämter mit amtlicher Auszeichnung (honores) ohne Besoldung, aber mit Verantwortlichkeit nach beendeter Amtsführung verbunden. Der Wirkungskreis dieser Beamten war in Friedenszeiten das Gebiet der Stadt Rom und ihnen waren zu ihrer Unterstützung andere Beamte beigegeben, wie die triumviri capitales, die Aufseher über Gefangene und Hinrichtungen, triumviri monetales die Nummularii die das Münzwesen überwachten, die triumviri nocturni, die mit 8 Lictoren des Nachts die Stadt durchzogen und die Wachen untersuchten, die quatuor viri viales oder Straßendirectoren ein Dienstpersonal an Schreibern, Ausrufern, Häschern, Boten, Henker u. s. w.

In gefahrvollen Zeiten trat als außerordentlicher Magistrat der Dictator auf, dem der Magister equitum beigegeben war, waren die Consuln abwesend, der Präfectus urbi.

Seitdem nun aber Augustus die höchste Gewalt in seiner Person vereinigte, entstanden auch neue Aemter; zunächst stellte er einen Präfectus urbi, einen Stadtgouverneur für immer an, den er ernannte und der oft bis an sein Lebensende dieses Amt verwaltete. Er übernahm zum Theil die Verrichtungen, welche ehedem dem Prätor und den Aedilen eigen waren, sein Geschäftskreis ging über die Stadt hinaus. Er war der Stellvertreter des Kaisers, wenn dieser abwesend. Allgemach gelangte die ganze Criminalgerichtsbarkeit in seine Hände, hundert Meilen im Umkreis der Stadt Rom. Er hatte ein Consilium um sich und die städtischen Behörden waren ihm untergeordnet. Seit Constantin ward der Praefectus urbi auch Princeps Senatus und vor den Consularen gefragt, er publicirte dem Senate die kaiserlichen Rescripte, ernannte im Auftrage des Kaisers die Senatoren. Unter ihm standen der Präfectus vigilum und der Präfectus annonä. Der erstere wurde von Augustus über sieben Cohorten von Wächtern und Polizeisoldaten gesetzt. Feuer- und Sicherheitspolizei, die Aufsicht über Brandstiftungen, Einbruch, Diebshehlerei und dergleichen waren Gegenstände seiner Aufmerksamkeit.

Der Präfectus prätorio war ursprünglich der Commandant

der vom Senate dem Kaiser Augustus bewilligten Leibwache, dem er später noch einen Collegen gleiches Namens gab, um denselben in Schach zu halten. Beide gehörten dem Ritterstande an. Tiberius hatte nur einen Präfectus prätorio, Caligula nahm zwei an und die späteren Kaiser wechselten darin. Er kommandirte neun Cohorten, von denen nur drei in der Stadt, die andern in der Umgegend lagen. Tiberius casernirte sämmtliche Cohorten in der Stadt; seitdem ward auch der Präfectus prätorio allgemach die erste Person nach dem Kaiser und seit Commodus wurde er der oberste Chef des gesammten Heerwesens. Seit Hadrian erhielt dieser Beamte den Vorsitz im Consilium und richtete dann im Namen des Kaisers als höchste Instanz, von welcher keine Appellation möglich war. Seit Alexander Severus erhielt er das Recht, Rescripte mit Gesetzeskraft zu erlassen, und endlich ging auch die Finanz- und Provinzialverwaltung auf denselben über. Seit Alexander Severus wurde die Stelle mit Juristen und nicht mehr mit Militairs besetzt. Unter Diocletian wurden die Leibwachen aufgelöst und als Kriegsminister ein eigener Magister militum ernannt, diesem aber 4 Präfecti prätorio untergeben, die in Trier, Rom oder Mailand, Sirmium und Constantinopel, gewissermaaßen als Vicekaiser ihren Sitz hatten.

Geringere Beamten waren unter den Kaisern der Präfectus militaris ärarii, die zwei Pr. classis, die zu Ravenna und Misenum lagerten, die Candidati Principis, welche die Schreiben der Kaiser im Senate vortrugen, auch die Chatoulle des Kaisers verwalteten. Hadrian, namentlich aber Constantin bildete das Hofwesen und die Hofämter weiter aus und vermehrte die Officia domus augustae. Als erster Hofbeamter erscheint der Oberkammerherr (praepositus sacri cubiculi), der primicerius, die Kammerherren und Ceremonienmeister (cubicularii und silentiarii), der Hausmeister (castrensis sacri palatii) der die Pagen, die Diener und Arbeiter unter seiner Aufsicht hatte. Der Commandant der Leibwache, die nun wieder erscheint, hieß der comes domesticorum. Der magister officiorum hatte das Amt dem Kaiser Personen vorzustellen und Gesuche zu überreichen und das Marschallamt (officium admissionis) und die vier Canzleien (scrinium memoriae, epistolarum, libellorum und dispositionum). Die zwölf Scholen der kaiserlichen Haustruppen, die Portiers, Reisefouriere, die Stallknechte und Häscher standen unter seinem Befehle, alle Hofleute unter seiner Gerichtsbarkeit.

Der Quästor sacri palatii faßte die Gesetze ab und unterzeichnete die kaiserlichen Decrete, trug Gesuche vor und ertheilte die Antwort. Unter dem primercius standen die Notarien, welche als Staatssecretaire arbeiteten. Der comes sacrarum largitionum war der Vorstand des öffentlichen, der Comes rei privatae der des kaiserlichen Schatzes; beide gehörten zu den Großwürdenträgern, welche

das Gesammtministerium, den geheimen Rath, das Consistorium Principis bildeten. Nun erhielt auch jede Würde eine besondere Bezeichnung des Ranges, die sich so folgten: illustris, spectabilis, clarissimus, perfectissimus und egregius. Die Rangverhältnisse wurden sorgfältig gegliedert und der Rang blieb auch nachdem das Amt erloschen. Eine Würde die für Civil- wie für Militairbeamte als Auszeichnung diente, war die des Comes, Begleiter des Kaisers, die etwa wie unser „Rath" ertheilt wurde. Man hatte genaue Hofranglisten und Staatshandbücher, von denen uns in der notitia dignitatum utriusque imperii ein schätzbarer Ueberrest erhalten ist *). Constantin richtete übrigens, als er den Sitz des Reiches nach Byzanz verlegte, einen eigenen Senat dort ein, der aber weniger Geltung hatte als der römische seit Cäsar.

Dieß waren nun die Beamten, welche den Staat leiteten. Die Einwohner, das Volk hatten in den Zeiten der Republik durch die Volksversammlungen Antheil an der Regierung.

Ursprünglich war, wie früher bemerkt das Volk in die Patricier und Plebejer geschieden; wir sahen wie die Letzteren sich allgemach eine gleiche Geltung mit Ersteren errangen, ja wie sie in der Nobilitas sich denselben gleichstellten und sie sogar überflügelten. Dieß geschah namentlich durch die Volkstribunen.

Die Römer theilten in den Zeiten, wo sie ihre Herrschaft noch nicht über Italien ausgedehnt hatten, die Menschen in Römer und in Nichtrömer, letztere wieder in Bundesgenossen und Feinde, aus denen sie ihre Sclaven erwarben.

Der freie, in Rom selbst geborene Mann hatte das römische Bürgerrecht der Quiriten **), er konnte dann aber nicht zu gleicher Zeit Bürger eines anderen Staates seyn. Er trug die Toga, hatte das Stimmrecht in den Volksversammlungen, das Recht sich um ein Ehrenamt zu bewerben, das Recht einer Tribus als Mitglied anzugehören und das Recht im Heere zu dienen. Das waren die Rechte des eingeborenen Bürgers (civis ingenuus). Die, welche das Bürgerrecht nicht durch Geburt erworben, sondern durch Freilassung oder öffentliche Aufnahme erhalten hatten, traten für ihre Person noch nicht in alle Rechte des in der Stadt geborenen Bürgers ein, wohl aber fand dieß bei ihren Kindern Statt ***).

*) E. Böcking über die notitia dignitatum utriusque imperii. Bonn 1834. 8. und desselben neue Ausgabe d. n. d. s. auch Hegewisch Vers. über die röm. Finanzen S. 252.

**) Ueber das jus Quiritium s. Hüllmanns römische Grundverfassung S. 21. und Göttling S. 60.

***) Die eigentlichen Rechte, deren die bloßen cives entbehrten, sind noch nicht ermittelt. Doch scheinen die americanischen Republiken ein ähnliches Verhältniß darzubieten. Dort ist nur derjenige zu den höchsten Staatsämtern wählbar, dessen Vater bereits Staatsbürger gewesen.

Als sich nun die Herrschaft der Römer in die Nachbarschaft ausbreitete und diese in vertragsmäßige Verhältnisse zu ihnen trat, finden wir letztere nach der Entfernung von der Stadt geordnet. Die Bundesgenossen, welche den Römern am nächsten standen, waren die Latiner. Diese konnten, wenn sie in ihrer Heimath ein öffentliches Amt bekleidet hatten, römische Bürger werden, ohne jedoch ein Ehrenamt zu erhalten. Ursprünglich sollten sie keine Waffen tragen. In der Folge dienten sie im römischen Heere, waren aber nicht in die Familie der Legion mit aufgenommen, sondern fochten in gesonderten Abtheilungen. Im Jahre d. St. 663 erhielten alle Latiner, welche den Römern treu geblieben waren, das jus Latii. Desgleichen ertheilte man dasselbe auch mehreren Staaten außerhalb Italiens, wenn sie sich dem römischen Reiche ergeben gezeigt hatten; nächstdem bekamen es auch die nicht auf solenne Weise in Freiheit gesetzten Sclaven.

Ein geringerer Grad als das jus Latinum war das jus Italicum, welches die von den Römern unterjochten und gewaltsam zu Bundesgenossen ernannten italienischen Staaten erhielten, die zwar keinen Anspruch auf das römische Bürgerrecht hatten, jedoch Truppen stellen mußten. Sie behielten ihre eigenen Obrigkeiten und Gesetze und zahlten bestimmten Census nach Rom. Sie erkämpften sich das Bürgerrecht im Bundesgenossenkriege und erhielten dasselbe im Jahre 663.

Nächstdem finden wir auch das Institut der Colonien, die aber in ein ganz anderes Verhältniß zu dem Mutterstaate traten, als dieß bei den Griechen der Fall war, wo mehrere Ausgangspuncte bestanden. Die römischen Colonien hatten theils den Zweck erobertes Land zu romanisiren, theils die Stadt von einer Anzahl armer oder überflüssiger Bürger zu entledigen. Es wurde dann durch einen Senatsbeschluß eine Anzahl römischer Bürger in eine eroberte Stadt übersiedelt, ihnen der dritte Theil des Gebietes als ager publicus übergeben und Wohnungen angewiesen. Die Colonisten bildeten nun das was die Patricier im ältesten Rom waren, sie waren die Bürger, denen auch die Vertheidigung der Stadt oblag. Die alten Einwohner mußten von ihrem Gebiete einen Grundzins zahlen. Diese Colonien waren also eigentlich Nichts als erbliche, bürgerlich eingerichtete und häuslich niedergelassene Besatzungen. Hatte der Staat den Beschluß gefaßt, eine Colonie anzulegen, so wurden Freiwillige dazu aufgefordert, aus denen man sodann die Tüchtigen aushob, sie in Abtheilungen schaarte und endlich unter dem Feldzeichen nach dem Orte ihrer Bestimmung abführte. Drei (triumviri coloniae deducendae), fünf, zehn bis zwanzig Commissarien (Vviri, Xviri oder XXviri) wurde für diesen Zweck das Imperium auf eine bestimmte Zeit übergeben und von ihnen das Uebrige wie die religiöse Einweihung, die Besitznahme und die ganze Einrichtung der Colonie besorgt.

Allgemach entwickelte sich aus derartigen Anfängen die Municipalverfassung der dem römischen Reiche angehörigen Städte, welche das römische Recht und die römische Stadtverfassung angenommen hatten. Sie hatten alle Rechte des römischen Bürgers, die man haben konnte, wenn man nicht in Rom wohnte. Diese Städte wählten zwei oberste Staatsbeamte, die aber nicht Consuln, sondern Duumvirn hießen, und einen Senat, das Collegium der Decurionen genannt; außerdem hatten sie Dictatoren, Aedilen, Praetoren und Censoren. Die städtischen Angelegenheiten wurden auf römische Weise verwaltet, auch stellten sie Soldaten, die den Legionen einverleibt wurden.

Ihre Vollendung erreichten diese Einrichtungen jedoch natürlich erst unter den Kaisern, nachdem Rom nicht mehr die einzige Stadt des Reiches, sondern nur die erste geworden war und der römische Bürger sein Herrscherrecht in die Hand eines Einzigen gegeben hatte. Denn so lange eben der wesentliche Aufenthalt in Rom und die Geburt in der Stadt den freien Mann des römischen Staates zum Genuß aller Bürgerrechte, von denen das wichtigste doch das Stimmrecht blieb, befähigte, waren alle Bürger anderer Städte, seyen sie nun Colonien oder Municipien, doch nur im unvollkommenen Besitze des römischen Bürgerrechts. Als die Centurien und Comitien ihre Bedeutung verloren, traten die anderen Städte des Reiches in gleiche Rechte mit der Hauptstadt, die namentlich als Sitz des Kaisers und der obersten Reichsbehörden eben dazu geworden war und sich als solche dadurch erhielt.

So lange Rom nur innerhalb der Gränze Italiens Eroberungskriege führte, nannte man Provinz überhaupt jede Gränzerweiterung und dann das Land, durch dessen Eroberung das Gebiet vergrößert worden war. Der Consul, der das Land als Feldherr erobert hatte, erhielt hierauf nach Ablauf seines Amtsjahres die Regierung desselben als Proconsul, nachdem er mit einer vom Senat gesendeten, gemeiniglich aus zehn Personen bestehenden Commission die Verwaltung derselben geordnet hatte; die Verfassung, welche man der Provinz ertheilte, richtete sich nach ihrem früheren Verhalten gegen Rom; einigen ließ man ihre Gesetze und Obrigkeiten; man bestimmte den jährlichen Tribut, nahm Land für die Colonisten in Anspruch, bestimmte Grundsteuer, Abgaben und andere Leistungen. War das Alles geordnet, so gieng der Consul zurück und ein Praetor trat an seine Stelle. Zuerst hatte man zwei Praetoren für Sardinien und Sicilien, dann ernannte man noch zwei für Spanien und zuletzt noch einen für Gallien. Später übergab man Consuln nach Ablauf ihrer Amtszeit eine Provinz zur Belohnung; die Verwaltung derselben dauerte dann zwei Jahre und wurde oft zu harten Erpressungen gemißbraucht. Den Proconsul oder Propraetor begleitete ein Quaestor als Zahlmeister, neben ihm kommen die Publicani vor,

welche andere Einkünfte erhoben, die sie vom Staate gepachtet hatten. Der Quästor war verpflichtet den Proconsul oder Proprätor in allen Dingen zu unterstützen und konnte von demselben entlassen werden, worauf einer der Legaten an seine Stelle trat, deren er mehrere nebst dem übrigen Personal an Schreibern, Häschern, Herolden, Aerzten, Dolmetschern u. s. w. bei sich hatte, welche zusammen Cohors praetoria genannt wurden. Die Römer schonten die innern Verhältnisse und die Verfassung der Provinz meist sehr sorgfältig und erkundigten sich genau darnach (z. B. Caes. B. G. VII. 32.). Behörden, Gerichtswesen, Einkünfte, Münzrecht, das Alles ließ man und suchte nur dasselbe mit den römischen Einrichtungen in Einklang zu bringen. Der Statthalter reisete im Lande umher, denn er war der Schiedsrichter der Städte. Die Criminaljustiz war ganz in seiner Hand, doch stand ihm ein Consilium zur Seite das er aus den ausgezeichnetsten Einwohnern sich zusammengesetzt hatte. Der Senat der Stadt Rom lieferte den Beamten Alles, was sie bedurften, und sie durften Nichts fordern als Quartier, Heu und Brennholz sowie Lastthiere für die Reise. Allein wir wissen, wie sehr schon zu Ciceros Zeit die Provinzen durch die Statthalter gedrückt wurden und wie wenig sie sich an die Vorschriften des Senats banden. Der nach Rom zurückgekehrte Statthalter mußte Rechenschaft ablegen und die Bücher des Quästors vorlegen, auch in den zwei ersten Städten der Provinz zwei Exemplare davon zurücklassen. Die Städte schickten wohl auch Gesandte nach Rom, welche den abgegangenen Gouverneur loben mußten, oft aber verklagten sie auch die Beamten, welche sie zu sehr gedrückt hatten, wenn sie auf einen Freund und Vertheidiger unter den Römern rechnen zu können glaubten oder Geld daran wenden konnten, sich einen solchen zu gewinnen. Uebrigens fehlte es nicht an Gesetzen gegen die Mißhandlung der Provinzen. Der Antritt des Amtes als Proconsul oder Proprätor fand mit besonderen Feierlichkeiten Statt, ebenso die Rückkehr.

Augustus führte auch in der Provinzialverfassung wesentliche Abänderungen ein. Zuvörderst theilte er sie in senatorische und imperatorische. Erstere waren diejenigen, welche feindlichen Angriffen weniger ausgesetzt oder deren Bewohner nicht zu Empörungen geneigt waren; diese sollte der Senat verwalten. Die anderen, die provinciae imperatoriae oder caesarum, in denen eine bedeutende Truppenmacht unterhalten werden mußte, behielt er sich als Oberfeldherr des Reiches ganz allein vor. In die senatorischen Provinzen wurden Proconsuln abgesendet, die ein Jahr lang dortblieben und nur Civilgouverneure waren. In die Provinzen, in denen der Kriegsstand herrschte, sandte der Kaiser seine Legaten, auch Consulares und Praesides genannt. Sie blieben so lange es dem Kaiser gefiel. Ihnen zur Seite standen die procuratores caesaris.

Alle diese Beamten wurden vom Kaiser besoldet und ihnen somit weniger Anlaß zu Bedrückungen gegeben, auch erhielten sie vom Kaiser eine besondere Instruction und mußten für außerordentliche Fälle Verhaltungsmaaßregeln einholen. Der Statthalter hatte nun blos den Kaiser über sich, und von nun an standen auch alle in seiner Provinz vorhandene Bürger unter ihm. Die Städte mußten das Münzrecht aufgeben, da die Kaiser auch in den Provinzen Münzstätten errichteten. Der Statthalter konnte nicht auf eigenen Antrieb Recruten ausheben und Steuern ausschreiben, auch durfte er nicht aus derjenigen Provinz gebürtig seyn, die er verwaltete, noch eine Frau aus derselben heirathen, keine Geschenke annehmen, kein Geld dort auf Zins ausleihen oder durch öffentliche Spiele sich die Volksgunst zu erwerben suchen. Er mußte sich aus den Eingeborenen ein Consilium bilden, dessen Rath er zu beachten hatte. Nach dem Rücktritte vom Amte hatte er dem Senate Rechenschaft abzulegen, der dann an den Kaiser Bericht erstattete.

Senatorische Provinzen waren: 1) Africa, Numidia, Libya proconsularis. 2) Asia cis Halim et montem Taurum (Jonien, Lydien, Carien, Mysien, Phrygien, Hellespont.). 3) Hispania baetica praetoria. 4) Gallia Narbonnensis praetoria. 5) Sicilia praetoria. 6) Sardinia et Corsica praetoria. 7) Illyricum et Epiri pars praetoria. 8) Macedonia et Graeciae pars praetoria. 9) Achaia, Thessalia, Boeotia, Acarnania et Epiri pars proconsularis. 10) Creta, Cyrenaica et Libyae pars praetoria. 11) Cyprus praetoria. 12) Bithynia, Paphlagonia, Propontidis et Ponti pars praetoria.

Die kaiserlichen Provinzen waren: 1) Hispania Lusitanica. 2) Hispania Tarraconensis. 3) Gallia Aquitanica. 4) Gallia Lugdunensis oder Celtica. 5) Gallia Belgica et Germania prima et secunda. 6) Panhonia, Noricum, Vindelicia et Rhaetia. 7) Moesia (mit Thracien und Dacien). 8) Dalmatia et Illyrici pars. 9) Alpes maritimae. 10) Cilicia, Isauria et Lycaonia. 11) Galatia, Pamphylia et Pisidia. 12) Syria, Armenia minor, Mesopotamia et Oriens bis zum Euphrat. 13) Aegyptus et Arabiae pars. 14) Italia omnis von den Alpen bis zur sicilischen Meerenge.

Einer der Antonine, vielleicht Caracalla ertheilte (durch die constitutio Antonina gesetzlich allen freigeborenen Einwohnern des Reiches das römische Bürgerrecht und vollendete somit die Vereinigung der verschiedenen Theile des Reiches zu einem Ganzen *). Dadurch verlor das Wort Provinz seine frühere Bedeutung und diente fortan nur zur Bezeichnung eines Theiles vom großen Reiche. Constantin suchte dem Ganzen eine nähere Gliederung zu geben und er trennte zunächst die Militairgewalt von der Civilverwaltung.

*) Ulpianus in Pandect. L. I. Tit. V. Leg. 17. S. Hopfensack, Staatsrecht der Unterthanen der Römer. Düsseld. 1827. S. 350. ff.

Um das Ganze besser übersehen zu können, nahm er eine neue Eintheilung vor. Rom blieb die Hauptstadt des Ganzen. Allein er bedurfte noch einer anderen Hauptstadt, welche den Mittelpunct für die Angelegenheiten des Orients bildete. Dazu wählte er Byzanz, die bedeutendste Stadt des nördlichen hellenischen Landes, die nun fortan nach seinem Namen Constantinopolis genannt wurde. Sie erhielt wie Rom selbst einen eigenen praefectus urbi. Das Reich selbst theilte er in vier Praefecturen, von denen jede in Diöcesen zerfiel, deren Vorsteher (vicarii) unter dem praefectus praetorio standen. Die Diöcesen waren in Provinzen abgetheilt, deren Statthalter je nach ihrem Range proconsulares, correctores und praesides genannt wurden. Die Eintheilung des Reiches hatte daher folgende Gestalt:

I. Die praefectura Orientis mit den 5 Diöcesen: Oriens, Aegyptus, Asia, Pontus und Thracia.

1. Die Diöces Oriens unter einen spectabilis betitelten Comes hatte 15 Provinzen:
   1) Palästina mit der Hauptstadt Cäsarea.
   2) Phönice m. d. Hptst. Tyrus und Berytus.
   3) Syria I. mit Antiochia.
   4) Cicilia I. mit Tarsus.
   5) Cyprus mit Constantia.
   6) Palästina III. oder salutaris mit Jerusalem.
   7) Palästina II. mit Samaria.
   8) Phönice Libani mit Damaskus.
   9) Euphratensis mit Samosata.
   10) Syria salutaris, das alte Palmyrene.
   11) Osrhoena mit Edessa.
   12) Mesopotamia mit Karrhä.
   13) Cilicia II. oder Trachäa mit Amavarza.
   14) Arabia petraea mit Bostra.
   15) Isauria mit Seleucia und Claudiopolis.
2. Die Diöces Aegyptus unter dem praefectus augustalis mit dem Titel spectabilis hatte 6 Provinzen:
   1) Libya superior, das alte Cyrenaica.
   2) Libya inferior, südlich davon.
   3) Thebais m. d. Hptstdt. Theben.
   4) Arkadia mit Memphis.
   5) Aegyptus, das Delta.
   6) Augustanica mit Pelusium.
3. Die Diöces Asien unter dem Proconsul Asiä (1—3) und dem Vicarius Asiä (4—11), beide spectabiles, hatte 11 Provinzen:
   1) Asia proconsularis, Regierungssitz Ephesus.
   2) Hellespontus, Abydus.
   3) Die Inseln, Rhodus.

4) Pamphylia, Aspendus.
5) Lydia, Sardes.
6) Caria.
7) Lycia, Myra.
8) Lycaonia, Iconium.
9) Pisidia.
10) Phrygia salutaris, Laodicea.
11) Phrygia pacatiana.

4. Die Diöces Pontus unter einem Vicarius, in 11 Provinzen:
1) Bithynia, Nicäa und Nicomedien.
2) Galatia I, Ancyra.
3) Cappadocia I, Cäsarea.
4) Paphlagonia, Germanopolis und Gangra.
5) Honorias, Claudiopolis.
6) Galatia II.
7) Cappadocia II, Tyana.
8) Pontus polemoniacus, Neocäsarea.
9) Helenopontus, Amasia.
10) Armenia I, Bazanis oder Leontopolis.
11) Armenia II, Melitena.

5. Thracia in 6 Provinzen unter einem Vicarius:
1) Thracia, Philippopolis.
2) Europa, Heraklea oder Perinthus.
3) Hämimontus, Adrianopolis.
4) Rhodope, Maximiniopolis.
5) Mösia II, Marcianopolis.
6) Scythia, Dionysiopolis.

II. Die praefectura Illyrici umfaßte in 2 Diöcesen 12 Provinzen.

1. Die Diöces Macedonien, theils unter dem Proconsulen von Achaja, theils unter dem Vicarius von Macedonia.
1) Achaja proconsularis.
2) Macedonia parva m. d. Hptst. Thessalonica.
3) Creta.
4) Thessalien.
5) Epirus vetus, Dyrrachium.
6) Epirus nova, Lokris und Phocis.
7) Macedonia salutaris.

2) Die Diöces Dacien unter einem Vicarius:
1) Dacia mediterranea und
2) „ ripensis am südlichen Donauufer
3) Mösia I.
4) Dardania.
5) Prävalitana.

III. Die **praefectura Italiae** hatte drei Diöcesen und 29 Provinzen.

1. Die Diöces **Italien** unter 2 Vicarien, unter dem vicarius Romae:
   1) Campanien.
   2) Tuscia und Umbria.
   3) Picenum suburbicarium.
   4) Sicilien.
   5) Apulien und Calabrien.
   6) Bruttii.
   7) Samnium.
   8) Sardinien.
   9) Corsica.
   10) Valeria mit d. Hptstdt. Amiternum.
2. Unter dem Vicarius Italiä waren die Provinzen;
   11) Venetia und Istria m. d. St. Aquilega u. Justinopolis.
   12) Aemilia mit Placentia.
   12) Liguria mit Genua.
   14) Flaminia mit Ravenna.
   15) Alpes cottiae.
   16) Rhätia I. und
   17) Rhätia II. mit Augusta Vindelicorum (Augsburg).
2. Die Diöces Africa mit 6 Provinzen unter einem Proconsul und Vicarius:
   1) Africa proconsularis, Karthago.
   2) Byzacum, Hauptstadt Adrumetum.
   3) Numidia, mit Cirta.
   4) Mauretania sitifensis und
   5) Mauretania caesariensis.
   6) Tripolitana.
3. Die Diöces Illyrium occidentale mit einem Vicarius und 6 Provinzen:
   1) Pannonia II.
   2) Savia, Hptstdt. Scisciana.
   3) Pannonia I.
   4) Noricum mediterraneum.
   5) Noricum Ripense.
   6) Dalmatia.

IV. Die **praefectura Galliarum** mit 3 Diöcesen und 29 Provinzen.

1. Die Diöces Hispanien unter einem Vicarius mit 7 Provinzen.
   1) Baetica.
   2) Lusitania.
   3) Gallacia.
   4) Tarraconensis.

5) Carthaginensis.
6) Tingitana in Africa.
7) Die balearischen Inseln.

2. Die Diöces Gallien unter einem Vicarius in 17 Provinzen:
1) Viennensis m. d. Hptstdt. Vienna.
2) Lugdunensis I, Hptstdt. Lugdunum (Lyon).
3) Germania I, Moguntiacum (Mainz).
4) Germania II, Colonia Agrippina (Köln).
5) Belgica I, Hptstdt. Augusta Trevirorum (Trier).
6) Belgica II, Hptstdt. Remi (Rheims).
7) Alpes maritimae, Hptstdt. Ebreduno (Embrun).
8) Alpes penninae und grajae, Centronium.
9) Maxima sequanorum, Vesontio (Besançon).
10) Aquitania I, Bituricum.
11) Aquitania II, Burdigala (Bordeaux).
12) Novem populi, Auscii.
13) Narbonensis I, Narbo Martius (Narbonne).
14) Narbonensis II, Aquae sextiae (Aix).
15) Lugdunensis II, Rotomagus (Rouen).
16) Lugdunensis III, Turones (Tours).
17) Lugdunensis IV, Senis.

3. Die Diöces Britannien, mit fünf Provinzen unter einem Vicarius.
1) Maxima Caesariensis.
2) Valentia, Niederschottland.
3) Britannia I, Ostengland.
4) Britannia II, Westengland.
5) Flaviensis Cäsariensis, Südengland.

Dieß ist die Eintheilung des römischen Staates, wie sie in der notitia imperii dargestellt ist, und welche der Gestaltung und Gliederung des romanischen Europa noch bis heute zum Grunde liegt. Die zu Regierungssitzen erhobenen Städte wurden die Centralpuncte römischer Cultur und die Sammelplätze der culturfähigen Elemente der fremden unterjochten Völker, sowie sich auch die Culturelemente, welche diese bereits in sich hatten, an jene Orte zogen und zum Theil gemischt mit römischem Wesen, zum Theil selbstständig entwickelten. In diesen Metropolen entstanden nun allgemach römische Tempel, Porticus, Magazine, Festungen, Casernen, Gerichtshöfe; es fanden sich Handwerker und Künstler aus Italien ein, es blieben von der Besatzung ausgediente Leute hier, und die Straßen, von den Soldaten gebaut, verbanden eine Metropole mit der andern. Und so ward der Charakter römischer Cultur, römischer Verwaltung, Gesetzgebung, römischer Kunstfertigkeit, Religion und Sprache den sämmtlichen Nationen celtischen Stammes

für alle Zeiten aufgedrückt. Er konnte nicht von den nachkommenden Germanen verwischt werden, vielmehr nahmen diese selbst gar viele Elemente dieser Cultur in sich auf. Allmählig aber wurde die römische Staatsform das Vorbild aller Länder des romanischen und germanischen Europa.

## Die Staatswirthschaft

des alten Rom zur Zeit der Könige und in den ersten Zeiten der Republik war überaus einfach. Der Grund und Boden war in drei Theile getheilt, von deren Ertrag die Bedürfnisse des Gottesdienstes und des Königs bestritten werden mußten. In der Republik gab es zu Anfange wenige Ausgaben; die Krieger mußten sich selbst ausrüsten und beköstigen; die Ehrenämter waren unbesoldet. Anderweite Einkünfte gewährten die Zölle, vornehmlich aber die Beute und dann der den unterjochten Völkern auferlegte Tribut. Da jedoch das römische Gebiet minder fruchtbar ist als z. B. Campanien, da zuweilen Mangel an Getraide eintrat, da man dann Getraide im Auslande ankaufen mußte, um den ärmeren Bürgern auszuhelfen, so entstanden auch schon zeitig Steuern, welche auf die Wohlhabenden gelegt werden mußten.

Im Jahre 348 d. St. beschloß der Senat den Kriegern Sold zu zahlen. Bis dahin hatte jeder zum Feldzug ausgehobene Bürger sich selbst ausgerüstet und beköstigt. Die Römer kriegten eben mit den Volskern, belagerten deren feste Burg Anxur und waren genöthigt auch den Winter die Einschließung derselben fortzusetzen. Das Volk vernahm die Nachricht von der Einführung eines Soldes für die im Heere dienenden Bürger mit außerordentlicher Freude, aber dem Staate erwuchs daraus eine neue bedeutende Ausgabe. Der Infanterist erhielt täglich 2, der Reiter 6 Obolen (2 bis 6 Neugroschen). Diese Ausgabe wurde die bedeutendste im Staate, nachdem die Stärke des Heeres von 4 bis auf 20, ja 30 Legionen vermehrt worden war. Constantin verminderte die Stärke der Legionen und nahm barbarische Gefolgschaften in seinen Dienst, die anfangs allerdings weniger kosteten.

Die höhern Staatsämter waren in den Zeiten der Republik vom Staate nicht bezahlt worden; es waren Ehrenämter. August führte Besoldung ein, namentlich für die Beamten in den kaiserlichen Provinzen und für seine Hofbeamten. Unter Diocletian, der das Hofwesen neu ordnete und sich mit der den orientalischen Herrschern nachgeahmten Pracht umgab, wuchs nicht allein das Hofpersonal sondern auch der Sold desselben. Er stieg auf das Doppelte, als Constantin noch eine zweite Hofhaltung in der zum zweiten Kaisersitze erhobenen Stadt Byzanz einrichtete.

Schon unter den Königen waren in Rom öffentliche Bauten

Cloaken, Wasserleitungen, Straßen, Mauern, unternommen worden. Die Unterhaltung und Erweiterung derselben nahm große Summen in Anspruch. Die Tempel hatten ihr eigenes Vermögen und wurden von Privaten immer bedacht. Bäder und Theater bauten ebenfalls Privaten auf ihre eigenen Kosten.

Eine gleich dem Solde des Heeres immer wachsende Staatsausgabe bildete die Ernährung des römischen Pöbels. Schon in alter Zeit ließ der Senat bei eintretendem Mißwachs in Ländern, wo das Getraide billig war, dasselbe aufkaufen und zu ermäßigten Preisen an die Bürger wieder verkaufen. Als das Volk im Jahre 260 d. St. auf den heiligen Berg entwichen war und seine Felder nicht bestellt hatte, kaufte der Senat Getraide und ließ es den Bürgern zu ungewöhnlich billigen Preisen ab. Seitdem gewöhnte sich das Volk an diese Maaßregel und der Senat mußte eine besondere Commission einsetzen, welche für wohlfeiles Korn zu sorgen hatte. Seit dem Ende des zweiten punischen Krieges wurde aus den eroberten an Korn gesegneten Ländern, namentlich aus Sicilien, Sardinien und Spanien fortwährend soviel Getraide eingeführt, daß dasselbe immer zu sehr billigen Preisen in Rom zu haben war. Seitdem nun die fortgesetzten Eroberungen den Feldherren unermeßliche Schätze brachten, benutzten die reichen Familien ihr Vermögen, um sich dadurch beim Volke beliebt zu machen, daß sie demselben Getraide bedeutend unter dem Marktpreise verschafften. Im Jahre d. St. 693 brachte endlich der Volkstribun Clodius das Gesetz, daß das Getraide dem Volke unentgeldlich geliefert werden sollte, ein Gesetz, das beim Volke den größten Beifall erntete. Es ist nicht bekannt, welcher Grad von Dürftigkeit einen Anspruch auf unentgeldlichen Empfang von Korn begründete. Cäsar fand 320,000 Getraideempfänger. Er setzte sie auf 150,000 herab. Augustus erhöhte sie auf mehr als 200,000, wobei jedenfalls ein gewisser Grundsatz festgehalten wurde. Das Getraide kam als Zehnten aus Sardinien, Sicilien, Spanien, Macedonien, Africa und anderen kornreichen Ländern; seit Augustus lieferte Aegypten das meiste Korn. Die Getraideempfänger waren in besonderen Listen verzeichnet und jeder hatte eine eigene Marke (tessera), auf deren Vorzeigung er monatlich seinen Antheil erhielt. Nachmals vertheilte man anstatt des Getraides Brot, das in besonderen Ofen gebacken wurde.

Schon zu Augustus Zeiten genügte dem römischen Pöbel die Kornaustheilung nicht mehr, es verlangte auch billigen Wein. Augustus ließ auf die Forderung antworten: „Die neuen Wasserleitungen führen genug reines und gesundes Wasser herbei; Niemand kann sich beklagen, daß es an Getränk fehle seinen Durst zu stillen." Die spätern Kaiser setzten jedoch eine Behörde ein, welche für billigen Wein zu sorgen hatte, der aus Campanien bezogen wurde.

**Warme Bäder** waren bis auf Augustus nur Privatanstalten der Wohlhabenden gewesen. Augustus legte in allen Theilen der Stadt warme Bäder für den öffentlichen Gebrauch gegen sehr mäßiges Eintrittsgeld an; seine Nachfolger überboten ihn. Die Bäder des Caracalla boten für 1600, die des Diocletian für 3000 Menschen behagliche, ja prächtige Badesitze gegen den mäßigen Preis von einem Quadranten (etwa fünf Pfennige).

So war für Nahrung und Reinlichkeit des gemeinen Mannes gesorgt; Handarbeit und Kleinhandel waren nicht recht ehrenhafte Geschäfte; — Kleidung und Wohnstätte machte keine sonderliche Sorge im Klima von Rom. Der Proletarier hatte daher viel Zeit übrig, für deren angenehme Ausfüllung der Staat ebenfalls die Sorge übernehmen mußte, wenn die Langeweile nicht gefährliche Leidenschaften erregen sollte. Allerdings war in Rom stets viel zu sehen; Gerichtsverhandlungen, Opfer, geistliche Processionen, militärische Uebungen, Triumphe, Leichenbegängnisse, fremde Gesandtschaften, die bei den Wahlen und Amtswechseln stattfindenden Feierlichkeiten boten fortwährend dem gesättigten Volke die ergötzlichsten, seiner Eitelkeit schmeichelnden Schauspiele dar. Außerdem aber gewährten die mit den religiösen Feierlichkeiten zusammenhängenden Spiele im Circus maximus, den Tarquinius Priscus erbaut hatte und der namentlich seit Cäsar nach griechischen Vorbildern erweitert und verschönert worden war, die Gladiatorenspiele, die Thierhatzen, die Schiffsgefechte und seit dem Jahre d. St. 391 die Theatervorstellungen dem römischen Pöbel eine reiche Quelle der Unterhaltung, die theils zu bestimmten Zeiten wiederkehrte, theils aber auch an nicht vorher bestimmten Tagen stattfand. Aus einer religiösen Feier wurde somit eine Volksunterhaltung, welche unter den Kaisern immer prachtvoller wurde und unermeßliche Summen kostete. Fehlte es an solchen Schaugebungen, so murrte der Pöbel und empörte sich. Es gehörte wenig dazu ihn in Harnisch zu bringen. So zerstörte er dem verdienstvollen Stadtpräfecten Symmachus sein schönes und neuerbautes Haus, weil man der Versicherung eines schlechten Menschen glaubte, der Präfect habe gesagt, er wolle seinen Wein lieber zum Kalklöschen verbrauchen als ihn um niedrigen Preis losschlagen.

Die Staatsbedürfnisse würden durch verschiedene Abgaben der Bürger, der Provinzen, durch Einnahmen an Zöllen, Strafgeldern und Pacht gedeckt.

Die **Zölle** (vectigalia und portoria) wurden an Straßen und in Häfen eingenommen und von den Kaufmannswaaren erhoben. Sie trafen namentlich die fremden Handelsleute, da der Römer selbst wenig Handel treiben konnte.

Die Bürger zahlten schon unter den Königen eine bestimmte Steuer. Der Senat hob sie nach Vertreibung der Könige auf, um

das Volk sich geneigter zu machen. Vor Servius Tullius besteuerte man die Bürger persönlich und jeder Kopf mußte zahlen; seitdem der Census eingeführt war, fand die Besteuerung nach den durch das Vermögen bedingten Classen Statt, so daß der Reiche mehr geben mußte als der Arme und der ganz Arme frei ausging. Seit den Zeiten der Republik schrieb der Senat die außergewöhnlichen Steuern aus.

Die Einführung des Truppensoldes machte sofort die Erhebung eines Tributs von den Bürgern nothwendig und die Patricier waren die Ersten, welche denselben entrichteten und alle anderen Steuerfähigen folgten diesem Beispiele. Als aber diese Steuer sich immer wiederholte, stellte sich bald Unzufriedenheit unter den Plebejern ein, welche von den Tribunen zur Herabsetzung der Patricier benutzt wurde. Die Steuern wurden mit großer Strenge eingetrieben. Das Volk war unzufrieden über die Last, bestritt aber niemals dem Senate das Recht Steuern auszuschreiben.

Als nun die Römerherrschaft sich immer weiter erst in Italien, dann aber auch über dessen Gränzen hinaus dehnte, als ansehnliche Summen in den Staatsschatz flossen, minderten sich die Steuern des römischen Bürgers und es gab Jahre, wo er Nichts zu zahlen hatte, wie z. B. das Jahr d. St. 408.

Die Maaßgabe der Steuern war der Census, die aller fünf Jahre wiederholte Vermögensabschätzung. Es mußte Jedermann sein Vermögen gewissenhaft angeben; wer falsche Angaben machte, wurde mit Ruthen gestrichen, als Sclave verkauft und seine Güter eingezogen. Der Römer aber rechnete es sich zur Ehre zu den Staatsbedürfnissen beizutragen und versuchte nie sich dieser seiner Pflicht zu entziehen.

Zu dem Tribut kamen allgemach noch andere Abgaben. Im Jahre d. St. 398 wurde vom Senat beschlossen, daß für jeden Sclaven, der frei gegeben wurde, fünf Procent von seinem Werthe zur Staatscasse entrichtet werden sollten.

Ein anderes Staatseinkommen war das Salzregal von den schon unter den Königen bei Ostia angelegten Salinen. Sie waren erst verpachtet, dann aber ließ sie der Senat selbst betreiben, um das Salz billiger liefern zu können. Im Jahre d. St. 548 wurde jedoch eine Abgabe auf das Salz gelegt.

In Folge der Eroberungen erwuchsen dem Staate immer mehr neue Einkünfte. Die Kriegsgefangenen wurden zum Besten der Staatscasse öffentlich verauctionirt. Es kam vor, daß Tausende von Einwohnern der eroberten Städte als Sclaven verkauft wurden, wie z. B. 4000 Bewohner der volskischen Stadt Sutrium. Aus den gefangenen Samniten löste der Staat 120,000 Thlr.

Die Kriegsbeute an edlen Metallen und Stoffen war eine reiche Quelle für den Staatsschatz. Aus dem Samniterlande brachte

man 1330 Pfund Silber, aus Spanien 14,332 Pfund Gold, aus Karthago 123,000 Pfund Silber, aus Makedonien 6 Millionen Thlr. an Werth nach Rom.

Die eroberten Länder wurden außerdem zu Lieferungen und Steuern verpflichtet, die in Kleiderstoffen, Lebensmitteln, Waffen, Pferden, Schiffen und anderem Material bestanden. Auch mußten sie zuweilen den Sold ihrer Ueberwinder übernehmen. In dem Kriege mit Antiochus mußte Sicilien in einem Jahre zwei Zehnten seiner Ernte nach den in Griechenland angelegten Magazinen liefern. Die italienischen Bundesgenossen mußten im zweiten punischen Kriege die römische Flotte unterhalten.

Außerdem mußten die eroberten Provinzen, wenn Alles organisirt war, folgende Abgaben entrichten:

Steuern (tributa), die theils Kopf- theils Vermögenssteuern waren. Cäsar bestimmte den Jahrestribut von Gallien auf 2,180,000 Thlr.

Grundsteuern, die im Zehnten aller Kornfrüchte und im Fünften von Oel, Wein und Obst bestanden und meist in Natura entrichtet wurden; davon unterhielt man die Soldaten und Civilbeamten, ein Theil wurde nach Rom gebracht. Außer dem gewöhnlichen Zehnten wurden zuweilen auch außerordentliche Grundsteuern erhoben. Trat in Rom Theuerung ein, so wurden Commissarien in die Provinzen gesendet, welche Ueberfluß an Getraide hatten. Diese belegten die Vorräthe mit Beschlag, setzten einen bestimmten Preis fest und die Provinzialen durften ihr Getraide nicht eher an Fremde verkaufen, bis die Römer es genehmigt hatten.

Die Einkünfte von Weideländern und Wäldern bestanden in dem Zins, den die Landleute für jedes Stück Vieh, was sie darin hielten, entrichten mußten.

Die Besitzer von Steinbrüchen, Thon- und Kreidegruben, Bergwerken mußten dem Staate gewisse Procente zahlen. Die Bergwerke von Spanien, Illyrien, Makedonien und Africa gaben den Römern, nachdem sie jene Länder erobert, ihren Metallbedarf, so daß man seitdem die italienischen ruhen ließ.

Sehr bedeutend war der Zoll, den die Römer in allen Häfen der von ihnen eroberten Länder am Mittelmeere erhoben. Doch gab es auch viele Städte, welche Zollfreiheit genossen.

In den Zeiten der Republik war der Senat die oberste Finanzbehörde und das Aerarium, der Ort, wo das Aes oder Bronzegeld niedergelegt wurde, war ein Gewölbe im Tempel des Saturnus auf dem Capitol. Ein Raum, das aerarium sanctius, enthielt diejenigen Gelder, die nur im höchsten Nothfall angegriffen werden sollten. Aus dem Aerarium durfte keine Summe entnommen werden, die nicht durch einen Senatsbeschluß genehmigt worden war. Alljährlich bestimmte der neu gewählte Senat die Summen, welche für das künftige Jahr verwendet werden sollten. Hatte man großen

Vorrath im Schatze, so bestimmte man den Ueberfluß zur Verschönerung der Stadt.

Die obersten Finanzbeamten bildeten die Quästoren, welche in den Comitien gewählt wurden. Anfangs waren deren nur zwei; seit dem Jahre d. St. 333 wurden noch zwei dazu gewählt, welche die Consuln ins Feld begleiten sollten. Dann kamen noch zwei dazu. Der junge Römer begann seine politische Laufbahn mit der Quästur. Demnächst waren die Censoren, deren erste im Jahre d. St. 312 zuerst erscheinen, um den Consuln eine Erleichterung zu gewähren. Die zwei Censoren wurden aller fünf Jahre neugewählt. Sie führten das Geschäft der Abschätzung der Bürger, die Listen; sie vertheilten die Provinzialabgaben, sie verpachteten Zölle und andere Abgaben.

Die Censoren und Quästoren hatten ein zahlreiches Dienstpersonal an Schreibern, Einnehmern, Bothen und dergleichen, die durch die Erfahrung, die sie sich erworben, oft von bedeutendem Einfluß auf die Oberbeamten wurden. Sie scheinen auf längere Zeit in Dienst getreten zu seyn und nicht, wie die vom Volke gewählten Quästoren und Censoren ihr Amt auf unbestimmte Zeit verwaltet zu haben. Sie waren die eigentlichen Beamten und die höhern, gewählten nur die Controleure derselben. Sie wurden auch für ihre Mühwaltung bezahlt. Die Schreiber, die oft aus den Leibeigenen angestellt wurden, waren in Decurien getheilt und konnten von den Quästoren und Censoren wohl angestellt, aber nicht willkürlich abgesetzt werden. Sie konnten ihre Stellen auch kaufen. Die Präconen hatten dem Senat eingegangene Actenstücke und Schreiben vorzulesen, Urtheile zu publiciren, bei Abstimmungen aufzurufen und das zu verkünden, was bei uns in Zeitungen und Amtsblättern abgedruckt wird.

Andere Finanzbeamte waren die triumviri monetales, die Münzmeister, und die tribuni aerarii, durch deren Hände der Sold für die Truppen ging.

Die Zölle wurden verpachtet, nachdem ihr Ertrag abgeschätzt worden war. Eben so verpachtete man, wie im Orient, die Einkünfte ganzer Provinzen an die Publicani. Dieß fand aller fünf Jahre Statt und zwar durch die Censoren. Vorher wurde durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht, welche Gegenstände und zu welchen Preisen sie zu verpachten wären. Dieß geschah auf dem Forum, wo dann ein Spieß aufgesteckt war. Das Geschäft der Verpachtungen begann mit dem Lucriner-See. Für größere Pachtungen traten Gesellschaften zusammen, von denen einer das Gebot that und ein anderer die Bürgschaft übernahm. Diese Pachtgesellschaften gaben einzelne Theile des erpachteten Gebietes wieder an einzelne Unterpächter ab. Die Pächter konnten in den Provinzen zur Eintreibung der Abgaben militärische Unterstützung beanspruchen.

Statthalter und höhere Beamte durften an Pachtungen keinen Antheil nehmen. Ihren Gewinn legten die Pächter in den Provinzen an. Die Ritter waren namentlich bei den Pachtungen betheiligt und ihr dadurch erworbenes Vermögen gab ihnen ein großes Gewicht im Staate, obschon sie sich oft als arge Wucherer zeigten.

Die Staatsschulden, die den modernen Staaten eine so beschwerliche Last sind, kannten die Römer ebenso wenig als die Chinesen.

Nachdem Augustus an die Spitze des römischen Staates getreten, behielt der Senat scheinbar das Recht neue Auflagen und Steuern auszuschreiben, allein das gesammte Finanzwesen blieb doch von dem Kaiser abhängig, da er die Verwaltung ganz in die Hand nahm. Augustus errichtete eine neue Staatscasse, die ganz allein zu seiner Verfügung stand, das alte Aerarium überließ er dem Senat. Die neue Casse nannte er fiscus oder aerarium militare, weil sie dem ebenfalls von ihm allein abhängenden Kriegswesen zur Unterstützung diente. Der Senat hatte das Recht die dafür erforderlichen Einkünfte anzuweisen. Allgemach wurde aus dem Fiscus die Privatcasse des Kaisers und Eigenthum desselben, wie es erst das Heer, dann der ganze Staat wurde. Bald betrachteten die Kaiser auch das alte Aerarium, die eigentliche Staatscasse, als ihr Eigenthum.

Die Vorsteher der kaiserlichen Casse waren die praefecti aerarii militaris, die erst vom Senat, dann durch das Loos, endlich von den Kaisern ernannt wurden. Es war jedoch erforderlich, daß die Candidaten für dieses Amt vorher Prätoren gewesen waren. Sie wurden auf drei Jahre ernannt. An die Stelle der alten Quästoren der Staatscasse stellte er auch drei Präfecten, die ebenfalls Prätoren oder gar Consuln gewesen seyn mußten. Die Quästoren wurden von nun an nur in den senatorischen Provinzen beibehalten, in den kaiserlichen vertraten Procuratoren ihre Stelle, wozu die Kaiser Freigelassene ernannten, denen sie in kleineren Provinzen oft statthalterische Gewalt übertrugen.

Allgemach flossen alle Einkünfte, auch die der senatorischen Provinzen, in den Fiscus, der bald die Hauptcasse werden mußte, da er die wichtigsten und bedeutendsten Ausgaben, die, welche in Beziehung zum Heere standen, zu besorgen hatte. In den letzten Zeiten der Republik waren die Steuern der Bürger sehr ermäßigt worden. Augustus versicherte mehrfach im Senat, daß die Einkünfte nicht mehr ausreichend wären und führte zwei neue Steuern ein, welche die römischen Bürger in Rom und Italien, und eine dritte, welche auch die von ihnen traf, die außerhalb Italien lebten. Diese Auflagen waren: der Zoll von allen Waaren, die aus allen fremden Ländern und Provinzen nach Rom und nach Italien kamen. Diesen zahlten die an ausländische Bedürfnisse gewöhnten reichen und vor-

nehmen Römer. Dieser Zoll betrug ein Achtel bis ein Vierzigstel des Werthes; am Schwersten waren die orientalischen Waaren besteuert, wie Specereien und Gewürze, Edelsteine, Baumwollen- und Seidenstoffe. Die andere Auflage war die Accise, oder ein Procent von Allem was auf öffentlichen Märkten und in Auctionen verkauft wurde. Tiberius setzte sie um die Hälfte herab. Endlich führte Augustus die Steuer von Collateralerbschaften und Vermächtnissen ein, gegen welche der Senat allerdings eine Zeit lang sich widersetzte. Diese drei Auflagen flossen dem Fiscus zu. Eine vierte, die Strafgelder von Vergehungen gegen das papisch-poppäische Gesetz hinsichtlich der Ehelosigkeit, wurde für das Aerarium bestimmt. Erbschaften und Vermächtnisse, die von Ehelosen oder unwürdig Verheiratheten gemacht wurden, fielen dem Volke zu; Constantin hob das Gesetz auf. Dem Aerarium fielen außerdem die eingezogenen Güter zu. Unter den späteren Kaisern wurden auch Gewerbesteuern eingeführt, wie denn Caligula den Lastträgern den achten Theil ihres täglichen Verdienstes abnahm, auch den öffentlichen Frauenzimmern eine Steuer auflegte, ja auf eigene Rechnung derartige Anstalten unterhielt. Unter Diocletian wurden zwei neue Steuern eingeführt, die Indiction und die Lustralsteuer. Die Indiction (die Ansagung) hieß so, weil die Stärke der neuen Steuer alle Jahre aufs Neue bestimmt wurde und der Betrag nicht alle Jahre derselbe war. Sie ging durch das ganze Reich. Für diesen Zweck waren alle Ländereien des Reiches durch eigene Beamte (censitores) vermessen und nach Bodenbeschaffenheit, Sclaven- und Viehbestand abgeschätzt. Man hatte nach Art unserer Steuereinheit eine ideale Besitzung erwählt, die man Caput nannte. Ueber die Grundstücke waren nun Cataster vorhanden. War die Steuer ausgeschrieben, so versammelten die kaiserlichen Beamten die städtischen Decurionen und diese mußten nun die verlangte Steuer auf die einzelnen Grundstücke vertheilen, worauf der Betrag von den Exactoren angesagt wurde. Die Steuer bestand theils in Naturalien, theils in Baarem und wurde an die Einnehmer (susceptores) gegen Quittung abgeliefert *). Die Indiction war die neue Grundsteuer; die andere, die Gewerbsteuer oder Lustralcontribution, traf alle, welche nicht Landbesitzer waren. Ihr waren Kaufleute wie Handarbeiter unterworfen; frei waren nur die eigentlichen Künstler, z. B. Maler. Sie wurde von Constantin nicht sowohl neu eingeführt als neu geregelt. Sie wurde aller fünf Jahre bezahlt, konnte aber auch jährlich abgetragen werden. Sie wurde mit großer Strenge eingetrieben, die Saumseligen ins Gefängniß geworfen und gegeißelt, nachdem man sie ausgepfändet hatte. Endlich mußte bei dem Regierungsantritt der Kaiser, beim Antritt des Consulats, bei der Geburt eines kaiserlichen

*) Das Nähere bei Hegewisch Fin. S. 273 ff.

Prinzen, bei der Ernennung eines solchen zum Cäsar, bei einem Siege über die Barbaren und bei ähnlichen Gelegenheiten von den Städten ein Kronengeld (aurum coronarium) entrichtet werden. In früherer und noch zu Cäsars Zeit gaben die Provinzen und verbündeten Könige wirkliche goldene Kronen bei freudigen Gelegenheiten an die Feldherren. Daraus entstand eine Art freiwilliger Abgabe, die gewöhnlich durch eine Gesandtschaft überbracht wurde.

Die Kaiser hatten außer den Bergwerken und Steinbrüchen auch eigene Manufacturen und Fabriken, wo für ihre Rechnung Seide, die man roh aus dem Oriente bezog, und Leinwand durch Weiber gewebt wurde. Es waren deren fünfzehn vorhanden. Die Purpurschnecken wurden, seitdem die Kaiser diese Farbe für sich allein in Anspruch genommen, durch kaiserliche Sclaven in der See gesammelt und in neun Färbereien in Toulon, Narbonne und anderen Orten verwendet.

Noch bedeutender waren die Waffenfabriken. In Damaskus, Antiochien, Edessa, Nikomedien, Sardes und Hadrianopolis machte man Schilde und Waffen, ebenso in Sirmium, Carnutum, Lauriacum und Salona in Illyrien, in Verona, Mantua, Cremona, Trier und Soissons; Schuppenpanzer in Mantua und Augustodunum (Autun) in Gallien; Spieße in Irenopolis in Cilicien; Degenklingen in Lucca, Rheims und Amiens; Pfeile in Concordia in Italien und Matisconum in Gallien; Bogen in Ticinum; Wurfgeschütz in Sirmium, Soissons und Trier. Eine Fabrik aller Arten von Waffen befand sich in Straßburg. Im Ganzen gab es 39 Waffenfabriken, deren Arbeitern, um ihre Entweichung zu verhindern, unter Arcadius und Honorius Zeichen auf die Arme gebrannt wurden. Diese Fabriken standen unter dem comes sacrarum largitionum.

## Die Rechtspflege

im römischen Reiche stand zur Zeit der Könige unter diesen und ihnen wurde von den Alten eine Reihe Gesetze zugeschrieben. Schon unter Servius Tullius erhielten die Richter eine besondere Organisation und wenigstens in Civilsachen eine gewisse Unabhängigkeit. In Criminalsachen hatte der Consul die Oberaufsicht; die gesetzgebende Gewalt war beim Senat und mithin, so lange dieser aus Patriciern bestand, bei diesen, die auch die eigentlichen Rechtskenner waren. Nach Vertreibung der Könige hielt man sich an die öfter anerkannten Aussprüche früherer Richter, es bildete sich ein Gewohnheitsrecht und gewisse Formen, innerhalb deren die Handhabung desselben sich bewegte. Da die Patricier die eigentlichen Inhaber aller auf das Recht bezüglichen Kenntnisse waren, wodurch sie ein Uebergewicht über die Plebejer hatten, so trugen letztere darauf an, daß ein geschriebenes Gesetz hergestellt und dabei auch die Gesetze anderer

Nationen, namentlich die berühmten Solonischen von Athen, zu Rathe gezogen werden möchten. Der Senat und die Curien mußten auf den Vorschlag eingehen, drei Gesandte wurden nach Athen geschickt und, als diese zurückgekehrt, aus den Patriciern zehn Commissarien ernannt, welche die Gesetze abzufassen hatten. Nachdem dieß geschehen, wurden sie auf Tafeln öffentlich ausgestellt und von der Commission zur Prüfung derselben aufgefordert. Endlich wurde das neu redigirte Gewohnheitsrecht in zwölf eherne Tafeln gegraben, die auf dem Forum aufgestellt wurden. Beim Einfalle der Gallier wurden sie vernichtet, aber nachher aufs Neue angefertigt und so erhielten sie sich bis ins 3. Jahrhundert *).

Durch die Abfassung und Aufstellung der zwölf Tafeln war nun auch den Plebejern die nähere Kenntniß und die Handhabung des Rechts möglich gemacht, sie waren hierin nicht mehr von den Patriciern abhängig. Dieß förderte sie denn auch in ihrem Streben nach der Gleichstellung mit denselben, bis endlich auch die Plebiscita Gesetzeskraft erlangten. Das in den zwölf Tafeln abgefaßte Recht wurde nun fortan durch Senats- und Volksbeschlüsse, durch Edicte der Obrigkeit, namentlich der Prätoren, Aedilen und Proconsuln (jus honorarium, das von den Honores, Obrigkeiten, gegebene Recht), dann aber auch durch wiederholte, gleichartige Entscheidung des Gerichts über eine Sache sowie durch das Ansehen von Rechtsverständigen weiter ausgebildet. Unter den ersten Kaisern galt noch der Senat als die oberste Rechtsquelle, die Kaiser ergänzten durch die ihnen als ersten Magistraten gesetzlich zustehenden Edicta, und die Zahl derjenigen Personen, die sich mit dem Rechte wissenschaftlich beschäftigten, nahm immer mehr zu. So war schon zu Hadrians Zeit die Rechtswissenschaft zu einem vielgegliederten, umfangreichen Ganzen erwachsen, dessen Erlernung aus den zahlreichen Gesetzen und Verordnungen sowie den Aussprüchen und Commentarien der Juristen auch Plebejer sich angelegen seyn ließen, nachdem durch Appius Claudius Centimanus Caecus, Cn. Flavius und Aelius Catus die Formeln und das Gerichtsverfahren, bisheriges Eigenthum der Patricier und Pontifices, zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden waren. Seitdem traten auch Lehrer des Rechts auf, wie Tiberius Coruncanius, die Brüder P. und S. Aelius Paetus, M. Portius Cato Major und Andere. Die ersten Geister der Nation beschäftigten sich mit der Rechtswissenschat, z. B. P. Corn. Scipio Nasica, Servius Fabius Pictor, Q. Fabius Labeo, T. Manl. Torquatus, M. Junius Brutus, P. Mucius Scaevola, P. Rutilius

*) Jac. Gothofredus machte 1653 einen Versuch, die Bruchstücke der 12 Tafeln zusammenzustellen. Unter seinen Nachfolgern ist bes. Dircksen, Uebersicht der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung der 12 Tafeln. Lpzg. 1824. 8. Das Weitere bei Gräße L. G. I. 705 u. Rupertl, Handb. d. röm. Alterth. II. 633 ff.

Rufus, Q. Aelius Tubero, Sextus Pompejus, M. Tullius Cicero. Während die Griechen sich mit den philosophischen Theorien beschäftigten oder mit sophistischen Spitzfindigkeiten das Bestehende und von der Natur Gebotene angriffen und untergruben, bauten die Römer, sorgfältig jede Frucht der Erfahrung benutzend, ehrerbietig die vom Alterthume geheiligten Einrichtungen beachtend und die Gefühle der Ehrfurcht, der Achtung bewahrend, die auf Verträgen beruhenden Rechte pflegend, an ihrem Rechte fort. Der männliche würdige Sinn, der willig das Recht des Andern anerkennt und das seinige beschränkt, um jenem Uebung seiner Gerechtsame zu gestatten, ein Gleiches aber auch vom Andern erwartet und nöthigen Falls fordert, brachte das römische Recht zu jener wissenschaftlichen Vollendung, die ihm für alle Zeiten Anerkennung sichern wird. Allerdings blieb dasselbe nicht frei von den Einflüssen der schimmernden Sophistik der Griechen, allein, wie es namentlich die stoische Philosophie war, welche in Rom Anklang und Eingang fand, so behielten auch in der Rechtswissenschaft die ernsten und wohlwollenden Grundsätze ihre Geltung.

Bereits ein Jahrhundert v. Chr. Geb. arbeitete der Pontifex Maximus Q. Mucius Scaevola ein System des römischen Privatrechts in 18 Büchern aus; er hatte zahlreiche Nachfolger, aus denen sich allgemach zwei Rechtsschulen, die Proculianer und die Sabinianer entwickelten, über deren Wesen jedoch noch keine volle Klarheit herrscht. Als Gründer der ersten Schule gilt Q. Antistius Labeo in der Zeit des Augustus. Sein Zeitgenosse war Masurius Sabinus. Unter den späteren Juristen haben sich namentlich Aemilius Papinianus und Domitius Ulpianus einen dauernden Ruf erworben.

Schon unter Hadrian hatte man begonnen, die Edicte der Prätoren zu revidiren. Die Streitigkeiten der Schulen und der ihnen angehörigen Juristen führten dann zuletzt immer auf die kaiserlichen Entscheidungen und man veranstaltete daher Sammlungen derselben. Solche Sammlungen waren der codex Gregorianus, gegen das Ende des 3. Jahrh. von einem Juristen Gregorius oder Gregorianus gearbeitet, der die kaiserlichen Edicte von Caracalla bis Maximian enthielt, und der codex Hermogenianus, der gegen das Ende des 4. Jahrh. als Ergänzung des vorigen gesammelt wurde. Der codex Theodosianus wurde ums Jahr 438 v. Chr. von Antiochus gesammelt. Dreißig Jahre später wurden die seitdem erlassenen Constitutionen unter dem Titel Novellen demselben beigefügt *).

Schon in den Zeiten Antoninus des Frommen war in Rom

*) Das Literarische bei Gräffe I. 1709. Dazu noch Antiquitatis Romanae monumenta legalia extra libros juris Rom. sparsa c. Praef. C. G. Haubold ed. E. Spangenberg. Berl. 1830. 8.

eine Lehranstalt für künftige Rechtsgelehrte entstanden, später in Berytus und Constantinopel, an denen besondere Lehrer, Antecessores, angestellt waren. Demnächst hatten die Ost- und Westgothen sowie die Burgunden für die unter ihnen lebenden römischen Unterthanen aus dem Vorrathe der römischen eigene Gesetze abfassen lassen.

Zum eigentlichen Abschluß aber gelangte das römische Recht allerdings erst nach der Theilung des Reichs und dem Falle des weströmischen Theiles durch den Kaiser Justinianus, der im J. 527 den Thron von Constantinopel bestiegen hatte. Er beauftragte die Juristen Tribonianus, Theophilus und Dorotheus (ersterer Consul, letztere Professoren zu Constantinopel und Berytus) mit der Revision der Gesetzgebung.

Zuerst, schon 529 wurde der codex publicirt, eine Sammlung der Constitutionen, welche seit der Bekanntmachung des Theodosianischen erschienen waren. Der Codex war in Titel getheilt und die Verordnungen in chronologischer Folge aufgenommen. Er ward als die einzige gesetzlich giltige Sammlung der Constitutionen öffentlich bekannt gemacht und es ward die Anziehung früherer Constitutionen oder Schriften der Rechtslehrer vor Gericht, sub poena falsi, untersagt.

Nach Beendigung dieser Arbeit begann man sofort die Herstellung der Digesten oder Pandekten, die am 29. Dec. 533 confirmirt und publicirt wurden. Es war die Absicht alle diejenigen Schriften der Rechtslehrer in eine Uebersicht zu bringen, welchen in der Praxis Giltigkeit zustand. Tribonians Bibliothek lieferte 2000 Schriften dazu. Das Ganze besteht aus 50 Büchern, welche in einzelne Titel getheilt sind, deren jeder mehrere Abschnitte aus den rechtsgiltigen Stellen der Juristen, Gesetzen, Constitutionen- und Staatsbeschlüssen enthält. Der Name des citirten Juristen ist stets beigefügt. Es sind deren 39 citirt.

Unter den Pandekten arbeiteten die drei Gesetzordner ein anderes Werk aus, das als Lehrbuch der Elemente der Rechtswissenschaft gesetzliche Geltung haben sollte und das schon am 21. Nov. 533 publicirt wurde. Es sind dieß die bekannten institutiones d. Justiniani in vier Büchern.

Diese drei Werke (codex, pandectae und institutiones) sollten alle vor Gericht giltigen, gesetzlichen Bestimmungen enthalten mit Ausschluß alles dessen, was veraltet und zweifelhaft, mithin nicht mehr anwendbar und Widerspruch erregend seyn könnte. Den drei Werken wurde die Giltigkeit einer kaiserlichen Constitution angewiesen. Alles was darinnen nicht enthalten, sollte von nun an ungiltig seyn. Als Ergänzung erließ der Kaiser bis zur Publikation der Pandekten 50 Decisionen. Dann aber begann er eine Revision des publicirten Codex, welche im J. 534 als codex repetitae praelec-

tionis publicirt und wodurch der erste Codex außer Kraft gesetzt wurde. Er ist in 12 Bücher getheilt. Als Nachtrag dazu erschienen von 535 bis 564 mehrere novellae constitutiones, die in drei verschiedenen Samulungen, als liber authenticorum (134 Novellen) in lateinischer Sprache, dann als eine andere Sammlung von 168 Novellen in griechischer Sprache und als Epitome, auf uns gelangt sind.

Außer diesen Sammlungen, welche Gesetzeskraft hatten, sind noch die Institutionen des Gaius und mehrere andere Bruchstücke uns erhalten, aus denen dann jene reiche Literatur hervorgegangen ist, die noch in unseren Tagen in fortschreitender Entwickelung steht.

In diesen Gesetzen erscheint der Römer als Mitglied der Gens und der Familie, dann als Bürger, dann im Verhältnisse zu anderen Völkern. Und so theilten schon die Alten das Recht in öffentliches und privates, das öffentliche aber ins geistliche und weltliche, das Privatrecht dagegen in das Naturrecht, das Völkerrecht und das Bürgerrecht *).

Die Gerichte des alten Rom waren entweder öffentliche oder Criminal- oder private Civilgerichte.

In der ältesten Zeit war der König der Oberrichter, dann der Consul mit Zuziehung der Senatoren oder er übertrug die Sache einzelnen Senatoren. Für die schweren Verbrechen von Hochverrath oder Aelternmord wurden eigene Untersuchungsrichter (decemviri perduellionis s. quaesitores parricidii) ernannt. Schon im J. d. St. 245 wurde die Strafgewalt der Consuln auf die Verhängung von zwei Schafen und fünf Rindern beschränkt und jedem Bürger gestattet, gegen einen Ausspruch, der Leib und Leben und Vermögen anging, an die Versammlung der Curien zu appelliren. Seit Einsetzung des Tribunales wurde die Strafgewalt der Patricier noch mehr beschränkt. Seit Einführung der 12 Tafeln entschieden bis zum Beginne der Kaiserherrschaft die Centuriatcomitien über alle Capitalverbrechen, die Curien über Perduellion. Das Volk beauftragte aber auch oft einen Consul, Dictator und Magister equitum oder auch den ganzen Senat mit einer besonderen Untersuchung.

---

*) Ulpian sagt: Justitiam colimus, et boni et aequi notitiam profitemur, aequum ab iniquo separantes, licitum ab illicito discernentes, bonos non solum metu poenarum verum etiam praemiorum quoque exhortatione efficere cupientes, veram, nisi fallor, philosophiam non simulatam affectantes. Hujus studii duae sunt positiones, publicum et privatum. Publicum jus est quod ad statum rei Romanae spectat, privatum quod ad singulorum utilitatem; sunt enim quaedam publice utilia, quaedam privatim. Publicum jus in sacris, in sacerdotibus, in magistratibus constitit. Privatum jus tripertitum est, collectum enim est ex naturalibus praeceptis aut gentium aut civilibus. Ulpian ed Bucher S. 1.

Ankläger waren unter den Königen die quaestores parricidii, später die triumviri capitales, die Aedilen und Tribunen, die den Prätor um Einberufung der Centuriatcomitien zu ersuchen hatten. Zuletzt hatte jeder Bürger die Befugniß als Ankläger aufzutreten. Außerdem konnte der Senat aus eigener Machtvollkommenheit Verbrechen untersuchen, die die höhere Verwaltung des Staates betrafen, oder dessen Sicherheit gefährdeten, er konnte Provinzen und unterworfene Städte und deren Verwalter zur Rechenschaft ziehen und in dringenden Fällen sofort entscheiden. Im 7. Jahrh. d. St. wurde gegen die Erpressungen der Magistrate ein stehender Gerichtshof unter Vorsitz eines Prätors eingesetzt, der bald darauf auch andere Verbrechen untersuchen konnte. Zur Unterstützung der Prätoren wurden bei dem Anwachsen der Rechtssachen noch besondere Oberrichter ernannt, welche den Geschäftsgang der Gerichtshöfe leiteten und die mit den Prätoren die Untersuchungen austheilten. Richter und Beisitzer bestanden Anfangs nur aus Senatoren, dann kamen auch die Ritter und später die Tribunen dazu. Die Anzahl der Richter schwankte zu verschiedenen Zeiten zwischen 300 und 900, sie mußten über 30 und unter 60 Jahr alt seyn. Der Prätor wählte sie, trug sie in ein Album ein und Ankläger und Beklagter wählten ersterer 100 letzterer 150. Das Richteramt dauerte ein Jahr und durfte es Niemand ablehnen. Die Richter mußten schwören, gerecht zu richten.

Das peinliche Verfahren in den Volksgerichten begann damit, daß der Magistrat von der Rednerbühne verkündete, es habe ein Verbrechen stattgefunden, und daß er den Beklagten aufforderte, an einem gewissen Tage zu erscheinen. Dieses ward mehrere Male wiederholt. Der Beklagte wurde eingezogen oder er mußte einen Bürgen stellen. Am Gerichtstage mußten Ankläger und Beklagter vor dem Gerichtshofe erscheinen, fehlte ersterer, so war die Anklage aufgehoben, fehlte letzterer aus triftiger Ursache, so wurde die Verhandlung aufgeschoben, war er in die Ferne entwichen, so ward dieses Exil als ein rechtmäßiges erkannt. Fand die Verhandlung Statt, so erschien der Beklagte in schmutziger Kleidung, begleitet von seinen Freunden und Verwandten. Wurde die Versammlung am Gerichtstage gestört und unterbrochen, so war der Angeklagte frei. Nachdem die stehenden Gerichtshöfe (quaestiones perpetuae) eingerichtet, konnte jeder Bürger den anderen beim Prätor verklagen. Mehrere Ankläger durften gegen einen Einzigen nicht auftreten. Sclaven konnten nicht gegen ihre Herren, Freigelassene nicht gegen ihre Patrone als Ankläger auftreten, auch konnte Niemand zu gleicher Zeit zwei Anklagen übernehmen. Der Ankläger mußte schwören, daß er keine falschen Beschuldigungen vorbringen wollte. Falschen Anklägern in Capitalsachen braunte man zur Strafe einen Buchstaben auf die Stirn. Fehlte am bestimmten Tage der Ankläger,

so war der Beklagte frei, fehlte letzterer, so galt er sofort als verurtheilt. Später mußte der Ankläger eine in vorgeschriebenen Formen abgefaßte und von ihm unterzeichnete Anklageschrift einreichen. Gestand der Angeklagte sofort ein, so wurde der zu ersetzende Schaden abgeschätzt und der Proceß war beendigt. Läugnete er, so fand die Wahl der Richter Statt, dem Ankläger wurde eine Frist zur Herbeischaffung der Beweise durch Zeugen oder Urkunden oder dem den Sclaven auf der Tortur ausgepreßten Geständnissen gestattet. Die Gesetze enthielten Bestimmungen über Art und Zahl der Zeugen. Es fand nun die Protokollirung der Zeugenaussagen Statt, dann folgten die Reden der Parteien, wobei der Angeklagte oft Freunde stellte, die zu seinem Lobe sprachen, für welche dann später ein gewisses Zeitmaaß festgesetzt wurde. Ein Herold bezeichnete den Schluß der Verhandlung und die Richter traten nun zur Berathung zusammen, worauf die Abstimmung durch Steinchen, später mit Täfelchen erfolgte, deren jedes mit einem Buchstaben A (absolvo) C. (condemno) oder N. L. (non liquet) bezeichnet war. Der Stimmende legte mit entblößtem Arme das Täfelchen, das sein Urtheil enthielt, in die Stimmurne. Enthielt die Mehrzahl der Tafeln LN, so wurde die Verhandlung an einem anderen Tage wieder aufgenommen. Die Vollziehung der Strafe an dem Schuldigbefundenen erfolgte sehr bald. Die Strafen bestanden in Geldbuße, die bis auf 2 Schafe und 30 Rinder beschränkt waren, Gefängniß, welches von seinem Erbauer Servius Tullius Tullianum hieß, oder in einfacher Haft bei einem Beamten, in Schlägen mit Ruthen *), in der Talio (Strafe an Glied um Glied), die später in Geldstrafe umgewandelt ward, in Infamie oder Ehrlosigkeit, welche die Censoren verhängten, in Verbannung, in Sclaverei, namentlich wegen falscher Angabe beim Census und Hinterziehung vom Kriegsdienste und endlich in der Todesstrafe. In früher Zeit wurden die Verbrecher aufgehängt, später gegeisselt und enthauptet. Die Bürger enthauptete der Lictor mit dem Beile, Nichtbürger und Entehrte der Henker, Sclaven wurden gegeisselt und gekreuzigt. Der Hingerichtete wurde unbeerdigt hingeworfen oder ins Wasser geschleift, nachher aber der Familie zur Bestattung überlassen. Eine andere Todesstrafe vollzog man durch den Sturz vom tarpejischem Felsen und durch Erdrosselung im Gefängnisse.

Die Civil- oder Privatgerichte schlichteten die Rechtshändel der einzelnen Bürger. In der Zeit nach den Königen wurde der Rechtshandel vor die Obrigkeit gebracht, diese stellte einen Rechtssatz auf, welchen sie in diesem Falle im Auge gehalten

*) S. Pitture d'Ercolano III. 41., wo ein Mann auf dem Forum von einem andern auf dem Rücken getragen und durch einen dritten mit Ruthen geschlagen wird.

wissen wollte und, übertrug dann die Untersuchung des Thatbestandes und die Verhandlung an die Privatrichter. Im J. d. St. 388 wurde für diesen Zweck eine Prätur errichtet, deren Amt es war, die Formel zur Einleitung der Klage zu geben (dat actionem) und die Richter zu ernennen (dat judicem), das Urtheil auszusprechen (dicit sententiam) und dem Gläubiger die Güter des Schuldigen zuzusprechen (addicit bona). In den Provinzen verwalteten die Rechtspflege die Prätoren, Proconsuln und Proprätoren, mit Ausnahme der Städte, welche eigene Rechtspflege wie die Municipien hatten. In Sachen des Geschäftslebens, auf den Märkten und in Polizeisachen übten auch die Quästoren, Tribunen und Aedilen das Schiedsrichteramt.

Richter waren die eigentlichen judices und zwar anfangs Senatoren; ihre ursprüngliche Zahl war 300, Augustus vermehrte sie auf 4000, die erst in 3, seit Augustus in 4, seit Caligula in 5 Decurien getheilt waren. Der Magistrat fertigte das Album der Richter, aus denen die Parteien wählen mußten. Ferner Schiedsrichter (arbitri) wurden nicht aus dem Album der Richter sondern von den Parteien selbst gewählt, besonders in Fällen, wo es auf Sachkenntniß ankam. In späterer Zeit wurden sie auch von den Magistraten bestellt. Die Recuperatoren waren die aus Römern und Bürgern fremder Staaten gewählten Schiedsrichter; war der fremde Staat abhängig von Rom, so ernannte sie der Feldherr. Einen stehenden Gerichtshof bildeten die centumviri, der vom Servius Tullius bereits eingerichtet seyn soll. Die Mitglieder wurden aus den Tribus gewählt. Ihre Zahl stieg später auf 180. Den Vorsitz führten ursprünglich die Decemvirn, dann die Prätoren und ehemaligen Quästoren. Die Centumvirn waren in mehrere consilia oder judicia getheilt, erst in zwei, dann in vier, welche auf dem Forum oder in einer Basilica abgesonderte Tribunale bildeten, die jedoch in wichtigen Sachen zu einem einzigen zusammentreten konnten. Vor die Centumviren gehörten besonders Streitigkeiten über Erbe und Eigenthum. Während der Verhandlung derselben war ein Speer, das Sinnbild des quiritarischen Eigenthums, aufgepflanzt. Endlich bestanden noch decemviri litibus judicandis als Vorsteher der Centumviralgerichte, welche die Streitsachen so weit untersuchten, daß sie den Centumvirn zur Entscheidung vorgelegt werden konnten.

In ähnlicher Weise wurde auch in den italienischen Städten das Recht verwaltet, seitdem diese Rom unterworfen worden waren.

Alle Processe erheischten einen Kläger (actor) und einen Beklagten (reus); beide mußten freie römische Bürger seyn, die nicht unter natürlicher Gewalt standen, auch persönlich vor Gericht erscheinen. Stellvertretung war nur in gewissen Fällen gestattet. Den Peregrinus mußte ein Römer vertreten, der dadurch sein Patron ward. Erst später kamen Vertreter, Procuratoren und Tutoren,

auf. In den letzten Zeiten der Republik bildeten sich die advocati, die als Patronen für die vor Gericht Stehenden sprachen und ihnen Rath ertheilten. In den ersten Zeiten der Kaiser entwickelte sich hieraus der Advocatenstand. Doch erneuerte Augustus schon das Gesetz, daß Rechtsbeisteher nicht irgend eine Geldentschädigung annehmen sollten. Allein daß dieses Gesetz nicht durchgeführt wurde, beweist das Gesetz des Claudius, der als höchstes Advocatenhonorar die Summe von 10,000 Sesterzien feststellte.

Das gerichtliche Verfahren wurde in der älteren Zeit durch gewisse feste Formen und symbolische Handlungen begleitet. Diese legis actiones wurden von den Parteien angewendet, um ihr Recht geltend zu machen, und sie wurden so streng eingehalten, daß die geringste Abweichung und Vernachlässigung den Verlust des ganzen Processes nach sich zu ziehen im Stande war. Der Legisactionen waren fünf: **Sacramentum, judicis postulatio, condictio, manus injectio** und **pignoris capio**. Die vier ersten konnten nur an ungebundenen Tagen vor dem Magistrate, im Gericht und im Beiseyn des Richters vorgenommen werden. Bei der Privatpfändung, der pignoris capio, war Letzteres nicht nöthig *).

Die legis actio sacramento bestand darin, daß Kläger und Beklagter über das streitige Rechtsverhältniß in bestimmten Formeln vor Gericht eine Wette eingingen und sich verpflichteten, daß derjenige, der den Proceß verlieren würde, nicht blos die bestrittene Sache sondern auch als eine Sühne an die Götter eine bestimmte Summe an das Aerarium zu heiligen Zwecken abliefern sollte. Diese Summe (sacramentum) war gesetzlich bei Gegenständen von 1000 Assen und darüber auf 500 Asse bestimmt. Das Erkenntniß laute dahin, wessen sacramentum gerecht sey. Der Magistrat entschied selbst.

Die legis actio per judicis postulationem war wie die vorige beschlossen, nur daß hier ein Richter, nicht der Magistrat selbst, entschied, auch die Parteien kein sacramentum bestellten.

Die legis actio per condicionem war von der condictio (Anzeige) benannt, wodurch der Kläger den Beklagten vor dem Magistrate verpflichtete, sich nach 30 Tagen zur Annahme eines Richters zu stellen. Erschien der Angeklagte nicht, so wurde er als der Schuld geständig angesehen.

Die legis actio per manus injectionem bestand darin, daß der Gläubiger einen Schuldner, welcher die vor Gericht eingestandene und dem Gläubiger zugesprochene Schuld innerhalb 30 Tagen nicht bezahlt hatte, ergriff, vor Gericht brachte und sich denselben zusprechen ließ.

Die legis actio per pignoris capionem endlich war eine durch

*) Zeiß röm. Alterth. S. 280 ff.



das Gewohnheitsrecht entstandene, dingliche Pfändung, wodurch der Schuldner gezwungen wurde die abgepfändeten Sachen einzulösen und also die Schuld zu bezahlen. Sie wurde zwar nicht vor Gericht aber mit feierlichen, gesetzlich vorgeschriebenen Worten vorgenommen und konnte auch in Abwesenheit des Schuldners vollzogen werden. Gestattet war diese Pfändung den Rittern gegen diejenigen, von welchen sie die Ritterpferdegelder zu erhalten hatten, den Kriegern gegen die Aerartribunen wegen Nichtauszahlung des Soldes, dann denen, welche für ein verkauftes Opferthier ihr Geld nicht erhalten konnten, und den Steuerpächtern gegen säumige Steuerschuldner.

In ältester Zeit waren die bei den Legisactionen gesetzlich geordneten Formeln nur den Patriciern bekannt und diese hatten dadurch ein bedeutendes Uebergewicht über die Plebejer. Cn. Flavius, ein Freigelassener, machte sie bekannt. Später fand man sie sehr lästig und den Rechtsgang hemmend, daher wurden sie gesetzlich abgeschafft und nur noch in dem Centumviralgerichte und bei Processen gegen Schaden drohende Werke beibehalten. An die Stelle dieser Formeln trat etwas Anderes. Der Prätor faßte nach den Angaben der Parteien den Gegenstand in gewisse Redeweisen auf, welche er dann dem Richter als Instruction und Leitfaden für seine Untersuchung und Entscheidung übergab. Diese Instruction hieß Formula und der Proceß, der dadurch begründet wurde, Formularproceß.

Das gerichtliche Verfahren war öffentlich im Comitium oder auf dem Forum. Der Magistrat saß auf der sella curulis, die auf dem Tribunal stand, die niederen Magistrate und Richter auf den Subsellien. Ebenso war es in den Provinzen. Unbedeutende Dinge machte der Prätor auf ebener Erde ab. Später wurden die Verhandlungen in bedeckten Sälen (Basiliken) geführt.

In alter Zeit ward an jedem neunten Tage (dies fastus) Gericht gehalten. Die sich mehrenden Geschäfte machten Vermehrung der dies fasti nothwendig, so daß unter Mark Aurel deren 230 angenommen waren. Während der öffentlichen Spiele fand keine Sitzung Statt.

Der Kläger lud den Beklagten von selbst und ohne Autorisation der Magistrate vor das Gericht, ja er durfte dabei sogar Gewalt anwenden, wenn er durch Zeugen beweisen konnte, daß er ihn gehörig vorgeladen. Höhere Magistrate, Richter in Criminalsachen, Priester konnten gar nicht, Aeltern und Patrone von den Ihrigen nur mit Genehmigung des Prätor vor Gericht geladen werden. Niemand durfte aus seinem Hause geholt und Frauen bei der Ladung nicht berührt werden.

Hatte der Beklagte nach 30 Tagen das ihm publicirte Urtheil nicht erfüllt, so konnte der Kläger ihn vor Gericht bringen und die legis actio durch Handanlegung anstellen. Fand der Schuldner

keinen Binder, so ward er dem Gläubiger vom Prätor zugesprochen und als Schuldgefangener übergeben. Der Gläubiger konnte ihn 60 Tage bei sich behalten, ihn während dieser Frist an drei Markttagen öffentlich ausstellen und aufragen, ob ihn Jemand gegen Erlegung der Schuld auslösen wollte. Geschah dieß nicht, so hatte der Gläubiger das Recht, seinen Schuldner zu tödten oder als Sclaven ins Ausland zu verkaufen. Waren mehrere Gläubiger vorhanden, so hatten sie nach den zwölf Tafeln das Recht denselben in Stücke zu schneiden. Das prätorische Gesetz gestattete nächstdem dem Gläubiger sich an die Habe des Schuldners zu halten. Reichte dieselbe zur Tilgung der Schuld nicht zu, so traf den Schuldner Infamie. Als Gnadenact von Seiten der Obrigkeit war die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand vorhanden, doch waren die Verhältnisse genau bestimmt, unter denen sie möglich war. Nächstdem war die Appellation gegen jede richterliche Handlung gestattet, wenn Jemand sich in seinem Rechte dadurch verletzt glaubte. Man rief den Prätor, Consul oder Volkstribun in diesem Falle an.

## Das Kriegswesen

der Römer war nicht minder genau und streng geordnet, als die Staatsverfassung und die Rechtsverhältnisse. Die Kriegsverfassung der Römer stammt ihrer ersten Anlage nach aus den Zeiten des Romulus. Jede der drei Tribus stellte 1000 Mann Fußkämpfer und 100 Reiter, letztere aus den jungen Leuten. Die drei Centurien der Ritter waren später in 30 Turmen, jede zu 30 Mann, 10 aus jeder Tribus, getheilt. Jede Turma bildete drei Decurien unter einem Decurio. Die ganzen Reiter befehligte der tribunus celerum. Ebenso hatte jedes Tausend Fußvolk seinen Tribunus; aus jeder der 10 Curien einer Tribus waren 100 Mann gewählt, deren Führer der Centurio war.

Servius Tullius, der eigentliche Ordner der römischen Staatsverfassung, gab auch dem Heerwesen eine festere Gestalt und machte dieselbe zu der Grundlage desselben. Er theilte die Bürger nach ihrer Dienstpflicht im Heere und nach ihrer Verpflichtung zu den Abgaben, je nach der Beschaffenheit ihres Vermögens, in Classen und Centurien, nach deren Maaßgabe sie in der Volksversammlung über Gesetzgebung und Wahl der Magistrate abstimmten. Seitdem dienten auch die Höchstbegüterten im Fußvolke als erste Classe, mit den vollständigsten und mithin kostbarsten Waffen, während die fünfte Classe die leichtesten und billigsten Waffen hatte. Die letzte Classe stellte Zimmerleute und Musik. Die niedrigste und ärmste Classe wurde nicht zum Kriegsdienste gezogen, erst Marius hob auch aus der letzten Classe Soldaten aus und mit zunehmendem Sittenverfall entzogen sich die Wohlhabenden womöglich dem Kriegsdienste

und das Heer bestand unter den spätern Kaisern fast ganz aus Ausländern.

Servius Tullius setzte aber die aus den Bürgern gewählte bewaffnete Macht, die Legion, aus 4200 Mann zusammen, die in 60 Centurien oder 30 Manipeln zerfielen. Diese 4200 Mann wurden gebildet durch 600 Triarier, 1200 Principes, 1200 Hastati, 600 Rorarii oder Ferentarii und 600 Accensi. Als Deckung dienten 300 Ritter.

Die erste Classe war bewaffnet mit Brustharnisch, Helm, Beinschienen und dem kleinen argolischen Rundschild, durchgängig Alles aus Erz; sie führte Lanze und Schwert. Die zweite Classe trug keinen Brustharnisch, dafür aber den langen Schild. Der dritten Classe fehlten noch die Beinschienen, der vierten noch der Helm, sie hatten auch eine leichtere Lanze, aber noch das Schwert. Die fünfte Classe hatte als Schutzwaffe nur das Schild und zum Angriff Schleudern und Steine. Sie dienten als Ersatzmänner für die Gefallenen.

Das ganze dienstpflichtige Volk war außerdem in Jüngere und Aeltere getheilt. Erstere dienten vom 17.—45. Jahre im Felde, letztere bis zum 60. Jahre in der Stadt. Seitdem die Römer auch zur See erschienen, nahm man Leute aus der letzten Classe sowie Freigelassene, ja für den Dienst erkaufte Sclaven auf die Schiffe. Man nannte sie dann socii navales oder classici. Den Bürger der ersten fünf Classen befreite nur körperliche Unfähigkeit oder Krankheit vom Dienste im Heere, besonders in Zeiten der Gefahr.

Die steten Kriege der Römer machten schon in den ersten Zeiten der Republik es nothwendig, daß mehr als eine Legion ins Feld gestellt wurde. Die Anzahl der Legionen wuchs mit dem Umfange des Staates, und nachdem die Italiener das römische Bürgerrecht erhalten, stellten auch sie Legionen, bis auch die Provinzen Truppen stellen mußten, die ebenfalls in Legionen getheilt wurden, woraus denn seit Augustus das stehende Heer erwuchs, das über 300,000 Mann stark war. Man hob dann in allen Theilen des Reiches, in Gallien wie in Aegypten, in Illyrien wie in Spanien Soldaten aus und brachte so die Legion zu der erforderlichen Stärke. Unter Scipio im Jahre 550 d. St. kommt die Legion mit 6200 Mann zu Fuß vor, dann wieder mit 5000—5200, seit Marius bestand sie aber gewöhnlich aus 6000 Mann zu Fuß. Die Zahl der Reiter überstieg bei der Legion nie 300 Mann. Die Bundesgenossen mußten jedoch bei der Stellung ihrer Legionen gerade noch einmal soviel Reiter stellen als die Römer. Sold und Kleidung erhielten die Bundesgenossen von ihren Staaten, die Verpflegung aber von den Römern. Uebrigens wurden sie behandelt wie die Römer; als daher im Jahre 629 Livius Drusus das Gesetz, daß kein römischer Soldat mit Stockschlägen bestraft werden sollte, durchsetzte, fand dieß auch auf die Soldaten der Bundesgenossen Anwendung.

Seit den punischen Kriegen kommen bei den Römern auch **Hilfstruppen** vor, welche die unterthänigen oder abhängigen Völker stellen mußten. Seit den punischen Kriegen erscheinen gallische, spanische, syrakusische, kretische, numidische, griechische und andere Auxiliaren. Sie wurden jedoch nur als leichte Truppen gebraucht und gehörten nicht zu dem Heereskörper der Legionen. Verschieden davon waren die **Miethstruppen**, eigentliche Söldner, die seit dem Jahre d. St. 539 vorkommen, wo man Celtiberier in Sold nahm. Im Laufe der Jahrhunderte bildete sich das römische Heer- und Kriegswesen zu derjenigen geregelten Gestalt aus, wie wir dasselbe unter den Kaisern des 4. Jahrhunderts in dem Handbuche des **Flavius Vegetius** dargestellt finden; in jener Zeit war allerdings die altrömische Tapferkeit, welche die damaligen am Mittelmeere gelegenen Culturvölker unter ihre Herrschaft gebracht hatte, bereits im Verfall, allein die Gestaltung und Gliederung des Heeres, die Grundsätze der Kriegskunst sind uns als ein vollendetes, ja abgeschlossenes Ganzes zur Anschauung geboten. Dabei ist zu bemerken, daß die Römer trotz dem Festhalten an dem Heimathlichen doch nie versäumten das Gute und Zweckmäßige, was sie bei andern auch ihrer Meinung nach unter ihnen stehenden Völkern fanden, zu prüfen und nach Befinden bei sich einzuführen.

Flavius Vegetius Renatus, comes und vir illustris verfaßte unter Valentinian II. (um 375) ein Werk über die gesammte Kriegskunst, wozu er die vorhandenen Arbeiten seiner Vorgänger in diesem Fache benutzte*). Mit allem Recht setzt er das Uebergewicht, welches die Römer über alle Völker ausübten, in ihre Waffenerfahrung, strenge Lagerzucht und Kriegsgewohnheit sowie in das große Selbstvertrauen, welches ihnen daraus erwachsen.

Vor Allem sah man bei den Römern auf sorgfältige Auswahl der Recruten. Vegetius zieht die in den nördlichen Ländern geborenen Menschen den Südländern für den Kriegsdienst bei Weitem vor, obschon er ihnen weniger geistige Fähigkeiten zutraut. Er ist ferner der Ansicht, daß der auf dem Lande Geborne mehr als der Städter zum Kriegsdienste geeignet sey, weil er unter freiem Himmel aufgewachsen, an die Arbeit gewöhnt, Sonnenbrand und Schatten nicht achtend, die Bäder nicht kennend, mit Wenigem zufrieden und mit abgehärteten Gliedmaasen versehen ist. Muß man aber Städter ausheben, so sollen sie arbeiten, rennen, Lasten tragen, Sonnenhitze und Staub ertragen lernen; sie sollen sparsame und ländliche Kost haben, theils unter freiem Himmel, theils in Zelten leben, dann erst soll man sie im Gebrauch der Waffen unterrichten; steht ein längerer Kriegszug in Aussicht, so soll man sie fern von den

*) Flavii Vegetii Renati Institutorum rei militaris libri V. N. Aufl. Arg. 1806. 8.

Städten halten, damit sie an Leib und Seele kräftig werden. Immer aber soll man das Heer vom Lande ergänzen, denn der fürchtet den Tod weniger, der den Lebensgenuß nicht kennt. In alter Zeit hob man schon die angehende Jugend zum Kriegsdienst aus, da die Jugend schneller und besser lernt. Kriegerische Tüchtigkeit, Sprung und Lauf muß angeübt werden, ehe der Körper träge wird. Schnelligkeit macht den tüchtigen Krieger. Der jung zum Soldaten ausgehobene Mann hat Zeit vor sich Alles zu lernen, das Reiten, Pfeilschießen, die Handhabung der Waffen, die verschiedenen Bewegungen, daß er die Ordnung nicht stören, den Wurfspieß kräftig werfen, einen Graben ziehen, Pallisaden einrammen, den Schild gegen Geschosse führen lerne. Allzugroße Länge ist für den Soldaten nicht gut, die beste Länge ist die von 6 Fuß bis 5 Fuß 2 Zoll. Man muß aber stets mehr auf die Kräfte als auf die Gestalt des Mannes sehen. Ein junger zum Kriegerstande auszuhebender Mann soll muntere Augen, einen aufgerichteten Nacken, breite Brust, musculöse Schultern, tüchtige Arme, lange Finger, einen mäßigen Bauch, schlanke Schenkel, nicht zu fleischige, aber sehnigte Waden und Füße haben. Bei diesen Eigenschaften kann man von der Länge des Mannes absehen, denn tüchtige Soldaten sind besser als große. Man soll auch das Gewerbe des künftigen Soldaten wohl beachten. Fischer, Vogelsteller, Zuckerbäcker, Leineweber und alle die, welche sich mit weibischen Arbeiten beschäftigt haben, soll man vom Lager fern halten. Eisenschmiede, Zimmerleute, Fleischer, Hirsch- und Saujäger eignen sich zum Soldaten. Denn die Recruten sollen nicht bloß leiblich, sondern auch an Geist tüchtig seyn. Man soll also große Aufmerksamkeit auf die Auswahl der Recruten wenden. Ehe man den jungen Mann als Soldaten aufzeichnet, soll man ihn zuerst prüfen, ob er rasch und stark sey und auch die kriegerische Zuversicht habe.

Darauf beginnt der kriegerische Unterricht mit dem Schritte, denn auf dem Marsche und in Schlachtordnung ist Ordnung das Erste beim Vorrücken. Daher müssen die Soldaten rasch und gleichmäßig fortschreiten lernen. Der Soldat muß in 5 Sommerstunden 20,000 Schritt marschieren können, in vollem Schritt in derselben Zeit sogar 24,000 Schritt. Was darüber ist gehört schon zum Lauf. Aber auch darin müssen die Jüngeren geübt werden, um den Feind mit größerem Stoß anfallen, um geeignete Stellungen rasch einnehmen, um beim Recognosciren schneller hin und her kommen und dem fliehenden Feind flinker auf dem Nacken seyn zu können. Der Soldat ist auch im Springen zu üben, damit er Gräben und Tiefen desto leichter überwinde. Demnächst irrt der rasch vorschreitende Soldat den zielenden Feind.

In den Sommermonaten muß jeder Recrut im Schwimmen unterrichtet werden. Denn man kann nicht immer mit Brücken die

Flüsse überschreiten, das vorrückende Heer muß sie oft durchschwimmen. Oft entstehen durch plötzliche Regengüsse Sturzbäche. Daher hatten die alten Römer das Marsfeld an der Tiber angelegt, wo die Jugend nach dem Exerciren Schweiß und Staub abwusch und die im Lauf geholte Müdigkeit im Schwimmen ablegte. Man muß auch Reiter und Pferde im Schwimmen üben.

Die Alten übten die Recruten folgendermaaßen. Sie flochten aus Weide Schilde in Gestalt gerundeter Körbe, die zweimal so schwer waren als das gewöhnliche Commiß-Schild. Dann gaben sie ihnen hölzerne Keulen, welche das doppelte Gewicht des Schwertes hatten. Damit mußten sie sich früh und Nachmittags am Pfahle üben. Man steckte nämlich vor jedem Recruten einen Pfahl in die Erde, der sechs Fuß darüber herausragte und nicht wankte. Gegen diesen Pfahl focht nun der Recrut mit Keule und Schild wie gegen einen Feind, dessen Kopf, Leib und Beine er hieb; er schritt vor, fiel aus, wich zurück und übte alle Bewegungen ein. Man lernte ferner die Recruten nicht auf den Hieb (caesim), sondern auf den Stoß (punctim) ein, denn Ersteres war den Römern lächerlich und führte nach ihrer Ansicht zu Nichts. Ein Hieb ist selten tödtlich, da Waffen und Knochen das Leben schützen, wogegen eine zwei Zoll tiefe Stichwunde tödtlich ist. Beim Hiebe wird der Arm entblößt, der Stich wird mit gedecktem Körper ausgeführt und verwundet den Gegner, ehe er es sieht. Daher hatten die Römer diese Fechtart vorzugsweise eingeführt. Dieß wurde durch die Fechtmeister (armaturae doctores) in den Lagern gelehrt. Gegen den Pfahl müssen auch die Recruten schwerere Wurfspieße anwenden, als sie in der Schlacht führen, und kräftig abwerfen. Ein dazu geschickter Theil, der dritte oder vierte, der Recruten soll mit hölzernen Bogen und Exercirpfeilen im Schießen gegen den Pfahl geübt werden. Dazu muß man geschickte Lehrer auswählen. Es ist große Sorgfalt darauf zu wenden, daß man den Bogen gehörig halte, die Sehne kräftig anziehe, die Linke fest sey und die Rechte mit Verstand geführt werde, auch daß Auge und Wille gleichmäßig auf das Ziel gerichtet seyen. Sie müssen auf ebener Erde und zu Pferde sicher schießen lernen. Diese Kunst muß täglich geübt werden, da gute Bogenschützen von großem Nutzen sind. Ebenso müssen die Jüngeren geübt werden Steine mit der Schleuder oder der Hand zu werfen. Die mit der Schleuder oder dem Fustibalus geworfenen Steine gehen durch Helme und Panzer, sind kräftiger als Pfeile und werden oft tödtlich. Zudem hat eine Schleuder keine Last. In steinigten Orten bei der Vertheidigung von Hügeln und der Belagerung von Burgen und Städten sind die Schleudern sehr nützlich. Man soll ferner die Jüngeren auf den Bleiwurf, den man Martiobarbulus nennt, einüben. Sonst standen in Illyrien zwei Legionen zu 6000 Mann, die, weil sie das Bleigeschoß geschickt und kräftig zu führen ver-

standen, Martiobarbuli genannt wurden. Mit diesen wurden lange Zeit alle Schlachten entschieden. Diocletian und Maximian befahlen daher sie Jovianer und Herculianer zu nennen und zogen sie allen Legionen vor; sie trugen fünf geladene Martiobarbulen in den Schilden. Wenn die Soldaten gut schießen, so vertreten diese Schildträger das Geschäft der Bogenschützen. Sie verwunden Pferde und Reiter aus weiter Ferne*), ehe sie zum Handgemenge kommen können. Im Voltigiren müssen nicht bloß die Recruten, sondern auch die alten Soldaten immer gut geübt werden. Man stellt im Winter in bedeckten Räumen, im Sommer im Lager hölzerne Pferde auf. Auf diese steigen die Recruten erst waffenlos, dann bewaffnet und lernen von der rechten wie von der linken Seite auf- und abspringen, bloße Schwerter oder Speere in der Hand haltend. Die Jüngeren müssen fleißig geübt werden, eine Last bis zu 60 Pfund zu tragen und dabei im Soldatenschritt zu marschiren. Es ist dieß nothwendig, weil es vorkommt, daß der Soldat neben seinen Waffen auch Lebensmittel tragen muß.

Im 20. Capitel des ersten Buches handelt Vegetius von der Bewaffnung der Soldaten; er klagt, daß die alte Sitte fast ganz abgekommen sey, und daß man die Soldaten mit nakter Brust und naktem Kopfe dem Feinde entgegenstelle. Seit Gratian habe man erst die Panzer, dann auch die Helme abgelegt; die Folge davon sey gewesen, daß sie von den Pfeilschützen der Gothen vernichtet worden seyen und in der Schlacht an die Flucht dächten. Der Panzer sey zwar eine Last, aber nur dem, der daran nicht gewöhnt. An der Stelle des Helmes hatte man ungarische Mützen aus Fell eingeführt.

Unterbrechen wir den Bericht des Vegetius und betrachten wir die Bewaffnung des römischen Soldaten vor Gratian. Die alte Erzrüstung, wie Servius Tullius sie noch beibehalten, und welche der Bürger sich selbst anzuschaffen hatte, je nach der Truppengattung in welcher er diente, wurde immer kostbarer, seitdem die römischen Heere nicht mehr lediglich aus eingeborenen Römern, sondern auch aus anderen Italienern zusammengesetzt waren, denn seitdem nicht mehr der Soldat, sondern der Staat die Bewaffnung besorgte, seitdem der Gebrauch des Eisens den des Kupfers verdrängte, traten in der Ausrüstung wesentliche Veränderungen ein.

Aus den Denkmalen der Kaiserzeit, namentlich auf der Trajanssäule, sehen wir den schwer bewaffneten Fußgänger als den Kern des Heeres. Er trägt kurze bis auf die Mitte der Wade reichende

*) Es kam also darauf an, den mit Blei beschwerten Bolzen oder Pfeil innerhalb des Schildes anzubringen. Der Bogenschütze ist, da er beide Arme braucht, nicht gedeckt. Die Martiobarbuli führten aber wahrscheinlich eine Art Armbrust, die sie auf den Schild auflegten, so daß sie davon gedeckt schießen konnten.

Beinkleider, einen bis fast an die Knie reichenden Waffenrock mit kurzen Aermeln und kurze oberhalb der Knöchel endigende halbstiefelartige Sandalen, welche die Zehen frei ließen. Ueber dem Rocke hat er einen Panzer aus 5—6 Schienen, die auf dem Rückgrate und vorn zusammen gefügt sind und von der Hüfte bis an die Achsel reichen. Vier bis fünf Schienen bedecken die Schultern und schließen hinten und vorn an die Leibschienen. Die Brust von der Herzgrube bis an den Hals ist durch zwei Platten, ebenso der Theil des Nackens, den jene Schienen nicht decken, durch je zwei Platten geschützt. Den Bauch decken vier senkrechte Schienen, die unter den Querschienen hervortreten. Doch haben nicht Alle diese Bauchschienen. Um den Hals trägt der Soldat oft einen vorn geschlungenen Schal. Dieser Panzer war, da er aus lauter Schienen bestand, leicht beweglich und hinderte den Mann nicht in Handhabung seiner Arme, wie wir denn auch den Soldaten im Panzer nicht bloß fechten, sondern auch beim Mauer- und Brückenbaue beschäftigt sehen. Der Kopf wurde, aber nur im Gefecht, mit einem an den Schädel anschließenden halbkugelförmigen Helme bedeckt, von welchem eine feste Nackendecke und zwei die Wangen deckende eng anschließende Schienen, die unterm Kinn gebunden sind, herabreichen. Eine Augenblende bemerkt man nicht, ebenso wenig einen Kamm, wohl aber ein Kreuz über den Kopf und eine Art Stirnband, welche, wie die sichtbare Einfassung der Nackendecke, wohl aus Metall waren, während der Helm aus Leder bestand. Auf dem Marsche hing der Helm an der rechten Schulter. Von der rechten Schulter zur linken hing an schmalem Riemen das etwa zwei Fuß lange, breite Schwert in tüchtiger Scheide. Am linken Arme trug der Soldat den viereckigen Schild, der hohl, der Rundung des Körpers entsprach. In der Rechten führte er den tüchtigen Speer, die Hasta von 6 Fuß Länge, an welchem ein 9—12 Zoll langes Eisen mit dreiseitiger Spitze war. Das Gepäck trug der Soldat nicht wie bei uns auf dem Rücken, sondern an der Spitze seiner Lanze, gleichmäßig und in bestimmter Form zusammengeschnürt. Den langen Spieß der alten Zeit hatte man als unbrauchbar schon in den Zeiten der Republik abgeschafft.

Die leichte Infanterie trug Beschuhung, Beinkleid und Waffenrock wie die schwere, allein der Waffenrock reicht nur bis an die Hüfte; anstatt des Schienenpanzers bemerken wir eine Art Oberweste, welche vom Hals bis auf die Hüften ging, auch kurze die Schultern deckende Aermel hatte; sie bestand aus Leder. Ein kurzer, auf der rechten Schulter zusammengehefteter Mantel deckte die linke Seite, an welcher der Soldat einen eiförmigen, hölzernen, mit Leder überzogenen, mit Metall beschlagenen Schild trug. Der Helm ist wie bei den Vorigen. Ihr Schwert ist etwas länger, hängt auch höher an der rechten Seite. Dieß ist auch die Tracht

der Cavalerie; auch die Fahnen- und Adlerträger und die Signalisten haben diese Tracht, nur daß sie anstatt der Helme Bärenköpfe mit der Mähne, welche den Nacken deckt, auf dem Haupte tragen.

Die höheren Offiziere erscheinen stets unbedeckten Hauptes. Sie tragen Waffenrock und Beinkleid wie die Soldaten, theils Schienen, theils ganze Plattenbrustpanzer. Die Schultern sind mit schmalen Schienen bedeckt, welche aber nicht wie bei den Soldaten von vorn nach hinten, sondern von der Schulter abwärts, nach Art der Epauletten unserer Stabsoffiziere, angebracht sind. Vom unteren Ende des Brustharnisches reichen ringsum zwei über einander hervortretende Schienenreihen, welche den ganzen Körper bis in die Mitte der Schenkel umgeben. Der bis auf die Mitte der Schienbeine reichende Mantel ist auf der rechten Schulter geheftet. Sie tragen Halbstiefel, welche auch die Zehen der Füße umschließen.

Als Bogenschützen erscheinen fast immer nur Barbaren. — Kehren wir zu Vegetius zurück. Er bemerkt, daß der Soldat beim Schießen stets mit dem linken Fuße vortreten solle, dagegen aber den rechten vorsetzen müsse, wenn er mit dem Schwerte kämpft.

Vegetius (I. 21.) verlangt, daß man den Recruten auch in der Befestigung der Lager unterrichten solle, denn das Lager sey wie eine ummauerte Stadt, die der Soldat mit sich umhertrage. Er klagt, daß auch diese Kunst vernachlässigt werde, daher denn auch das Heer so oft von den Barbaren überrumpelt worden sey.

Das Lager muß man, sagt er, stets an einem sichern Orte anlegen, wo Holz, Wasser und Fourage in Fülle vorhanden ist. Muß man längere Zeit verweilen, so ist auch auf heilsame Luft zu achten. In der Nähe darf kein höherer Berg auch kein Sturzbach nahe dabei seyn. Den Umfang des Lagers bestimmt die Anzahl der Soldaten und des Gepäcks; die Gestalt, viereckig, dreieckig, halbrunde, die Beschaffenheit des Ortes; die **porta praetoria** muß nach Osten oder nach dem Feinde gerichtet seyn. Hier schlagen die ersten Cohorten ihre Zelte auf und hier stehen die Feldzeichen und Drachen. Auf der entgegengesetzten Seite ist die **porta decumana**.

Wenn nicht besondere Gefahr vorhanden ist, so wird das Lager nur mit einer Rasenmauer umgeben, welche drei Fuß über die Erde emporragt. Vor ihr ist ein Graben, aus welchem die Rasenstücke entnommen sind. Dann kommt der eigentliche Graben von 9 Fuß Breite und 7 Fuß Tiefe. Ist mehr zu fürchten, so muß man den ganzen Umfang des Lagers mit einem Graben schützen, der 12 Fuß breit und 9 Fuß tief und durch einen 4 Fuß hohen Wall gedeckt ist, so daß die ganze Tiefe des Grabens 13 Fuß beträgt. Darauf werden die Holzpfähle gepflanzt die der Soldat mit sich führt.

Für diesen Zweck müssen stets Hacken, Grabscheite und Körbe zur Hand seyn *).

Es ist nicht schwer ein Lager zu machen, wenn der Feind fern ist. Ist dieser jedoch in der Nähe, so muß die ganze Reiterei und das mittlere Glied der Fußvölker sich in Schlachtordnung aufstellen, hinter denen nun die Andern den Graben ziehen. Die Soldaten arbeiten dann centurienweise. Darauf untersuchen die Centurionen die Gräben, messen dieselben und bestrafen die nachlässigen Arbeiter. Für diese Arbeit müssen die Recruten eingelernt werden, damit sie ruhig, rasch und vorsichtig das Lager befestigen können **).

Große Sorgfalt ist demnächst auf den Frontmarsch zu wenden, damit die Soldaten Fühlung und Richtung behalten, dann müssen sie zu Zweien und Vieren aufmarschiren, den Keil bilden und in den Kreis sich formiren lernen.

Seit Augustus und Hadrianus mußte die Reiterei wie die Infanterie des Monats dreimal zum Marsch ausrücken. Sie mußten mit allen Geschossen und vollständig bewaffnet 10,000 Schritt weit, gleichviel ob im Gebürg oder in der Ebene, hin und zurück gehen.

Vegetius schließt das erste Buch mit der Klage, daß das Kriegswesen in Verfall gerathen, weil der lange Frieden eine Verweichlichung und Sicherheit herbeigeführt habe, und erinnert an die alten Heldenthaten der Römer.

Im zweiten Buche beschreibt unser Schriftsteller die **Legion**, den Kern der römischen Heere, welchem die Hilfstruppen nur zur Unterstützung beigegeben waren. Die vollständige Legion enthält die eigenen Cohorten der schweren Bewaffnung, die Principes, Hastati, Triarier und Antesignanen; die leichten Truppen, als Ferentarier, Bogenschützen, Schleuderer, und endlich die Artillerie und nöthige Reiterei. Sie soll mit gleicher Lust und Uebereinstimmung Lager befestigen, in Schlachtordnung treten und den Kampf führen. Sie kann, in jedem Theile vollkommen, ohne äußere Hilfe jede Menge der Feinde überwinden. Vegetius beklagt den Verfall dieses Institutes. Dann beschreibt er dessen Zusammensetzung (II. 5.).

Nachdem die jungen Leute ausgewählt und vier Monate lang täglich geübt worden, wurden sie in die Register eingetragen und mußten dann den Eid leisten, worin sie bei Gott dem Kaiser strengen Gehorsam versprachen.

Eine Legion aber enthält 10 Cohorten, von denen die erste die meisten und besten Soldaten enthält, da man dafür Leute von guter

*) Wir sehen diese auch mehrfach auf der Trajansäule nebst den Aexten; die Körbe werden auf den Schultern getragen.

**) Ueber das Lagerwesen der Römer, die Vertheilung der Truppengattungen, die Stellung der Zelte; bes. nach Polybios, s. Ruperti's Hdb. d. r. A. II. 928 mit einer Tafel.

Abkunft und Bildung auswählt. Sie erhält den Adler, welcher das Zeichen der ganzen Legion ist, auch bewahrt sie die Bildnisse der Kaiser. Sie enthält 1105 Fußgänger, 132 geharnischte Reiter. cohors milliaria genannt, sie ist das Haupt der Legion und von ihr zählt die erste Schlachtordnung. Die zweite Cohorte hat 555 Mann zu Fuß und 66 Reiter, man nennt sie cohors quingenlaria. Eben so ist die dritte Cohorte zusammengesetzt; man wählt für sie tüchtige Soldaten, da sie den Kern der Schlachtordnung bildet. Die vierte und fünfte sind gleich stark. Diese fünf Cohorten bilden die erste Schlachtlinie.

Die 6.—10. Cohorte, in gleicher Stärke wie die vorigen, bilden die zweite Linie. Demnach hat die gesammte Legion 6100 Mann zu Fuß und 726 Reiter. Geringer darf keine Legion seyn.

Die Officiere der Legion sind: Der tribunus major, den der Kaiser ernennt; der tribunus minor, der nach Verdienst (ex labore) seine Stelle erhält. Die ordinarii sind die, welche in der Schlacht die ersten Ordnungen führen, die augustales die, welche diesen die Augusti (die Kaiser) beigegeben haben, deren einige flaviales heißen, weil sie seit Vespasian angestellt sind. Es folgen die Adlerträger und Bildnißträger, dann die optiones, welche die Kranken versorgen, die Fahnenträger, draconarii genannt, welche die kleineren Feldzeichen tragen, die tesserarii, welche die Befehle des Feldherrn aufzeichnen und überbringen (unsere Adjutanten), die campigeni, auch antesignani, genannt welche im Felde die Bedürfnisse besorgen, die metatores, welche die Lagerstätten auswählen, die beneficiarii, die librarii oder Sekretäre, die über die Bedürfnisse der Soldaten Buch führen, dann die tubicines, cornicines und buccinatores, d. l. die Feldmusik. Darauf kommen armaturae duplares, die zwei, und simplares, die nur eine Ration bekommen, die mensores, welche im Lager die Zelte abstecken und in den Städten Quartier machen. Die torquati duplares und sesquipilares, die Inhaber goldner Verdienstketten, womit zuweilen mehrfache Rationen verbunden waren. Endlich folgen die candidati duplares und simplares, alle diese zusammen sind die milites principales, die mit einem Privilegium begabt sind. Die andern Diensthuenden nennt man munifices. Die alte Sitte aber war, daß aus dem ersten Princeps der Legion der Centurion des ersten Zuges gewählt wurde, er stand dem Adlerzuge vor und commandirte vier Centurien, d. i. 400 Mann der ersten Schlachtordnung. Als Haupt der Legion mußte es ein verdienter Mann seyn, der auch manche Vorrechte hatte. Der erste Hastatus führte zwei Centurien, d. h. 200 Mann der zweiten Schlachtordnung, daher nannte man ihn ducenarius. Der Princeps der ersten Cohorte führte 150 Mann, er hatte fast alle Anordnungen der Legion zu besorgen. Ebenso viel führte der zweite Hastatus, der erste Triarier aber 100 Mann. So wurden die ersten

zehn Cohorten von fünf Ordinarien commandirt, denen viele Vortheile und Ehren gewährt waren. Die einzelnen Centurien standen unter Centurionen. Je zehn Mann standen unter einem Decanen, die zu Vegetius Zeit capita contubernii genannt wurden. Die zweite bis zehnte Cohorte hatten jede fünf Centurionen, so daß in der ganzen Legion 55 Centurionen waren.

Die Kaiser sandten damals Legaten aus dem Stande der Consuln, welche die Legionen und Hilfstruppen im Krieg und Frieden befehligten. Jetzt verrichten dieß die magistri militum. Der eigentliche Richter war der Präfectus der Legion, der Stellvertreter des Legaten, wenn dieser abwesend. Unter ihm standen die Tribunen, Centurionen und anderen Soldaten. Er gab die Parole (vigiliarum s. profectionis tessera) aus für Wache und Marsch. Er bestrafte die Soldaten durch die Tribunen; die Waffen, Pferde, Kleider und Lebensmittel standen unter seiner Pflege. Er hielt die strenste Disciplin aufrecht, ordnete die täglichen Uebungen auch der Reiterei an. Mindere Gewalt hatte der Lager-Präfect, der Alles beaufsichtigte was zum Lager gehörte, die Lage, Wall, Graben, Zelte, Gepäck, die Wagen, Werkzeuge zum Holzfällen, Graben, Hacken, dann die Wurfmaschinen und Geschütze. Für diese Stelle wählte man den erfahrensten Mann. Jede Legion hatte eine Anzahl Zimmerleute, Tischler, Maurer, Schmiede, Anstreicher und anderer Handwerker, welche die Gebäude der Winterlager bauten, welche Maschinen, hölzerne Thürme und dergleichen, was zur Belagerung oder Vertheidigung der Städte nothwendig ist, anfertigten, welche die Waffen, Wagen und Werkzeuge herstellten; man hatte Werkstätten für Herstellung der Schilde, Panzer, Bogen, Pfeile, Wurfgeschosse, Helme und anderer Waffenstücke. Denn man sorgte stets, daß alles dem Heere Nothwendige niemals im Lager fehle. Ja man hatte sogar eigene Minirer und Brunnengraber. Alle diese Handwerker standen unter dem praefectus fabrorum.

Der ersten Cohorte, die nur Soldaten enthielt, welche sich durch Vermögen, Geschlecht, Bildung, Gestalt und Tüchtigkeit auszeichneten, stand ein Tribun vor, der ebenfalls in der Waffenkunde, an Tüchtigkeit und Charakter vorzüglich war. Die übrigen Cohorten wurden ebenfalls von Tribunen oder Präpositen befehligt. Der Tribun sah darauf, daß der Soldat in sauberem Kleide, mit guten glänzenden Waffen, wohl geübt und geschult war.

Die Hauptfahne der ganzen Legion ist der Adler*), den

*) Einen schönen Legionsadler aus vergoldetem Erz fand man im Jahre 1819 bei Würzburg, dessen Aechtheit später bezweifelt wurde. Er befindet sich in der gräflich Erbach'schen Sammlung. S. Curiositäten Th. VIII. S. 206 und 222 m. Abb. Taf. V und Morgenbl. 1820. Nr. 73. Es ist indessen beachtenswerth, daß der Erbach'sche Adler der einzige ist, der die rechte Größe hat. Die früher von Caylus (Rec. d'ant. III. 65.



der Adlerträger führt. Die Drachen werden bei jeder Cohorte von den Drachenträgern, den Dragonariern, in die Schlacht getragen. Um die Ordnung besser zu bewahren, gaben die Alten auch jeder Centurie ein eigenes Zeichen, Fähnchen, an denen die Zahl der Cohorte angeschrieben war. Außerdem führten die Centurien an ihren Helmkämmen Inschriften, wodurch sie sofort von den Ihrigen im Handgemenge erkannt wurden. Die Centurien waren in Kameradschaften getheilt (contubernia), so daß den zehn Soldaten, die unter einem Zelte wohnten, ein Decanus vorstand. Eine Kameradschaft nannte man auch ein Manipulum.

Die Reiterei war in Turmen getheilt, deren jede 32 Reiter hatte, welche ein Verillum (eine Standarte) führte. Sie stand unter einem Decurionen. Von dem Centurion verlangte man große Gestalt und besondere Kräfte, Geschick und Stärke im Lanzen- und Speerwerfen, in Handhabung des Schwertes und Schildes, Wachsamkeit, Nüchternheit, Gewandtheit und daß er mehr Neigung zum Handeln, als zum Sprechen habe und seine Untergebenen in strenger Zucht halte, zur Waffeneinübung nöthige und auf Sauberkeit der Kleider und Glanz der Waffen sehe. So soll auch der Decurio einer Turma gewandten Leibes seyn, daß er gepanzert und vollständig bewaffnet auf das Pferd springen *), flott reiten könne und geübt im Speerwurfe und Pfeilschuß sey; er soll darauf sehen, daß seine Leute in Allem, was den Reiterdienst betrifft, wohl geübt sind und ihre Panzer, Speere und Helme fleißig putzen. Denn der Glanz der Waffen jagt dem Feinde immer Furcht ein. Einem schmierigen Soldaten traut Niemand Etwas zu. Auch die Pferde müssen fleißig geübt werden und der Decurion muß für ihre Gesundheit ebenso sorgen wie für die des Reiters.

Die Aufstellung der Legion aber war folgende: Auf den Flügeln standen die Reiter. Die Linie der Infanterie beginnt mit der ersten Cohorte auf dem rechten Flügel, daran rückt die zweite, dritte, als Centrum, die vierte, die fünfte steht auf dem linken Flügel. Voran stehen die Feldzeichen. Diese erste Reihe bilden die Principes. Es sind die Schwerbewaffneten mit Helmen, Panzern, Beinschienen, Schilden, größeren Schwertern, die man Spatha nennt, und kleineren, Halbspathen, auf ihren Schilden

---

IV. 85. mitgetheilten sind so klein (2½ — 3½ Z.), daß sie kaum als Legionszeichen gedient haben können. Nur der von Caylus (VI. 91.) dargestellte von 5 Zoll 9 Linien, an welchen freilich die Flügel fehlen, dürfte dem Zwecke entsprechen. Der Erbach'sche Adler ist 13 Zoll hoch.

*) Die Römer hatten keine Steigbügel, auch keine Sättel, nur Decken, auch war die Zäumung verschieden von der unsrigen. Gepäck führte der Reiter auch nicht, wie wir aus den Reliefs der Trajansäule sehen. Gute Bemerkungen in: Abhandlung von der Beschaffenheit und dem Gebrauche der Cavallerie in den ältesten Zeiten. Berlin 1774. 8.

liegen fünf Plumbaten (Bleigeschosse), die sie bei dem ersten Angriffe abschießen. Sie haben auch zwei Geschosse, das größere aus dreischneidigem Eisen 9 Zoll lang mit einem 5½ F. langen Schafte, dieß hieß ehedem Pilum, dann Spiculum und wurde geworfen. Der kleinere Wurfspieß (Vericulum) hatte eine dreischneidige Spitze von 5 Zoll Länge und einen Schaft von 3 Fuß. Das war die erste Reihe. Die zweite (Hastati) war ebenso bewaffnet. Hinter ihr stand die leichte Bewaffnung, Pfeilschützen, Schleuderer, Tragularier, welche mit Handbalisten und Armbalisten Pfeile schossen. Die dritte Schlachtreihe bildeten die schwer bewaffneten Triarier, welche mittlerweile auf dem Kniee ruhten und dann zur Entscheidung vorkamen. Die Fahnenträger hatten Bärenfelle auf den Helmen, die Centurionen aber führten Schuppenpanzer, Schilde, eiserne Helme, an denen aber die Kämme verkehrt standen und versilbert waren. In der Schlacht stand das schwerbewaffnete Heer still wie eine Mauer, geschlossen, aber die leichten Truppen schritten vor und neckten den Feind und führten den Einzelkampf. Um in der Schlacht Unordnung zu verhüthen, malten die verschiedenen Cohorten verschiedene Zeichen auf ihre Schilder. Auf der Rückseite eines jeden Schildes stand der Name seines Inhabers nebst Zahl der Centurie und Cohorte. So erscheint denn eine wohleingerichtete Legion wie eine gerüstete Stadt, die alles zum Treffen Erforderliche bei sich führt, vom Feinde nicht überrumpelt werden kann, mitten im Felde mit Graben und Mauer umgeben ist und alle Arten Soldaten und Waffen enthält.

In jeder Legion sind mehrere Schulen, welche unterrichtete Soldaten verlangen, die Schreiben und Rechnen verstehen. Diese führen das Rechnungswesen, führen die Register über die Wachen, und die Beurlaubten. Zu dem Dienste im Militairgerichte und Commissariat wurden Einzelne commandirt, die man Accenst nannte. Stroh, Holz, Wasser, Heu u. a. Bedürfnisse schaffen die Soldaten selbst ins Lager.

Es ist eine alte Sitte, daß ein Theil der den Soldaten verabreichten kaiserlichen Geschenke, die Hälfte bei der Fahne bleibt und für die Soldaten verwaltet wird, damit sie es nicht in unnützer Weise verthuen. Das gab dem Soldaten größere Anhänglichkeit an seine Fahne. Bei jeder Cohorte waren zehn Beutel (Cassen), wozu jeder steuerte. Außerdem war noch ein elfter Beutel vorhanden, in welchen die ganze Legion einen kleinen Beitrag gab, um dem aus der Kameradschaft verstorbenen Soldaten ein anständiges Begräbniß zu sichern. Dieser Beutel wurde von den Fahnenträgern verwaltet. Daher mußte man zu den Fahnenträgern nicht blos getreue, sondern auch unterrichtete Männer wählen.

In der Legion erscheinen alle zehn Cohorten als eine einzige Körperschaft. Daher geht auch das Avancement durch die ganze Legion, so daß ein Soldat der ersten Cohorte eine höhere Stelle

erlangt, die in der zehnten leer geworden, wodurch der kameradschaftliche Geist sehr gefördert wurde.

Die Legion hat ihre Tubicinen, Cornicinen und Buccinatoren. Der Tubicen ruft die Soldaten zur Schlacht und bläst auch den Rückzug. Die Cornicinen rufen nicht den Soldaten, sondern den Feldzeichen den Befehl zu. Das Blasen der Buccinatoren wird Classicum genannt, und geschieht in Gegenwart des Feldherren. Zur Wache oder zum Fouragiren blasen die Tubicines, die Bewegung der Cohorten bewegen die Cornicinen.

Vegetius kommt nun auf das Exerciren zurück (II. 23.). Die jüngeren und die neuen Soldaten sollen früh und Nachmittags geübt werden; die alten und geübten aber ohne Unterbrechung nur einmal am Tage. Denn weder die Länge des Alters noch die Zahl der Jahre übertragen die Kriegskunst und der ungeübte Soldat ist immer ein Rekrut, wenn er auch noch so viele Feldzüge gemacht hat. Schnelligkeit und Geschicklichkeit wird nur durch Uebung erworben, besonders das Fechten. Dann muß der Soldat Ordnung halten und seine Fahne auch in der größten Verwirrung finden lernen. Am Pfahle, im Springen und Werfen müssen sich die Soldaten immer üben. Die Pfeilschützen und Schleuderer stellen als Ziel ein Strohbündel oder einen Busch auf, entfernen sich 600 Schritt davon und schießen Pfeile oder Steine aus dem Fustibalus darnach. Man muß die Schleuderer gewöhnen die Schleuder nur einmal um den Kopf zu schwingen. Dann übte man auch die Soldaten mit der Hand Steine zu schleudern. Sie mußten auch Wurfspieße und Plumbaten werfen und zwar täglich, im Winter in bedeckten Räumen. Wenn es im Winter nicht gerade schneite oder regnete, exercirten sie im Freien, damit Unterlassung des Gewohnten die Soldaten an Leib und Geist nicht schwächen möge. Es ist zweckmäßig, wenn die Soldaten im Walde Holz fällen, Lasten tragen, Gräben überspringen, in See und Flüssen schwimmen, in vollem Schritte marschiren, mit Waffen und Gepäck laufen. Denn was man im Frieden täglich übt, fällt im Kriege nicht schwer. Uebung ist im Kampfe besser als Kraft.

Die Legion siegte nicht bloß durch die Anzahl ihrer Soldaten, sondern auch durch ihre Werkzeuge. Vor Allem braucht sie Geschosse, denen kein Panzer, kein Schild widersteht. Jede einzelne Centurie hatte Carrobalisten (Fahrgeschosse), welche von zwei Mauleseln gezogen und von einem Contuberulum oder elf Mann geladen und gerichtet wurden. Je größer diese sind, desto weiter und kräftiger werfen sie das Geschoß. Sie vertheidigen nicht allein die Lager, sondern man stellte sie auch hinter die Schlachtordnung der schweren Bewaffnung. Ihrer Gewalt widerstehen weder gepanzerte Reiter noch beschildete Infanterie. In jeder Legion pflegen 55 Fahr-

geschütze zu seyn *). Dann 10 Onagri, so daß jede Cohorte einen auf einem von Ochsen gezogenen Wagen mit sich führt, damit man sich, wenn die Feinde an den Lagerwall herankommen, mit Pfeilen und Steinen vertheidigen kann. Die Legion führte ferner Kähne aus Balken gehöhlt mit sehr langen Seilen und oft auch mit eisernen Ketten bei sich. Man fügte die einzelnen Balken mit Ketten zusammen und legte Bohlen darüber, so daß man darauf ohne Brücke die Flüsse zu Fuß und zu Roß überschreiten konnte. Sie führte auch eiserne Harpagonen oder Haken, Wölfe genannt, und eiserne an lange Stangen befestigte Sicheln. Zur Grabarbeit hatte man Zweizinke, Grabscheite, Pfähle, Körbe, Beile, Aexte, Sägen, sowie Handwerker mit Werkzeugen, und bei Belagerungen Schildkröten, Widder und Sturmböcke, bewegliche Thürme, Weidengeflechte.

Im dritten Buche wendet Vegetius sich der eigentlichen Kriegsführung zu. Er bemerkt, daß zu große Heere meist mehr durch ihre eigene Menge als durch die Tapferkeit des Feindes erdrückt worden seyen. Sie bewegen sich langsamer und sind schwer zu beköstigen. Das erkannten auch schon die alten Römer, welche ein Consularheer von 20,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter für eine große Macht ansahen. Nur in den äußersten Fällen sandte man zwei Heere aus.

Der Feldherr muß vorzüglich auf die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten sehen und Beschaffenheit der Gegend und des Wassers, Zeit, Medicin und Uebungen beachten. Er muß die Sümpfe vermeiden, die Krankheitstoff hauchen, und sandige, schattenlose Hügel und Flächen, darf die Soldaten im Sommer nicht ohne Zelte campiren, muß sie früh ausrücken lassen, daß sie nicht in der Hitze marschiren, und im Winter nicht Nachts durch Schnee und Reif gehen oder an Holz und Kleidern Mangel leiden lassen. Der kranke Soldat taugt im Felde nichts. Er darf ihn nicht schlechtes und sumpfiges Wasser trinken lassen, das wie Gift wirkt. Die kranken Kameraden müssen mit heilsamen Speisen erquickt und von Aerzten verpflegt werden. Darauf haben die Principes und Tribunen vor Allem zu sehen. Die Kriegsverständigen versichern, daß die tägliche Uebung am meisten dazu helfe, den Soldaten gesund zu erhalten. Im Sommer muß man das Lager nicht zu lange an einem und demselben Orte stehen lassen.

Dem Heere ist der Hunger ein ärgerer Feind als das Eisen. Für Nahrung muß daher stets gesorgt seyn. Man muß die Lieferungen bei Zeiten eintreiben und den Vorrath an geeigneten Orten aufbewahren und stets mehr im Vorrath haben, als man zu brau-

*) Die Legion hatte also außer der Reiterei und Infanterie ihre Artillerie, Mineurs, Pontonniere, Sappeure, Pionniere und glich demnach unseren Brigaden, nur daß die Artillerie bei Weitem zahlreicher war.

chen meint. Fehlt es an Tribut, so muß man Vorrath mit Geld erkaufen. Man muß soviel als möglich zusammenbringen und in sicheren Castellen und Städten aufheben. Die Mauern und Geschütze müssen stets in gutem Stande seyn. In schwierigen Feldzügen theilte man die Rationen nur nach den Personen aus, nicht nach dem Stande. Im Winter ist für Holz und Futter, im Sommer für Wasser zu sorgen, Mangel an Getraide, Wein, Essig und Salz muß man zu allen Zeiten vermeiden. In die Castelle und Städte muß man diejenigen Soldaten legen, die im Felde weniger tüchtig sind. Man muß sich sehr hüten, daß der Feind die unvorsichtige Einfalt der Provincialen zu seinem Vortheile ausbeute. Oft schadete Vorspiegelung friedlicher Gesinnung mehr als die Waffen.

Oft bricht in einem versammelten Heere ein Tumult aus; wenn die Soldaten nicht fechten wollten, stellten sie sich erzürnt, weil man sie nicht vor den Feind führe; dieß geschieht namentlich, wenn sie in Standquartiren müßig und üppig gelebt haben. Dem kann nur durch strenge Erhaltung der Disciplin vorgebeugt werden und das ist Sache der Tribunen und ihrer Untergebenen, welche ununterbrochen die Uebungen stattfinden lassen müssen. Man muß die aufsässigen Soldaten kennen zu lernen suchen und sie zu irgend einem Geschäfte absenden und so von den anderen trennen. Die Menge denkt nie an Empörung, es sind nur wenige, welche sie dazu antreiben und welche dadurch Straflosigkeit für begangene Uebelthaten hoffen, daß sie mit Vielen zusammensündigen. Alle müssen sich fürchten, strafen muß man nur wenige.

Von großer Wichtigkeit sind die Signale, welche im Tumulte des Kampfes die menschliche Stimme vertreten. Man hat drei Signale: Laute, halblaute, stumme, deren erste durch die Ohren, letztere durch die Augen vernommen werden. Laute sind die mit der Stimme, wie das Feldgeschrei der Wachen oder im Felde, z. B: Victoria, palma, virtus, deus nobiscum, triumphus imperatoris etc. welche der Oberste im Heere ausgiebt und welche man täglich wechselt, um sie vor den Spionen des Feindes geheim zu halten. Die halblauten sind die mit Tuba, Cornu und Buccina. Die Tuba ist gerade, die Buccina ist in einem Kreise in sich gewunden und aus Erz *). Das Horn ist vom Stiere und mit Silber gefaßt. Stumme Zeichen sind die Adler, Drachen, Fahnen, Standarten u. a. dergl. Außerdem kann der Feldherr auch noch andere Zeichen an Kleidern, Waffen, mit der Peitsche oder sonst anordnen. Nachts half man sich namentlich in belagerten Städten mit Feuerzeichen, ausgesteckten Balken, Rauch rc.

*) So erscheint sie auf der Trajansäule, wo die beiden anderen Instrumente nicht vorkommen.

Kriegserfahrene Männer versichern, daß ein Heer auf dem Marsche mehr Unfällen ausgesetzt sey als selbst in der Schlacht, wo jeder bewaffnet und auf der Huth ist. Der Heerführer muß also von allen Gegenden, worin der Krieg geführt wird, die vollständigsten Reisebücher haben, worin die Entfernungen der Orte nicht bloß nach der Zahl der Schritte, sondern auch nach der Beschaffenheit der Wege angemerkt sind. Er muß die Schluchten, Thäler, Flüsse und Berge richtig dargestellt betrachten. Sorgfältige Heerführer müssen vom Kriegsschauplatze nicht blos geschriebene Itinerarien, sondern auch gemalte Darstellungen besitzen, um sich durch den Augenschein von der Beschaffenheit desselben zu überzeugen. Deßhalb muß der Feldherr die einsichtigen, ehrbaren und unterrichteten Leute einzeln ausfragen und aus mehreren Berichten die Wahrheit erforschen; er muß sich gute Wegweiser suchen und sie wohl bewacht, Belohnung oder Strafe verheißend mit sich führen. Eine Hauptsache ist, daß Niemand vorher erfahre, wohin das Heer gehen wird. Daher trugen die Alten das Bild des Minotaurus als Feldzeichen. Jeder Marsch ist sicher, von dem der Feind Nichts erfährt. Der Feldherr muß verschlagene und sichere Reiter vorausschicken, welche den Weg von allen Seiten vorher untersuchen. Diese Erforscher (exploratores) verrichten am Beßten des Nachts ihr Geschäft. Erst müssen die Reiter, dann die Fußvölker aufbrechen, das Gepäck, die Diener und Wagen werden in die Mitte genommen, da oft eine Marschcolonne von der Seite oder im Rücken angegriffen wird. Die Seite, von welcher man einen Angriff des Feindes vermuthet, muß durch Reiter, leichte Truppen und Pfeilschützen besonders gedeckt werden. Der Feind muß überall Alles vorbereitet finden, auch die Soldaten, denn was man voraus weiß, das macht keinen Schrecken. Die Alten sahen sich sorgfältig vor, daß nicht etwa verwundete oder furchtsame Diener und erschrockene Packknechte die Soldaten in Unordnung brächten. Daher ließen sie auch das Gepäck unter gewissen Feldzeichen marschiren und sie wählten aus den geeigneten Dienern einige (galearii genannt) aus, welche 200 Packknechte und Jungen unter sich hatten. Diesen gaben sie Standarten in die Hand, um die das Gepäck sich sammeln mußte. Das Heer muß auf dem Marsche geschlossen und gleichmäßig einherschreiten und daher müssen die geübtesten Exercirmeister (campidoctores) und Tribunen die Eiligen zurückhalten, die Säumigen antreiben, denn die ersteren laufen, wenn der Feind kommt, lieber davon, als daß sie zurückkehren. Der Feldherr muß stets Truppen voraussenden, um feindlichen Ueberfall zu verhindern und verdächtige Orte besetzen lassen, ehe die Colonne herankommt. In Bergengen muß er Soldaten voraussenden, die mit Aexten den Wald lichten. Auch muß er die Gewohnheiten des Feindes kennen, ob dieser am liebsten Nachts, oder zu Anfang oder am Ende des Tages seine Angriffe unterneh-

men, ob mit Reitern oder Fußgängern. Er muß ferner die Tageszeit wohl wählen.

Die Ueberschreitung von Flüssen bringt den Nachlässigen oft große Beschwernisse. In stark strömendem oder sehr breitem Wasser sinken oft Gepäcke, sowie die jungen und unerfahrenen Soldaten unter. Man muß also eine Fuhrt suchen und von Reitern und Pferden zwei Reihen bilden, in deren Zwischenraum Gepäck und Soldaten durchgehen. Eine starke Schaar hält wohl das Wasser auf. Fließt aber ein Strom in der Ebene, so kann man denselben durch Gräben schwächen. Schiffbare Flüsse werden auf Bretern, die man auf eingestellte Böcke legt, überschritten. Ist wenig Zeit vorhanden, so verbindet man leere Tonnen und legt Balken darüber. Flinke Reiter machen sich aus Rohr und trocknem Strauchwerke Bündel, auf welche sie Panzer und Waffen legen, um sie nicht naß zu machen. Die Pferde schwimmen über. Den besten Uebergang gewähren aber die Pontons, schmale Kähne aus ausgehöhlten Balken (also Canots), die möglichst leicht sind, über welche Bohlen gelegt und mit Seilen verbunden werden, welche die Festigkeit einer steinernen Bogenbrücke gewähren *). Das Heer muß Kähne, Balken, Nägel und Seile mit sich führen. Steht am anderen Ufer der Feind oder fürchtet man Ueberfall, so muß man an beiden Ufern bewaffnete Schaaren aufstellen. Das Sicherste ist auf beiden Seiten Pfähle einzurammen. Ist die Brücke nicht bloß zum Uebergange, sondern auch zum Rückzuge bestimmt, dann muß man an beiden Seiten Gräben und Wälle aufwerfen und eine Besatzung in die Brückenköpfe einlegen.

Bei der Anlage eines Lagers, worin das Heer mit Sicherheit des Nachts verweilen soll, ist zunächst zu beachten, daß im Sommer gutes Wasser, im Winter Futter und Holz nicht zu fern sey, daß ein Platzregen oder Sturzbach keine Ueberschwemmung verursache und kein höher gelegener, dem Feinde zugänglicher Ort in der Nähe sey. Das Lager legt man nach der Beschaffenheit des Ortes drei oder viereckig oder rund an, denn die Zweckmäßigkeit geht vor die Form; für die schönsten hält man die oblongen. Man hat drei Arten der Lagerbefestigung. Die erste für ein Nachtlager. Man hebt Rasen aus, baut einen Wall, steckt Pfähle darauf und streut Fußangeln. Der Rasen wird mit der Wurzel durch Schaufeln abgeschnitten, einen halben Fuß hoch, einen Fuß breit und 1½ Fuß lang. Ist kein Boden vorhanden, solche Rasenziegel auszustechen, so wird ein Graben gezogen, der 5 Fuß breit und 3 Fuß

*) Die Trajanssäule giebt auch hier belehrenden Aufschluß: Wir sehen auf Tafel 4. 5. und 34. Pontons mit Lehne, auf Tafel 14 und 99. Bockbrücken in die Donau gestellt, über welche Trajan den Uebergang seines Heeres bewerkstelligt.

tief ist, auf der Innenseite erwächst dann ein Wall, in welchem der Soldat eine Nacht sicher ruht. Die Standlager aber sind im Sommer und Winter, wo der Feind nahe ist, mit größerer Sorgfalt und Mühe zu befestigen. Den einzelnen Centurien werden von den Campidoctoren und Principen eine gewisse Länge angewiesen; sie stellen ihre Schilder und Gepäcke um die Fahnen und öffnen, mit dem Schwert an der Seite, den 9, 11 oder 13 Fuß breiten und 10, 7 oder 9 Fuß tiefen Graben, denn man beobachtet ungleiche Zahlen. Dann errichtet man den Wall, in den man Pfähle, Baumzweige oder Flechtwerk bringt, damit die Erde nicht abrollt. Oben darauf kommen Zinnen. Die Centurionen messen sodann nach und die Tribunen umgehen das Ganze, bis Alles vollendet ist. Während der Arbeit stehen alle Reiter und ein Theil der Infanterie, die nicht mit gräbt, gerüstet vor dem Werke und halten den Feind ab. Darauf schafft man die ersten Feldzeichen hinein, dann baut man dem Feldherrn und seinen Genossen das Prätorium, dann die Zelte der Tribunen und schafft Holz, Wasser und Futter herbei. Dann werden den Legionen, Hilfstruppen, Reitern und Infanteristen nach ihrem Grade die Orte angewiesen, wo sie ihre Zelte aufspannen. Von jeder Centurie treten dann vier Reiter und vier Fußgänger als Wache auf, die nach der Wasseruhr sich die Stunden eintheilen, so daß auf den Mann drei Nachtstunden kommen. Der Tubicen bläst jede Wache auf und der Cornicen ruft sie ab. Die Tribunen ernennen geeignete Wachinspectoren, circuitores genannt. Die Reiter haben ihre Posten außerhalb des Walles. Der Feldherr muß besonders darauf sehen, daß der Weg für Herbeischaffung der Bedürfnisse frei bleibe, und Posten ausstellen.

Vegetius geht nun (III. 9.) auf die Schlacht selbst über, auf welche er die größte Vorbereitung angewendet wissen will, da in ihr binnen 2—3 Stunden oft das Geschick ganzer Reiche sich entscheide. Der Feldherr soll sich mit seinen Vertrauten immer berathen und unterrichtete und verständige Männer aus dem gesammten Heere befragen. Er soll sich über die Stärke des Feindes, über seine Kräfte an Reiterei und Fußvolk sowie über die Beschaffenheit der Gegend belehren. Für Reiterei ist die Ebene, für Fußvolk sind enge, mit Bäumen, Gräben und Sümpfen versehene Orte besonders günstig. Er soll überlegen, ob er den Kampf beschleunigen oder verzögern möge, um dem Gegner Mangel zu bereiten oder durch Warten ihn zu ermüden. Er muß die Gesinnung des Gegners und seine Eigenschaften kennen zu lernen suchen. Er muß aber auch seine Soldaten und Hilfstruppen genau kennen; es ist nicht gleich, ob man Recruten oder alte, geübte Soldaten hat, als Recruten sind aber auch die zu betrachten, welche seit längerer Zeit nicht gefochten haben. Truppen, die aus verschiedenen Orten kommen, müssen erst zusammen eingeübt werden.

Zuerst exerciren sie die Tribunen, dann nimmt der Feldherr das Ganze zusammen und übt sie ein. Ehe man sie in eine große Schlacht führt, muß man sie in kleinen Gefechten üben. Ein wachsamer, nüchterner, vorsichtiger General muß über seine und des Feindes Lage ebenso unparteiisch urtheilen wie ein Richter in einem bürgerlichen Rechtshandel. Sobald er sich wirklich überlegen fühlt, muß er die Entscheidung nicht aufschieben. Denn durch Ueberraschung kann auch eine kleinere Zahl und eine schwächere Kraft unter guten Führern den Sieg erringen.

Tägliche Uebung führt in jeder Kunst weiter, so auch in der ersten der Künste, der Kriegskunst. Vor Allem muß der Feldherr sein Heer genau kennen, die Kräfte, Gesinnung, er muß alle Offiziere namentlich kennen, er muß streng seyn, keinen Fehler durchgehen lassen, Alles wissen, was vorgeht im Heere. Dem Feind muß er stets aufpassen, wenn er kleine Trupps aussendet, sie beunruhigen lassen, ihn überall überraschen, selbst aber stets vorbereitet dastehen, dadurch zugleich die Seinigen im Kampfe üben, an den Anblick der Wunden und Leichen gewöhnen und sie muthig machen. Ein kluger Feldherr erregt Zwietracht unter den Feinden.

Kommt es zur Schlacht, so muß man einen Tag wählen, den der Feind für einen unglücklichen nimmt. In alter Zeit führte man die Soldaten in die Schlacht, nachdem sie vorher nur wenig gegessen hatten. Rückt man dem Feinde aus einem Lager oder einer Stadt entgegen, so muß man vor dem Thore genugsamen Raum haben, um sich erst zu formiren. Vorher darf man Soldaten und Pferde nicht durch einen beschwerlichen Marsch ermüdet haben, denn wer kann athemlos fechten?

Der Feldherr muß sorgfältig erforschen, was die Soldaten denken, ehe die Schlacht beginnt. Er sieht ihnen Zuversicht oder Furcht schon an Gesicht, Worten, Gang und Stellung an. Dem Recruten, der eine Schlacht wünscht, ist nicht immer zu trauen; den Unerfahrenen ist der Kampf angenehm. Haben erfahrene Soldaten Furcht vor dem Kampfe, so schiebe man ihn auf. Doch erhält das Heer Muth, wenn es der Feldherr ermahnt, besonders wenn er ihnen den Sieg als sicher in Aussicht stellt, den Feind als feig und irregeleitet schildert oder ihnen sagt, daß er bereits einmal von ihm besiegt worden sey. Auch den Zorn des Soldaten muß er gegen den Feind erregen. Es ist fast allen Menschen von Natur eigen, daß sie zittern, wenn es zum Kampfe kommt. Die furchtsamsten sind ohne Zweifel die, deren Sinn schon der Anblick verwirrt. Daher muß der Feldherr seine Leute von sicheren Orten aus allgemach an den Anblick des Feindes gewöhnen. Mittlerweile können sie immer Etwas gegen denselben wagen, ihn vertreiben, Einzelne tödten. Sie müssen die Gebräuche, die Bewaffnung, die

Pferde der Feinde kennen lernen. Denn das, woran man gewöhnt ist, das fürchtet man nicht.

Ein guter Feldherr muß wissen, wie sehr viel ein geeigneter Ort zum Siege beiträgt. Man suche denselben also bei Zeiten zu gewinnen und zu besetzen. Ein hochgelegener Ort ist gut, weil die herabgesendeten Geschosse kräftiger wirken und die von oben Angreifenden größern Nachdruck haben, auch rascher wirken. Gegen feindliche Reiterei stelle man seine Infanterie in rauhe, hügelige und ungleiche Orte; gegen die Fußvölker stelle man sich höher und suche offene Orte und Ebenen, wo keine Sümpfe und Bäume sind.

Der Schlachtordner hat dreierlei vorher zu beachten: Sonne, Staub und Wind. Die Sonne vor dem Gesicht benimmt die Aussicht, der Gegenwind hemmt die eigenen und fördert des Feindes Geschosse; der entgegenwirbelnde Staub füllt und schließt die Augen. Darauf hat der General im Verlauf der Schlacht sehr zu achten und er muß wissen, ob in irgend einer Stunde der Wind umzusetzen pflege. Gute Aufstellung ist in der Schlacht sehr wichtig. In der ersten Reihe müssen allemal die geübtesten und alten Soldaten stehen, die ehedem Principes genannt wurden. In der zweiten müssen, gedeckt von Gepanzerten, die Pfeilschützen und gute Soldaten mit Spießen seyn, die früher Hastati genannt wurden. Die Krieger müssen drei Fuß von einander stehen, damit sie Raum für die Handhabung ihrer Waffen behalten. Die Glieder stehen 6 Fuß von einander Diese beiden ersten Reihen stehen fest an ihrem Orte. Die dritte Reihe bilden die Schützen; die 4. enthält die besten Schildträger, junge Pfeilschützen, Plumbaten oder Martiobarbulenschützen. Die 3. und 4. Reihe sind bestimmt vorzugehen und, wenn der Feind sie vertreibt, sich hinter die ersten beiden zurückzuziehen. In der 5. Reihe stehen die Fahrgeschütze, Handgeschütze, Fustibalatoren, Schleuderer (fustibalatores sunt, qui fustibalis capides jaciunt). Der Fustibalus ist ein vier Fuß langer Stock, an dessen Mitte eine lederne Schleuder befestigt ist und die mit beiden Händen getrieben in der Art des Onoger Steine fortschleudert. Die Schleuderer werfen mit den aus Leinen oder Haaren gefertigten Schleudern, von denen die letzteren die vorzüglicheren seyn sollen, und indem sie den Arm um den Kopf drehen, Steine fort. In der 6. und letzten Reihe waren die tüchtigsten und mit dem Scutum versehenen Leute, die alle Arten Waffen hatten. Sie saßen gewöhnlich, damit sie ausgeruht ins Treffen gehen konnten. Das waren die Triarier der Alten.

In eine Reihe stellte man gemeiniglich 1666 Infanteristen, deren jeder drei Fuß Spielraum hatte. Man stellte das Heer in drei bis sechs Gliedern auf, zog jedoch die tiefe Aufstellung der ausgedehnten vor, richtete sich aber immer nach dem eben vorhandenen und zu Gebote stehenden Terrain. Die Reiterei stellte man auf die Flügel,

die Gepanzerten der Infanterie zunächst, die Pfeilschützen weiter auf die Seite. Man mischte auch Voltigeurs mit leichten Schilden unter die Reiterei und nannte diese Veliten.

Hinter der letzten Linie in der Mitte und an den Seiten stand die Reserve, die aus erlesenen Leuten bestand und bestimmt war, den etwa eingedrungenen Feind zurückzuwerfen und die Lücken zu ergänzen. Sie mußten auch den Keil bilden, weil man die Schlachtlinie nicht dadurch schwächen darf, daß man Leute herausnimmt.

Der Feldherr pflegte auf dem rechten Flügel zu stehen, zwischen der Reiterei und dem Fußvolke, von wo aus die ganze Schlachtlinie beherrscht wird. Von hier aus kann der linke Flügel des Feindes umgangen werden. Der zweite Feldherr steht im Centrum der Fußvölker; er hat die tüchtigsten Infanteristen in gehöriger Anzahl bei sich, aus denen er den Keil bildet, um den Feind zu brechen, oder die Zange, wenn der Feind im Keil anrückt. Der dritte Feldherr steht auf dem linken Flügel; es muß ein tüchtiger und vorsichtiger Mann seyn, da dieß die schwächste Seite des Heeres ist. Er muß gute Reiter und die flinkesten Infanteristen bei sich haben, mit denen er seinen Flügel immer verlängern kann, damit ihn der Feind nicht umgehen könne. Das Schlachtgeschrei muß man nicht zu früh anheben, denn nur die Unerfahrenen schreien schon aus der Ferne. Es ist fast stets siegbringend, wenn man den unvorbereiteten Feind überrascht und ihn angreift, wenn er vom Wege ermüdet, mit dem Ueberschreiten eines Flusses beschäftigt ist, in Sümpfen oder auf Bergrücken arbeitet oder sicher der Ruhe sich überläßt. Man muß solche Gelegenheiten benutzen, aber sich selbst vorsehen. Hüten muß der Feldherr sich vor Umgehung seiner Flügel, ist es aber geschehen, sie abrunden. Gegen den Keil eines Feindes bildet man die Zange oder Scheere in Gestalt des Buchstaben V, womit man den Keil auf beiden Seiten einschließt, so daß er in die Schlachtlinie nicht eindringen kann. Sendet der Feind einen abgesonderten Haufen (globus) ab, so muß demselben ein noch stärkerer Haufen entgegengesetzt werden. Man muß sich hüten, während der Schlacht Aenderungen in der Aufstellung vornehmen zu wollen, da leicht Aufregung und Verwirrung entstehen kann, was dem Feinde Vortheil gewährt.

Man hat sieben Arten von Angriffen. Die erste ist die mit langer Fronte und der Aufstellung des Heeres im Viereck, wie es jetzt (zu Valentinianus I. Zeit) gewöhnlich ist. Die Kriegserfahrnen halten dieß jedoch nicht für die beste Art, weil man selten ein so ebenes Feld hat und die Stellung dann durch Krümmungen unterbrochen und eine Umgehung der Flügel möglich ist, wenn keine überflüssige Mannschaft vorhanden, so daß die Flügel die feindliche Linie überragen. Die zweite Aufstellung ist die schiefe, wodurch man auch einen überlegenen Feind besiegen kann. Dein linker Flügel

steht dann entfernter vom feindlichen rechten, so daß dessen Geschosse ihn nicht erreichen können. Dann gehe mit deinem rechten Flügel auf seinen linken los und beginne hier das Treffen mit den beßten Truppen, umgehe und überrenne denselben, damit du ihm in den Rücken gelangest. Die Aufstellung gleicht dann dem Buchstaben A. Kommt dir der Feind in dieser Aufstellung zuvor, so sammle deine Reserve, die hinter der Schlachtlinie steht und wirf sie auf deinen linken Flügel und widerstehe so dem Feinde mit verstärkter Kraft. Die dritte Art des Angriffs ist der zweiten ähnlich, indem du mit deinem linken Flügel den Kampf gegen seinen rechten Flügel beginnst. Dabei muß man sich aber vor den Keilen der Feinde in Acht nehmen. Der vierte Angriff ist der mit rascher Vorschiebung beider Flügel gegen den Feind, ehe er sich den Angriff vermuthet; doch kann dadurch das Centrum leicht geschwächt und abgeschnitten werden. Wird der Feind nicht auf den ersten Angriff geworfen, so kann er die Flügel leicht vom Centrum abschneiden. Der fünfte Angriff ist dem vorigen ähnlich; man stellt nämlich die leichten Truppen und Pfeilschützen vor die Mitte der Linie, damit diese geschützt ist, und greift dann mit den Flügeln an. Die sechste Art des Angriffs ist ganz wie die vorige, nur daß das Centrum mehr vom Feinde zurückzieht, eine Fechtart, die auf Märschen sehr gebräuchlich. Die siebente Art ist die, welche durch Beschaffenheit des Terrains den Kämpfenden unterstützt, nämlich wo ein Theil des Heeres sich an einen Berg, Fluß, See, Sumpf, Abhang oder an eine Stadt sich anlehnt, die dem Feinde nicht zugänglich ist. Dann kann man auf der Seite, welche entblößt ist, alle Reiter und Schützen aufstellen und nur mit dem rechten Flügel kämpfen, wo man die besten Kräfte anhäuft, oder vom Centrum aus Keile absenden. Unter solchen Verhältnissen kann auch eine sehr kleine Anzahl den Sieg erringen, wenn der Feldherr Ort und Gelegenheit zu benutzen versteht.

Unerfahrne halten den Sieg dann für vollständig, wenn der Feind von Oertlichkeiten oder Truppen ganz umschlossen ist, daß er nicht entweichen kann. Allein die eingeschlossenen Feinde gerathen dann leicht in Verzweiflung. Daher ist es besser dem Feinde Gelegenheit zur Flucht zu lassen und ihn auf derselben zu erschlagen.

Wer, ohne daß es zum Treffen gekommen, die Schlacht aufgiebt, mehrt den Muth der Feinde und die Zuversicht der Seinigen wird vermindert. Wenn die Klugheit den Rückzug gebietet, dürfen die eigenen Truppen nicht wissen, daß es ein Rückzug ist, sondern sie müssen glauben, es geschehe, um einen besseren Ort aufzusuchen. Man hütet sich dann sorgfältiger vor dem nachfolgenden Feinde und deckt sich den Abzug der Infanterie durch Reiterei. Viele bewerkstelligten solche Rückzüge des Nachts, nachdem man die beherrschenden Höhen mit leichten Truppen besetzt hatte. Man läßt auch die Reiterei auf dem gewöhnlichen Wege vorgehen und folgt

mit den Uebrigen auf Umwegen, die man dann durch Verhaue dem etwa nachfolgenden Feind unzugänglich macht, läßt auch Hinterhalte zurück.

Die Kamele, die von den Africanern gebraucht wurden, sind unpraktisch im Kriege, ebenso die Kataphrakten, die wegen ihrer schweren Rüstung nicht so beweglich sind und leichter gefangen werden können. Im Gefechte stellte man sie am Besten vor den Legionen auf. Die Könige Antiochus und Mithridates führten Sichelwagen, die Anfangs großen Schreck einjagten, später aber zum Gelächter wurden. Der Sichelwagen findet selten den ihm nöthigen ebenen Boden und wird genommen, wenn eines seiner Pferde verwundet ist. Die Römer halfen sich dagegen durch Fußangeln, die man aus vier Spitzen macht, von denen die eine immer emporsteht. Die Elephanten erschreckten die Soldaten beim ersten Anblick durch ihr Gebrüll und colossale Gestalt und machten die Pferde scheu. Diese führte gegen die Römer zum erstenmale König Pyrrhus ins Feld, dann Hannibal, Jugurtha und Antiochus. Man hieb ihnen die Rüssel ab, sandte Gepanzerte mit großen Spießen oder Stachelrüstungen gegen sie oder ließ sie von den Veliten mit großen Wurfspießen angreifen, die von mehreren vereinigten Soldaten fortgeschleudert wurden. Die Schleuderer mußten gegen die Elephantenlenker werfen und die Glieder der Soldaten öffneten sich und ließen die anrennenden Elephanten hindurch. Auch wurden die Wagengeschosse mit Erfolg gegen diese Thiere angewendet, indem man die Geschosse mit größerem Eisen versah.

Wenn ein Theil des Heeres ins Fliehen geräth, während der andere gesiegt hat, darf der Feldherr noch nicht verzweifeln, da er durch seine Festigkeit doch noch den ganzen Sieg erringen kann. In solchen Fällen ist der der stärkere, den Unfälle nicht brechen. Der Heerestheil, welcher gesiegt, mache Beute und erhebe das Siegesgeschrei, dadurch wird der Feind entmuthigt und die geschlagene Abtheilung erhält neues Vertrauen. Erfolgt eine völlige Niederlage, so giebt es doch noch Rückzugspuncte z. B. Hügel. Der Feldherr muß die Trümmer zu sammeln suchen, sie durch Zuspruch aufrichten und neue Hilfsmittel sich schaffen, auch durch List den Feind angreifen, der gemeiniglich durch den Sieg übermüthig und unvorsichtig geworden ist.

Vegetius bringt nun noch eine Anzahl allgemeiner Kriegsregeln. Dabei ist stets zu beachten, daß das, was dem Feinde schadet, uns nützt und umgekehrt. Die wenigste Gefahr hat der, der wachsam ist und den Soldaten am besten übt. Man muß nie einen Soldaten in die Schlacht führen, den man nicht vorher geprüft hat. Es ist sicherer, den Feind durch Mangel, Ueberraschung und Schrecken, als durch den Kampf zu bändigen, in welchem das Glück oft über die Tapferkeit geht. Das sind die besten Anschläge,

von denen der Feind Nichts weiß. Im Kriege hilft Gelegenheit oft weiter als Tapferkeit. Ueberläufer sind besser als erschlagene Feinde. Es ist besser hinter der Schlachtordnung gute Reserven zu haben als eine lange Linie. Der wird schwer besiegt, der über seine und der Feinde Hilfsmittel ein sicheres Urtheil hat. Tapferkeit ist besser als Menge; mehr hilft oft der Ort, als die Tapferkeit. Die Natur bringt die tapfern Männer nur in kleiner Anzahl hervor, sie werden vermehrt durch sorgfältige Unterweisung. Das Heer gedeiht durch Arbeit und wird schwach durch Muße. Führe den Soldaten nie in die Schlacht, wenn du ihn nicht voll Hoffnung auf den Sieg siehest. Das Ueberraschende schreckt den Feind, das Gewohnte ist ihm gleichgiltig. Wer den versprengten Seinigen unbedachtsam folgt, giebt dem Feinde den Sieg, den er für sich in Anspruch genommen. Wer sich nicht mit Lebensmitteln versieht, wird ohne Eisen besiegt. Wer auf die Reiterei vertraut, suche gute Plätze für sie und wende sie an. Läuft ein feindlicher Spion heimlich im Lager herum, so lasse man alle Soldaten in ihre Zelte gehen und man wird den Spion fassen können. Merkst du, daß dein Anschlag dem Feinde verrathen ist, so mußt du deine Disposition ändern. Was zu thun ist, berathe mit Vielen, was du aber erst unternehmen willst, mit möglichst Wenigen, Getreuen oder am Besten ganz allein mit dir. Im Standquartier bessere die Soldaten durch Furcht und Strafe, in Feldzügen durch Hoffnung und Belohnungen.

Das vierte Buch des Vegetius beschäftigt sich mit der Belagerung und Vertheidigung der Städte. Städte und Burgen, sagt er, sind entweder durch die Natur, oder durch die Menschen, oder durch Beide zugleich befestigt. Die Natur macht die Orte fest durch hohe und abgetrennte Lage, durch die Umgebung mit Seen, Sümpfen oder Flüssen, der Mensch durch Mauern und Gräben. Vor Allem muß man natürliche Befestigung wählen, da in der Ebene die Geschosse wirken können.

Die Mauer muß man nicht gerade führen, um sie den Stößen der Sturmböcke nicht auszusetzen, sondern schweifen und an den Ecken mit Thürmen befestigen. Die Mauern baut man so. Man führt, zwanzig Schritt von einander, zwei parallele Wände auf. Die Erde, welche man aus dem Graben hebt, schüttet man dazwischen auf und schlägt sie mit Rammen fest. Die Mauer ist unten stärker und muß von der Stadt aus stufenförmig aufsteigen. So ist den Widdern immer ein Gegendruck gegeben. Man muß sich hüten, daß die Thore nicht durch Feuer beschädigt werden, man deckt sie deßhalb mit Häuten und Eisen. Sicherer ist es, vor dem Thore einen festen Punct anzulegen, dessen Eingang durch ein Fallgatter geschützt ist, das an eisernen Ringen und Seilen hängt und wenn der Feind etwa eingedrungen, herabgelassen wird und ihn abschneidet. Auch soll man in dem oberen Theile des Thores

Löcher anbringen, aus denen man Wasser auf etwa eingeworfenes Feuer gießen kann.

Die Mauergräben sind möglichst breit und tief zu machen und mit Wasser reichlich zu versehen, damit sie die Minirarbeiten der Feinde ersäufen. Man hat zu fürchten, daß eine Menge Pfeilschützen die Vertheidiger von den Werken vertreiben, Leitern anlegen und die Mauer einnehmen. Gegen diese müssen Panzer und Schilde in der Stadt in Fülle vorhanden seyn. Zwischen den Zinnen werden sodann Tücher ausgespannt, welche die herankommenden Pfeile auffangen, da diese einen flatternden und wogenden Gegenstand nicht leicht durchdringen. Man fertigt auch hölzerne Körbe, Metellen genannt, die man mit Steinen anfüllt, um sie dem auf der Leiter heraufsteigenden Feind über den Kopf stürzen zu können.

Der Belagerungen giebt es zweierlei, durch ununterbrochenen Angriff oder durch Abschneidung von Wasser und Lebensmitteln. Daher muß eine Festung auf den möglichsten Vorrath bedacht seyn. Man muß alle Arten Fleisch, die man nicht lebendig bewahren kann, einsalzen. Man muß für Viehfutter sorgen, Wein, Essig, Früchte vom Lande hereinschaffen, damit der Feind Nichts vorfindet. Man muß die Gärten und grünen Plätze in der Stadt sorgsam pflegen, dann aber auch Frauen und alte Leute aus der Stadt entfernen, damit die Bewaffneten nicht sobald dem Mangel ausgesetzt sind.

Erdpech, Schwefel, flüssiges Pech und Brennöl muß vorhanden seyn, um die Maschinen der Feinde anzubrennen. Eisen beider Art und Kohlen zur Bearbeitung der Waffen, Hölzer für Spieße und Pfeile, runde, größere und kleinere Flußgeschiebe zum Werfen, für die Schleudern und Maschinen müssen vorhanden seyn. Große Steine legt man auf die Zinnen, damit man sie auf die Anstürmenden herabstürzen könne. Man fertigt auch ganz große Räder aus grünem Holze oder Walzen aus den stärksten Bäumen und gut abgeglättet, die man auf die Feinde herabrollen läßt, und die besonders die Pferde erschrecken. Man muß auch Balken, Bohlen und eiserne Nägel von verschiedener Größe in Bereitschaft haben, da man den feindlichen Maschinen mit anderen entgegentritt und besonders die Thürme und Mauern schnell zu erhöhen sucht, damit sie von den beweglichen Thürmen der Feinde nicht überragt werden könenn.

Besonders muß man einen Vorrath von Sehnen und Darmsaiten haben, da Onagri, Ballisten und andere Wurfgeschütze Nichts helfen, wenn sie nicht sehnene Seile haben. Für Ballisten sind Pferdehaare besonders nützlich. Frauenhaare sollen nicht minder tauglich seyn, wie die Römer in der Zeit der Noth in Erfahrung gebracht haben, als bei der Belagerung des Capitols Mangel an Sehnen eintrat und die Frauen den Männern ihr abgeschnittenes Haar darbrachten. Man muß auch Thierhörner und rohe Häute ansammeln, um die Maschinen zu schützen.

Es ist einer Stadt von großem Nutzen, wenn sie innerhalb der Mauer ausdauernde Quellen hat. Gewährt die Natur dieß nicht, so muß man Brunnen ausgraben, aus denen man das Wasser an Seilen schöpfen kann. Bei hochgelegenen Orten finden sich außerhalb Felsen, welche man durch Castelle befestigen kann, von denen man die Brunnen bestreichen und den Wasserholenden Schutz gewähren kann. Uebrigens sind in allen öffentlichen und vielen Privatgebäuden Cisternen sorgfältig anzulegen, in denen sich das Regenwasser sammeln kann.

Fehlt in einer Seestadt das Salz, so kann man dessen aus dem Seewasser in der Sonne abdampfen. Schneiden die Belagerer den Weg dahin ab, so enthält der Sand noch Salzstoff, den man mit Wasser auszieht.

Bei einer Berennung laufen beide Theile gleiche Gefahr, doch kostet sie den Angreifenden mehr Blut. Wird der erste Sturm abgeschlagen, so wächst den Belagerten der Muth und nun wird nicht mehr mit Schrecken, sondern mit Kraft und List der Kampf fortgesetzt.

Zur Belagerung hat man Schildkröten, Böcke, Sicheln, Schirmdächer, Mäuse und Thürme.

Die Schildkröte wird aus Balken und Bohlen zusammengesetzt und mit rohen Häuten, Matten und Tüchern vor dem Anbrennen geschützt. In dem Innern ist der Balken, dessen Kopf entweder ein gebogenes Eisen, eine Art Sichel, enthält, um die Steine aus der Mauer zu ziehen, oder am Ende einen Kopf hat und Widder genannt wird. Man rennt ihn wider die Mauer, um sie zu erschüttern und einzustürzen.

Um die Vinea oder nach barbarischer Redeweise die Cautia herzustellen, wird aus leichten Hölzern eine Maschine zusammengefügt, die 8 Fuß hoch und 7 Fuß breit, aber 16 Fuß lang ist. Sie ist doppelt bedeckt und hat innen Balken und Stockwerke. Die Seitenflächen werden mit Weidengeflecht bedeckt, damit Felsen und Geschosse nicht in sie eindringen. Auswendig werden sie mit rohen und frischen Häuten und Lappen behängt, damit sie nicht durch aufgeworfenes Feuer verbrannt werden. Man macht mehrere, stößt sie dann an einander und bewegt sie an die Stadtmauer, um sie zu untergraben.

Die Plutei (Schutzwände) werden in der Art eines Gewölbes aus Weidengeflecht gemacht und auf ein wagenartiges Gestell gesetzt, welches drei Räder hat, von denen eines vorn und zwei hinten angebracht sind *). Unter diesen Schutzwänden nähern sich die Belagerer den Mauern und treiben mit Pfeilen, Schleudern und

*) Auf der Trajanssäule (Bartoli Taf. 87 und 88. Nr. 284.) sehen wir solche Radgestelle, welche für diesen Zweck in Bereitschaft gesetzt wurden.



Wurfspießen den Feind von den Zinnen, um dann mit den Leitern heranzukommen. Außerdem errichtet man gegenüber der Mauer einen Wall aus Erde und Holz, von wo aus man auch Geschosse wirft.

Musculi heißen die kleineren Maschinen, unter deren Schutz die Soldaten die Pallisaden wegnehmen und den Stadtgraben mit Steinen, Hölzern und Erde ausfüllen und fest machen, damit die wandelnden Thürme ohne Hinderniß an die Mauer gebracht werden können. Sie bereiten den großen Maschinen den Weg.

Die Thürme sind aus Balken und Bohlen, gleich Gebäuden, zusammengesetzt und, um vor dem Feuer der Belagerten geschützt zu seyn, sorgfältig mit rohen Häuten und Lappen bedeckt; ihre Breite steht zu ihrer Höhe in angemessenem Verhältniß. Sie sind oft 30—50 Fuß breit und müssen so hoch seyn, daß sie nicht bloß die Mauern, sondern auch die Thürme derselben überragen. Sie stehen auf Rädern, durch welche sie vorwärts bewegt werden. Sobald sie an die Mauer herankommen, geräth die Stadt in die größte Gefahr. Im Inneren sind Leitern. Von hier aus kann man nun auf verschiedene Weise angreifen. Es ist auch im Innern ein Widder, der gegen die Mauer arbeitet. In der Mitte der Höhe ist eine Brücke angebracht, die aus zwei Balken besteht und mit Weidengeflecht an den Seiten geschützt ist. Von der Brücke aus gelangen die Soldaten auf die Mauer und brechen nun in die Stadt ein. Auf dem höchsten Theile des Thurmes stehen die Speer- und Pfeilschützen, welche die Vertheidiger der Stadt von hier aus beunruhigen. So wird eine Stadt bald eingenommen. Indessen begegnet man solcher Gefahr auf mehrere Arten, namentlich durch mannhaften Widerstand und durch Anbrennung der Thürme mittels der von Ballisten geworfenen Brandhämmer. Diese Hämmer (malleoli) sind wie Pfeile und wo sie sich anhängen, verbrennen sie Alles. Die Falarica sind, wie Spieße, mit gewaltigem Eisen versehen und haben am Schafte einen Brand von Schwefel, Harz, Pech und Werg, das in Oel getränkt ist. Man schießt diese Brandpfeile mit Ballisten, sie dringen ein und sengen. Wenn der Feind schläft kann man auch durch Lampen, die man in Laternen stellt, die Maschinen von der Mauer aus anzünden.

Nächstdem mag man auch den Theil der Mauer, dem sich die Maschinen nähern, durch Steine und Cement, oder Lehm und Ziegel erhöhen, auch noch hölzerne Stockwerke darauf setzen, da ihr die Maschinen nicht schaden, wenn sie niedriger sind. Die Belagerer pflegen dann einen Thurm zu bauen, der niedriger scheint als die Stadtmauern, machen aber im Geheimen einen schmäleren Thurm, den sie im Inneren des ersten anbringen und, sowie sie an die Mauer gelangen, rasch mit Seilen und Kloben herausziehen. Im Inneren steigen sodann die Bewaffneten hervor und nehmen

die Stadt. Zuweilen greifen aber die Belagerten die anrückenden Maschinen mit langen, eisenbeschlagenen Balken von der Mauer aus an und treiben sie zurück. Bei der Belagerung von Rhodus machten die Belagerten eine Mine in die Mauer, gruben sich bis zu dem angerückten Thurme durch, unterwühlten den Weg desselben und als er am anderen Tage vorwärts bewegt wurde, sank der Boden und der Thurm blieb bewegungslos stecken *).

Wenn die Thürme angerückt sind, so entfernen die Schleuderer mit Steinen, die Bogenschützen mit Pfeilen, die Manuballistarien oder Arcuballistarien mit Pfeilen, die Werfer mit Plumbaten oder Missilien den Feind von den Mauern. Dann werden die Leitern an die Mauern gebracht, wobei freilich die, welche zuerst hinaufsteigen, der größten Gefahr sich aussetzen. Nächstdem hat man die Sambuca, eine Brücke, die (in Gestalt der Cithara) von dem Thurme auf die Mauer gelassen wird. Was an der Cithara die Saiten, das sind an der Sambuca die Balken. Exostra ist eine Brücke, die schnell aus dem Thurme auf die Mauer vorgeschoben wird. Der Tolleno ist ein Korb, der an einem in die Erde gerichteten Balken horizontal befestigt ist. Wenn das eine Ende niedergezogen wird, erhebt sich das andere und an diesem ist ein Korb befestigt, in welchem Soldaten zur Mauer emporgehoben werden.

Die Wurfmaschinen sind Ballisten, Onagri, Scorpione, Arcuballisten, Fustibali, Pfeilschützen und Schleudern **).

Die Ballisten werden mit Darmsaiten aufgezogen; je größer ihre Arme sind, je weiter sie vorragen, desto größere Geschosse schleudern sie fort. Werden sie geschickt bedient und die Entfernung gehörig berechnet, so ist die Wirkung außerordentlich. Der Onager wirft Steine, je nach seiner Größe. Dieses sind die beiden stärksten Geschütze.

Scorpione nannte man die Handballisten, welche kleine Pfeile schießen.

---

*) In den alten Handschriften und Ausgaben des Vegetius, namentlich den ältesten deutschen Uebersetzungen, z. B. der von C. Hohenwang, dann der Erfurter von 1511. Augsb. 1529. f. sind die Maschinen abgebildet, wie sie auch in der dresdner Handschrift des Valturius erscheinen und in die späteren Ausgaben übergegangen sind.

**) Die Ballisten halte ich für colossale, auf Räder gesetzte Armbrüste zu deren Anspannung man einen entsprechenden Hebel brauchte. Abbildungen der Geschütze kommen auf der Trajanssäule vor (Bellori 30. 45.). S. Justi Lipsii poliorceticon sive de machinis, tormentis, telis libri V. Antv. 1625. 4. Vitruvius von Rhode 10. Buch wo Helwigs Bemerkungen. S. Blessons Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges 1845. 63. Band S. 208 ff. Die Anwendung der Wurfgeschütze zeigen zahlreiche Beispiele bei Tacitus Hist. III. 29. III. 23. Ann. XV. 9. Caesar b. civ. II. 1. Polybius V. 88. XI. 11. 12. IX. 41. Ammian. Marcellin. XXIII. 4. Bei dem Brande von Rom ließ Nero die alten Mauern mit Wurfgeschützen wankend machen. Suedon. Nero 38.

Gegen den Widder wendet man allerlei Kissen und Decken an, um die Gewalt seiner Stöße gegen die Mauer zu schwächen. Man fängt auch den Widder mit Schlingen ab und zieht ihn seitwärts oder thut dieß mit gezahnten eisernen Zangen, die man Wölfe nennt und mit denen man ihn an Seilen ebenfalls auf- oder seitwärts zieht. Auch wirft man Marmorsäulen herab, um ihn zu zerbrechen. Ist aber trotzdem ein Loch in die Mauer gestoßen, so bleibt Nichts übrig als innerhalb Häuser abzubrechen und eine zweite Mauer aufzuführen.

Die Minen (cuniculi) treibt man unterirdisch gegen die Stadt, wie es bei dem Bergbaue üblich. Dann dringt man durch diese Gräbergänge des Nachts in die Stadt, öffnet von Innen die Thore und läßt die Schaar der Belagerer ein, oder man gräbt bis an die Stadtmauer, unterwühlt sie, stellt aus trockenem Holze Stützen auf und fügt Brennstoff bei. Dann wird unten das Feuer entzündet und wenn die stützenden Balken verbrannt sind, stürzt die Mauer zusammen.

Man hat Beispiele, daß der in eine Stadt eingedrungene Feind noch vernichtet wurde, was stattfinden wird, wenn die Belagerten sich noch einige Theile der Mauer, einige Thürme und hochgelegene Orte bewahrt haben. Dann können die Einwohner aus Fenstern und von den Dächern den eingedrungenen Feind mit Steinen und allerlei Geschossen überschütten. Dagegen öffnen die Belagerer, wenn sie eingedrungen sind, die Thore, um den Leuten Gelegenheit zur Flucht zu geben.

Selbst wenn der Feind schon abgezogen scheint, muß eine belagerte Stadt die Wachsamkeit nicht aufgeben und auf den Mauern müssen kleine Wachhütten errichtet werden, in denen Tag und Nacht Posten stehen. Man hält wohl auch kluge und scharfe Hunde auf den Thürmen, die den angreifenden Feind von Ferne wittern und durch Gebell anmelden. Die Gänse zeigen ebenfalls Nachts durch ihr Geschrei bevorstehende Ueberfälle an, wie denn die Gänse des Capitols den Römern das Eindringen der Gallier verkündeten.

Im Kriege ist viel daran gelegen, die Gewohnheiten des Feindes zu erforschen; es ist keine Kriegslist mit Erfolg auszuführen, wenn man nicht weiß, zu welcher Stunde der Feind zu ruhen und sorgloser zu seyn pflegt oder wenn er Nahrung einnimmt. Solche Zeiten wählt man zu Ueberfällen, gegen welche stets Steine auf den Zinnen in Bereitschaft liegen müssen. Die Zeiten des Essens und der Ruhe wählen auch die Belagerten um einen Ausfall zu unternehmen und die Maschinen der Belagerer zu zerstören. Deßhalb machen die Belagerer in der Weite eines Pfeilschusses einen Graben um ihr Lager, den sie mit Pallisaden, Wällen und Thürmchen gegen einen Angriff schirmen. Man nennt ihn Lorícula. Die Belagerer werfen übrigens auch mit Maschinen aus der Stadt. Vegetius giebt noch die Mittel an, wie man die Höhe

einer Mauer messen könne, um die Länge der Sturmleitern darnach einzurichten.

Das letzte Buch unsers Verfassers beschäftigt sich ausschließlich mit dem Seekriegswesen. Er weist nach, wie die Römer ihre Flotte theils bei Ravenna theils bei Misenum aufgestellt hatten. Die Ravennaflotte hatte Epirus, Makedonien, Achaja, Propontis, Pontus den Orient, Kreta und Cypern zu befahren, die Misenische Gallien, Spanien, Mauretanien, Africa, Aegypten, Sardinien und Sicilien. Es waren zwei praefecti classis ernannt, unter denen die Tribunen mit zehn Cohorten standen. Jedes liburnische Schiff wurde von einem Navarchen commandirt, der die Steuerleute, Ruderer und Soldaten übte und beaufsichtigte. Auf den Bau der Schiffe ist große Sorgfalt zu wenden. Man baut sie aus Cypressen-, Pinien-, Lärchen- und Tannenholz. Man nimmt besser eherne als eiserne Nägel dazu, da letztere schneller verrosten, die ehernen aber auch im Wasser die eigenthümliche Beschaffenheit bewahren. Die Bäume, aus denen man Liburnen bauen will, müssen vom 15.—23. Tage des Monats gefällt werden, weil das binnen dieser acht Tage gefällte Holz vor der Fäulniß bewahrt ist; eine auf Erfahrung der Baumeister gegründete Maaßregel. Am Beßten fällt man die Bäume nach dem Sommersolstitium, im Juli und August, und dann von der Nachtgleiche bis zum ersten Januar. Auch muß man sie nicht sofort zerschneiden oder zum Schiffbaue verwenden, sondern das Bauholz muß erst gehörig austrocknen. Man hat Liburnen von 1—5 Ruderbänken. Den größeren Liburnen sind Kähne mit je 20 Ruderern beigegeben, mit denen man die Anstalten der Feinde beobachtete, Ueberfälle ausführte und die man grün anstrich und die auch grüne Taue und Segel führten, ja deren Mannschaft grüne Kleider trug. Die Schiffführer müssen die Zeichen der Winde genau kennen, denn diese schaden den Liburnen oft mehr als der Feind. Wer den Gang der Winde genau kennt, wird schwerlich Schiffbruch leiden. Vegetius macht die Winde namhaft, schildert auch die gewöhnliche den Monaten eigenthümliche Witterung und die in der Atmosphäre erscheinenden Wettervorboten. Die Schiffer und Steuermänner müssen eine genaue Kenntniß der Orte haben, welche sie befahren, die Häfen, Klippen und Untiefen wissen. Die Ruderer müssen kräftig seyn, da Seetreffen immer bei Windstille geschlagen werden, wo der Wind nicht als bewegende Kraft benutzt werden kann. Zum Seekriege sind ähnliche Waffen und Maschinen nöthig wie zur Vertheidigung der Städte. Die Seesoldaten müssen gut gewaffnet seyn mit Kataphrakten, Panzern, Helmen und Schienen, da sie stehend fechten und daher über die Last der Waffen zu klagen keine Ursache haben. Sie müssen auch stärkere und breitere Schilde führen, weil sie den Steinwürfen und Sicheln ausgesetzt sind. Man entert auch die Liburnen, wirft Brücken herüber und

dann kommt es zum Gefechte mit dem Schwerte. Die größeren Liburnen haben Zinnen und Thürme, von denen aus man mit Brandöl, Werg, Schwefel, Pech und brennenden Pfeilen auf den Feind aus den Ballisten schießt.

Man kann auch zur See, so gut wie zu Lande, den unwissenden Feind überfallen, wenn man in geeigneten Meerengen der Inseln einen Hinterhalt legt. Wenn die Bootsknechte des Feindes durch anhaltendes Rudern ermüdet sind, wenn sie mit Gegenwind geplagt werden, wenn vor dem Schnabel die Fluth ist, wenn der Feind Nichts ahnend sich dem Schlafe überläßt, wenn seine Stellung keinen Ausgang darbietet, wenn sich erwünschte Gelegenheit zum Kampfe zeigt, muß man die Gelegenheit rasch erfassen. Findet aber eine offene Schlacht Statt, dann darf man die Schiffe nicht in gerader Linie, wie auf dem Schlachtfelde, sondern im Bogen, wie den Mond aufstellen, daß die Flügel vorragen und das Centrum zurückgebogen ist. Will dann der Feind durchbrechen, so wird er eingeschlossen und erdrückt. In den Flügeln muß man aber die besten Kräfte an Liburner und Soldaten stellen. Dann ist es nützlich, daß sich eine Flotte immer auf dem hohen und freien Meere halte und die des Feindes nach der Küste zu treibe, weil sie sonst die Gewalt des Angriffes verliert und nach dem Lande gedrängt wird. Bei diesem Kampfe pflegen drei Arten von Waffen das Meiste zum Siege beizutragen, die Stangen, die Sicheln und die Doppeläxte. Die Stange (asser) hängt, gleich einer Segelstange, als langer, schlanker Balken, an beiden Enden mit Eisen beschlagen an dem Mastbaume in der Schwebe. Man kann sie, wenn die Schiffe sich an die feindlichen gelegt haben, gleich dem Mauerbrecher benutzen und an die rechte oder linke Seite antreiben, um die feindlichen Soldaten zu erschlagen oder zu werfen, und zuweilen auch das Schiff derselben durchbohren. Die Sichel (falx) ist ein sehr scharfes, gekrümmtes, sichelförmiges Eisen, welches an lange Speerstangen befestigt die Taue, an denen die Segelstangen hängen, rasch durchschneidet. Fallen dann die Segel zusammen, so wird das Schiff faul und unnütz. Die Doppelaxt (bipennis) ist eine Art, welche auf beiden Seiten eine lange und scharfe Schneide hat. Mit diesen Aexten hauen in der Hitze des Gefechtes die geübtesten Matrosen und Soldaten auf kleinen Kähnen die Taue durch, mit denen die Steuerruder der feindlichen Schiffe befestigt sind, welche dadurch entwaffnet, bald genommen werden können.

Hiermit schließt Vegetius sein Werk über das Kriegswesen, das sich noch lange, ja bis zur Erfindung der Feuerwaffen in Europa eines bedeutenden Ansehens erfreute. Nicht minder geschätzt war das Werk des S. Julius Frontinus, der unter Vespasian in Britannien commandirte, das eine Anleitung für das Verhalten des Feldherrn im Kriege (Strategematicon libri IV.) und zwar in

einer Sammlung von Beispielen aus der Kriegsgeschichte darbietet. Er handelt von der Verheimlichung der eigenen Anschläge und Erforschung der feindlichen Pläne, der Benutzung des Terrains, der Behandlung der Soldaten, der Anordnung der Schlacht in Bezug auf zu wählende Zeit und Oertlichkeit, von Ueberwindung der Verlegenheiten und Schwierigkeiten, denen ein Feldherr sich zu entwinden hat; er bringt Beispiele von Belagerungen und Vertheidigungen der festen Orte im dritten Buche, während er das letzte ausschließlich der Disciplin und deren Handhabung, sowie den moralischen Eigenschaften des römischen Feldherren widmet.

Die Disciplin war es eben, wodurch die römischen Heere eine so große Ueberlegenheit über alle gleichzeitige Völker gewährten. Diese Disciplin wurde vornehmlich durch die unablässige Beschäftigung des Soldaten erhalten. Der römische Feldherr gestattete nie, daß der Soldat unthätig sey, es wurde täglich exercirt, der Soldat mußte Straßen, Brücken und Befestigungen bauen, die zu den Ziegeln nöthige Erde graben, die Ziegel formen und brennen, die dann mit dem Stempel der Legion versehen wurden *), er mußte Steine brechen, ja nöthigenfalls das Land urbar machen und bebauen, wenn er in wüsten Gränzgegenden längere Zeit verweilte. Wir verdanken dem Kaiser Probus die Anlegung von Weinbergen am Rheine. Noch heute sind eine Menge Straßen im südlichen Deutschland und die Reste der großartigen vom schwarzen Meere bis an den Schwarzwald und von da bis nach Holland reichenden Wall- und Castelllinie Denkmale der strengen Disciplin der römischen Heere, die Augustus begonnen und Hadrian vollendet hatte. In Spanien, wie in Gallien im peträischen Arabien wie in der Moldau, in Britannien wie in Africa finden sich noch jetzt großartige Denkmale davon als Schanzen, Wasserleitungen ꝛc. **).

Durch die Wälder des Nordgaues zieht sich die sogenannte Teufelsmauer in ununterbrochenem Zusammenhange in einer Linie von mehr als 150 römischen Meilen hin. Die Mauer ist zum Theil noch 5—6 Fuß hoch und geht über die steilsten Gebirge und Abgründe, durch Flüsse und Seeen, mit mehr als 150 Thürmen.

*) Abb. solcher gestempelter Ziegel, die übrigens meisterhaft geformt sind bei Emele.

**) Ueber derartige Römerwerke s. Ct Manner., res Trajani ad Danubium gestae Norimb. 1793. Hormayrs Wien I. 2. S. 19. die supercilia Danubii. Muchars Steiermark I. Buchner's Documente s. zu bair. Gesch. I. 22. und dessen Reise auf der Teufelsmauer. Regensb. 1818. u. Mayers, Raisers, Hanselmanns Monographien. Leichtlen, Schwaben unter den Römern. Schöpflin, Alsatia illustr. II. 241. Creuzer, König, Steinert, Quednow, Emele, Simon, Knapp, Fiedler, Hubens, Hetzrodt, Dorow über die rheinländischen Römerwerke, seit Drusus, Tiberius, Limes Tiberii, Trajan bis auf Probus, der diese Befestigungen abschloß.

Begonnen wurde sie von Hadrian und vollendet von Probus zwischen den Jahren 276 und 280.

Die zum Schutze des römischen Reiches gegen die Angriffe der Germanen errichteten Werke längs der Donau und des Rheines wurden nach und nach von einundzwanzig Legionen vertheidigt, von denen die 22. am Längsten in diesen Stationen verweilte. Ich finde Inschriften *) von folgenden Legionen: 1—8, 10—16, 18—22, 24 und 33. Die erste kommt von Rheinzabern bis Katwyk vor. Die zweite (Italica) stand eigentlich im Noricum (Buchner's Documente I. 83.), kommt aber auch in Mainz vor (Steiner Nr. 24. 374. ff.). Die dritte (Britannica) lag 200 Jahr zu Eining bei Abensberg (Prügger in d. Abh. d. K. bair. Aademie V. 35.) und in Altbirsbach (Steiner Nr. 24.). Die 4. (Macedonica) finden wir in Wiflisburg, Speier, Mainz, aber auch am Niederrheine (Fiedler I. 156.). Die 5. (Batava) war im J. 196 in Dacien (Seivert insc. R. Dac. Nr. 29.); dann erscheint sie am Niederrheine (Fiedlers Untergermanien S. 184. Steiner 611.) und in Aschaffenburg (Steiner 167.). Die 6. (Victrix) finden wir an der Donau (Hormayrs Wien 1. 2. 75.) und am Niederrheine (Fiedler 185. und Steiner Nr. 626.). Die 7. am Oberrheine (Steiner 382.). Die 8. (Augusta Antonianna) kam unter Antoninus Pius nach Deutschland und in den Odenwald (Knapp, Odenwald 191. Steiner Nr. 385.), war auch im Würtenbergischen (Wilhelmi in den Sinsheim. Mittheilungen I. 18. 36.), in Straßburg (Chevalier Nr. 415.), Aschaffenburg, Wiesbaden, Mainz und Cleve. Die 10. Legion kam unter Vespasian aus Spanien nach Germanien (Fiedler 186. Steiner 946.) und stand am Rheine von Mainz bis Nimwegen; sie war auch eine Zeit lang in Carnunt (Hormayrs Wien. I. 99.). Die 11. (Claudia) erscheint in der Schweiz (Schmidt antiqu. d'Avanches S. 92) im Schwarzwalde (Wilhelmi in Sinsh. Jahresber. I. 56.), in Mainz. Aschaffenburg, Baden, Cleve (Steiner 338.). Die 12. Legion (die fulminatrix), die vorzugsweise aus Christen bestanden haben soll, besiegte im J. 174 die Quaden an der Donau, tritt aber auch in Mainz und Cleve (Steiner 390. 615.) auf. Die 15. (gemina) war unter Antoninus Pius in Dacien (Seivert, inscr. Rom. Dac. Nr. 14. 19. 23. 27. 32. 36. Hormayers Wien I. 97.); dann in Mainz (Steiner 330. 375.), Zurzach (Steiner 523.) und vorher unter Drusus in Coblenz (Kruse deutsche Alterth. III. 13.). Die 14. Legion (gemina, martia victrix) stand schon unter Augustus in Mainz, war aber auch eine Zeit lang in Cöln (Fiedler 180. Wilhelmi 2. Jahresber. S. 8. Steiner bes. 862.). Die 15. Legion hatte ihren Stand an mehreren rheinländischen Orten von Worms bis Cleve (Fiedler 184. Steiner 291. 616. ff. und 780.). Die 16.

*) Steiner, Codex inscriptionum Roman. Rhenan.

war in Neuß und Mainz (Steiner 401.) und unter Nerva in der Schweiz (Schmidt, Avanches 13.). Die 17. hatte in der Hermannsschlacht ihren Adler verloren, stand unter Germanicus in Vetera, dann in Mainz (Steiner 405.), wo auch die 19. Legion stand, (Steiner 405.). Die 20. lag am Niederrheine (Steiner 685.). Die 21. kam aus Vindonissa nach Vetera (Steiner 407.). Die 22. Legion rückte im J. 87. in Mainz ein und hatte hier 250 ihr Standquartier *). Die 24. Legion kommt in Vetera vor (Fiedler S. 186.). Die 30. Legion (Ulpia victrix) wurde von Trajan errichtet, man fand Spuren von ihr in Siebenbürgen (Hormayrs Wien I. 103.), dann rückte sie an den Rhein, wo sie namentlich die Besatzung von Castra vetera bildete (Fiedler 139. Steiner 674.). Die meisten in Cleve gefundenen Steine stammen von dieser Legion (Nachr. über die zu Cleve gesammelten Alterth. S. 81).

Der gute Geist wurde bei den römischen Heeren durch harte und einfache Lebensweise erhalten. Sold und Lebensmittel wurden gewissenhaft geliefert. Vergehen wurden mit Abzug am Solde, schmaler Kost, Strafwachen, Degradation, Aderlaß und Schlägen bestraft, mit denen die Centurionen rasch bei der Hand waren, daher denn auch bei dem Aufstande der Legionen in Germanien, nachdem die Nachricht von dem Tode des Augustus angekommen war, die Centurionen gemißhandelt, ja getödtet wurden (Tacitus Ann. I. 32.). Der Centurio Lucilius hatte, weil er, wenn er eine Weinrebe an einem Soldaten zerschlagen immer nach einer neuen rief, den Spitznamen Cedo alteram (vitem) (Tac. Ann. I. 24). Diebe und Deserteure wurden zu Tode gegeißelt. Ueberläufer und Meuterer wurden mit dem Beile enthauptet. Bei größeren Meutereien decimirte man die schuldigen Cohorten.

Belohnungen waren dagegen die Bürgerkrone (corona civica) aus Eichenlaub für den, der einem Bürger das Leben gerettet. Sie wurde in früherer Zeit von dem Geretteten, später von den Kaisern ertheilt. Die Wallkrone (c. vallaris) war die Belohnung für den, der den feindlichen Wall zuerst erstiegen hatte. Sie war golden, ebenso die Mauer- und die Schiffkrone. Die höchste Ehrenkrone (c. obsidionalis) erhielt derjenige, der eine von Feinden belagerte Stadt oder ein von denselben umzingeltes Heer befreit hatte. Sie wurde aus Gras gemacht, welches an dem vom Feinde umschlossenen Orte gewachsen war.

Besondere Beweise außerordentlicher Tapferkeit wurden durch

*) Dilthey de legione romana XXII. Darmstdt 1830. Fuchs, alte Geschichte von Mainz S. 81. Knapp, röm. Denkm. des Odenwaldes S. 180. Dorow, Opferst. u. Grabh. I. 44. Fiedler, Untergerm. S. 188. Wilhelmi, 1. Jahresber. S. 18 f. Emele röm. u. deut. Altrth. Tf. 33. Steiner, codex inscr. Rom. Rhen. 408.

einfachere Goldkronen belohnt. In früherer Zeit belohnte man die Soldaten mit der hasta pura, einem Spieße, an welchem kein Eisen war, mit einer kleinen gestickten Fahne, einem Helmschmucke (cornicula), den phalerae, welche die Pferde trugen, mit Ketten und Armringen. Der Feldherr belobte öffentlich den Ausgezeichneten und hing ihm dann den Schmuck an. Die Torques, die in Gestalt eines Strickes um den Hals gehende goldene oder vergoldete Kette, hatte gemeiniglich verdoppelte Ration in ihrem Gefolge. Die Armillen bestanden aus armringenartigen bronzenen Zierrathen, welche vorn an den Schultern auf der Brust getragen wurden *).

Vertheilung von Ländereien kommen seit den Bürgerkriegen mehrfach als Lohn für militärische Verdienste vor. Außerdem wurden auch den ehrenvoll entlassenen Soldaten das Bürgerrecht und die Erlaubniß sich in Rom zu verheirathen ertheilt **).

Die Belohnung des Feldherren bestand in den Zeiten der Republik in der Ertheilung des Ehrentitels Imperator. In alter Zeit wurde, wenn der Feldherr den feindlichen Heerführer selbst erlegt hatte, der Panzer desselben als spolia opima im Tempel des Jupiters Feretrius aufgestellt, was jedoch nur dreimal stattfand. Die Aufstellung von feindlichen Waffen (tropaea) wurde gemeiniglich an dem Orte ausgeführt, wo der Sieg stattgefunden hatte; man steckte einen Pfahl in den Boden und befestigte die feindlichen Waffen in dieser Weise an demselben, wie wir sie auf den Münzen so häufig mit der Unterschrift der besiegten Nation dargestellt finden, und wie sie an den Säulen und Triumphbögen erscheinen. Feststehende und dauernde Tropäen stehen noch, angeblich aus Marius Zeit, an der Treppe des Capitols in Rom. Die Römer errichteten sie nur selten, weil sie die Besiegten nicht noch beleidigen wollten.

Die höchste Ehre, welche ein Feldherr erwerben konnte, war in der Republik der Triumph oder der feierliche Einzug mit dem Heere in die Stadt. Bedingung dazu war ein förmlicher Krieg mit einem auswärtigen Feinde, Erlegung von 8000 Mann und Erweiterung der Gränzen des Reiches (Bürgerkrieg gab keinen Anspruch auf den Triumph). Der Feldherr mußte die neue Provinz in einem ruhigen Zustande verlassen und sein Heer mit nach Rom gebracht haben. Die Entscheidung über Gewährung des Triumphes hatte der Senat; es gewährte aber auch das Volk denselben gegen den Willen des Senates. Verweigerte der Senat den Triumph, so

*) Ein Armring meiner Sammlung (Nr. 2307.) stammt aus Trier. Er hat 43 Zoll Durchm. und 1¼ Zoll Breite. S. J. Lipsii militia Rom. 331. Orelli inscr. lat. sel. 749. 3453. f.

**) Zwölf römische Militär-Diplome, beschr. v. Jos. Arneth, auf Stein gezeichnet von Alb. Camesina Wien 1843.

feierte ihn der Feldherr auf dem albanischen Berge. Dem Augustus wurde im J. 711 d. St. der Triumph wegen zu großer Jugend abgeschlagen. Mit dem Ende der Republik hörten die Triumphe der Feldherren auf, da sie nur für den Imperator gehörten.

Der siegreiche Feldherr, der auf die Ehre des Triumphes Anspruch machte, kam mit seinem Heere bis an die Mauern von Rom. Er bat den Senat um eine Sitzung im Bellona- oder Apollotempel vor der Stadt, denn der mit dem Imperium Bekleidete durfte nicht in die Thore eintreten oder wenn er es that, verlor er dasselbe. Kam der Senat zusammen, so erstattete ihm der Feldherr Bericht über seine Thaten und Verdienste und bat um die Ehre, den Göttern zu danken und den Triumph halten zu dürfen. Hierauf sprachen Andere für oder gegen die Bitte und unterwarfen oft die Handlungsweise einer scharfen Kritik. Drang jedoch der Feldherr mit seiner Bitte durch, so übernahm die Staatscasse die Kosten und dem Volke wurde zur Abstimmung der Antrag gestellt, daß der Feldherr für den Tag des Triumphes das Imperium in der Stadt haben möge.

Der Feldherr begab sich am festgesetzten Tage mit seinem Heere auf das Marsfeld und von da aus bewegte sich der Zug über den campus und circus flaminius nach der porta triumphalis durch die vornehmsten Straßen und Plätze nach dem Capitole. Die Straßen waren mit Blumen bestreut, vor den Häusern Speisen aufgestellt, von den Altären duftete Weihrauch. Den Zug selbst eröffneten Sänger und Musiker, dann die weißen Opferstiere mit vergoldeten Hörnern und mit Kränzen behangen. Hierauf wurde die Beute im Gepränge aufgeführt: Statuen, Gemälde, Gefäße, Waffenstücke, gemünztes und ungeprägtes edles Metall, die Goldkronen, welche die abhängigen Staaten dem Triumphator geschenkt hatten, Abbildungen der Thaten des Heeres mit Inschriften, die Bilder der bezwungenen Städte. Es folgten die ausgezeichneteren Gefangenen in Fesseln, begleitet von ihren Familien und Dienern. Hinter ihnen gingen die Lictoren, deren Fasces mit Lorbeer umwunden waren; sie wurden von Sängern begleitet, bei denen ein Mimus in Purpurgewand mit Goldschmuck wandelte, der die Besiegten verhöhnte. Nun trug man duftenden Weihrauch unmittelbar vor dem Wagen des Triumphators, der von vier weißen Pferden oder auch von Elephanten gezogen wurde. Der Wagen war prachtvoll mit Gold, Elfenbein und Edelsteinen verziert, der Feldherr trug die alte Königstracht, die toga picta und tunica palmata, auf dem Haupte den Lorbeerkranz, in der Rechten den Lorbeerzweig, in der Linken den Elfenbeinstab, auf dessen Spitze der Adler saß, hinter ihm stand ein Sclave, der eine goldene Krone über sein Haupt hielt und ihm zurufen mußte: „Bedenke, daß du ein Mensch bist“. Seine Kinder standen oft bei ihm auf dem Wagen, seine Verwandten und Clienten gingen in weißen Togen neben ihm her;

zur Seite ritten die Kriegstribunen und Legaten. Das Gesicht des Triumphators war gleich den Götterstatuen mit Mennig geschmückt und am Hals trug er ein goldnes Amulet gegen den bösen Blick. Hinter ihm folgte sein gesammtes Dienstpersonal, die Schreiber, dann die Consuln, der Senat, die Magistrate und alle die Römer, die durch den Sieg aus Gefangenschaft und Sclaverei gerettet worden waren und die nun den Hut trugen. Dann kam das siegumstrahlte Heer mit seinen Fahnen und den erworbenen Ehrenzeichen und mit Lorbeerkränzen. Die Soldaten langten von den vor den Häusern aufgestellten Speisen zu und trieben allerlei Scherz und Kurzweil, wobei auch der Feldherr nicht geschont wurde. Bürger und Soldaten ließen den lauten Ruf io triumphe erschallen.

Wenn der Zug vom Forum sich nach dem Capitol wendete, so ließ der Feldherr die gefangenen Könige in das Gefängniß bringen und hier tödten oder er begnadigte sie auch. Auf dem Capitol verrichtete er das Dankgebet, ließ die Stiere schlachten und legte seine Goldkrone in den Schoos der Jupiterstatue. Darauf fand das Gastmahl Statt, worauf der Feldherr mit Fackeln und Musik nach Hause begleitet wurde. Die erbeuteten Schätze wurden in das Aerarium geschafft, nachdem ein Theil der Beute an die Soldaten gegeben worden war. Oft wurde vom Triumphator auch dem Volke ein Gastmahl gegeben und Geld, Getraide und Oel an dasselbe vertheilt.

Den ersten Triumph wegen eines Seesieges hielt im Jahre d. St. 493 Duilius, nachdem er die karthagische Flotte geschlagen hatte. Man stellte die den feindlichen Schiffen abgenommenen Schnäbel als columna rostrata auf dem Forum auf *).

Geringere, obschon öffentliche Ehrenzüge waren die supplicatio und ovatio, der Einzug zu Fuß oder zu Pferde, wobei der Feldherr einen Mirtenkranz trug und auf dem Capitol statt des Stieres nur ein Schaf opferte.

Dauernde Denkmale großer Siege waren die Ehrenbögen und Ehrensäulen, welche in den Provinzen oder in Rom einem siegreichen Feldherrn errichtet wurden. In Rom sind die Triumphbögen des Titus, Septimius Severus und des Constantin; von Augustus Ehrenbögen stehen die zu Rimini, Aosta und Susa; Claudius hatte einen an der flaminischen Straße, wovon noch verschüttete Reste vorhanden sind; Marc Aurel ebendaselbst; der Bogen des Gallienus ist nur aus Travertin. Der Triumphbogen von Saintes (Caylus VII. 297.) bestand nur aus zwei Thoröffnungen; es waren derartige Triumphbogen auch in Spoleto, Fano und zu Constantinopel.

*) Auf der Trajanssäule ist das Opfer des Kaisers auf dem Capitol vorgestellt (64). In dem von Beger herausgegebenen Florus ist die Darstellung eines Triumphes bildlich versucht.

Rom soll deren an 30 gehabt haben (Bellori vett. arcus Augg. R. 1690.).

Merkwürdiger und den Römern eigenthümlich waren die Siegessäulen, unter denen die des Trajan zu Rom unstreitig die interessanteste ist. Die älteste war wohl die columna rostrata des Duilius. Die Trajanssäule *) wurde im Jahre 112 nach der Besiegung der Dacier errichtet. Man steigt 186 Stufen im Innern empor. Sie besteht aus 34 Stücken, von denen 23 den Schaft bilden. Sie enthält die Darstellungen der Feldzüge gegen Decebalius und bietet an 2500 menschliche Figuren dar. Minder erhalten ist die Antoninsäule in Rom (herausgeg. v. Vignoli. Rom 1705.) sowie die des Theodosius in Constantinopel **).

Waren die Heereseinrichtungen der Römer vorzugsweise darauf berechnet den äußeren Feinden zu widerstehen und sie zu unterwerfen, so war

## die Religion

eines der wichtigsten Mittel der Herrscher, den Bürger der Stadt und den Bewohner des Landes im Gehorsam zu erhalten, eine Erscheinung, die wir überall finden, wo active Beherrscher eine passive Bevölkerung, die ihnen an Zahl überlegen ist, zu lenken haben. Die Religion ist dann ein wesentlicher Theil in der Verfassung des Staates. In Rom trug sie zur Erhaltung desselben bei, wie die Kriegsverfassung seine Erweiterung und Verherrlichung nach Außen zum Zwecke hatte.

Wie nun die Patricier ursprünglich nicht allein alle Staatsämter, sondern den ganzen Kriegsdienst in Händen hatten, so waren auch alle geistlichen Aemter ursprünglich in ihren Händen. Als nun die Staatsgewalt, welche früher der König, später die Patricier, endlich auch die Plebejer geübt hatten, wiederum in den Kaiser zusammenfloß, mußte auch die höchste geistliche Würde, das Pontificat, auf denselben übergehen, ja es war ganz natürlich, daß man den Göttersprößlingen, — Julius Cäsar leitete sein Geschlecht von der Venus ab — nachdem sie in den Kreis ihrer himmlischen Ahnen zurückgekehrt, auch göttliche Verehrung angedeihen ließ und ihnen Tempel und Priester besorgte.

Betrachten wir zunächst das Personal der römischen Staatsreligion, so finden wir zuvörderst den geistlichen Senat, das Collegium Pontificum mit dem Pontifex maximus an der Spitze. Ur-

*) Alph. Ciacconii expositio brevis columnae Tr. R. 1576. 1616. Fabretti de columna Tr. Rom. 1690. Colonna Trajana disegnata e intagl. da Pietro Santo Bartoli con l'esposizione di Sto. Pietro Bellori Rom. Fol. — Col. Tr. ab A. Morellio del., descr. ab A. Fr. Gorio. Amst. 1752. Fol.

**) Abgebildet in Banduri Imperium Orientale. Ven. 1729. II. 380 ff.

sprünglich waren dieß 4 Patricier, zu denen im Jahre d. St. 454 4 Plebejer gesetzt wurden und welchen Sulla noch 7 neue Pontifices beifügte. Das Collegium überwachte alle Religionsangelegenheiten, alle heiligen Gebräuche, Opfer, Ehesachen, alle Weihen, Erforschungen des Götterwillens bei Wahlen &c. Die Zeitrechnung und Besorgung des Calenders, sowie die Aufbewahrung der Thatsachen und die Abfassung der Staatschronik (commentarii und annales maximi) war dem Collegium überwiesen. Der Pontifex maximus war auf Lebenszeit gewählt und bis auf die Abfassung der Zwölftafelgesetze eine der wichtigsten Rechtsquellen im Staate *). Unter dem Pontifex standen nun alle übrigen Priester und Priesterinnen, deren Geschäfte theils in Bewahrung heiliger Gegenstände, theils in Besorgung der Dank- und Sühnopfer wie heiligen Gebräuche, theils auch in der Erforschung des Götterwillens bestanden.

Zu der ersten Classe gehörten quindecimviri sacris faciendis, welche die Bewahrung und Pflege der sibyllinischen Bücher hatten und die ursprünglich nur aus zwei Männern bestanden, welchen Tarquinius Superbus die von der Sibylle Amalthäa erkauften Bücher übergab, welche daher auch duumviri genannt wurden. Als die Plebejer Antheil an der Verwaltung erlangten, ernannte man 5 Patricier zu diesem Amte und gab ihnen 5 Plebejer bei. Sulla brachte die Zahl auf 15. Ihr Sitz war der capitolinische Jupitertempel, mit dem im Jahre d. St. 644 die Bücher verbrannten. Man sammelte die alten Aussprüche im In- und Auslande, stellte sie aufs Neue zusammen und bewahrte sie fortan im Tempel des Apollon. Die Quindecimvirn waren frei vom Kriegsdienst und ihr Amt dauerte lebenslang.

Die vestalischen Jungfrauen wurden von Numa für die Pflege des heiligen Feuers im Tempel der Vesta eingerichtet. Numa hatte vier ernannt, unter seinem Nachfolger kamen noch zwei hinzu. Sie wurden vom Pontifex maximus ausgehoben. Er erlas 20 Mädchen, deren beide Aeltern noch am Leben und die zwischen 6 und 16 Jahren alt waren und kein körperliches Gebrechen an sich haben durften. Aus diesen zwanzig wurde Eine durch das Loos gewählt und gleich einer Kriegsgefangenen aus dem Vaterhause abgeführt. Sie blieben zehn Jahr im Tempel, um den Dienst zu lernen, übten denselben zehn Jahr und unterrichteten dann noch zehn Jahr ihre Nachfolgerinnen. Nach erfülltem Dienste konnten sie den Tempel verlassen und heirathen. Die erste Jungfrau wurde vestalis maxima genannt. Ihnen war die Erhaltung des ewigen Feuers im Tempel der Vesta, die Bewahrung des Palladiums der

*) Nähere Nachweisungen bes. über die Entstehung des Collegiums in K. D. Hüllmanns jus pontificium der Römer. Bonn 1837. 8. Rupertl's Handb. II. 567 ff.

Nation, welches nur der Pontifex maximus und die Vestalis maxima sehen durften, sowie die Bewahrung von Testamenten anvertraut. Sie verrichteten auch den andern Tempeldienst und mußten ihre Keuschheit bewahren. Eine Vestalin, die sich vergaß, wurde lebendig auf dem campus sceleratus begraben und ihr Geliebter auf dem Forum zu Tode gegeißelt. Sie genossen große Vorzüge, bedurften keines Vormundes, hatten einen Lictor in ihrem Gefolge, wenn sie öffentlich ausgingen, bei den öffentlichen Spielen ihren Ehrenplatz, einen bestimmten Gehalt und das Recht Verbrecher, die ihnen begegneten, zu begnadigen. Ihr Kleid war mit Purpur besetzt.

Die Salier, zwölf von Numa angeordnete Diener des Mars, welche das vom Himmel gefallene Schild des Mars, das Ancile, zu bewahren hatten. Der König ließ, um das Glück bringende Waffenstück für alle Zeiten zu bewahren, elf andere, vollkommen gleiche anfertigen, so daß Niemand mehr wußte, welches darunter das ächte sey. Sie hatten eigene Tracht, gestickte Tunica, den ehernen Gürtel, eine kegelförmige Mütze und ein Schwert. In der rechten Hand führten sie einen Spies, in der linken das Ancile. Sie zogen an bestimmten Tagen auf das Capitol und sangen heilige Lieder ab, welche Numa selbst verfaßt haben sollte. Nach Beendigung der Umzüge wurden sie auf Staatskosten reichlich gespeist. Sie hatten einen Vorstand und einen Singlehrer.

Dazu kamen nun noch die Galli mit dem Archigallus, die Pfleger des heiligen Steinbildes der Göttermutter, welches nach Rom gebracht wurde, als schon die Macht der Patricier gebrochen war. Im zweiten punischen Kriege hatte es immer Steine geregnet und die sibyllinischen Bücher hatten gemeldet, es könne der auswärtige Feind besiegt werden, wenn das Bild der Kybele von Pessinus in Galatien nach Rom geholt würde. Da nun auch das delphische Orakel der Ansicht der Zehnmänner beistimmte, so besandte man den König Attalus, der den Römern den heiligen Stein übergab, den man dort die Göttermutter nannte. Man wählte nun den besten Mann, den jungen Publius Scipio, welcher mit den Matronen der Göttermutter entgegen gehen und sie in Empfang nehmen mußte. Das Schiff mit dem Bilde landete in Ostia und wurde im Triumph am 12. April 204 v. Ch. nach dem Tempel der Victoria auf dem palatinischen Hügel gebracht. Nachdem man der Göttin einen neuen Tempel ebendaselbst errichtet hatte, wurde der Stein dort niedergelegt. Der übrigens gestaltlose Stein wurde alljährlich am 27. März im Flüßchen Almo gewaschen. Mit dieser Waschung waren feierliche und geräuschvolle Aufzüge verbunden.

Zur Besorgung der Opfer und heiligen Gebräuche, welche ehedem der König selbst verrichtet hatte, wurde nach Vertreibung der Könige ein eigener rex sacrorum oder sacrificulus eingesetzt. Als im Laufe der Zeit die Opfer sich mehrten und es dem Pontifex

und seinem Collegium unmöglich wurde überall persönlich anwesend zu seyn, ernannte man im Jahre d. St. 557 drei epulones, die jedoch bis auf sieben nach und nach vermehrt wurden. Die septemviri epulones hatten die Aufsicht bei den öffentlichen Spielen und Opfern.

Es folgen demnächst die **fratres arvales**, die Romulus zu Ehren seiner Pflegemutter Acca Laurentia errichtet haben soll. Ihre Zahl war zwölf. Sie hatten alljährlich vor der Ernte ein Opfer zu verrichten, womit sie den Segen des Himmels für die Fruchtbarkeit des Bodens erflehten. Sie opferten ein Schwein, ein Schaf und einen Stier, die man vorher um die Felder herumführte. In ihrem Gefolge waren bekränzte Landleute, welche zu Ehren der dea dia Tänze und Gesänge aufführten. Das Amt dieser arvalischen Priester war lebenslänglich *).

Die **feciales** waren ein von Numa gestiftetes Priestercollegium von 20 Mitgliedern. Ihr Amt war bei Kriegserklärungen, Friedensschlüssen und Bündnissen die feierlichen Gebräuche zu verrichten. Sie gingen als Gesandte an Nationen, von denen der römische Staat sich beleidigt glaubte, und forderten Genugthuung. Sie verkündeten es der fremden Nation, wenn die Römer Krieg gegen sie beschlossen hatten. Dann gingen einige Fecialen mit dem Blutspeere an die feindliche Gränze und warfen denselben hinüber. Bei der Abschließung eines Friedens oder Bündnisses sprach ein Fecialis im Namen des römischen Volkes den feierlichen Eid als pater patratus. Die Fecialen, die Priester des jus gentium, trugen weiße Kleider und Kränze von Verbenen **).

Jede Curie hatte außerdem ihren **curio**, welcher in dem Tempel derselben den heiligen Dienst verrichtete und der Vesta, den Penaten der Curia, dem Jupiter und der Juno die gebührenden Opfer brachte. Gesammtvorstand der 30 Curionen war der curio maximus.

Die **flamines** waren die Priester der einzelnen Gottheiten. Die ältesten drei Flamines hatte Numa aus den Patriciern gewählt für den Dienst des Jupiter, Mars und Romulus. Unter ihnen war der flamen dialis stets der Vornehmste, er hatte nächst dem rex sacrorum den höchsten Rang; mit dem Tode seiner Gemahlin, der flaminica, mußte er sein Amt niederlegen. Er mußte aus einer feierlich mit der confarreatio geschlossenen Ehe hervorgegangen seyn, und auch in solcher leben; er hatte die toga praetexta, die curulische Sella, Sitz und Stimme im Senat und Proclamitores.

Die beiden andern Flamines (Martialis und Quirinalis) hatten gleiche Auszeichnung, waren aber nicht Mitglieder des Senats. Außer diesen gab es noch 12 flamines minores, sie besorgten den

*) Ihr Festlied in Ruperti's Handb. II. 497 ff.
**) Ruperti a. a. O. II. 584 ff.

Dienst des Vulcan, der Volturna, Pomona und anderer Gottheiten. Es konnten Plebejer seyn. Als die Kaiser vergöttert wurden, erhielten auch diese ihre Flamines.

Der Dienst der alten Ara maxima des Hercules war den Familien der Potitier und Pinarier übergeben. Nach dem Aussterben des Geschlechts mußten die öffentlichen Sclaven denselben besorgen.

Ein in die römische Urzeit aufsteigender Dienst, der des Wölfe von den Heerden abwehrenden Lupercus, war der Sage nach von dem Könige Evander bereits eingerichtet worden. Romulus übergab denselben den Jünglingen der Geschlechter der Fabier und Quinctilier. Dieser nationale Dienst erhielt sich bis in die christlichen Zeiten und wurde erst im 6. Jahrhundert abgeschafft.

Die Priester hatten bei ihren Amtsverrichtungen ein zahlreiches Personal; die popae und victimarii pflegten, banden und führten die Opferthiere zum Altar, wo sie von den Cultarien abgestochen wurden. Die Väter wurden bei priesterlichen Amtsverrichtungen von ihren Kindern unterstützt; die camilli und camillae waren Kinder, deren Väter und Mütter noch lebten, und welche kinderlose Priester bei den Opfern bedienten. Bei den Tempeln wohnten Kirchner, aeditumi und aeditui, welche die Reinhaltung derselben zu besorgen hatten, dann scribae, calatores, welche den Gottesdienst ausriefen, da man keine Glocken hatte, und die also den orientalischen Gebetausrufern entsprechen; ferner Musiker, tibicines, fidicines; auch rechneten sich die zum heiligen Personal, welche Votivbilder aus Teig, wie die fictores, Bronze oder Wachs fertigten.

Diese Priester, ursprünglich Patricier, hatten die Aufgabe, die Götter mit ihren Opfern zu bedienen, ihren Zorn zu versöhnen, ihre Gunst zu erflehen, den Dank ihnen darzubringen. Bei Weitem wichtiger für den Staat aber war das Amt derer, welche den Willen der Götter zu erforschen hatten, da keine öffentliche Handlung ohne deren Genehmigung ausgeführt wurde *).

Jupiter war der Oberschutzherr des Staates und er gab namentlich durch Blitz und Vogelflug seinen Willen kund. Zur Erkenntniß desselben war ein Priestercollegium, das der interpretes Jovis, der Auguren vorhanden. Romulus hatte aus jeder Tribus drei Auguren ernannt, Numa fügte noch zwei dazu, die nun ein Collegium bildeten, das sich durch einstimmige Wahl ergänzte und die Lehre unter sich fortpflanzte. Die Auguren waren nicht absetzbar. Ihren Aussprüchen nicht zu gehorchen, galt als strafbares Verbrechen. Sie trugen einen purpurstreifigen Rock (Trabea) die konische Mütze und den krummen Hirtenstab (lituus), womit sie die Himmelsgegenden

---

*) Die Ansichten der gebildeten Römer über die Divination hat Cicero in seinen bekannten zwei Büchern de divinatione aus einander gesetzt.

bezeichneten. Der Senat und die Magistrate hatten das Recht, ihren Ausspruch zu verlangen. Ja die Magistrate hatten das Recht, so lange sie im Amte waren, selbst Auspicien anzustellen, namentlich wenn ihnen kein Augur zur Hand war, wie z. B. im Kriege. Den Auguren zunächst aber standen die Bewahrer der sibyllinischen Bücher.

Die ganze Lehre von den Zeichen und Wundern, als Ausdrücke des göttlichen Willens, stammte aus Etrurien und von dort her verschrieb man denn auch in wichtigen Fällen die Haruspices. Diese Lehre, die disciplina haruspicum, war Eigenthum der etruskischen Fürsten, in deren Familie sie fortgepflanzt wurde. Die Römer befahlen nachmals nach der Eroberung Etruriens, daß stets zehn vornehme Jünglinge aus jedem der etruskischen Staaten in der Lehre sorgfältig unterrichtet werden sollten.

Später befragten auch Privatleute die Haruspices; ja gegen die letzten Zeiten der Republik, nachdem aus den griechischen und asiatischen Provinzen Leute nach Rom sich wendeten, fand sich auch eine Menge Zeichen- und Traumdeuter ein, die namentlich bei dem Landmanne einen einträglichen Erwerb erlangten.

Die Augurien und Auspicien*) waren eine res sacra und wurden angewendet bei allen Geschäften, welche das öffentliche Wohl betrafen, bei Versammlungen des Senates und des Volkes zur Wahl der Magistrate, zur Bestätigung derselben in ihrem Amte, der Inauguration, zur Annahme von Gesetzen, zur Einweihung heiliger Orte, der Tempel, der Lager, der Colonien, zur Sicherung des Grundbesitzes, Abgränzung, vor einer Schlacht, wo es galt zu wissen, ob die Götter auch beistimmten. Ungünstige Auspicien hatten daher auch nur einen Aufschub zur Folge. Wenn die Auguren aber erklärten, daß bei der Inauguration der Magistrate ein Fehler vorgegangen sey, so konnte der Senat die Magistrate zwingen ihr Amt niederzulegen.

Die Augurien waren Zeichen, welche sich bei irgend einem Vorhaben von selbst darboten, die Auspicien dagegen bestanden in der eigens angestellten Beobachtung der über göttliche Billigung oder Nichtbilligung des Unternehmens vorkommenden Zeichen. Die Auspicien aber waren zunächst Himmelserscheinungen, Blitz, Donner, Wetterleuchten, Sternschnuppen. Die Beobachtung fand unmittelbar nach Beginn des neuen Tages, nach Mitternacht Statt. Günstige Zeichen waren Blitze zur linken Seite, wenn sie sich wiederholten, ausgenommen für eine Volksversammlung, für welche sie ein Hinderniß wurden. Schon die Absicht eines Magistrats, eine Himmelsbeobachtung anzustellen, hob eine Volksversammlung auf. Es folgen die Auspicien aus den Vögeln; sie wurden bei

*) Ruperti, Handb. II. 420. Müller, Etrusker II. 111.

Tagesanbruch angewendet und waren bindend für den ganzen Tag. Man beobachtete theils den Flug, theils die Stimme der Vögel.

Das dritte auspicium de tripudiis entnahm man aus dem Fressen der heiligen Vögel, der Pulli, die unter der Aufsicht des Pullarius standen und der darüber an den Magistrat Bericht erstattete. Für diesen Zweck ließ man die Hühner eine Zeit lang hungern; fielen sie dann begierig über das Futter her, so daß ein Theil zur Erde fiel, so war das ein günstiges Zeichen. Die Feldherrn nahmen einen Käfig mit heiligen Hühnern mit ins Feld, der neben ihrem Zelte stand.

Dieß waren die eigentlichen öffentlichen Auspicien. Außerdem wurden aber auch die Zeichen von Hunden, Füchsen, Wölfen, Schlangen, von Lastthieren und auch ein auspicium ex acuminibus, dem Glänzen der Lanzenspitzen, beobachtet.

Auspicien konnten aber nicht an jedem beliebigen Orte angestellt werden, der Ort mußte ein geweihter, vom gewöhnlichen Gebrauche gesonderter seyn. Er hieß Templum, der Raum innerhalb eines bestimmten, von den Auguren abgegränzten Horizonts, in Rom das Pomörium. Man schlug dann ein Zelt oder eine Schranke auf, die nur nach einer Seite den Blick freiließ. Außerhalb der Stadt wählte man Hügel, die selten von Menschen betreten wurden und eine weite Aussicht gewährten. Den von hier aus gesehenen Himmelsraum, innerhalb dessen die Zeichen erscheinen mußten, nannte man ebenfalls Templum. Der Augur bezeichnete nun mit seinem Krummstab, nach Osten schauend, sein Templum, von da nach Westen eine Linie, decumanus maximus. Dann schnitt er sie durch eine zweite von Nord nach Süd, wodurch er den cardo mundi bestimmte. In Rom war auf dem capitolinischen Hügel dazu ein bestimmter Platz vorhanden.

Das Auspicium begann mit einem Gebete an Jupiter um günstige Zeichen. Dann trat der Beobachter mit verhülltem Haupte sein Geschäft an oder er forderte, wenn er sich eines Auguren bediente, diesen dazu auf. Beobachtete ein Magistrat mit einem Augur, so konnte er die ihm gemeldeten ungünstigen Zeichen verwerfen und auf günstigere warten.

Beim Antritt der Regierung der Consuln wurde, wenn gerade Friede nach Innen und Außen herrschte, das augurium salutis angestellt, was freilich nur selten der Fall seyn konnte. Die höchsten Magistrate stellten mit den Auguren die Beobachtung der Zeichen an, aus denen man erforschen wollte, ob die Götter gestatteten, ihnen das Wohlergehen des römischen Volkes anzuempfehlen und sie darum anzuflehen.

In Zeiten größter Bedrängniß nahm man seine Zuflucht zu den sibyllinischen Büchern, die etwa in der Weise der persischen Fahlbücher benutzt wurden (s. C. G. VII. 479.).



Die etruskische Blitzlehre hatten die Römer bei sich aufgenommen. Der Ort, wohin ein Blitz geschlagen hatte, war ein heiliger, Templum; dort mußte ein zweijähriges Opferthier zur Sühne gebracht werden, daher hieß der Ort auch bidental: er mußte ferner mit einem Zaun umgeben werden, woher er puteal genannt wurde. Das, was vom Blitz getroffen worden war (fulguritum), mußte unter die Erde innerhalb des Puteal begraben werden. Dieß geschah unter gewissen Gebeten und ward Begraben des Blitzes genannt. Die vom Blitz erschlagenen Menschen wurden ebenfalls an der Stelle ihres Todes beerdigt und diese zum Bidental und Puteal gemacht. Dieß war das Amt der Haruspices, die daher auch Fulguratores genannt wurden. Die Haruspicen mußten nächstdem auch bei den Opfern die Eingeweide, die Gestalt der Flamme und des Opferrauches sowie alle andern dabei erscheinenden Umstände und Erscheinungen beobachten und deuten.

Die heiligen Orte der Römer, an denen ein Cultus stattfand, waren die heiligen Haine, die templa, die blitzgetroffenen Stätten, die fana, delubra, sacra, sacella, ja wir dürfen in alter Zeit auch das Atrium des Hauses mit dem Heerde und den Ahnenbildern sowie die Gräber dazu rechnen. Schon Rumulus bestimmte einen gewissen Theil des Staatsgebietes zu Unterhaltung der Religion und der damit verbundenen Gebäude, Personen und Ceremonien. Ein eigentlicher Priesterstand aber fehlt, da derselbe ursprünglich eigens mit der königlichen Würde und dann mit den Patriciern vereinigt war, von denen er auf die Kaiser überging. Zu den geweihten Orten gehörte daher auch das Palatium der Kaiser, sowie früher die Curien und Comitien, ja auch die für die öffentlichen Spiele bestimmten Gebäude dahin zu rechnen sind.

Die heiligen Haine und Bäume, die wir bei den alten Völkern angetroffen, fehlten auch nicht bei den Römern. Es waren deren in und außerhalb der Stadt an 32, die der Bellona, der Diana, der Egeria, der Juno Lucina, den Laren, dem Mars, dem Saturn, der Semele, Vesta und andern Gottheiten geweiht waren. Es durfte darinnen kein Baum verletzt werden. Bei einigen waren kleine Tempelgebäude, andere hatten nur Altäre oder Götterbilder.

Delubra waren kleinere Tempel, vielleicht mit einem Brunnen zusammenhängend; es waren deren in Rom für Jupiter, Juno, Latona, Minerva, Apollo, Vesta, die Laren und Neptun vorhanden.

Fanum war jeder geweihte Ort, auf welchem ein Tempelgebäude errichtet war, doch nannte man so auch den ganzen Tempel, namentlich der Venus Murcia, der Febris, des Hercules, des Rediculus u. a. Gottheiten.

Die arae wären erhöhte Orte, wo niederen Gottheiten Opfer dargebracht wurden; sie standen auch ohne Tempelgebäude frei und

kommen namentlich in den Provinzen vor, wo man den Kaisern göttliche Ehren erweisen wollte.

Die größeren Tempelgebäude, welche einer oder mehreren Gottheiten gewidmet waren, entsprechen den Pfarrkirchen und Kathedralen des europäischen Mittelalters, während die kleineren Gebäude den Capellen zu vergleichen sind. Ein Tempel, meist von viereckiger Gestalt war zunächst mit einer area, einem freien Platze, umgeben, wo die Opferthiere, geweihten Bilder und dergl. verkauft wurden. Das Vorhaus, Atrium, bildete den Eingang zu der Cella oder dem Schiffe des Tempels. Der capitolinische Tempel hatte drei Schiffe, deren eines dem Jupiter und die beiden anderen der Juno und der Minerva gewidmet waren. Dahinter war nun das Abdytum, das nur die Priester betreten durften. In dem Angebauten des hinteren Theiles, in den Sacellen, wurden die heiligen Geräthe aufbewahrt. Im Ganzen hatten die römischen Tempel, wenigstens seit der Eroberung von Griechenland, die griechischen Formen angenommen. Rom war sehr reich an Tempeln, unter denen der des capitolinischen Jupiters der vornehmste war. Er war von Tarquinius Priscus begonnen, von seinen Nachfolgern fortgesetzt, aber erst im J. d. St. 391 vollendet worden. Jede Seitenfläche war an 200 Fuß lang. Die Römer arbeiteten fortwährend an der Verschönerung desselben und wenn derselbe durch Feuer zerstört worden war, wurde er immer prachtvoller wieder erneuert. Die unterjochten Staaten wie die Kaiser beschenkten das Heiligthum auf das Reichlichste. Die Dachsteine und die Thore waren von vergoldetem Erze. Nächst ihm war der Marstempel in der 4. Region der Stadt, erbaut von Vespasian, der prachtvollste und größte der Stadt. Hier waren auch die Beutestücke aus dem Tempel von Jerusalem niedergelegt. Er war 300 Fuß lang und 200 breit. Hundert Jahr nach seiner Erbauung brannte er jedoch ab, so daß nur noch unbedeutende Ueberreste davon vorhanden sind. Der Tempel der dea Roma auf dem Palatin zeichnete sich durch den schönen Marmor aus, der zu seinen Säulen und Wänden verwendet war, und durch sein ehernes Dach. In dem Saturnustempel in der 8. Region der Stadt wurde seit Valerius Poplicola der Staatsschatz und das Staatsarchiv aufbewahrt. In dem Tempel der Tellus, in der 4. Region versammelte sich oft der Senat. Den Tempel der Venus genitrix errichtete Julius Cäsar aus Dankbarkeit für den Sieg bei Pharsalus. Er hatte ein prächtiges Atrium und die Statue der Göttin galt für eine der schönsten. Der Tempel stand auf dem Forum Cäsars und davor die Reiterstatue seines Gründers. Der Tempel der Vesta, worin das ewige Feuer von den vestalischen Jungfrauen unterhalten wurde, befand sich in der 8. Region der Stadt: er war schon von Numa gegründet. Dieser Tempel war rund und mit einem Erzdache versehen; hinter

demselben war ein Hain, was wohl auf die uralte Anlage desselben deutet. Der Janustempel, der in Friedenszeiten geschlossen wurde, lag in der 11. Region der Stadt. Diese Gottheit hatte aber noch mehrere Tempel in Rom. Mehrere Tempel waren auch der Fortuna schon in den Zeiten der Könige errichtet worden, so daß der, welcher dem Augustus zu Ehren, der Fortuna redux geweiht wurde, der 18. in der Reihe war. Der Tempel der Diana in der 13. Region der Stadt war unter Servius Tullius erbaut und diente den Römern und Latinern als Vereinigungspunct. Der Tempel des Castor und Pollux auf dem Forum Romanum diente dem Senate in besonderen Fällen als Sitzungssaal. Einer der schönsten Tempel war der von Augustus auf dem Palatinus erbaute Apollotempel, der ganz aus weißem Marmor bestand; die Thorflügel waren mit Elfenbein belegt und das Innere mit den herrlichsten Statuen ausgeschmückt. Agrippa war der Erbauer des Pantheons, das mit seinem gewaltigen Kuppeldache sich bis heute erhalten hat. Schon dem Julius Cäsar wurde ein Tempel errichtet, so auch den meisten seiner Nachfolger und Domitian erbaute dem gesammten flavischen Geschlechte, dem er angehörte, einen Tempel. Im Ganzen soll Rom ohne die kleineren Capellen 424 Tempel gehabt haben.

Bei den Tempeln wurden die heiligen Geräthe, die Acerren und Thuribulen für den Weihrauch, die Pateren, Opferschaalen und Kannen, die Aexte, Messer und Hämmer zum Tödten der Opferthiere, die Aspergillen oder Sprengwedel und dergleichen aufbewahrt.

Der Dienst der Götter war mit mannichfachen Ceremonien verbunden, von denen das Gebet die erste war. Die Betenden nahten sich dem Altare mit verhülltem Haupte und in gebeugter Stellung und wandten sich von der Rechten zur Linken im Kreise herum, indem sie die rechte Hand auf ihren Mund legten. Sie berührten die Altäre oder die Kniee der Götterbilder und warfen sich wohl auch vor denselben zu Boden nieder. Dieß war die den Göttern gebührende Ehrenbezeugung, wie denn auch der Client verpflichtet war, seinen Patronus zu grüßen.

Die heiligen Handlungen der Einzelnen bestanden in Widmungen, Gelübden und der wichtigsten, dem Eide, dem Abschlusse des Ehebundes, wobei stets priesterliche Weihe stattfand. Der Privatmann, die Familie, wie die Gens hatten ihre sacra; erstere am Heerde im Atrium, später in Hauscapellen. Die heiligen Handlungen der Gens, die sacra gentilitia waren zwar privata, standen jedoch unter Aufsicht der Pontificen, welche für deren Erhaltung Sorge tragen mußten. Wenn eine Gens in Gefahr war auszusterben, so wurde unter Aufsicht derselben von den Curien oder dem Prätor eine Adoption veranstaltet und der von der Gens

Adoptirte mußte die Sacra derselben, die Opfer und Feste, die zu bestimmter Zeit stattfanden, sowie die Erhaltung der Altäre oder heiligen Gebäude versprechen. Die heiligen Handlungen der Familie bestanden vornehmlich in der Verehrung der Ahnen und Vorfahren und der Gottheiten, denen die Familie zu besonderem Danke verpflichtet war oder mit denen sie, wie die Indier mit der Venus, in verwandtschaftlichen Verhältnissen stand.

Die öffentlichen heiligen Handlungen bestanden in Opfern, Gebeten und Gelübden, bei denen das ganze Volk vertreten wurde.

Die Opfer waren theils unblutige, theils blutige, je wie es die Eigenthümlichkeit der Götter erheischte. Der Opfernde erschien, nachdem er gebadet, in weißem Kleide mit einem Kranze von dem Baume, der dem Gotte gewidmet war. Die Opferthiere mußten ohne Tadel seyn, wurden bekränzt, mit Binden geschmückt oder auch an den Hörnern vergoldet. Der Opfernde leitete das Thier an schlaffem Seile, möglichst ohne Gewalt anzuwenden, zu dem bekränzten Altare, der Priester wies alle Ungeweihten hinweg und gebot Stille. Dann wurde Weihrauch in die Opferflamme des Altars geworfen, das Thier mit dem Opfermehle bestreut und mit Wein begossen und unter gewissen Formeln durch einen Beil- oder Hammerschlag getödtet. Der Cultrarius durchschnitt darauf dem Thiere die Pulsader am Halse. Das in einer Schaale aufgefangene Blut wurde an den Altar gegossen. Das Thier ward aufgeschnitten, die Eingeweide beschaut und ein Theil derselben verbrannt, nachdem man sie mit Opfermehl bestreut hatte, wobei Gebete gesprochen wurden. Der Opferpriester entließ dann die Theilnehmer mit der Formel: Ilicet und es folgte darauf die Opfermahlzeit. Den Untergöttern opferte man wie bei den Griechen in einer Grube.

Bei gewissen Gelegenheiten fanden eigene Göttermahlzeiten in den Tempeln Statt, wobei die Götterbilder auf Polstern, die der Göttinnen auf Stühlen Theil nahmen. Bei Festmahlen im Capitol speisten die Epulonen und Senatoren. Seit dem Jahre d. St. 336 wurde für Abwendung allgemeiner Gefahren und zur Sicherung bedenklicher Wunderanzeigen in den Tempeln oder auf geweihten Plätzen den Göttern ein Mahl bereitet. Man legte kostbare Kissen auf und legte die Götterbilder paarweise darauf. Bei solchen Lectisternien wurden in allen Häusern der Stadt die Vorrathskammern und alle Thüren geöffnet und überall mußte dann Wohlleben, Friede und Freude herrschen.

Die Gebete an die höheren Götter wurden mit erhobenem, die an die niederen mit gesenktem Antlitze verrichtet. Die Bitte mußte mit klaren, bestimmten Worten ohne den geringsten Anstoß oder Fehler ausgesprochen werden, denn auch bei den Gebeten mußte, wie bei dem Gerichte Alles in der vorgeschriebenen Form

untadelhaft verrichtet werden. Die Patricier als die ursprünglichen Träger des Priesterthums hatten auch hier, wie im Gerichtswesen, als Inhaber der Formeln ein bedeutendes Uebergewicht über die Plebs. Die Anrufung der Gottheit begann mit der Ansprache an Janus und schloß mit Formeln, welche an alle übrigen Götter gerichtet waren. Bemerkenswerth ist, daß man dieser oder jener Gottheit besondere Kraft oder Geneigtheit zutraute in der oder jener Angelegenheit helfend einzuschreiten. Janus und Jupiter aber mußten zuerst begrüßt werden, damit sie nicht gegen den Wunsch überhaupt hemmend auftreten möchten.

Mit dem Bitten waren Gelübde verbunden oder die Anerbietung einer Belohnung oder eines Gegendienstes; dieß fand im öffentlichen wie im Privatleben Statt, bei der Uebernahme von Aemtern, bei dem Anlegen der männlichen Toga, vor Beginn der Schlacht wie bei jeder Bedrängniß. Der Jüngling weihte seine Bulla, das Mädchen ihre Puppen, der Soldat und Fechter seine Waffen, der Schiffbrüchige seine Kleider, der Genesene Abbilder seiner kranken Glieder, der Landmann die seiner Thiere und Werkzeuge, die Aeltern die Bilder der den Gefahren glücklich entronnenen Kinder, der oder jener Gottheit, welche geholfen und man fügte oft als erläuternden Ausdruck seines Dankes Inschriften bei, dergleichen mehrere auf uns gekommen sind, wie sich denn diese fromme Sitte durch das Mittelalter hindurch in Europa und im südlichen Italien bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Allein es kam auch vor, daß dem Gotte Vorwürfe gemacht und die ihm zukommenden Ehren versagt wurden, wenn er den Erwartungen nicht entsprochen hatte, welche man von ihm gehegt, wie ja noch heute der Neapolitaner die Heiligen in seine Mütze bannt und unter den ärgsten Schimpfreden mißhandelt oder der Schiffer den unkräftigen Heiligen in die See wirft, wenn der Sturm vorüber. Auch mochte es schon in alter Zeit nicht an vergessenen oder in trügerischem Sinne geleisteten Gelübden fehlen *).

Bei gewissen Gelegenheiten wurden von Seiten des Staates den Gottheiten große Opfer, namhafter Antheil an der Beute, an Waffen, Gold, Thieren und Menschen, Altäre, Tempel und Spiele gelobt. Altitalische Sitte war die Gelobung eines ver sacrum, d. h. die Widmung aller der Thiere, namentlich Schweine, Ziegen, Lämmer und Rinder, die vom 1. März bis letzten April geboren würden, wozu bei dem Samnitern aber auch die Menschen gehörten. Alle diese Geborenen waren dann dem Gotte eigen.

Eine eigene Art der Gelobung war die Devotio, durch welche einzelne Personen zur Beseitigung eines dem Vaterlande

*) Das italienische Sprüchwort: passato il periglio, gabbato il Santo stammt gewiß aus alter Zeit. Zeiß röm. Alterth. S. 510. ff.

drohenden Unglückes ihr Leben den unterirdischen Göttern weihten und einen freiwilligen Tod sich wählten. Wenn dieses in einer Schlacht geschah, so fand zugleich eine Verwünschung des Feindes Statt. Bekannt ist das Gelübde des Marcus Curtius, der sich in den auf dem Forum klaffenden Spalt stürzte, um die Größe des Vaterlandes zu verbürgen. Bei der Belagerung feindlicher Städte suchte man durch gewisse Gebetsformeln die Schutzgottheiten derselben zu gewinnen und sie ihrem Schützlinge abtrünnig zu machen. Man nannte dieß die Evocation, die von Seiten des Anrufenden mit Gelübden verbunden war.

Zuweilen waren mit den Lectisternien große Betfeste, öffentliche Supplicationen verbunden, wobei feierliche Aufzüge stattfanden, bei denen die Hausväter mit Weib und Kind zu den verschiednen Tempeln wallfahrteten und die Götter begrüßten.

Die Reinigungen, Lustrationen, von bewußter und unbewußter Schuld und Missethat lagen den Privatpersonen wie dem ganzen Volke ob und letztere fanden zu gewissen Zeiten Statt oder bei außerordentlichen Veranlassungen. Im Februar wurde in den Februalien das ganze Volk von allen unreinen Handlnngen durch ein großes Sühnopfer gereinigt und befreit. Ein Gleiches fand allemal nach erfolgtem Census Statt. Ehe das Heer ins Feld zog, wurde dasselbe ebenfalls durch eine Lustration geheiligt und des göttlichen Schutzes würdig gemacht. Diese Reinigung fand mit der Anwendung von Wasser und Feuer Statt und endete mit Darbringung eines Opfers unter den bestimmten Formeln, worunter jedenfalls ein Schuldbekenntniß enthalten war.

Gelübde, deren Erfüllung eine Unmöglichkeit war, mußten durch eine besondere Handlung dem Gelobenden abgenommen werden. Dieß war die Resecration.

Einen wesentiichen und zwar den glanzvollsten Theil des religiösen Cultus der Römer bildeten die öffentlichen Feste und Spiele, die allerdings im Laufe der Zeit zu einer Volkslustbarkeit ausarteten, bei der sich die politischen Leidenschaften kund gaben. Diese Spiele reichen in die früheste Zeit hinauf und waren aus den Tänzen, Gesängen und Aufzügen entstanden, die mit den Götterfesten und Opfern verbunden waren. Derartige Spiele fanden an den ländlichen Festen, den Lupercalien, Palilien, Saturnalien und Opalien, und anderen dem Dienste der Ceres, des Bacchus und den ländlichen Gottheiten gewidmeten Feierlichkeiten Statt, welche mit den Kirchweihen der modernen Zeit große Aehnlichkeit gehabt haben mögen *). Diese Feste waren aber sehr zahlreich und der römische

*) Ich verweise hier namentlich auf W. Müllers lebensvolle Schilderungen in seinem Rom, Römer und Römerinnen, bes. I. 165. II. 12. ff.

Kalender bietet deren in jedem Monate mehrere dar, da man auch wichtige historische Ereignisse, wie die Königsflucht (23. Fbr.), den Sieg Cäsars (8. Apr.), seinen Geburtstag (12. Juli.), Augustus Geburtstag (23. Spt.), feierte. Die meisten Feste waren in der ersten Hälfte des Jahres. In den Januar fielen die Agonalien, die Carmentalien, die Weihe des Concordientempels, die palatinischen Spiele, zu Ehren des J. Cäsar von Augustus angeordnet, die Sementinen oder das Saatfest und die Ambarvalien, das Castor- und Polluxfest, das ebenfalls von Augustus eingerichtete Friedensfest und das der Penaten. Der Februar brachte die Tempelweihe der Juno sospita, die Faunalien, Lupercalien, Fornacalien, Quirinalien, die Februation der Stadt, das Opfer der stummen Lalara, das Familienfest der Charistien, die Terminalien, die Königsflucht und die Equirien des Mars. Die Märzfeste begannen die Salier mit ihrem Waffentanze und die Vestalinnen mit der Reinigung ihres Altars, und der erneuten Anzündung des ewigen Feuers, worauf am 6. des Monates die Jungfrauen ihr Fest hielten. Tags darauf war das Fest des asylgewährenden Vejovis. An den Märziden (15. d. M.) feierte das Volk das laute Fest der Anna perenna und am 17. die Liberalien, ein Winzerfest, das aber auch in der Stadt gefeiert wurde, wobei die Toga den angehenden Bürgern übergeben ward. Es folgte ein Minervafest, die Quinquatrien, wobei sämmtliche Tempel der Göttin eröffnet wurden. Den 4. Tag des Festes fand ein literarischer Wettkampf Statt. Nach der Einführung der Göttermutter in Rom feierte man am 27. März die Waschung ihres Steines, wobei die Gallier ihre blutigen Tänze aufführten; am 5. Tage des Festes führte man die Göttin in einem von zwei bekränzten Kühen gezogenen Wagen durch das capenische Thor nach dem Flüßchen Almon. Im Gefolge waren die Obrigkeiten der Stadt, dann aber auch eine Menge Masken, die mit den Galliern möglichst laut ihre Theilnahme und Begeisterung an den Tag legten. Am 30. März wurden Janus, Concordia, Salus und Pax zusammen und am 31. Luna gefeiert.

Am 1. April besorgten die römischen Matronen die Abwaschung der Statue der Venus verticordia und schmückten sie mit Kränzen und Blumen, worauf sie dieselbe im Brunnen des Tempels badeten. Am 4. oder 5. Apr. wurden der Cybele die Megalesia gefeiert und dann folgten die Feste der Fortuna publica, die Cerealien, des siegenden Jupiter und der Libertas, die Fordicidien oder Hordicalien, die Palilien, Vinalien, das Fest der Venus erycina, die Robigalien, die Floralien und das Fest der palatinischen Vesta. Der Mai begann mit einem häuslichen Larenfeste und dem der bona dea. Es folgten die Lemurien, das Fest des Mars ultor und ein Fest, bei welchem man 30 Binsenpuppen in die Tiber warf; man

feierte mit der projectio Argeorum die Abschaffung der Menschenopfer *).

Der Junius begann mit den Festen der Dea Carna, der Juno Moneta, des Mars und der Tempestas, dann folgten die der Bellona, des Hercules und des Jupiters Sancus. Am 7. Juni hatten die Fischer auf der Tiber ein Spiel. Dann fand am 9. eine Vestafeier Statt, wobei die Mühlesel nicht allein von der Arbeit frei waren, sondern auch mit Schnuren geschmückt wurden, an denen kleine Brotchen wie Perlen aufgereiht waren. Den nächsten Tag feierten die Frauen im Tempel der Carmenta die Matronalien und das Fest der Fortuna virilis. An demselben Tage fand auch noch ein Fest der Concordia Statt, später die kleinen Quinquatrien. Am 16. Juni ward die feierliche Reinigung des Vestatempels vorgenommen und der Schmutz in die Tiber geschafft. Summanus, Fortuna Fortis, Jupiter Stator, Quirinus, Hercules und die Musen waren die letzten Junifeste.

Im Juli waren die Feste der Fortuna muliebris, des Apollo und des Castor und Pollux die bedeutendsten, im August die des Mars, der Hoffnung, des Consus und Vulkan. Im September fanden keine Hauptfeste Statt, ebenso wenig im November, im Oktober aber die augustalischen Spiele und die durch die Weinlese veranlaßten Festlichkeiten. Der December brachte die Faunalien, Saturnalien und Opalien, Augeronalien, Compitalien und Laurentinalien. Die Saturnalien dauerten früher nur einen Tag, allein sie dehnten sich bald auf drei, seit Caligula aber schon fünf Tage aus. Es war ein Fest der allgemeinen Ruhe von jeglicher Arbeit, alle Läden waren geschlossen, man ging aus dem Bade in den Saturntempel, der von Kerzen strahlend erleuchtet war. Von da an folgte eine allgemeine Schmauserei; Freunde beschenkten sich gegenseitig; man spielte und zechte. Die Sclaven wurden von den Herrschaften bewirthet und beschenkt, trugen in diesen Tagen einen Hut und überließen sich ebenfalls der Lust, die oft laut genug wurde (Plin. Br. II. 17.). Die Kinder hatten keine Schule und das ganze Fest hatte mit der Fastnacht des südlichen Europa und dem Weihnachtsfeste des nördlichen die größte Aehnlichkeit.

Außer diesen an bestimmten Tagen stattfindenden Festen gab es aber auch bewegliche, unter denen die lateinischen Ferien wohl das bedeutendste war. König Tarquinius stiftete dieses Fest auf dem albanischen Berge als ein Verbrüderungsfest der Herniker, Volsker und Latiner. Die Nationen brachten hier einen Stier als

*) Es erinnert an das deutsche Todaustreiben; s. Grimm deutsche Mythologie S. 442. Dazu P. C. Hilscher Cur. Gedanken von dem Gebrauche am Sonntage Lätare, welchen man insgemein nennt, den Tod austreiben. Dr. 1701. 8. C. M. Schmidtbauer hist. Erklärung des Todaustreibens. Nürnb. 1773. 8. Preusker Oberlaus. Altrth. S. 37. ff.



gemeinsames Opfer dar und außerdem Schafe, Käse, Milch und andere Opferstücke. Unter den Consuln kommen 47 Stämme zusammen, von denen ein Jeder Beiträge zu den Opfern mit sich führte, die am Altare des Jupiter Latiaris geweiht wurden. In früherer Zeit wurden hier auch Menschen geopfert. Aus Rom fanden sich sämmtliche Beamten ein, daher für die Zeit ihrer Abwesenheit ein eigener Beamter, der praefectus urbi Latinarum causa eingesetzt wurde. Das Fest fand nicht an einem bestimmten Tage Statt.

Ein seltenes aber erst seit Augustus, der im Ganzen das 5. feierte, mehrfach wiederholtes Fest war das Säcularfest, welches im 2. Jahrhundert der Stadt zum ersten Male gefeiert wurde. Es ging diesem Feste die Anfrage bei den Göttern voraus, indem man sich an die sibyllinischen Bücher wandte, und es erfolgte eine feierliche Reinigung der ganzen Stadt. Das erste Säcularfest feierte Valerius Poplicola, nachdem er, der Pest zu wehren, dem Dis und der Proserpina ein Opfer von schwarzen Stieren und Kühen gelobt hatte. Er deckte nach Beendigung des Opfers den Altar zu und feierte drei Nächte ein Lectisternium und Spiele. Die zweite Feier fand im J. 305 d. St., die dritte im ersten punischen Kriege, die 4. im J. d. St. 605 Statt. Augustus feierte das Fest im J. 17. v. Chr., aus welchem Jahre denn das bekannte Säcularlied von Horaz stammt. Kaiser Claudius feierte das Säcularfest schon nach 63 Jahren, Domitian 25 Jahre darnach, im J. 88 v. Chr.; auch Septimius Severus (222—235 v. Chr.). Im J. 247 n. Chr. wurde eine große Säcularfeier, das Fest der tausendjährigen Gründung der Stadt gefeiert. Dazu wurden alle Freie eingeladen, es wurden Reinigungssachen an das Volk vertheilt, Fackeln, Schwefel, Harz, ebenso die Erstlinge der Gerste, des Waizens und der Bohne. Die Parzen wurden eine Nacht hindurch verehrt und dem Jupiter und der Juno, dem Apollon und der Latona, der Diana, der Carmenta und den Parzen, der Ceres, dem Dis und der Proserpina wurden feierliche Opfer gebracht. An der Tiber waren drei Altäre errichtet, auf welchen den Parzen Lämmer geschlachtet, und eine erleuchtete Bühne, auf welcher das Festlied gesungen wurde. Am ersten und zweiten Tage fand die Feier auf dem Capitole, am dritten auf dem palatinischen Berge Statt. Durch ganz Rom wurde drei Tage lang das Volk gespeist und auf dem Terentum wurden Spiele gehalten *).

Die Tage hatten die Römer nicht allein nach den Monaten und den auf sie fallenden Beschäftigungen eingetheilt, in Kalenden, an welchen ursprünglich der Neumond ausgerufen wurde, Nonen und Iden, Fasten, an denen Gericht gehalten werden durfte, und

*) Schwenk, Mythologie der Römer S. 225.

Feriaten, an denen Götterdienst stattfand, sondern sie unterschieden auch sorgfältig glückliche und unglückliche Tage. Ein glücklicher Tag hieß ein weißer (dies candidus oder albus). Die unglücklichen (schwarzen) religiösen Tage waren im Kalender angemerkt. Es waren die Tage nach den Kalenden, Nonen und Iden, dann der 24. Aug., 4. Oct. und 8. Nov., an denen die Kiste der unterirdischen Götter zu sehen war. Schwarze Tage hatte also ein jeder Monat drei, an denen man Nichts von Bedeutung unternehmen konnte.

Die Spiele der Römer bildeten einen wesentlichen Theil ihres Götterdienstes und in ihnen zeigt sich der von dem griechischen so wesentlich verschiedene Charakter der Römer ebenso wie in den politischen und militärischen Institutionen. Die Spiele der Griechen waren Spiele von Künstlern, die römischen dagegen Uebungen von Soldaten und Jägern.

Die römischen Spiele waren entweder im Circus durch Römer oder an den Gräbern (später im Amphitheater) durch Gladiatoren ausgeführte oder endlich es waren scenische Spiele. Sie waren zum Theil an gewisse Zeiten, zum Theil an gewisse Veranlassungen gebunden.

Die circensischen Spiele waren schon von Tarquinius Priscus eingeführt und wurden im Circus maximus gehalten, der 2187 Fuß Länge und 1960 Fuß Breite hatte. Für jede Curie der Patricier und Ritter waren besondere Sitze eingerichtet. Diese Spiele, die ludi romani oder magni, galten der Ehre der drei großen Nationalgötter Jupiter, Juno und Minerva, welche auf dem Capitole ihren Sitz hatten. Daher ging auch der große Festzug, den die Jünglinge und die Rittersöhne zu Pferd eröffneten. von hier aus. Es war ein kriegerischer Zug mit den Zwei- und Viergespannen, dem folgten die Bewaffneten, welche die Kriegstänze ausführten, die Ludii oder Spieler, mit Flöten und Kitharen. Dann kam der Opferzug mit den Trägern der Räucherpfannen und Opfergefäße, die Wagen mit den Götterbildern, deren Zugthiere Knaben führten, deren Aeltern noch lebten. Dann folgten die auf den Schultern und Bahren getragenen Götterstatuen und ihnen die Magistrate im Festschmucke, wie zum Triumphe angethan und mit Eichenkränzen auf den Häuptern. Darauf fand in dem Circus das große Opfer Statt. Endlich wurde — wenn keinerlei Störung vorgefallen war, von dem Magistrate, der das Fest leitete, mit einem Tuche das Zeichen zum Beginne der Spiele gegeben.

Das Wagenrennen mit vier und zwei Pferden eröffnete die Reihe der Uebungen und ging von dem Ausgangspuncte erst sieben, später fünf Mal um das Ziel. Die Reihenfolge der Wagen war durch das Loos bestimmt und die Fahrleute durch Farben unterschieden; der Siegespreis war ein Palmzweig und für den Lenker des

Wagens eine Geldsumme*). Darauf schritt man zum Faustkampfe, wobei es galt, den Gegner mit der Hand zu Boden zu schlagen oder denselben zu umfassen. Die Faust wurde deßhalb mit einem eisenbeschlagenen Handschuhe bekleidet, wie wir an der Faustkämpferstatue aus graublauem Marmor im 5. Saale des dresdner Museums sehen können. Beachtenswerth ist übrigens, daß in den römischen Spielen der Kämpfer nie ganz nackt wie bei den Griechen auftrat.

Es folgten die Uebungen der gesalbten Ringer und der Wettläufer und, wohl von den Griechen entlehnt, das Discuswerfen.

Der Waffentanz, die pyrrhichica saltatio, wurde durch junge Leute dargestellt, welche eine kurze Lanze und im ehernen Gürtel ein Schwert trugen. Sie traten in Abtheilungen, jede unter einem Präsul auf.

Die Söhne der Ritter führten den Reiterkampf, den Ludus Trojä, auf. Es waren gemeiniglich 36 Reiter, die sich in mehrere Geschwader (turmae) theilten. An diesen Uebungen nahmen Söhne der Senatoren und später selbst kaiserliche Prinzen Theil, die Anführer wurden principes juventutis genannt. Das Spiel mochte Aehnlichkeit mit dem Dscherid der Orientalen (C. G. VII. 134.) haben.

Die Spiele der Römer nahmen mit der Ausbreitung ihrer Macht immer mehr an Umfang zu und schon zu Cäsars Zeit wurden im Circus ganze Gefechte zwischen Fußvolk und Reiterei, ja sogar mit Elephanten ausgeführt. Es kamen auch zu gleicher Zeit Seegefechte auf (naumachiae), wozu circusartige Gebäude aufgeführt wurden, die mit Wasser gefüllt werden konnten. Schon Augustus hatte jenseits der Tiber einen Sumpfleck für solche Schiffkämpfe einrichten lassen. Claudius trieb die Sache weiter. Er ließ zwischen dem Fucinersee und dem Flusse Lyris einen Berg durchbrechen und den Umkreis des Sees zu einer Art Amphitheater umschaffen. Dann wurde in dem See ein Schifftreffen angestellt, in welchem drei- und vierrudrige Schiffe und 21,000 Mann Soldaten auftraten. Den ganzen See ließ er mit Kähnen umstellen. Es waren auch die Garden mit ihren Fahnen und Feldzeichen dabei, außerdem Catapulten und Balisten ebendaselbst aufgestellt. Zu diesem Manöver, wobei auch Verwundungen und Todesfälle vorkamen, war eine ungeheuere Menschenmasse zusammengeströmt (Tacitus Ann. XII. 56.).

Bemerkenswerth ist, daß, die Rittersöhne ausgenommen, in

*) Ich habe am 23. Juni 1838 in Florenz auf dem Platze S. Maria Novella ein Wagenrennen mit angesehen, was von dem antiken Wagenrennen ein ziemlich deutliches Bild zu geben geeignet war; s. m. Italica S. 46 f.

den Wagenrennen, Faust- und Ringkämpfen niemals patricische und freie Römer auftraten, sondern, daß diese Schauspiele nur von gemietheten Personen oder von Gefangenen aufgeführt wurden. Erst gegen das Ende der Republik erscheinen freie Römer als Wagenlenker. In der Kaiserzeit aber traten selbst in den Thiergefechten Römer auf.

Die Thiergefechte oder Jagden fanden ebenfalls zwischen wilden Thieren oder auch mit Menschen Statt. Die bestiarii waren bewaffnet und kämpften für Geld oder, wenn es verurtheilte Verbrecher waren, ums Leben mit den Thieren. Je weiter die Römer ihre Gränzen ausdehnten, desto großartiger wurden auch die Thierkämpfe. Die Magistrate brachten aus den afrikanischen Provinzen Leoparden, Löwen, Eber, Nashörner und Elephanten herbei, wie denn Pompejus einmal 18 Elephanten und 500 Löwen auftreten ließ. Unter Augustus kämpften einst 36 Crocodille im flaminischen Circus; Kaiser Probus ließ sogar einen Wald im Circus aufpflanzen und sodann 1000 Strauße, 1000 Hirsche, 1000 Eber, 1000 Gemsen und eine große Anzahl Schafe und andere zahme Thiere hineinsetzen. Das Volk erhielt Erlaubniß Jagd auf dieses Wild zu machen und erlegte Alles in kurzer Zeit. Am nächsten Tage wurden 100 Löwen zum Kampfe gebracht; dann kamen 100 afrikanische und 100 syrische Leoparden, hierauf 300 Bären an die Reihe und endlich gar germanische, sarmatische und isaurische Kriegsgefangene.

Gleich den alten Azteken hatten die Römer den Glauben, daß es den Göttern, wie den abgeschiedenen Seelen angenehm sey, das Blut der Feinde fließen zu sehen, denn diese waren ja ebenfalls ihre Feinde. Derartige Fechterspiele, an den Gräbern ausgeführt durch feindliche Gefangene, waren Fortsetzungen der Menschenopfer. Die ersten Gladiatorenspiele sollen durch die Söhne des J. Brutus am Grabe ihres Vaters (i. J. d. St. 490.) veranstaltet worden seyn. Bei den Etruskern waren sie seit alter Zeit in Gebrauch und von ihnen auch nach Campanien verpflanzt worden. Die Gefangenen wurden, wenn sie zu Gladiatoren erlesen worden, dem Lanista zur Einübung übergeben. Gleich den zum Kampfe auserlesenen Kriegsgefangenen der Azteken (C. G. V. 85.) wurden die Gladiatoren besonders gepflegt. Der Unterricht derselben begann mit den Uebungen am Pfahle. Durch den Kampf im Gladiatorspiele war tapferen Männern Gelegenheit geboten, sich die Freiheit zu erwerben, indem sie, wenn sie mannhaft gekämpft, zum Lohne die Befreiung durch den Pfahl vom Volke oder dem Magistrate erhielten. Der Befreite legte sodann seine Waffen im Tempel des Hercules nieder. Zuweilen traten sie wohl auch um Lohn nochmals in den Spielen auf und in der Kaiserzeit thaten dieß sogar freie Römer.

Gladiatorenkämpfe wurden bei den Saturnalien und am Minervenfeste, dem Quinquatrus, gehalten. Sie konnten von einem Magistrate, dem Prätor oder dem curulischen Aedil oder von einem Privatmanne gegeben werden, der sodann das Recht hatte, Magistratstracht anzulegen. In späterer Zeit gaben oft diejenigen, welche die Volksgunst suchten, diese kostbaren aber beim Volke sehr beliebten Spiele, die durch einen besonderen Anschlag (edictum) angekündigt wurden. Das Programm enthielt die Zahl der auftretenden Fechter, die Namen der Ausgezeichneten derselben, die Anordnung der Spiele, oft auch die Abbildungen der Gladiatoren. Ja man verkaufte Anschlagzettel. Das Spiel selbst wurde mit einem feierlichen Aufzuge eröffnet. Der Lanista ordnete die Paare, prüfte die Schwerter und reichte sie dem Editor zur Untersuchung ihrer Schärfe dar. Dann begann die Vorübung mit der Handhabung des Holzrappires (rudis) und dem Werfen der Hasta. Eine Tuba gab darauf das Zeichen zum Beginne des ernsten Kampfes. Die Fechter traten paarweise an und durften sich nicht von ihrem Platze verdrängen lassen. Sie fielen nun so lange gegen einander aus, bis der eine eine Blutwunde hatte. Dann rief das Volk aus: „hoc habet". Der Besiegte senkte die Waffen oder erhob am Boden liegend den Zeigefinger, um Gnade bittend. Hatte er Muth und Geschick gezeigt, so hob das Volk den Arm empor und ballte mit eingekniffenem Daumen die Faust. Die ausgestreckte Hand dagegen forderte den Tod. Der Kampf begann, wenn der Gefallene noch Kräfte hatte, aufs Neue, außerdem gab der Besiegte sich ruhig dem Tode hin. Die Leichen wurden mit Hacken durch das Amphitheater und durch die Porta Libitina geschleift. Augustus beschränkte die Gladiatorenspiele auf zwei, welche die Prätoren alljährlich geben sollten, und die Zahl der Fechter auf 60 Paar.

Es gab mehrere Arten von Gladiatoren. Der Retiarius führte in der Rechten ein Netz, in der Linken die Fuscina oder den Tridens, eine Gabel, mit der er den Gegner (secutor), der Helm, Schild und Schwert führte, zu durchbohren strebte. Der Retiarius trug nur eine Tunica und war ohne Kopfbedeckung. Aehnlich waren die laquearii, welche die Wurfleine führten. Der mirmillo war gallisch bewaffnet mit Helm, Schild und Schwert. Gegen ihn kämpfte der threx mit dem runden Reiterschilde und jenem krummen Säbel, den wir auf der Trajansäule in den Händen der Barbaren sehen. Er zielte namentlich auf den Unterleib des Gegners. Der Samnite trug einen schweren Panzer, Beinschienen am linken Schienbeine und den Helm mit dem Busche.

Zu Wagen traten die Essedarien auf, als Nachahmer der Britten, welche gegen Fußgänger erst Geschosse warfen, dann abspringend zu Fuß fochten und in der Bedrängniß auf den Wagen zurückkehrten.

Zu Pferd fochten die Andabaten, die den Helm in die Augen drückten und blind und toll auf den Gegner mit dem Speere losrannten.

Mit zwei Schwertern kämpften die Dimachären.

Die Fechter kämpften theils Mann gegen Mann paarweise theils in Schaaren. Wenn ein Kämpfer gefallen war, so trat ein neuer an seine Stelle. Ausgezeichnete Fechter rief das Volk oft namentlich auf den Kampfplatz.

Daß diese blutigen Schauspiele in einem Staate, der auf Blut gegründet war und nur durch Krieg erhalten wurde, von der größten Wichtigkeit für die Erhaltung des kriegerischen Geistes und die Fernhaltung verweichlichter Gefühle waren, bedarf wohl keines besonderen Beweises.

Die scenische Spiele (ludi scencii) waren etruskischen Ursprungs. Im J. d. Stadt 391 berief man etruskische Histrionen oder Ludionen nach Rom, um die Götter zu bewegen, daß sie die Pest von der Stadt nehmen möchten. Es waren Tänzer, die ohne Gesang nach der Melodie der Flöte allerlei rhythmische Bewegungen ausführten. Es scheinen skurrile Possenreißer gewesen zu seyn, die ein heiteres Lächeln auf die ernste Stirn der Götter herabzaubern sollten. Alsbald ahmten römische Jünglinge das Spiel nach, und trugen scherzhafte Verse im Wechselgesang dazu vor; man nannte diese Verse Fescenninische, nach der etruskischen Stadt gleiches Namens. Daraus entwickelte sich ein Satyrspiel, welches aus Gesang, Flötenspiel und Tanzbewegung bestand. Erst im J. 514 d. St., am Ende des ersten punischen Krieges, brachte Livius Andronicus, der in Tarent gefangen genommen worden war, das ernste Drama nach Rom. Er führte sein Stück selbst auf; da ihm aber, weil er manche Stellen zu wiederholen aufgefordert wurde, die Stimme versagte, stellte er einen Knaben neben sich auf, der, begleitet von einer Flöte, die fabula absingen mußte, während er selbst die mimischen Bewegungen dazu machte. So kam das ernste und bald auch das heitere Drama nach Rom, dessen Darsteller aber weder römische Bürger werden, noch im Heere dienen konnten. Nach Beendigung des Stückes führten dann freigeborene Jünglinge allerlei Possen auf, mit denen die Atellanen, eine oskische Schauspielart, verbunden wurden.

Die ersten Schauspiele wurden im Circus als wesentlicher Theil der religiösen Feierlichkeit aufgeführt. Seit Livius Andronicus, namentlich aber seitdem mit griechischer Cultur auch das Drama der Griechen in Rom heimisch wurde, begann man die eigentlichen Dramen in eigenen Bühnen darzustellen, zu denen natürlich die griechischen als Muster dienten, welche aber anfangs leicht aus Holz gebaut wurden. Für die Zuschauer waren noch keine Sitze vorhanden. Das erste feste Theatergebäude errichteten

die Censoren Messala und Cassius im Jahre d. St. 599, allein P. Scipio setzte es durch, daß es wieder abgebrochen werden mußte. Das erste große Theater ließ im Jahre d. St. 695 der Aedil M. Scaurus aus Marmor bauen. Es hatte 360 Säulen, war reich mit Bronze ausgeschmückt und faßte 80,000 Menschen. Dann errichtete Pompejus ein Theater für 40,000 Zuschauer. Im Jahre 742 ließ Metellus, später Tiberius ein Theater erbauen.

Gleich den griechischen waren die Theater sowohl als die Amphitheater, in denen die Gladiatorengefechte gehalten wurden, mit steinernen Sitzreihen versehen, die über einander emporstiegen. Gegen den Regen oder Sonnenschein wurden sie mit einem Segeltuch überspannt. Bekanntlich ist von diesen Gebäuden nur das von Vespasian erbaute Amphitheater noch übrig. Die inneren Einrichtungen des Theaters entsprachen auch in Bezug auf Decoration den griechischen, nur daß die Römer bei den Ausschmückungen derselben eine gesteigerte Pracht entfalteten *).

Alle diese Spiele gehörten zum religiösen Cultus, wie die ludi romani; die capitolinischen Spiele wurden zum Andenken an die Errettung des Capitols von den Galliern gehalten; Augustus stiftete Spiele zum Andenken an den Sieg bei Actium; ebenso die fünf- und zehnjährigen, die alle Kaiser wiederholten. Die augustalischen Spiele wurden dem Augustus zu Ehren gefeiert; die palatinischen hatte Augustus zu Ehren Cäsars gestiftet; hatten die Cäsaren einen Sieg errungen, so wurden triumphalische Spiele gefeiert. Nächstdem stellten Magistratspersonen, wenn sie ihr Amt angetreten hatten und ihre Dankbarkeit dem Volke bezeigen wollten, ebenfalls Spiele an. Spiele geringer Art waren unter Anderen auch die Fischerspiele, die am 7. Juni von den Tiberfischern abgehalten wurden und durch welche sich diese günstigen Fischfang von den Göttern erbaten.

Was nun den Götterglauben der Römer betrifft, so beruhte er auf der einen Seite auf der Sage von der Vorzeit, der Gründung und dem Wachsthume des Staates, auf Verehrung der göttlichen und menschlichen Vorfahren, auf der andern aber bestand er in der Beachtung der Natur und deren göttlichen Oberleitung.

Die älteste Religion des Romulus war sehr einfach und beschränkte sich auf den Cultus des Mars, des Hercules, des Jupiter und seiner Gemahlin und der Venus, als der Ahnherrin des Königsstammes. Demnächst wurden die göttlichen Schützer der Heerden verehrt. Numa erweiterte den Cultus, indem er von den Nachbarn noch mehrere Götter annahm, um sich mit ihnen in nähere Beziehung zu setzen. Die Vermehrung der römischen Gottheiten in gleichem Sinne nahm zu, je mehr die Herrschaft der Römer sich ausbreitete. So sehen wir, nachdem die Römer ihren

*) S. Ruperti's Handb. I. 182 ff.

Blick bereits über Griechenland nach Asien hinausschweifen ließen, den Cultus der syrischen Göttermutter im Jahre d. St. 550 oder 204 v. Ch. Geburt nach Rom eingeführt. Daher erklärt es sich, warum der Cultus so mancher Gottheit, die in Griechenland zu den ältestverehrten gehörte, in Rom so spät eingeführt wurde. Der Dienst des Mercurius wurde erst im Jahre 259 d. St. in Rom eingeführt, der des Apollo erst im Jahre 322 d. St. Neptun, der griechische Poseidon, hatte nie einen besonders ausgezeichneten Cultus in Rom. Der Bacchusdienst fand lange großen Widerstand in Rom (Livius XXXIX. 8.). Je mehr sich die Gränzen der ewigen Stadt erweiterten, desto zahlreicher wurden die in ihr verehrten Gottheiten, die aus der Ferne eingeführt waren. Sicilische, griechische, syrische, gallische und ägyptische Gottheiten, wie Mithra, Isis, Serapis, der celtische Mercur, die geheimnißvollen belgischen Mütter (matres Nehaiennias, matronae Babiae Hamavetiae u. s. w.) wurden in Rom, namentlich aber in den von Römern eroberten Provinzen verehrt. Indem man aber die fremden Götter, die man ja förmlich evocirte und zu sich einlud, nach Rom verpflanzte, wo auf dem Capitol die alten Nationalgottheiten Jupiter, Juno und Minerva thronten, wurden sie zu diesen in das Verhältniß des Clienten zum Patronus gebracht oder, wie der ägyptische Serapis, in das des Adoptivsohnes. Bemerkenswerth und bezeichnend ist es aber, daß die römischen Götter nicht wie die griechischen durch die Dichter und Künstler, sondern durch die Staatsbeamten und Soldaten, nicht von der Phantasie, sondern von dem klaren, bewußten Verstande auf den Altar gestellt und somit natürlich zum größten Theil historische Gottheiten wurden. Denn auch die alten, der passiven Ureinwohnerschaft angehörigen Naturgottheiten des Donners und Blitzes, des vulcanischen Feuers, der Heerdenschützer waren mit den historischen, den Ahnen der Patricier und Könige, zusammengeschmolzen worden.

Die Zahl der in Rom verehrten Gottheiten war allerdings in den Zeiten der ersten Kaiser schon sehr ansehnlich. Sie wurde nie abgeschlossen, wie denn Kaiser Alexander Severus die Bilder von Abraham, Christus, Cicero und Virgilius in besonderen Heiligenschränken aufbewahrte und verehrte, ja wie schon durch die Verehrung der abgeschiedenen Verwandten die Zahl der Verehrten immer stieg.

So kann es denn nicht befremden, daß man endlich, als der Staat unter die Herrschaft eines Einzigen gelangte, diesen, den die Götter mit so hoher Würde im Leben bekleidet hatten, nach seinem Hintritt als einen Gott betrachtete und demselben einen eigenen Tempel und einen besonderen Dienst stiftete.

Nachdem Julius Cäsar ermordet worden war, wurde ihm als Jupiter Julius ein Dienst eingerichtet und ein Flamen bestellt.

Cäsar war ja ohnehin als Urenkel der Venus ein Verwandter des Jupiter.

Die Vergötterung der Kaiser konnte bei einem Volke keinen Anstoß finden, welches gewöhnt war, seine Aeltern und Großältern am heimischen Heerde als Wesen zu verehren, die, nachdem sie das Leben verlassen, in eine höhere Stelle eingerückt sind und als Laren auf Dienst und Pflege Anspruch machen.

Ein Augenzeuge, (Herodian IV. 2.) beschreibt die Apotheose der Kaiser folgendermaaßen. In der ganzen Stadt ist Trauer in die Festfeier gemischt, denn der Leichnam wird nach menschlicher Sitte prachtvoll bestattet. Ein dem Vollendeten ähnliches Wachsbild wird auf einem hohen, großen Ruhebett von Elfenbein, das mit goldgesticktem Stoffe belegt ist, in der Vorhalle der Kaiserburg aufgestellt. Das Bild aber liegt wie ein kranker Mensch bleich dahingestreckt. An den Seiten dieses Lagers sitzen auf der linken Seite der versammelte Senat in schwarzen Kleidern, rechts die vornehmen Matronen in weißen Kleidern ohne alles Gold und Schmuck trauernd den größten Theil des Tages; das dauert sieben Tage, und täglich kommen die Aerzte, beschauen das Bild wie einen Kranken und versichern, daß es von Tag zu Tage schlechter gehe. Gilt das Bild als abgestorben, so tragen die edelsten Ritter und auserwählte Senatorensöhne das Ruhebett über die heilige Straße auf das Forum. Dort sind auf beiden Seiten Stufen erhöht; auf der einen Seite steht der Chor vornehmer und edelgeborner Knaben, auf der andern gegenüberliegenden edle Frauen. Diese singen Lob- und Preisgesänge auf den Vollendeten. Sodann hob man das Ruhebett wieder auf und begab sich damit nach dem Marsfelde außerhalb der Stadt. Dort war ein gleichseitiges Viereck wie ein Haus aus Holz aufgerichtet, das innen mit brennbaren Stoffen angefüllt, außen aber mit goldgewirkten Stoffen, Elfenbeinbildern und bunten Gemälden ausgeschmückt war. Auf diesem großen Viereck stand ein kleineres Viereck, welches gleichermaaßen geschmückt war und mehrere geöffnete Thüren hatte. Darüber stand ein drittes und viertes Viereck, eines immer kleiner als das untere, wie ein Leuchtthurm, daher auch Viele das Ganze einen Pharus nannten. In die zweite Abtheilung dieses Gebäudes wird sodann das Ruhebett gesetzt. Dazu kommen nun alle möglichen Wohlgerüche, Kräuter, Früchte, Säfte rc., da alle Städte, jedes Volk, und wer sonst angesehen ist, solche Gaben zur Feier und Ehre des Kaisers einsenden. Nachdem das Alles aufgeschichtet ist, reiten die Ritter um den Bau in geordneter Schaar und führen den Waffentanz aus, dann fahren Wagen um denselben, deren Lenker mit Purpur bekleidet und mit Masken versehen sind, welche berühmte römische Feldherren und Kaiser vorstellen. Nachdem dieß vorüber, so ergreift der Nachfolger im Reiche die Fackel und hält sie an den Bau, an welchem die Flamme schnell empor-

loderte; von dem obersten Viereck aber wird ein Adler losgelassen, der den Geist des verstorbenen Kaisers in den Himmel trägt. Von da an wird er mit den übrigen Göttern verehrt.

Die Verehrung der Vorfahren hing ursprünglich mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele zusammen, die wir bei den Galliern fanden, der später aber von der griechischen Ansicht von dem Schattenreich verdrängt worden zu seyn scheint. Der Genius, die dem Menschen eingeborene Seele, wird durch den Tod, wenn sie gut war, Lar, wenn böse, Larva oder Lemur, die gemeinsam Manen genannt werden. Es gab aber auch außer den persönlichen Genien örtliche, ja sächliche; denn es gab einen Genius Roms, Genien der Häuser, Thore, Bäder, Genien des Guten, des Staates, der Cohorte, der Colonie, des Heeres, der Quelle, des Lenkers, der Vorrathshäuser, des Militärs, der kaiserlichen Laren, des Senates, des Schlafes, des Theaters, des Schatzes, der Curie, Decurie u. s. w. *). Die **Penaten** dagegen waren die im Innern des Hauses verehrten und dasselbe schützende Götter, die am Heerde aufgestellt waren. Sie waren je nach den Familien verschieden, und in dem einen Hause war es Jupiter oder Minerva, in einem andern Saturn oder ein anderer. Die Penaten waren die den Vorfahren der Familie besonders günstigen Götter.

Der Staat selbst hatte auch seine Laren und Penaten, die jedoch als eine Art Geheimniß betrachtet wurden. Auf den Denkmälern kommen vor: Lares Augusti, compitales, domestici, militares, paterni, Lares Penates, Lares permaricii, publici, Puteotanae, civitatis, rurales, salutares u. a. (Orelli II. 500.)

Nächst den Haus- und Familiengottheiten finden wir auch Gottheiten niedern Ranges, welche den Schutz der Heerden und Felder besorgten. Die vornehmste war der gute Gönner, **Faunus**, dessen Gattin Fauna oder Fatna war. Faunus war ein Enkel des Saturn und hatte die Gabe der Weissagung; ihm feierte man am 15. Februar das Fest der Lupercalien, der Wolfsabwehrung, und am 21. April das der Palilien. Außer Faunus kommen Carmenta, Matuta, Mellonia, Flora, Pomona, Pales, Luperca, Epona und Bubona als ländliche Gottheiten vor. Die Quellen, Bäche, Flüsse, Seen waren ebenfalls Sitze göttlicher Wesen, denen man Altäre setzte und Opfer brachte. Dann gehören unter die Schirmer und Pfleger des ländlichen Eigenthums der Gränzgott Terminus, Silvanus, Vanda, Fornax, Lateranus, Forculus, Cardea, Limentinus, Lima, Limus, Vibilius, Arculus, Pecunia, Aesculanus und Argentinus, ferner der Ehegott Talassio, die camelischen Jungfrauen, Do-

*) S. in Orelli, Collectio inscriptionum latin. T. II. 497. ein Verzeichniß der Gottheiten, welche in den Inschriftendenkmälern erscheinen. Vgl. Schwenck's römische Mythologie S. 252 f.



midbucus, Prema, Pertunda, Alemona, Partula, Vaticanus, Levana, Cunina, vor Allem aber Priapus, der Schützer jeglicher Fruchtbarkeit. Auch Tugenden und gute Eigenschaften hatten ihre Gottheiten, wie Fides, Pietas, Aequitas, Clementia, Pudicitia, Honor, Libertas, Victoria, Salus, Concordia, Par, Felicitas, Quies, Juventas, Fama. Derartige Personificationen wuchsen zu einer namhaften Anzahl an.

Zwischen diesen und den eigentlichen großen Göttern standen die Göttersöhne, Herculus, Castor und Pollux, Aeneas und Romulus der Gründer des Staates. Namentlich war Hercules der Schutzheilige der Männer, deren Habe er mehren half und bei dem sie auch schworen.

Unter den eigentlichen Göttern von großem Range steht oben an Jupiter, der König aller Götter, der Ordner des Himmels, der Inhaber der Blitze, der Vater des Tages, der Beste, der Größte, der auf dem Capitol mit seiner Gemahlin Juno und seiner Tochter Minerva thronte. Jupiter erscheint in den Denkmälern als Erhalter und Bewahrer, als Abwehrender, als Blitzender, Freiheitgeber, Ewiger und Größter, als Vater aller Götter, als Hersteller, Retter und Sturmlenker*). Er ist der Hausvater des römischen Staates und seine Gattin nimmt die der Hausmutter entsprechende Stelle ein.

Der Minerva wurde nach der Zerstörung von Troja in Rom eine neue Heimath gegeben. Das Palladium, ihr Bild, das einst vom Himmel gekommen, ward als das eigentliche Staatsheiligthum aufbewahrt und war der Pflege der Vestalinnen anvertraut.

Demnächst ist Mars, der Vater des Romulus und der Kriegsfürst, eine alte Nationalgottheit der Römer. Er entschied das Loos der Schlachten.

Vesta, Neptun, Ceres, Venus, Volcanus, Mercurius, Apollo und Diana stehen denn noch in der Reihe der großen Götter, deren zwölf angenommen werden. Dazu kamen aber auch Saturnus, die Göttermutter, Pluto, Liber oder Bacchus, Sol und Luna. Mit den Göttern nahm man auch die Göttersagen derselben auf, ohne sie jedoch weiter fortzubilden.

Am Frühesten kamen griechische Culte nach Rom, wo man außer den letztgenannten Gottheiten auch den Aesculapius verehrte. Im zweiten punischen Kriege drängen immer mehr fremde Elemente in die römische Religion, so daß der Senat gewaltsam einschreiten ließ, die Ablieferung der ausländischen liturgischen Bücher anbefohl und an heiligen Orten nach ausländischer Art zu opfern verbot. Im Jahr 615 der Stadt wurden die Chaldäer verbannt, die mit dem Jupiterdienst ihren einheimischen verbunden und einen Jupiter Sabazius aufgestellt hatten. Nächstdem hatten sich auch Juden in Rom

*) Orelli, Collectio insc. latin. II. 499.

frühzeitig eingefunden und ihrem Cultus Bekenner zu verschaffen gesucht. Schon in den letzten Zeiten der Republik wurden ägyptische Gottheiten, Serapis, Isis, Harpokrates und Anulis in Rom eingeführt und ihnen Tempel errichtet. Diese Tempel wurden mehrmals niedergerissen, bis Augustus den ägyptischen Göttern einen Tempel gestattete. Der persische Mithradienst gelangte über Kleinasien nach Rom und von da in die Provinzen. Die fremden Culte aber nahmen zu, je mehr Provinzialen in das Heer kamen, die immer ihre Götter mitbrachten. Wir finden daher auch in den Provinzen eine große Anzbhl fremder Götternamen auf den Denkmalen, z. B. an der Donau: Aesculapius, Apollo Grannus, Dea Isis, Nemesis, Deus Sarmantus, Sol Heliogabalus, Isis und Serapis neben Roma, Romulus, Silvanus, Hercules, Sirona und den unus verus Deus Phosphorus vor. In den Rheingegenden erscheinen Apollo Grannus, Livius, Tontiorix, Grannus Mogounus, Diana abnoba, die gallischen Mütter, Hercules saxanus, Isis, Mar, Camulus, Mercurius Visacius Mithres Imperator, Sol imperator, Comes invictus, Sol Serapis, Sol invictus, Pluto, Proserpina, neben den cichennischen, aufanchischen, augustischen, asergueischen, hariastischen, hamarchischen, junonischen, mopatischen u. a. Müttern, der Hludana, Abnoba, Rhenus u. a. Localgottheiten.*)

Bemerkenswerth ist, daß die Römer eigentliche Heilige, Menschen, die sich durch besondere Privattugenden ausgezeichnet hatten, niemals unter die Zahl der Gottheiten versetzten, daß kein Held aus den Zeiten des höchsten Kriegsruhmes einer öffentlichen Verehrung genoß.

Dagegen ist hier noch zu bemerken, daß in den Zeiten der Kaiser die Städte, welche als Hauptstadt einer Provinz anerkannt waren, allgemach darnach strebten, der ewigen Stadt immer ähnlicher zu werden. Sie wurden es namentlich dadurch, daß sie ein Capitol, d. h. ein der altitalischen Trias, Jupiter, Juno und Minerva gewidmetes Heiligthum hatten. So Capua, Benevent, Ravenna, Florenz, Verona, Mailand, Modena, Falerii, Sevilla, Illiberis, Rodes in Spanien, Toulouse, Narbonne, Rheims, Nismes, Sainton, Besançon, Clermont, Autun und Paniters in Gallien, dann Trier, Köln und Augsburg in Germanien, von denen namentlich Trier, die Augusta treverorum und die altera Roma, wo auch ein kaiserlicher Pallast sich auszeichnete. Capitole waren ferner in Jerusalem, da wo ehedem der Jehovatempel gestanden, der Tempel des Nationalgottes. Die Stadt hieß daher Aelia capitolina, nachdem Hadrian

*) In Selverts und Steinerts schon genannten Werken. Von Idolen römischer Gottheiten fand man in Sachsen Mercur und Minerva, im Brandenburgischen Jupiter, am Rhein Serapis, Isis in Bronze und gebrannter Erde.

sie wiederhergestellt. In Africa finden wir ein Capitol zu Karthago. Auch Byzanz hatte sein Capitol.*)

Die Erforschung des göttlichen Willens, die der Staat öffentlich bei den wichtigsten Unternehmungen veranstaltete, mußte auf das gesammte Volk einen wesentlichen Einfluß üben. Der Staat erkannte an, daß gewisse Tage unglücklich, andere glücklich, daß Himmelserscheinungen und Naturereignisse, die Erscheinung gewisser Thiere, ihr Ruf, ihr Blick heilbringend oder hemmend sey; dies Alles mußte bei den Privatleuten Wiederklang, weitere Ausbildung und häufige Anwendung finden. Was bei den abergläubigen Galliern, Syrern und Griechen von derartigen Elementen vorkam, das wurde aufgenommen und dem Zauberwesen, der Traum-, und Zeichendeuterei ein weitläufiges Feld eröffnet. Alte Weiber und Chaldäer, Tempeldiener und Priester, Haruspicen und andere Personen benutzten diesen Aberglauben, sich ohne sonderliche Mühe ein bequemes Auskommen zu verschaffen, und dieser Aberglauben dauerte, vermehrt durch den, welchen die passiven Ureinwohner Mittel- und Nordeuropas dazu brachten, ja zum Theil noch bis in unsere Tage,**) wo man nicht verfehlt hat, auch die Wissenschaft dafür in Anspruch zu nehmen. In den Sammlungen römischer Alterthümer finden wir eine namhafte Anzahl von Denkmalen, die auf den römischen Aberglauben Bezug haben, priapische Bildungen***), Votivbilder von Thieren, Theilen des menschlichen Körpers u. dgl.

## Die Wissenschaften

erscheinen im alten Rom, wie überall in den Anfängen der gesellschaftlichen Ausbildung, als ein innig mit dem Staate zusammenhängendes Element; die Haruspicin, die Gesetzeskunde, die gesammte Landeskunde, die Kenntniß der Geschichte des Staates waren Eigenthum der Patricier, das sie als Schatz der gesammelten Erfahrung zum Beßten des Staates gewissenhaft pflegten und benutzten.

Die Beobachtung des Himmels, für den Zweck der Erforschung des göttlichen Willens, führte die Römer nicht sowohl zur Astronomie als vielmehr zur Wetterkunde für landwirthschaftliche und nautische Zwecke. Dennoch aber ist bemerkenswerth, daß die Römer es waren, welche die noch in Europa übliche Zeitrechnung feststellten und die

*) S. die Kapitole von D. Braun. Bonn 1849. 4.

**) N. Valletta sul fascino. Nap. 1835. 8. Böttiger kleine Schriften. III. III. 405. Schwenck Mythologie der Römer. S. 220. m Italica. S. 304. Ellano röm. Alterth. I. 714. Kephalides Reise rc. I. 182. Plin. Ep. VII. 27. Virgil. Georg. I. 438.

***) Gesammelt in Famin le Cabinet secret du mussée de Naples. Par. 1836. 4.

Zeit ordneten. Sie waren die Schöpfer des europäischen Kalenders, wobei sie natürlich ägyptische und griechische Erfahrungen benutzten.

Die Eintheilung des Gebietes, die Herstellung von Straßen, Befestigungen, Wasserleitungen mußten sie schon früh zu mathematischen und mechanischen Arbeiten führen. Aber auch hierin herrschte stets die praktische Richtung vor. Nicht anders ist es mit der Naturgeschichte; die römischen Gelehrten strebten nicht sowohl nach einer systematischen Uebersicht der Naturkörper und Geschöpfe als darnach, den Nutzen und die Anwendung derselben für ihre Zwecke sich zu deutlicher Anschauung zu bringen, wie wir namentlich in der Naturgeschichte des Plinius beobachten können. Mit großer Sorgfalt wurden die auf den Staat bezüglichen Nachrichten aufbewahrt und dieselbe Sorgfalt sodann auch auf die Provinzen übertragen, daher denn auch Rom die Heimath der allgemeinen Erdkunde und der Universalgeschichte wurde.

Diejenige Wissenschaft aber, welche ganz besonders in Rom sich ausbildete, war die Wissenschaft des Rechtes, die Erforschung der Verhältnisse, welche das Zusammenleben der Menschen im Staate erzeugt. Das römische Volk hat kein Nationalepos, in welchem es wie im Homer die Summa der Lebenserfahrung sich dargelegt, kein nationales Drama, keinen Schatz von lyrischen Dichtungen; all sein Dichten und Trachten ist in seinen Gesetzen zusammengestellt. Die Rechtswissenschaft ward in Rom am frühesten ausgebildet, ohne daß es einer äußern Veranlassung bedurft hatte. Literatur erhielt Rom erst nachdem es mit den Griechen in nähere Verbindung getreten war.

Das Mittel der Festhaltung der Erfahrung, die Schrift, erhielten die Römer von den Etruskern, die sich das altgriechische Alphabet für ihre Sprache eingerichtet hatten, und sie bildeten dasselbe weiter aus. Das Schreibmaterial war wie bei den Griechen Marmor, Peperin, Erz, dann Papyrus und Thierhaut, für augenblickliche oder vorübergehende Zwecke aber Tafeln aus festem Stoff, die mit Wachs überzogen waren, in welche man mit einem Stifte aus Metall, Elfenbein oder Knochen die Buchstaben eingrub.*) Da, namentlich bei der Erweiterung des Reiches nach Außen und Mehrung der Geschäfte nach Innen die Schrift immer häufiger in Anwendung kam, fiel man bald auf Erleichterungsmittel, die Abkürzungen, welche der Freigelassene Ciceros, Tiro, in ein System brachte, welches Philargius, Aquila und ein Redner Seneca weiter entwickelten. (U. F. Kopp Palaeographia critica. Mannh. 1817.)

*) S. G. H. Martini akad. Vorlesungen über die Literair-Archäologie nach Anleitung des Ernestischen Lehrbuchs. Altenb. 1796. 8. S. 16. Dazu Pitture d'Eroclano II. S. 7. 13. 93. 221. III. Tf. 4. 45. 46. S. 237 ff. das SC. de Bacchanalibus ed Matth. Aegyptius. Nap. 1729 f. und im Drakenborchischen Livius VII. Araeths angeführte römische Militärdiplome.

In Rom machten die vielen sich immer mehrenden Verhältnisse und Bündnisse mit andern Staaten, die stets vorschreitende Gesetzgebung und die geregelte Verwaltung die Aufbewahrung der öffentlichen Staatsschriften zu einem wichtigen und umfangreichen Geschäft. Die Sammlungen dieser Urkunden, welche nicht ohne genaue Verzeichnisse und ein dafür besonders betrautes Personal bestehen konnten, waren in Rom früher vorhanden als die Büchersammlungen. Oberaufseher über diese Anstalten waren die Pontifices, betheiligt die Fetialen, welche die auswärtigen Angelegenheiten zu überwachen hatten. Die ältesten römischen Archive waren im Tempel der Ceres und des Sarturnus.

Büchersammlungen kommen in Rom erst später vor, obschon die Privaten Sammlungen von Haus- und Wirthschaftserfahrungen schon zeitig anlegten. Die erste Bibliothek besaß Aemilius Paullus, nachdem er in Griechenland Büchervorräthe an sich gebracht hatte, aber erst im Jahr d. St. 585 oder 179 J. v. Chr. G. Dann brachte Sulla nach der Besetzung von Athen die Bibliothek des Apollikon nach Rom, welcher als Aufseher der Grammatiker Tyrannio vorstand. Lucullus brachte aus Asien einen namhaften Büchervorrath nach Rom und von nun an gehörte es zum guten Ton, eine Bibliothek zu besitzen, so daß in jedem anständigen Hause ein Büchersaal vorhanden seyn mußte.

Die erste öffentliche Bibliothek eröffnete Asinius Pollio im Atrium des Tempels der Libertas beim Forum des Cäsar. Augustus folgte seinem Beispiele und ließ im Jahr 33 v. Chr. G. einen Porticus am Tempel des palatinischen Apollo zur Bibliothek einrichten, wozu er die dalmatinischen Kriegsleute verwendete. Nachmals ward auch im Theater des Marcellus eine Bibliothek angelegt zu Ehren von Augustus Schwester Octavia. Tiberius, Vespasianus, Domitian und Trajom errichteten ebenfalls Bibliotheken, welche letztere Diocletian mit seinen Bädern in Verbindung setzte. Bibliotheken entstanden nun auch außerhalb Rom, in den Villen (Plin. Ep. III. 7. IV. 28.) und in den Landstädten. Die Bibliothekzimmer hatten zahlreiche Fenster, die Bücher standen in Fachwerken, die Rollen in besondern Kapseln, an den Wänden umher, auch wohl in der Mitte des Zimmers, das außerdem mit Statuen, Gemälden und Inschriften geziert und mit Sophas für die Leser versehen war.

Mit den Bibliotheken entstanden auch Bücherabschreiber und Bücherhändler, denn schon zur Zeit von Plinius d. J. (Ep. IX. 11.) in Lyon sich niedergelassen hatten. Die frühesten Buchhändler waren Freigelassene, welche sich Abschreiber hielten. In Rom hatten sie ihren Sitz auf dem Argiletum im Vicus sandaliarius.*)

*) Ruperti Handb. I. 514 ff. Beckers Gallus. II. 308. Bähr Geschichte der röm. Literatur. I. 45 ff.

Unterricht wurde theils in den von Privatpersonen unterhaltenen Schulen, theils in den Familien der Vornehmen durch Sclaven oder Freigelassene ertheilt, wozu man, als der Geschmack für griechische Literatur allgemein wurde, griechische Sclaven oder auch freie Griechen erhielt, die seit Cäsar das Bürgerrecht in Rom erwarben. Dann gingen aber auch römische junge Leute nach Athen, Mitylene und Massilien, um griechische Studien zu machen; mit der Erweiterung des Reiches nach Kleinasien und Aegypten wurde den römischen Beamten die Kenntniß der griechischen Sprache Bedürfniß, und so errichtete schon Augustus öffentliche Lehranstalten. Er baute dafür besondere Häuser und stellte Lehrer an, denen er Besoldungen anwies. Vespasian erweiterte diese Anstalten, Hadrian legte auf dem Capitol ein Athenäum an. Antonin der Fromme errichtete auch in den Provinzen Lehranstalten und Antonin, der Philosoph, gründete in Athen für die besondern Zweige der Philosophie und für die Beredtsamkeit besondere Lehrerstellen. Nächst der griechischen Literatur war besonders Rechtskunde Gegenstand der Lehre. Constantin I. sicherte dem Lehrerstande manche Freiheiten, wie von Abgaben, Kriegsdienst. Sein Sohn folgte dem Beispiele des Vaters. Nun begann auch das Christenthum, seitdem Constantin dasselbe als Staatsreligion anerkannt, Gegenstand des öffentlichen Unterrichts zu werden, und es begann der offene Kampf gegen die alte Wissenschaft. Unter Valentinian I. waren in Rom bereits 31 öffentliche Lehrer für die höheren Wissenschaften, welche der Staat besoldete. Aehnliche Anstalten befanden sich in Mailand, Bordeaux, Toulouse, Narbonne, Cordoba, Marseille und Karthago, Sicca in Africa, in Constantinopel, Athen, Berytus und Nikomedien, vor Allem aber in Alexandrien. Theodosius II. gab namentlich der großen Lehranstalt von Constantinopel eine festere Gestalt.*)

Seit der Bekanntschaft mit griechischer Literatur beschäftigten sich die angesehendsten Staatsmänner mit den Studien und wir finden namentlich in den Schriften von M. T. Cicero und Plinius d. J. die interessanten Schilderungen von den Studien, die auf dem Lande, wo diese Männer dem Gewühl des Geschäftslebens sich entzogen hatten, den edelsten Zeitvertreib derselben ausmachten. Wir sehen den jüngern Plinius im Walde bei den Jagdnetzen sitzen, wie er schreibt (Ep. I. 6.), zwar ohne Speer und Gewehr, doch mit Schreibtafeln und Griffel, um seine Ideen sofort aufzuzeichnen. Er empfiehlt seinem Freunde C. Tacitus diese Art des Studiums, weil die Bewegung des Körpers die Seele vorzüglich anrege und die Einsamkeit und Stille des Landes zum Nachdenken gar sehr anreizen. Als Gehülfen in den Studien hielten sich die vornehmen Römer besondere Vorleser und Secretäre, die oft großes Vertrauen

*) Schwarz Geschichte der Erziehung I. 352.

genossen. Wissenschaftliche Zusammenkünfte und wissenschaftlicher Briefwechsel gehörte zu den wesentlichen Erholungen der gebildeten römischen Staatsmänner.

**Die römische Literatur**

ist in zahlreichen Denkmalen auf uns gekommen.*) Die römische Literatur hat eine durchaus praktische Richtung, wie wir oben bemerkten. Die mathematischen Wissenschaften waren nicht in den Händen der Philosophen, sondern in denen der Agrimensoren, der Feldmesser und der Baumeister, Maschinenbauer, Wasserleitungsbeamten und der Soldaten. Von allen diesen Anwendungen sind uns Denkmale hinterlassen. Julius Frontinus, Hyginus (Augustus Freigelassener) M. Vitruvius Pollio und Flavius Vegetius sind hier als die vornehmsten Schriftsteller zu nennen, während die Astronomie von den Römern nur für die Kalender und später in der Kaiserzeit für die Erforschung der Zukunft verwendet wurde, wobei man griechische Gehülfen anwendete.

Die Naturgeschichte wurde in der Landwirthschaft und der Medicin vertreten. Erstere lernten wir bereits kennen. Die Medicin beschränkte sich im ältern Rom auf die Chirurgie, bei innern Krankheiten wandte man die von der Erfahrung empfohlenen Hausmittel an, und wenn man damit nicht fort kam, wandte man sich unmittelbar an die Götter. Deßhalb wurde auch im Jahr d. St. 463 der Aesculapiusdienst nach Rom verpflanzt. Nachmals wandte man Griechen, die als Sclaven in den Familien lebten, an. Später ließen sich griechische Aerzte in Rom nieder, die aber viel Widerspruch fanden, zumal da sie ihre Streitigkeiten hier fortsetzten. Galenus (geb. 113 n. Chr. zu Pergamos) erwarb sich großes Ansehen. Von Römern finden wir nur wenig medicinische Arbeiten; die bedeutendste, die von A. Cornelius Celsus, aber, der unter Augustus lebte, war nicht ein selbstständiges Werk, sondern der Theil einer Encyclopädie in 20 Büchern, welche die Rechtskunde, Philosophie, Kriegswissenschaft und Oeconomie umfaßte.**) Dieses Werk ist erhalten, und giebt in 8 Büchern die Diätetik, Pathologie, Pharmacie und Chirurgie.

Das bedeutendste naturwissenschaftliche Werk der Römer, welches auf unsere Tage gekommen, ist unstreitig die historia naturalis von Cajus Plinius Secundus. Das Werk umfaßt in 37

*) Als Handbücher Fabricii bibliotheca latina. v. Harleß.
Gf. Ephr. Müller Einleitung zur Kenntniß der alten lateinischen Schriftsteller. Dr. 1751. 5 Bde. 8. J. C. F. Bähr Geschichte der römischen Literatur. Carlsr. 1845. 2 Thle. 8. und die bibliographischen Arbeiten von Hoffmann und Krebs; für die Inschriften ist namentlich die Inscriptionum Latinarum selectarum amplissima collectio v. J. C. Orelli. Zür. 1828. 2 Bde. 8. zu nennen.

**) Das Literarische bei Gräße. I. 746 f.

Büchern alles Wissenswürdige aus dem Gebiete der Naturkunde. Es beginnt mit der Betrachtung der Welt, ihrer Gestalt, Entstehung und Elementen. Das zweite Buch (das erste enthält die Dedication an Titus Vespasian und das Inhaltsverzeichniß) betrachtet die Gestirne, Sonne, Mond, die Gewitter, Winde und andere atmosphärische Erscheinungen und Klänge, Zonen und Climate, Erdbeben, die See, Quellen und Flüsse, sowie das Feuer. Im dritten Buch beginnt eine kurze Erdbeschreibung, welche bis zum 7. Buche reicht und worin Europa vorzugsweise berücksichtigt ist. Im 7. Buche betrachtet Plinius die Entstehung und Organisation des Menschen, sowie seine geistigen Eigenschaften nebst den Anfängen von Kunst und Wissenschaft. Das 8. Buch beginnt mit der Betrachtung der Thierwelt, zunächst des Elephanten, dann der übrigen Landthiere. Das 9. Buch schildert die Seethiere, das 10. die Vögel, das 11. die Insecten, dann aber auch vom 44. Capitel an die Producte des Thierreiches, wie Hörner, Haare, Knochen, Zähne, sowie die einzelnen Theile der animalischen Körper, Herz, Galle, der einzelnen Glieder, der Eigenschaften derselben. Das 12. Buch handelt von den Bäumen, das 13. von fremden Bäumen und den Gewürzen, das 14. und 15. von den Fruchtbäumen, das 16. von den Waldbäumen und deren Benutzung, das 17. von der Behandlung der Bäume, das 18. Buch ist der landwirthschaftlichen Betrachtung der Früchte gewidmet, das 19. den Lein- und Gartenfrüchten, deren medicinische Eigenschaften das 20. bespricht, wogegen das 21. die Blumen, den daraus gewonnenen Honig, die Bienenpflege, das 22. die Kräuter und Früchte zum Gegenstande hat. Das 23. handelt von den aus den gepflegten Bäumen, das 24. von den aus den Waldbäumen gewonnenen Heilmitteln, das 25., 26. und 27. von der Natur und Benutzung der freiwillig wachsenden Kräuter für Heilzwecke, dabei vom Moly, den Panaceen, das 28. von den aus den zahmen Thieren entnommenen Heilmitteln, nach den Stoffen und nach den Krankheiten geordnet, das 29. und 30. von den Heilmitteln, welche die wilden Thiere darbieten. Im 31. und 32. werden die medicinischen Eigenschaften der Wasserthiere und der Gewässer betrachtet. Das 33. Buch handelt von den Metallen, namentlich Gold und Silber, das 34. von dem Erz, Zinn, Eisen und Blei, nebst deren Gebrauch in der Medicin, sowie in der Kunst und in den Gewerken, das 35. von der Malerei und den Farben. Das 36. Buch von den Steinen, beginnt mit den Marmorarten, deren Anwendung in der Baukunst und Bildnerei, und geht dann zu den andern Steinarten, welche benutzt werden, zu dem Glase und Obsidian über. Das 37. Buch handelt von den Gemmen.*)

---

*) S. bes. Bähr Geschichte der römichen Literatur II. 471 mit den literarischen Nachweisungen bei Ebert, Hoffmann und Krebs.

Das Werk des Plinius giebt uns den wesentlichen Inhalt von mehr als 2060 griechischen und römischen Werken, die meistentheils verloren sind. Plinius hatte als Kriegsbeamter in Germanien und Spanien, sowie als Flottencommandant in Misenum, wo er bei dem Ausbruche des Vesuv im J. 79 n. Chr. Geburt seinen Tod fand, ein an Anschauungen und Erfahrungen überaus reiches Leben. Dies regte in ihm das Bedürfniß auf, sich diese Massen von Thatsachen und Erscheinungen klar und deutlich zu machen. Er hatte sich bereits von seinen Erlebnissen in Germanien in seinen zwanzig Büchern von dem germanischen Kriege Rechenschaft abgelegt. Kurz vor seinem Tode vollendete er auch seine Naturgeschichte, die alsbald bei den Zeitgenossen wie bei der Nachwelt großen Anklang fand und während des ganzen Mittelalters bedeutendes Ansehen genoß. Wir lernten schon oben die Bearbeitung der Erdkunde durch die Römer kennen, die ebenfalls mehrere, dem praktischen Staatsdienst gewidmete Arbeiten hervorrief.

Die ältesten historischen Aufzeichnungen*) fanden sich in den von den Pontificen geführten Annalen, Fasten und Commentarien, den amtlichen Magistraten-Verzeichnissen, den Familienchroniken und Privatnachrichten. Der Sinn für Gesetzmäßigkeit und Ordnung, die tiefbegründete Achtung der Vorfahren und der Vorzeit des Vaterlandes mußten schon früh die Römer veranlassen, aus diesen amtlichen Aufzeichnungen, sowie aus den aufbewahrten Verträgen und Gesetzen sich Uebersichten zusammenzustellen, die, wie die des Q. Fabius Pictor nach der Zeitfolge geordnet, die Gestalt von Jahrbüchern annahmen.

Q. Fabius Pictor, der nach der Schlacht von Cannä nach Delphi gesandt wurde, schrieb seine Annalen in griechischer Sprache, da die römische noch nicht so bequem zu handhaben war. Diese Annalen, sowie die Arbeiten L. Cincius Alimentus und L. Acilius, die ebenfalls griechisch schrieben, sind nicht erhalten. Erst M. Portius Cato unternahm es, in römischer Sprache und in sieben Büchern die Urgeschichte seines Vaterlandes darzustellen. Sie sind, wie noch viele andere von Römern abgefaßte vaterländische Geschichtbücher**) verloren. Erhalten dagegen ist die römische Geschichte des **Polybius**, aus Megalopolis in Arkadien, der als Gesandter des achaischen Bundes sich in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts lange in Rom aufhielt und Scipio's Freundschaft erwarb. Er machte längere Reisen in Spanien, den Alpen und Afrika, hatte sich eine genaue Kenntniß des römischen Wesens erworben und ist als der älteste noch vorhandene Geschichtschreiber Roms hier zu nennen. Er hatte 17 Jahre in Rom gelebt, und was er hier und

*) S. Bähr, röm. Liter. II. 9 ff.
**) Bähr, Gesch. d. röm. Liter. II. 22 ff.

auf seinen Reisen erlebt und gesehen, faßte er, nach dem Vorgange der älteren römischen Historiker, in griechischer Sprache in 40 Büchern zusammen, wovon das I.—5. und 6.—17. noch vorhanden sind. Er schrieb aus dem Gesichtspunkte und mit den Erfahrungen des römischen Staatsmannes*).

Je umfangreicher der Schauplatz wurde, auf welchem die römischen Kriegs- und Staatsmänner sich bewegten, desto mehr fanden sie auch Veranlassung, ihre Erlebnisse aufzuzeichnen. Leider ist das Meiste davon verloren, wie die Memoiren des M. Aemilius Scaurus und L. Sulla. Die Römer begannen nun auch die früheren Zustände ihrer Verfassung, die Altertbümer des Staats- und Volkslebens zu bearbeiten, wie denn der größte Gelehrte seiner Zeit, Marcus Terentius Varro, der im J. 727 d. Stadt starb, Alterthümer der menschlichen und göttlichen Dinge in 25 Büchern abgefaßt hatte; außerdem hatte er von dem Leben des römischen Volkes, von den Anfängen der Stadt Rom, von den trojanischen Familien, über die Geschichte des Seewesens, des zweiten punischen Krieges, der Literatur u. s. w. gesammelt und geschrieben. (Bähr a. a. O. II. 30 ff.)

Der erste unter den noch vorhandenen größeren römischen, einheimischen Geschichtschreibern ist C. Julius Cäsar (s. Bähr II. 35.), dessen ruhm- und thatenreiches Leben im J. 44 v. Chr. ein so tragisches Ende nahm. Seine Commentarien von den gallischen und den bürgerlichen Kriegen bezeichnet Johannes Müller als Muster majestätischer Einfalt in der Geschichtserzählung. Sie sind unstreitig das geistvollste und eleganteste Geschichtsbuch der römischen Literatur und der treueste Spiegel des eben so großen als feinen Geistes, der sie niedergeschrieben.

Von den Schriften des Cornelius Nepos (Bähr II. 47 ff.) sind nur die Lebensbeschreibungen berühmter Feldherrn erhalten. Von C. Sallustius Crispus, der ebenfalls ein Zeitgenosse von Cäsar war, besitzen wir eine Geschichte der catalinarischen Verschwörung und die Geschichte des Krieges gegen König Jugurtha (Bähr II. 64.). Die historischen Arbeiten des Asinius Pollio sind verloren.

Dagegen sind uns aus der Zeit, wo das Römerreich auf dem Gipfel des größten Glanzes stand, zwei Schriftsteller erhalten, die, obschon sie in griechischer Sprache geschrieben haben, dennoch ganz im römischen Wesen wurzelnd, als römische Historiker zu nennen sind. Es sind dies Diodor von Sicilien und Dionysios von Halicarnaß.

Dionysios war in Halicarnaß in Karien geboren, kam aber im J. 29 v. Chr. G. nach Rom und lebte daselbst 22 Jahre.

*) Das Literar. b. Gräffe I. 541 ff.

Hier schrieb er eine verloren gegangene Chronik und seine römische Archäologie in 20 Büchern, von denen nur die ersten 9 vollständig vorhanden sind, von der Johannes Müller sagt, daß sie zu schön und zusammenhängend geschrieben sey, um wahr zu seyn. Dionys war vertraut mit den Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten des römischen Staates und bleibt daher immer eine wichtige Quelle für die Geschichte Roms. (Gräße I. 544.)

Die Wichtigkeit des trefflichen Diodor aus Argyrium in Sicilien, gebildet auf Reisen in Asien und Afrika, Zeitgenosse von Cäsar und August, haben wir schon im Anfange dieses Werkes kennen gelernt. (C. G. I. 12.) Diodor ist der erste, welcher die Geschichte der Menschheit im Allgemeinen zum Gegenstande der Untersuchung und Betrachtung machte und in seiner historischen Bibliothek niederlegte.

Unter den in Italien gebornen römischen Historikern, die uns erhalten sind, ist Titus Livius aus Padua zu nennen (starb 17 J. n. Chr. G.). (Bähr II. 86.) Er hinterließ Jahrbücher, die von der Gründung des Staates durch Romulus bis auf den Tod des Drusus reichen, und bei denen er namentlich auch die Arbeit des Polybius benutzte. Von den 142 Büchern ist nur noch 1—10 und 21—45 gerettet.

Von dem Werke des Pompejus Trogus, einer allgemeinen Geschichte, ist nur der Auszug des Justinus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. G. vorhanden.

Nach Augustus Tode wurde die Geschichte des Reiches von Griechen und Römern fleißig angebaut. Die bedeutendsten und erhaltenen sind Vellejus Paterculus, Valerius Maximus, C. Suetonius Tranquillus, Sextus Florus und der edle C. Cornelius Tacitus, der Freund der beiden Plinius, der für uns Deutsche von so großer Bedeutung ist. Von seinen Annalen in 16 Büchern, seinen Historien in 5 Büchern ist der größte Theil erhalten. Wir haben ferner von ihm das Lebensbild seines Schwiegervaters Agricola und das Buch von der Lage und den Sitten der Völker Germaniens. Wenn Cäsars Commentarien dem einfachen Bericht eines ruhmgekrönten Siegers gleichen, so sind die Schriften des Tacitus der Ausdruck der gedrückten Stimmung des trauernden Patrioten. Tacitus wird stets die erste Stelle unter den römischen Geschichtschreibern nach Augustus Zeit einnehmen. (Bähr II. 129 ff.) Er hat namentlich unter den Deutschen viele dankbare Verehrer und zahlreiche Bearbeiter gefunden.

Die spätere Kaiserzeit hat an erhaltenen Historikern die griechischen Juden Flavius Josephus und Philo, die Griechen Plutarchos, dessen 44 vergleichende Biographien allbekannt sind, dann den Flavius Arrianus aus Nicomedien, der später Senator in Rom wurde, den Aegypter Flavius Appianus, der 24 Bücher römischer

Geschichten abfaßte, seinen Landsmann Herodian, geachtet von Marc Aurel, den in Bithynien gebornen, später in Rom als hoher Staatsbeamter lebenden Dio Cassius. Den Zeiten des Verfalls gehört Zosimus an. Von lateinisch geschriebenen Geschichtswerken sind zu nennen die Bücher der 6 Schriftsteller der Kaiserzeit, von Hadrian bis Carus*), nämlich Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Trebellius Pollio, Fl. Vopiscus, Aelius Lampridius und Julius Capitolinus und die Arbeiten des Afrikaners Sextus Aurelius Victor, den Theodosius d. Gr. zum Präfecten von Rom ernannte, sowie der kurze Abriß der römischen Geschichte von Eutropius, der um das J. 370 n. Chr. starb. Der bedeutendste geschichtliche Schriftsteller der Zeiten des sinkenden Reiches, ums J. 410, ist der Grieche Ammianus Marcellinus, der aber lateinisch schrieb. (Bähr II. 194.) Von seinen 31 Büchern sind die ersten 13 verloren. Sie sichern ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Historikern aller Zeiten. Endlich sind noch die 7 Bücher, Geschichten gegen die Heiden, zu nennen, welche der Spanier Orosius aus Tarragona, christlicher Presbyter, hinterlassen hat.

Die Philosophie der Griechen brach sich erst in später Zeit Bahn nach Rom und dann waren es nicht die Systeme der Secten, denen der praktische Römer sich hingab, sondern Moral und praktische Lebensweisheit, die er darin suchte. Die Philosophie, wie sie in Rom sich gestaltete, lernen wir am besten aus den zahlreichen Schriften und Briefen von Marcus Tullius Cicero und L. Annäus Seneca kennen, außerdem aber auch aus den Gedichten des T. Lucretius und des heitern, lebensweisen Q. Horatius, Einleitungen und Bemerkungen in Plinius Naturgeschichte, sowie den Briefen des jüngern Plinius kennen.

Cicero kannte die Lehren des Epicur, der Stoiker und der neuern Akademie. Er betrachtete die Philosophie als eine Vorbildung zur rednerischen und politischen Laufbahn, dann aber, als die letztere immer dornenvoller wurde und die Herrschaft in einem Einzigen sich zu concentriren begann, als einen Ersatz und nützliche geistige Beschäftigung. Cicero blieb Eklektiker; er behielt bei den philosophischen Studien immer seine geistige Freiheit für spätere Belehrung und geläuterte Ansicht bei. Seine philosophischen Schriften sind, außer den Briefen an seine Freunde und an den Atticus, folgende: Akademische Untersuchungen in Gesprächsform zwei Bücher, fünf Bücher von den Grenzen der Güter und der Uebel, fünf Bücher tusculanischer Untersuchungen, drei Bücher von der Natur der Götter, zwei Bücher von der Kunst der Weissagung, ein Buch vom Geschick, drei Bücher von den Pflichten, Cato Major oder von dem Alter, Lälius oder von der Freundschaft, Paradoxen, sechs

*) Die verlornen Historiker bei Bähr II. 170 ff.

Bücher vom Staate, drei Bücher von den Gesetzen und eins von der Tröstung, dessen Aechtheit jedoch nicht erwiesen ist. Verloren sind die Bücher vom Ruhme, sein Oeconomicus, Protagoras, seine Lobschrift auf Cato, sein Buch von der Philosophie, welches er Hortensius nannte, und eine Uebersetzung des platonischen Timäus *).

Cicero war es besonders, der in den Römern den Sinn für die griechische Philosophie erweckte. Die meisten wendeten sich den stoischen Lehren zu, über die sie, meist in griechischer Sprache, schrieben. Es ist jedoch von diesen Arbeiten nichts übrig geblieben.

Dagegen sind uns von L. Annäus Seneca, einem Spanier, dem Erzieher des Nero, mehrere Schriften im Sinne der Stoiker erhalten, namentlich drei Bücher vom Zorn, von der Tröstung drei Bücher, deren eines an seine Mutter Helvia, das andere an Polybius, das dritte an Marcia, sämmtlich von dem Orte seiner Verbannung, von Korsika aus, gerichtet, ferner ein Buch von der Vorsehung, worin die Frage, warum es rechtschaffenen Männern oft schlecht gehe, behandelt und als das letzte Mittel, das der Tugendhafte in der Gewalt habe, der Selbstmord genannt wird. Es folgen die Bücher von der Gemüthsruhe, von der Standhaftigkeit des Weisen, von der Gnade, an Nero gerichtet, von der Kürze des menschlichen Lebens, von dem glückseligen Leben, von der Muße und Zurückgezogenheit des Weisen, von der Wohlthätigkeit, sowie Briefe und naturwissenschaftliche Untersuchungen. Anderes ist verloren **).

Der späteren Zeit gehören Julius Obsequens, Appulejus, Censorinus und Boethius an.

Wie in Griechenland war auch in Rom das Emporkommen der Demokratie und ihr Anstreben gegen die Patricier die nächste Veranlassung zur Ausbildung der Beredtsamkeit und zur Feststellung der Regeln der Redekunst. Doch erscheinen auch hier die Römer weniger als Erfinder, denn als gelehrige Schüler und Fortbildner. Vorausgehen mußte der Beredtsamkeit die weitere Entwickelung der Sprache, die aber dadurch eben auch wesentlich weiter gefördert wurde und ihren eigenthümlichen Charakter erhielt. Die ältesten Reden waren die Leichenreden an den Bahren der verstorbenen Patricier. Dann folgten die öffentlichen Reden, welche den Zweck hatten, die versammelten Väter, dann die entscheidenden Versammlungen zu einem Entschluß zu bestimmen. Berühmt war Appius Cäcus, als einer der frühesten Redner und seine gegen den mit Pyrrhus abzuschließenden Vertrag gerichtete Rede war noch zu Cicero's Zeit vorhanden und berühmt (im J. d. St. 474). Doch bildete sich die römische Beredtsamkeit erst aus, nachdem Griechen

*) Bähr, Gesch. d. röm. Liter. II. 415.
**) Bähr a. a. O. II. 453.

nach Rom gekommen und als Lehrer aufgetreten, nachdem sie unter den Römern selbst Lehrer, Rhetoren gebildet. Der erste war Plotius Gallus, dessen Schule ums J. 666 d. St. eröffnet ward, dann folgte M. Antonius Gnipho, welchen Cicero noch, als er bereits die Prätur erlangt, hörte. Diese Rhetoren waren die Bildner der Oratoren oder Redner, unter denen Cicero als Stern erster Größe erscheint, dessen Reden noch heute als Muster in ihrer Art bewundert werden*). Cicero, der selbst über Redekunst geschrieben, hat 116 Reden gehalten, von denen aber nur die Hälfte (56) vollständig auf uns gelangt sind. Sie haben theils den Zweck der Anklage, theils den der Vertheidigung in Criminalfällen wie in Civilprozessen. Seine theoretischen Schriften sind die vier Bücher Rhetorica an Herminus, zwei von der rhetorischen Erfindung, drei von dem Redner, ein Buch, Brutus überschrieben, von berühmten Rednern, dann der Redner an M. Brutus, Topica oder die Lehre von den Beweisen und gerichtlichen Gründen, der Dialog über rednerische Eintheilung und eine Einleitung zur Uebersetzung der Reden des Aeschines und Demosthenes gegen und für den Ktesiphon über die beste Art der Redner. Unter Cicero's Reden war die erste, die er hielt, die für den S. Roscius Amerinus in einem Criminalfalle im J. 674 d. Stadt, wodurch er denn auch seinen Ruhm als Redner begründete. Eine Reihe von Reden veranlaßte die Anklage des Verres, der Sicilien drei Jahre lang als Statthalter überaus hart bedrückt hatte. Dagegen vertheidigte er den M. Fontejo gegen eine gleiche Anklage. Vier Reden hielt Cicero in Bezug auf die catilinarische Verschwörung, auf welche sich auch die Reden für C. Valerius Flaccus und C. Cornelius Sulla beziehen. Er hielt ferner Reden für den griechischen Dichter A. Licinius Archias, seinem Lehrer, dem man das Bürgerrecht entziehen wollte, für Cn. Planius, P. Sextius, M. Coelius Rufus, C. Cornelius Balbus, C. Annius Milo, C. Rabirius Posthumus, M. Marcellus, Ligarius, Dejotarus Tetrarchon von Galatien, und die vierzehn berühmten Reden gegen M. Antonius in dem kurzen Zeitraume von sieben Monaten (Sept. 710 bis 24. Mai 711 d. St.). In Folge derselben, worin er Antonius als den ärgsten Feind des Vaterlandes darstellte, ließ der erbitterte Sieger den 64jährigen Cicero durch ausgesandte Mörder tödten.

Die Monarchie machte die Redner, wie sie die Demokratie hervorgerufen und gepflegt hatte, überflüssig. Die Redekunst verlor ihre politische Wichtigkeit und sank somit zum Schein, zum Spielwerk herab; aus den mündlichen Reden wurden schriftliche Ausarbeitungen, aus den Orationen Declamationen, die, statt auf dem

*) Die Redner vor Cicero s. bei Bähr a. a. O. II. 208 ff., über Cicero das. 227 ff.

Forum in den Hörsälen abgehalten wurden, oder es waren Prunkreden an die Fürsten gerichtet. Von M. Annäus Seneca und M. Fabius Quintilianus*) sind Reden vorhanden, und Schriften über die Redekunst, unter denen die von Quintilian, die zwölf Bücher rhetorischer Institutionen, die bedeutendsten sind und eine vollständige Anweisung zum Studium der Rhetorik von den ersten Elementen der Sprache und der Grammatik an bis zu den höheren Erfordernissen eines Redners in Absicht auf Erfindung und Anordnung des Stoffes, Darstellung und Behandlung desselben, Vortrag, Aussprache u. dgl. m. enthalten, während sie zugleich den ganzen Jugend- und Schulunterricht in sich schließen und auch in dieser Beziehung selbst für die neuere Erziehungslehre manche beachtenswerthe Seiten darbieten. (Bähr II. 325.) Unter den Rednern der Kaiserzeit hat Plinius der Jüngere sich einen bedeutenden Ruf erworben, obschon sich von seinen zahlreichen Reden nur der Panegyricus auf Kaiser Trajan, gesprochen im J. 100 n. Chr. erhalten hat. (Bähr II. 345.) Wir lernten Plinius noch von einer anderen liebenswürdigen Seite, als Verfasser geistvoller Briefe kennen. Die späteren Panegyriker geben Zeugniß von der sinkenden Cultur der Römer. (Bähr II. 350.)

Mit der Rhetorik hängt das Sprachstudium innig zusammen; in Rom begann dasselbe gleichzeitig mit der Einführung der griechischen Literatur. Die ersten Anfänge des grammatischen Studiums verdanken die Römer dem gelehrten Crates aus Mallos, welchen im J. 585 d. Stadt der bithynische König Attalus als Diplomaten nach Rom sandte, der dort, durch einen Beinbruch festgehalten, Vorträge über Grammatik hielt und dadurch die gebildeten Römer lebhaft anregte. Man wandte sich seitdem den älteren Werken der vaterländischen Poesie zu. C. Aelius Stilo, im 7. Jahrhundert d. Stadt, erwarb sich großen Ruhm durch seine grammatischen Arbeiten, und unter seinen Schülern werden Cicero und Varro genannt. M. Terentius Varro aber schrieb das berühmte Werk von der lateinischen Sprache, in vierundzwanzig Büchern, von denen jedoch nur noch sechs (5—10) erhalten sind. (Bähr II. 575.) Es theilte sich in drei Abschnitte, von denen der erste die Etymologie, der zweite die Formenlehre, der dritte die Syntax enthielt. Von den späteren Grammatikern sind A. Gallius, Nonius Marcellus, S. Pompejus Festus, Donatus, Macrobius, Servius, Marcianus Capella und der berühmte Priscianus aus Cäsarea, der zu Constantinopel am kaiserlichen Hofe als besoldeter Lehrer der Grammatik im 6. Jahrhundert n. Chr. lebte. Er hat achtzehn Bücher grammatischer Commentarien hinterlassen, welches das vollständigste Werk dieser Art ist, das aus dem Alterthume zu uns gelangte. (Bähr

*) Bähr, Gesch. d. röm. Liter. II. 317 ff.

II. 611.) Dem 7. Jahrhundert gehören die Origines oder Etymologien an, welche Bischof Isidorus von Sevilla schrieb. Sie enthalten einen Abriß der damals betriebenen Wissenschaften, als Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Dialektik, Arithmetik, Musik, Astronomie, Medicin, Jurisprudenz, Geschichte, Theologie, Staatskunde u. s. w.

Durch diese grammatisch-rhetorischen Studien erhielt die römische Sprache ihre eigenthümliche Bildung und Gestaltung, in welcher sie sich als Staats- und Gerichtssprache, als Sprache der Beamten jeder Art, über alle Provinzen des Reiches in der Art ausbreitete, wie das Arabische des Koran später in Indien, und in Spanien, in Persien wie in der Türkei Geltung erlangte, wo neben derselben die Landessprachen im gewöhnlichen Leben fortdauerten. Wir finden daher Inschriften in römischer Sprache an der Donau wie am Rhein, in Spanien und Gallien, in Africa und in Asien. In Griechenland selbst und in den Colonien machte sie sich am wenigsten heimisch und erst nachdem Byzanz in die Residenz Constantins und seiner Nachfolger umgewandelt war, wurde sie eine Zeit lang auch hier die herrschende Sprache, in welcher denn auch die Gesetzbücher des Reiches abgefaßt waren. Erst Kaiser Basilius Macedo begann die griechische Bearbeitung derselben, die sein Nachfolger Leo im J. 887 vollendete und publicirte. Im Abendlande aber blieb sie, mit Ausnahme von Neapel und Sicilien, die herrschende Staats-, Kirchen- und Gelehrtensprache bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts und sie ist es zum großen Theile noch in allen Ländern römisch-katholischen Glaubens für den Gottesdienst und die kirchlichen Urkunden. In Rom selbst war sie neben der griechischen für die höhere geistige Conversation die Hofsprache; durch die öffentlichen Staats- und Gerichtsverhandlungen drang sie auch ins Volk, während in den entfernteren Theilen Italiens, in Spanien und Gallien die Landessprachen ihr Gepräge annehmen mußten.

## Die Dichtkunst

ist die schwächste Seite der römischen Literatur, da der kriegerische strenge Geist des Adels, der dann durch die Disciplin der Armee auch dem Volke eingehaucht wurde, durchaus allen fantastischen Ergehungen nicht günstig war. Die Römer hatten wohl eine Sage, allein diese trug mehr den Stempel der strengen Ueberlieferung als die griechische, welche von den epischen, lyrischen, dramatischen und plastischen Künstlern immer weiter ausgebildet wurde. Sind doch selbst die Sagen von den Anzeichen und Wunderdingen, die Schwenck in seiner römischen Mythologie zusammengestellt hat, mehr dürre Notizen als jene deutschmittelalterlichen Wundersagen, womit die

Gemüther sich mehr ergötzten, als daß sie Schlüsse für die Zukunft daraus zu ziehen versucht hatten. Das römische Volkslied blieb in der Volkssprache, wie sie von Landleuten, Schiffern und Soldaten gehandhabt wurde. Es entwickelte sich keine lyrische höhere Dichtung daraus. Selbst dann als die griechische Literatur nach Rom eindringend Veranlassung gab, die poetischen Stoffe im eigenen Leben aufzusuchen, erwuchsen doch keine eigenthümlichen Früchte. Die Dramen haben griechischen Typus, das Epos ist ein künstliches dem Griechischen offenbar nachgebildetes Product, lyrische Poesie und die didaktische kamen nie recht zur Entwickelung. Die ganze geistige Kraft der ernsten Römer wendete den künstlerischen, von den Griechen geweckten Funken der Redner kunst in den Zeiten der Republik, der Geschichtsschreibung in den Zeiten der beginnenden Monarchie zu. Hier finden wir die eigentlich römischen, die aus dem römischen Geiste hervorgeschaffenen Werke der vaterländischen Literatur. Doch wendeten sich seit dem Zeitalter des Augustus mehrere Talente der lyrischen, die meisten aber dem in der Geschichte wurzelnden Epos zu.

Die ältesten dem Cultus angehörigen Hymnen, Gebete, Anrufungen waren in noch sehr ungegliederten, saturninische genannten Versen abgefaßt; dieser Art waren die Lieder der arvalischen Brüder, von denen sich Bruchstücke erhalten haben, dann die zwei lateinischen, eugubinischen Tafeln, die Grabschriften der Scipionen *).

In den fesceninnischen Festliedern in wechselnder Weise, meist neckenden, satyrischen zum Theil verletzenden Inhalts, mehr noch aber in den Atellanen (nach der oscischen Stadt Atella, jetzt Aversa genannt) finden sich die Anfänge des italischen Drama. Sie wurden in Rom immer in oscischer Sprache, also im Volksdialekte, nie in der römischen Staatssprache aufgeführt und zwar durch freie römische Jünglinge, die sie aus dem Stegreife dichteten, etwa in der ergötzlichen Weise wie noch im Theater San Carlino zu Neapel das Leben von der lustigsten Seite dargestellt wird. Es waren nationale Charaktermasken, welche das Thema in eigenthümlicher Weise abhandelten. Doch fehlen Denkmale, welche die Atellanen näher bezeichnen (Bähr I. 103).

Von den durch die Griechen veranlaßten, von Livius Andronicus in Rom eingeführten T r a g ö d i e n sind seine, wie die des Nävius, Ennius, Pacuvius und Attius verloren. Sie behandelten vorzugsweise griechische Sagenstoffe, und erst Attius versuchte römische Geschichten auf die Bühne zu bringen. Die Monarchie aber war den Stoffen aus den Kämpfen der Demokratie und Aristokratie nicht günstig und so hat denn auch der spätere Tragiker

*) S. die Nachweisungen bei Bähr römsch. Lit. gesch. I. 88. über die ältesten Denkmale der römischen Poesie.

Seneca in den erhaltenen Dramen Hercules in Wuth, Thyestes, Thebais, Hippolytus, Oedipus, Troades oder Hecuba, Medea, Agamemnon und Hercules Oeteus sich dem griechischen Stoffe wieder zugewendet, denn die Octavia wird diesem Seneca streitig gemacht. Diese Dramen aber verhalten sich zu den älteren wie der Panegyricus zu den dem frischen Leben entsprossenen Reden des Cicero. Von den übrigen dramatischen Dichtern kennt man nur Namen *).

Gleichzeitig mit dem griechischen Drama wurde auch die Komödie von dorther nach Rom verpflanzt, auch hatte man griechische Komödien übersetzt und nachgeahmt. Man nannte derartige Stücke comoedia palliata oder auch schlechthin comoedia; die Stücke aber, welche römische Zustände behandeln, hießen togata, die also das eigentliche römische Nationallustspiel repräsentirte.

Der wahre Vater der römischen Komödie ist M. Attius Plautus, der um das J. d. St. 570 starb. Er hinterließ 130 Komödien, von denen aber nur 21 als sein wirkliches Eigenthum anerkannt wurden, die auch zum größten Theile erhalten sind. Viele dieser Stücke haben griechische Grundlagen, alle aber sind für die nähere Kenntniß des römischen Lebens jener Zeit von großer Bedeutung. Die Namen der erhaltenen Stücke sind: Amphitruo, Asinaria, Aulularia, Captivi, Curculio, Casina, Cistellaria, Epidicus (des Dichters Lieblingsstück), Bacchides, Mostellaria, Menächini, Miles gloriosus, Mercator, Pseudolus, Pönulus, Rudens, Stichus, Trinummus, Truculentus, Persa und Vidularia. Die Stücke des Plautus hielten sich lange auf dem römischen Theater. Man fand noch in Pompeji, das im J. 79 v. Chr. verschüttet wurde, eine Theaterrolle zur Aufführung der Casina des Plautus, ja viele seiner Stücke gingen in die neue Literatur über. Boccaccio, Molière, Dryden, Shakspeare, Reynard, Addisson, Destruches, Holbein, Lessing benutzten mehrfach die plautinischen Stücke**).

Der zweite erhaltene Komiker der Römer ist Publius Terentius, geboren in Africa. Er lebte als Sclave in Rom, erhielt die Freiheit und starb noch jung auf einer Reise im J. d. St. 593. Wir haben 6 Komödien von ihm, Andria, Eunuchus, Heautontimorumenos, Adelphi, Hecyra und Phormio, zum großen Theile Bearbeitungen griechischer Stücke, namentlich des Menander. Wenn in Plautus der Ton der mittleren Volksclassen herrscht, so findet man bei Terenz den der feineren römischen Welt, wie denn auch auf den Versbau mehr Sorgfalt verwendet ist. Auch Terenz übte großen Einfluß auf die moderne Literatur***).

Neben Tragödie und Komödie bildete sich das Satyrspiel und

*) Bähr I. 127. ff.
**) Bähr I. 154. ff.
***) Bähr I. 175. f. und verlorene Komiker das. I. 187.

die Atellane fort; es erwuchsen daraus die **Mimen**, die seit Cäsar eine regelmäßigere Gestalt annahmen. In diesem Fache, dem der Localposse, zeichnete sich Decimus Laberius, Cäsars Zeitgenosse, aus. Cn. Matius dichtete zur selben Zeit Mimijamben, Mimen im jambischen Versmaaße und man baute dieses Feld noch in den Zeiten Marc Aurels an *).

Aus dieser Gattung erwuchs aber auch bereits zur Zeit Augustus der **Pantomimus** oder das **Ballet**, um dessen Vervollkommnung sich besonders der Freund des Mäcenas Bathylus große Verdienste erworben haben soll. Diese Ballete verdrängten allgemach die dramatische Muse von der Bühne und wurden zur Befriedigung der Schaulust der Römer benutzt.

Wir kennen die Entstehung des griechischen Epos aus den Hymnen und seine weitere Fortbildung an den Höfen der alten Könige des Landes. Eine ähnliche Erscheinung findet sich in der römischen Literatur nicht. In Rom wurde es wie das Drama aus Griechenland eingeführt und Livius Andronicus war der erste, welcher die Odyssee und die cyprische Ilias in saturnische Verse übersetzte; in demselben Versmaaße besang Cnejus Näveus den ersten punischen Krieg. Der eigentliche Bildner eines auf römischen Boden wurzelnden Epos aber ist **Quintus Ennius**. In seinen Annalen, die der Grammatiker Q. Vargontejus in 18 Bücher abgetheilt hatte, besang er die ganze Geschichte Roms von der Ankunft des Aeneas bis auf seine Zeit in strenger Zeitfolge und mit geschichtlicher Treue. Er wählte dazu den Hexameter, wodurch er wesentlich zur Ausbildung der Sprache wirkte. Ennius stammte aus einem etruskischen Königshause, diente in den römischen Heeren, war Freund des älteren Cato, starb aber als römischer Bürger in dürftigen Umständen im J. d. St. 585 als Greis von 70 Jahren. Er hatte auch satyrische und didaktische Gedichte geschrieben, sein Hauptwerk bleiben jedoch seine Jahrbücher, die sich allgemeine Anerkennung erwarben. Es sind nur noch Bruchstücke davon vorhanden **).

Ennius hatte mehrere Nachfolger, wie den Cn. Matius, der auch die Ilias in Jamben übersetzte, P. Terentius Varro Attacinus, der die Argonautica des Apollonius Rhodius übertrug und ein Gedicht von Cäsars Sequanerkriege schrieb, C. Varius, der Cäsars Tod besang, wie denn die Kriege des Cäsar und Pompejus noch mehrere epische Dichtungen hervorriefen ***). Pedo Albinovanus besang die Thaten des Germanicus, wovon noch ein Bruchstück

*) Bähr I. 199. f.
**) Bähr Gesch. d. röm. Lit. I. 209. ff.
***) Bähr a. a. O. I. 220. mit reichsten Nachweisungen über die gesammte Virgilius Literatur.

übrig, andere, wie **Lupus Siculus** und **Camerinus**, bearbeiteten die Trojasage (Bähr I. 213 f.).

An der Spitze der erhaltenen römischen Epiker steht **Publius Virgilius Maro** aus Andes bei Mantua, am 15. Okt. des J. d. St. 684 geboren, in Cremona und Mailand erzogen, dann theils in Neapel, theils in Rom lebend. Er starb am 22. Spt. d. J. d. St. 735 in Brundusium und wurde am Posilipp bei Neapel beigesetzt, wo sein Grab noch jetzt von seinen Verehrern besucht wird. Seine vier Bücher vom Landbaue und seine zehn Eklogen zeigen den Dichter in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Sein Hauptwerk aber, das er jedoch selbst für nicht vollendet erklärte, ist seine **Aeneis**, die nicht blos bei seinen Zeitgenossen, sondern auch das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit dauernde Anerkennung gefunden und eine reiche Literatur hervorgerufen hat. Sie ist schon früh in die deutsche Literatur, im 12. Jahrh. durch die Aeneis des Heinrich von Veldeck übergegangen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden. Ja Virgilius wurde im Mittelalter wie ein übernatürliches Wesen verehrt und die Verse seiner Aeneis gleich den persischen Fahlbüchern und den sibyllischen Büchern zu Erforschung der Zukunft verwendet.

Treten wir daher diesem Werke näher. Wie Quintus Smyrnäus sich unmittelbar an den letzten Gesang der Iliade anschließt, so beginnt Virgilius mit der Flucht des Aeneas aus seiner trojanischen Heimath:

> Waffen besingt mein Gesang und den Mann, der vom Troergefild einst
> kam durch Schicksal verbannt gen Italia und an Lavinums
> wogenden Strand. Viel hieß ihn im Land umirren und Meerfluth
> Göttergewalt, weil dauert der Groll der erbitterten Juno;
> viel auch ertrug er im Kampf bis die Stadt er gegründet und endlich
> Latium Götter empfing; woher der Lateiner Geschlecht ward
> und albanische Väter und Du hochthürmende Roma.
> Muse, des Grolls Ursachen verkünde mir, welches Gebotes
> Kränkung gereizt der Königin Schmerz, daß zu schweifen durch Unheil
> sie den frömmsten der Männer und so zu ringen mit Drangsal
> nöthigte. Glüht so heftig in himmlischen Seelen der Unmuth?

Dieß ist der Anfang der 12 Gesänge. Wir sehen nun zuerst die flüchtige Flotte auf der See zwischen Sicilien und Karthago, im Olymp aber die zürnende Juno, die unversöhnliche Feindin aller Troer. Der Dichter nennt uns die Ursache ihres Zornes die durch Paris Urtheil beleidigte Eitelkeit, die durch Ganymed erregte Eifersucht der Göttin, besonders aber den Gedanken, daß Karthago dereinst durch Rom fallen werde, ohne daß sie im Stande wäre, den Lauf des Schicksales abzuändern. Aber aufhalten wollte sie es soviel als nur möglich und sie eilte daher sogleich zu Aeolus.

Als in flammender Brust Saturnia solches gewälzet,
jetzt in der Stürm' Heimath, die geschaart durchraset der Auster,
kam gen Aeolia sie, wo in räumiger Höhle der König
Aeolus kämpfenden Wind und stimmenvolle Gewitter
zähmt durch strengen Befehl und in Band' einschließt und Gefängniß
jen' unmuthiges Sinnes, umdrohn mit hohlem Gemurmel
laut ihr Felsenverschloß. Hoch sitzt auf der Zacke bezeptert
Aeolus, sänftigt den Geist und stillt des Zornes Empörung.
Thät er es nicht, Meerwogen und Land und die Tiefen des Himmels
rafften sie traun im Oceane dahin und durchstäubten die Lüfte.
Doch der allmächtige Vater verbarg sie in dunkeler Felskluft,
dessen besorgt und den Wall hochthürmender Berge darüber
legt er und gab den König, der bald nach gemessenem Bündniß
bändigen könnte den Lauf bald seinem Geheiß sie entzügeln.

Juno fordert nun den Aeolus auf, die Flotte Aeneas zu zerstören und verspricht ihm als Preis dieser That die schöne Nymphe Diopeja. Solcher Bitte und solchem Preise kann Aeolus nicht widerstehen und nachdem er der Göttin seinen Dank ausgedrückt, schickt er sich sofort zum Verderben der Flüchtigen an und

die Spitze gewandt zu dem hohlen Gebürge
schlug er die Seit' und die Wind' in tummelnden Schaaren wo sich Ausgang
öffnete, stürzten hervor und durchwehn die Lande mit Wirbeln.
Rasch umziehn sie das Meer und empor aus den untersten Gründen
wühlen es Eurus und Notus zugleich und vom Regen umschauert
Africus, daß hochher das Gewog anschwoll zu den Ufern.
Plötzlich erschallt der Männer Geschrei und der Taue Gerassel,
und die umhüllende Wolk' entreißt den Tag und den Himmel
schnell aus der Teukrer Gesicht; auf der Fluth liegt düsteres Nachtgraun.
Ringsum donnert der Pol und von Leuchtungen zucket der Aether
und andrängenden Tod verkündiget Alles den Männern.

Solchem Wüthen der Elemente muß natürlich die Flotte erliegen. Allein nicht alle Götter sind den Unglücklichen feindselig gesinnt. Neptun und Venus nehmen sich des Aeneas an.

Unterdeß wie empört im Tumult aufbrauste die Meerfluth
und den entkerkerten Sturm empfand Neptunus und tief auf
gährende Sümpfe des Grunds mit heftigem Eifer; hervor dann
schaut er im Meer und erhob sein friedsames Haupt aus den Wassern.
Ringsum sieht er die Flott' in den Wogen gestreut dem Aeneas
und von der Fluth die Troer umtobt und dem Sturze des Himmels.
Nicht auch verkannte der Bruder den Zorn und die Ränke der Juno.
Zephyrus rief er und Eurus heran, drauf redet er also:
Soweit hat das Vertraun auf euer Geschlecht euch verleitet?
Himmel und Erde sogar ohn alles Geheiß von mir selber

wagt ihr zu mischen o Winde und solchen Tumult zu erheben?
Wollt ihr nur*) — doch das Getöse der Fluth zu bezähmen ist besser.
Traun, nicht büßt ihr hinfort mit ähnlicher Strafe den Frevel.
Eilt mir in schleuniger Flucht und sagt dieß euerem König:
Nicht ihm gab die Verwaltung des Meeres und den furchtbaren Dreizack,
sondern mir selbst das Geschick. Er herrscht in dem wustigen Felsraum,
den ihr Eurus bewohnt; dort üb' er den Troß im Palaste
Aeolus und er gebiet im verschlossenen Kerker der Winde.
Sprachs und schnell wie er sprach war die schwellende Welle gesänftigt.

Aeneas kann nun landen und nachdem er nun seine Gefährten und sich mit Speise und Trank erquickt hat, ruht er aus. Da schaut Jupiter vom Himmel herab auf die Erde und namentlich auf Libyen. Jetzt tritt seine Tochter Venus heran und klagt bitter über das neue Leiden, welches ihr frommer Sohn erduiden müssen. Jupiter sendet hierauf den Mercurius an die Beherrscherin des Landes, an Dido, ihr Herz dem Aeneas und seinen Gefährten günstig zu stimmen. Venus aber begiebt sich selbst zu Aeneas, nachdem sie die Gestalt einer Jägerin angenommen. Er sagt ihr, wer er sey, er den Europa und Asien verstoßen, sie erklärt ihm, in welchem Theile der Erde er sich befinde und räth ihm, sich zu Dido zu begeben, wo er gewiß gute Aufnahme finden werde. Aeneas geht nun in eine Wolke gehüllt nach Karthago, tritt mit seinem getreuen Achates in einen Hain, zu dessen Tempel alsbald die Königin des Landes kommt. Es erscheinen flüchtige Troer und werden freundlich aufgenommen. Da kann Aeneas sich nicht länger halten, er zerreißt die bergende Wolke und tritt vor.

Siehe da stand Aeneas und strahlt in der Helle des Tages,
hehr an Schulter und Haupt, wie ein Gott, denn die Zeugerin selber
hatt' anmuthige Locken dem Sohn und blühender Jugend
Purpurlicht und heitere Würd' in die Augen geathmet,
sowie das Elfenbein durch Kunst sich verschönert, wie Silber
prangt und parischer Stein in des röthlichen Goldes Umrandung.

So sprach er zur Königin, die auf das Höchste überrascht war. Sie lud aber den Fremdling ein, bei ihr zu bleiben, führt ihn zur Königsburg und ordnet ein Fest an, zu welchem Aeneas seinen Sohn Ascanius oder Julus von der Flotte holen lassen will. Venus benutzt dieß und schickt an des Knaben Statt ihren eigenen Sohn, den Amor. Dido schaut mit Vergnügen den schönen Knaben.

Jener, nachdem er Aeneas umarmt und am Hals ihm gehangen,
und das begierige Herz dem geheuchelten Vater gesättigt

*) Quos ego. P. P. Rubens wurde durch diese Verse zu dem colossalen Gemälde veranlaßt, welches sich auf der kön. Gemälde-Galerie zu Dresden befindet.

eilt zur Königin nun. Mit den Augen an ihm, mit der Seele
haftet sie, oft auch im Schoos erwärmt ihn Dido und weiß nicht
welch ein Gott ihr genaht, der Elenden! Er, sich erinnernd,
Dein, acidalische Mutter, vertilgt des Sychäus Gedächtniß
allgemach und mit lebender Gluht zu gewinnen versucht er
ihr längst kühleres Herz und der Seel' entwöhnende Regung.

Dido ersucht endlich Aeneas, für den ihr Interesse immer mehr steigt, um Erzählung seiner Fahrten und Abenteuer. Das erste Buch enthält viele Anklänge aus dem 6. und folgenden Buche der Odyssee.

Das zweite Buch der Aeneide enthält Aeneas Erzählung von der Eroberung und Zerstörung der Stadt Troja und seine Flucht auf den Berg Ida. Macrobius, ein römischer Grammatiker des 5. Jahrh. erzählt, daß Virgil sein ganzes zweites Buch aus Pisander übersetzt habe. Unser Schiller übersetzte dasselbe im Jahre 1792, als die epische Poesie auch Göthe sehr beschäftigte, nebst dem 4. Buche der Aeneis ins Deutsche und nannte es Dido.

Im dritten Buche fährt Aeneas in seiner Erzählung fort, berichtet, wie er das Land verlassen und zu Schiff gegangen und was ihm und den Seinigen in Thracien begegnet. Sie gelangen weiter nach Delos und endlich nach Sicilien, von wo aus der Sturm sie nach Afrika schleudert und endet mit der Klage über sein trauriges Loos.

Im vierten Buche sehen wir das Herz der schönen Königin in hellen Flammen für den edeln Flüchtling. Sie entdeckt sich ihrer Schwester Anna, welche ihr den Vorschlag macht, den Helden zum Gemahl zu nehmen. Die Götter selbst sind für diese Verbindung, da Juno dadurch, daß das künftige Reich des Aeneas in Libyen gegründet, werde, den Untergang Karthagos vermieden glaubt. Sie stimmt also der Venus bei und die beiden Göttinnen veranlassen eine Jagd, während welcher ein ausbrechendes Gewitter den frommen Helden und die schöne Königin in eine Höhle führt, wo die Leidenschaft einen glänzenden Sieg feiert.

Dido, in rasender Liebe, läßt auch bald eine öffentliche Vermählung nachfolgen. Da läßt jedoch Jupiter seinen Aeneas durch Mercur ermahnen, daß dieß nicht der Weg sey, ein neues Reich zu gründen. Er läßt ihm befehlen die Flotte zu rüsten und weiter zu ziehn. Aeneas gehorcht, Dido durchschaut die Absicht ihres treulosen Gatten, sie fleht ihn an zu bleiben. Aber er läßt sich nicht bewegen, zumal da Mercur ihn abermals mahnt. Aeneas verläßt Afrika. Dido endet ihren Jammer freiwillig auf dem Scheiterhaufen.

Im fünften Gesange landet Aeneas in Sicilien. Er feiert hier dem Andenken seines Vaters Kampfspiele, deren Beschreibung der Dichter besondere Sorgfalt widmet. Juno ersinnt dem Aeneas neues

Unglück. Sie veranlaßt die troischen Frauen, die Flotte anzuzünden. Vier Schiffe verbrennen, die andern erhält Jupiter durch einen Platzregen. Aeneas baut nun die Stadt Aceste, läßt hier die Greise und die Frauen zurück und segelt dann mit den geretteten Schiffen weiter. Venus bittet den Neptun, ihrem Sohn gutes Wetter zur Ueberfahrt nach Italien zu geben, bei welcher der Steuermann Palinurus, vom Schlaf übermannt, in die See stürzt und für die Andern zum Sühnopfer wird.

Das sechste Buch, eine Nachbildung des elften der Odyssee, enthält die Höllenfahrt des Aeneas. Er kommt zur Sibylle von Kumä und diese sagt ihm:

Göttergeschlecht du,
Troer anchisischer Sproß, leicht geht es hinab zum Avernus,
Nachts ist offen und Tags die Pforte des dunkelen Pluto,
doch umwenden den Schritt und zu oberen Lüften hinaufgehn,
das ist Arbeit und Müh. Nur Lieblinge, welche sich auskohr
Jupiter oder verklärt aufschwang zu dem Aether der Tugend
konnten es, Göttern entsproßt. Rings Waldungen sperren den Zugang
und mit düsterer Bucht der umglettende Strom des Cocytes.
Drum, wenn solch ein Verlangen dem Geist, wenn solche Begier ist,
zweimal zu schwimmen auf stygischen Seen und des Tartarus Dunkel
zweimal zu schaun; wenn Freude dir schafft unsinnige Kühnheit.
Lerne was Noth ist zuvor. In dumpfiger Dichte des Baumes
sproßt mit goldener Windung ein Zweig und goldenen Blättern,
drunten der schrecklichen Juno geheiliget. Diesen bedeckt rings
wildernder Hain, ihn schließen in dämmernden Schatten die Thäler.
Nicht wird eher vergönnt, in der Erd' Abgründe zu steigen,
als bis einer des Baums goldlaubigen Schößling sich abbrach.
Diesen verlangt die schöne Proserpina als ihr erkornes
Ehrengeschenk. Ist der erste getrennt, nicht fehlet ein andrer
goldener und es belaubt sich ein ähnlicher Sproß des Metalles.
Forsche denn tief mit den Augen umher und brich den gefundnen
wohl mit der Hand; denn er selbst wird leicht dir folgen und willig,
wenn dich ruft das Geschick. Wenn nicht, wird keine Gewalt ihn
bändigen, noch dein Arm mit gehärtetem Stahl ihn erschüttern.
Ueberdas auch liegt dir des Freundes entseeleter Leichnam —
ach, noch weißt du es nicht — der ganz die Flotte verunreint
während du Rath hier forschest und unsere Schwelle bewahrest.
Diesen bestatte zuvor und gieb ihm ein ruhiges Grabmal,
dann zur Entsündigung erst schwarzwollige Schafe geführet.
Jetzo den stygischen Hain und wohin kein Lebendiger wandelt
wird dir zu schauen gewährt.

Sie sprachs und verstummte, Aeneas aber geht zurück zur Flotte und bestattet seinen mittlerweile verunglückten Misenus. Dann erst

schnitt er den goldenen Zweig und trat in die Unterwelt ein. Dort sah er nun Palinurus und die Seelen nach ihrem Schicksale zusammengeordnet, z. B. die Kinderseelen, die der Selbstmörder, worunter auch die der Dido,

auch die Phönicierin dort, die frischverwundete Dido
dort umher im großen Gehölz. Da der troische Heros
dieser zuerst annaht und eben erkannt in der Dämmrung
ihre dunkle Gestalt, wie er im beginnenden Monat
durch umnebelnde Wolken den Mond sieht oder zu sehn glaubt,
strömt er Thränen herab und begann voll herzlicher Liebe:
Unglückselige Dido, so hat mir wahre Verkündung,
daß du geschieden erzählt und mit Stahl dem Ende genaht seyst?
Ach, und des Wehs Urheber war ich? bei den Sternen beschwör ich
und bei den Oberen dort, und was sonst in der Tiefe verbindet,
nur ungern verließ ich, o Königin, deine Gestade.
Aber der Götter Befehl, der jetzt durch Schatten zu wandern,
durch den verödeten Moder mich zwingt und die Tiefe des Nachtgrauns,
hat durch strenge Gewalt mich gescheucht. Nicht konnt ich auch glauben,
daß so heftigen Schmerz ich dir erregte durch Trennung.
Hemme den Schritt und entferne dich nicht aus unserem Anblick.
Fliehst du? o wen? heut gönnt mir zuletzt Anrede das Schicksal.
Also versucht Aeneas, den wild und düster sie schaute,
ihr durch freundliche Worte das Herz und weinete Thränen.
Jene hält auf den Grund die Augen abwärts geheftet;
nicht wird mehr sie im Antlitz bewegt der begonnenen Rede,
als wenn harter Granit dasteht und marpesischer Marmor.
Endlich rafft sie sich auf und entflieht feindselig von dannen
tief in den schattigen Hain, wo der vorige Gatte Sychäus
ihr vollherzige Lieb und zärtliche Sorge erwiedert.
Doch nicht minder Aeneas, gerührt von dem traurigen Unfall,
blickt in Thränen ihr nach und bedauert die Scheidende innig.

Nachdem nun der fromme Held auch die Seelen der Verbrecher geschaut, kommt er zu seinem Vater Anchises ins Elysium. Der Vater aber zeigt dem Sohne die kommenden großen Männer: Cäsar, Augustus, Numa, Tullus, Ancus, Drusus, die Decier, Torquaten, Camillus, Cato, die Gracchen u. s. w. Endlich geht Aeneas durch die elfenbeinerne Pforte des Schlafes wieder an die Oberwelt und in den Hafen von Cajeta, wo das Schiff am Strandseile ruht.

Die erste Hälfte der Aeneis mit den Seeabenteuern ist ein Wiederschein der homerischen Odyssee; die zweite dagegen schildert, nach dem Vorbilde der Ilias, die nicht minder schweren Erlebnisse des Helden zu Lande.

Im siebenten Buche sticht Aeneas in See, läßt die Circeninsel

zur Seite und läuft in den Tiberstrom ein. Er landet im Gebiete das laurentischen Königs Latinus, dessen Tochter Lavinia vom Schicksal einem Fremdling, von der Mutter aber dem Rutulerfürsten Turnus bestimmt war. Aeneas sendet Boten an Latinus und bittet ihn um Aufnahme in sein Reich. Der König gewährt ihm gern diese Bitte, denn er sieht in dem Troer den Mann, welchen das Schicksal seiner Tochter verheißen hat, weshalb er ihm auch die Hand seiner Tochter anbietet. So war Aeneas am Ziele. Allein Juno erhebt sich abermals wider den armen Flüchtling und sendet Alecto an Amata, Latinus Gemahlin, und an Turnus und reizt diese zur Rache auf. Es kommt zu Händeln zwischen den Schiffern und den Eingebornen und da Turnus durchaus nicht der Göttin gehorchen will, entriegelt sie selbst die Pforten des Janustempels. Es kommt zur Kriegserklärung und Turnus schaaret alle benachbarten Völker um sich. Der Dichter benutzt hier die Gelegenheit zur Nachbildung des homerischen Schiffe-Verzeichnißes.

Im achten Buche sehen wir den Aeneas sich Bundesgenossen erwerben. Denn während Turnus seine Rüstung vervollständigt, ist der trojanische Held zu Evander in Palantium, dem nachmaligen Rom, und zu den Etruskern gegangen, um Hilfsvölker bittend. Evander giebt ihm 400 Reiter unter dem Befehle seines Sohnes Pallas, welche Aeneas immer auf den Kriegsschauplatz voraussendet. Er selbst geht nach Agylla, einer schönen Tyrrhener-Stadt, welche den Mezentius wegen seiner Tyrannei vertrieben hatte und der sie nun heftig anfeindete. Indessen bringt Venus ihrem Sohne Waffen, wie einst Thetis ihrem Achilles welche gebracht hatte. Besonders genau beschreibt der Dichter den Schild, stellt aber nicht das Leben seiner Zeit, wie Homer, sondern das der Zukunft dar.

Das neunte Buch berichtet über das was in Aeneas Abwesenheit im trojanischen Lager vorfiel und bringt ein, der Doloneia des 10. Buchs der Iliade nachgebildetes Nachtstück. Die Jünglinge Nisus und Euryalus, die dem Aeneas Nachricht von dem Ueberfall geben wollen, den Turnus, die Schiffe anzündend, auf das trojanische Lager ausführte, werden ermordet.

Das zehnte Buch schildert die Versammlung der Götter. Venus und Juno hadern mit einander um Aeneas,

doch der allmächtige Zeus, der des Weltalls höchste Gewalt trägt,
hebt nun an: wie er redet verstummt der Unsterblichen Wohnung,
unten erzittert die Erd' und es schweigt der erhabene Aether,
Zephyre athmen kaum, sanft ruhn die Gewässer des Meeres.
Nun so vernehmt mein Wort und präget es wohl in die Seele,
weil das Ausoniervolk durch Bund zu gesellen den Teucren,
nicht mir gelang noch Euch, Mißhelligkeit endet und Eifer;
welcherlei Glück heut Jedem und welcherlei Hoffnung sich öffnet,

Troer und Rutuler seys, gleich soll er geachtet mir bleiben.
Ob durch Italerschicksal die Stadt Belagerung einschließt,
ob durch Trojas täuschenden Wahn und gefälschte Verkündung.
Nicht auch die Rutuler lös ich. Was Jeglichem schafft sein Beginnen,
Mühsal trag er und Heil. Gleich allen ist Jupiter König.
Fortgehn mag das Geschick. Bei der Fluth des stygischen Bruders,
beim schwarzwogigen Grunde vom Pech aufsiedender Ufer
winket er. Ganz von dem Wink erschaudert umher der Olympus.

Mittlerweile hat Aeneas seine Werbung beendigt und kehrt mit 30 Schiffen zu den Seinigen zurück; der Kampf beginnt, Pallas fällt, Juno rettet ihren Schützling Turnus auf ein Schiff und löst das Strandseil. Aeneas erlegt den Mezentius und seinen Sohn Lausus.

Der Anfang des elften Buches stellt uns ein Bild dar, welches wir so oft auf römischen Münzen erblicken.

Eine gewaltige Eiche nach rings enthauenen Aesten
stellt er den Hügel empor und umhüllt sie mit strahlender Rüstung,
welche der Fürst Mezentius trug. Dir Großer ein Siegesmal,
Herrscher des Streits. Dort fügt er des Helms bluttrauende Büsche,
dort die gestümmelten Speere des Mannes und den Harnisch, den zwölfmal
traf und durchbohrte der Stahl; an die Link' ihm hängt er den Erzschild
und an den Hals sein Schwert in elfenbeinerner Scheide.

Nach der Bestatiung der Todten entbrennt der Kampf aufs Neue. Eine schöne Seitenparthie zu den Amazonen der nachhomerischen Dichter ist Camilla's Tod. Arruns fällt sie. Die Nacht trennt die Streiter.

Das zwölfte Buch bringt Entscheidung. Turnus trägt seinem Gegner den Zweikampf an, den Aeneas annimmt. Alles ist bereitet, da stören die Rutuler, durch des Turnus Schwester Juturna angereizt, die Kämpfenden; im Gewühl wird Aeneas verwundet und aus dem Streite abgeführt. Venus aber heilt rasch ihren Sohn, er kann in die Schlacht zurückkehren, er stürmt die Stadt. Amata erhenkt sich. Turnus fordert einen abermaligen Zweikampf und Aeneas erlegt den feindlichen Helden.

Dieß ist der Gang des berühmtesten aller römischen Gedichte, das freilich schon unter den Römern mannichfache Anfechtung fand, da der erbärmliche Charakter des frommen Helden bei den Römern durchaus keinen Anklang finden konnte. Cabirius Pictor schrieb eine Aeneidomastix, Petilius Faustinus suchte nachzuweisen, woher Virgil seine beßten Ideen und Verse entnommen, wie auch Q. Octavius Avitus that. Scarron und Blumauer zeigten, wie leicht sich aus Virgil ein Zerrbild machen lasse.

Unter den Nachfolgern des Virgil ist unstreitig der bedeutendste

M. Annäus Lucanus *) aus Cordova in Spanien, (38 v. Chr. G. erzogen in Rom). Nero verurtheilte den Dichter, der seine Eifersucht erregte, gestattete ihm jedoch sich den Tod selbst zu wählen. Lucanus starb im 27. Lebensjahre wie ein Schüler der Stoa. Eine mannhafte würdige Gesinnung drückt sich in allen Theilen seiner Pharsalia aus, welche den Krieg zwischen Cäsar und Pompejus bis zur Belagerung von Alexandrien darstellt. Der Dichter nimmt entschieden Partei für Pompejus. Nach einer allgemeinen patriotischen Einleitung führt der Dichter den Lesern an den Rubicon und nach Ariminum und in dem ersten Gesange fesselt er durch die schönen Gleichnißbilder vom libyschen Löwen, vom Schiffer, dem Sturme auf dem Ossa und die Beschreibung der gallischen Völkerschaften.

Das zweite Buch bringt eine Unterredung zwischen Cato und Brutus, die wie Hieroglyphenschrift eine Menge von Anspielungen, Umrissen, Einzelheiten darbietet, aber mehr rhetorischer und lyrischer als epischer Natur ist.

Das dritte Buch enthält eine Nachbildung des Schiffkataloges, eine Beschreibung griechischer Städte und die berühmte Stelle vom gallischen heiligen Druiden-Haine, die bereits Tasso in der Gierusalemme liberata glücklich nachahmte und die durch Voltaire (essai sur la poésie èpique I. 301.) allgemein bekannt wurde; ferner eine prachtvolle, aber sehr methodische Beschreibung der Seeschlacht.

Das 4. Buch beginnt mit einer Beschreibung des Winters und ist besonders reich an interessanten Einzelheiten, z. B. wo sich die in zwei Heere gespaltenen Bürgersoldaten begegnen, wie die verdursteten Heere an den Fluß kommen, dann die Beschreibung der africanischen Nationen.

Das 5. Buch schildert den Aufstand im Heere des Cäsar und erinnert an die ähnlichen Scenen in dem ersten Buche der Annalen des Tacitus, dann Cäsar im Sturme und Schiffbruch. Das 6. Buch ist mit den Vorbereitungen zur pharsalischen Schlacht. Das 7. mit der Schlacht selbst gefüllt. Das 8. Buch erzählt den Tod des Pompejus; im 9. führt uns der Dichter mit dem Heere durch die Syrte und im 10. finden wir Cäsar bei Cleopatra.

Lucanus verhält sich zu Homer, wie ein tropfenwerfender reicher Wasserfall zu einem ruhig dahinströmenden Flusse, er tritt gern mit seiner Ansicht hervor, er berichtet weniger als daß er urtheilt, er will lieber lehren als schildern. Schlachten, Empörungen, öffentliche Acte schildert er als Ganzes, nicht nach dem Einzelnen, er individualisirt wenig, er strömt über von Sentenzen, die er theils selbst einflicht, theils seinen Helden in den Mund legt. Cäsar,

*) S. Bähr Gesch. d. röm. Literatur I. 241. f.

dessen Größe er sträubend anerkennt, erscheint bei ihm als der kalte Verstand, Pompejus als warmfühlender Mensch.

Die Nachfolger Lucans waren durchaus nicht so selbstständig als er, sie waren theils Nachahmer des Homer, theils des Virgilius. Valerius Flaccus, in Vespasians Zeit, bildete in seinen Argonautiken das Gedicht des Apollonius Rhodius nach, worin er bereits Vorgänger hatte. Silius Italicus, sein Zeitgenosse, hielt sich an Virgilius und sang den zweiten punischen Krieg nach Livius; P. Papinius Statius, unter Domitian, dichtete eine Thebais in 12 Büchern und eine Achilleis, in 2 Büchern, die aber nicht vollendet ist, Kaiser Gordian besang die Thaten der Antonine in seiner 30 Bücher enthaltenden Antonias, welche jedoch nicht auf unsere Zeit gekommen ist. Den Reigen der römischen Epiker beschließt der talentvolle Claudius Claudianus unter Theodosius dem Gr. mit seinen Parteigedichten für Stilicho, Olybrius und Probinus, Fl. Malleus Theodorus, Honorius und Maria und gegen den Rufinus und den Eutropius, sowie seinen Proserpinaraub in drei Büchern, der Gigantomachie, dann den gildonischen, sowie den getischen Krieg (Bähr I. 264.).

Ein Zeitgenosse des Virgilius, P. Ovidius Naso (geb. 43 Jahr v. Chr.), versucht sich in vielen Gattungen der Dichtkunst, unter Anderem auch in der heiteren Darstellung griechischer Götter und Heroensagen. Seine Metamorphosen oder Verwandlungen gehören unstreitig zu den reizendsten Erzeugnissen der römischen Dichtung. Die dreizehn Bücher enthalten fast 250 einzelne Götter- und Heroensagen von dem Chaos an bis zu Cäsars Tod. Mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit hat der Dichter die Sagen aneinander gereiht; er soll eine griechische Vorarbeit benutzt haben, die jedoch nicht mehr vorhanden und nur aus einem Auszuge des Antoninus Liberalis bekannt ist. Seit Karl d. Gr. ward Ovidius aufs Neue bekannt und das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neuere Zeit fleißig studirt *).

Mit Uebergehung der Arbeiten geringeren Umfangs, wie der Mosella des Ausonius, des geographischen Gedichtes des Rufus Festus Avienus, wenden wir uns sofort zu den didactischen Dichtwerken der Römer, eine Gattung, worin bereits Ennius sich versucht hatte. Das bedeutendste ist das des T. Lucretius Carus **), sechs Bücher von der Natur der Dinge. Lucretius starb am Ende des 7. Jhrh. der Stadt. Sein Werk hat den Zweck, die Lehre des Epicur darzustellen und die Menschen von dem Aberglauben und der religiösen Furcht zurück zu innerer Freiheit und selbstständigem Bewußtseyn zu führen.

---

*) Bähr Gesch. d. röm. Literatur I. 274.
**) Bähr a. a. O. I. 306. ff.

Von den übrigen didactischen Gedichten sind zu nennen die Georgica des Virgil, die Kunst zu lieben und die Liebesmittel, das Fischbuch, sowie die zur Kenntniß des geistlichen und des Volkslebens so überaus wichtigen Fasten des Ovidius, dann das Bruchstück von des Gratius Faliscus Gedicht über die Jagd, die fünf Bücher: Astronomikon des Manilius, die Metrik des Terentianus Maurus, die Medicin des Q. Serenus Samonicus, die Jagd des M. Aur. Olympius Nemesianus, die Pfropfkunst des Palladius, so wie endlich Cato's Distichen. (Bähr I. 304.)

Die **Satire**, zu unterscheiden von der älteren dramatischen, ward bereits von Ennius behandelt, von Lucilius aber weiter ausgebildet (st. i. 651. J. d. St.). Seine Satiren waren in 30 Bücher gesammelt worden, in denen er namentlich den Verfall der alten Sitteneinfalt und den steigenden Luxus, Aberglauben, Wucher, Habsucht und andere Laster geiselte, aber auch komische Erlebnisse und Reiseabenteuer darstellte. Von Lucilius ist ebenso wenig, als von den Satiren des M. Terentius Varro etwas Größeres erhalten. Unter ihren Nachfolgern ist namentlich Q. **Horatius Flaccus** erhalten; Horatius war geboren zu Venusia 65 v. Chr., hatte seine Elementarbildung in Rom, seine höhere, namentlich seine philosophische Ausbildung in Athen erhalten. Unter Augustus lebte er meist auf seinem Gute im Sabinerlande. Er starb den 25. Nov. d. J. 9 v. Chr. Horatius fand schon bei seinen Lebzeiten viele Anerkennung, die sich auch nach seinem Tode erhalten hat. Wir haben von ihm zwei Bücher Satiren oder Sermonen und zwei Bücher Episteln, in denen ein heiterer Humor herrscht, der in den Satiren des Persius und Juvenal schon in bittern Ernst sich verwandelt *).

In der **lyrischen Poesie**, deren erste Anfänge die Tisch- und Trinklieder, sowie die priesterlichen Gesänge sind, finden wir Q. Valerius Catullus, den Zeitgenossen Cicero's, dessen Gedichte das Studium griechischer Muster verrathen (Bähr I. 402.). Sie sind theils epigrammatischer, theils erotischer und elegischer Art.

Die meiste Anerkennung unter allen lyrischen Dichtern Roms fand aber **Horatius**; wir haben von ihm vier Bücher Oden, ein Buch Epoden und das Säcularlied, welches im Jahre der Stadt 737, nachdem er bereits seinen Ruhm als Lyriker fest begründet hatte, gedichtet ward. Das Säcularlied findet hier seine Stelle, da es gewissermaaßen als die Blüthe der gesammten römischen Lyrik zu betrachten ist.

**Knaben und Jungfrauen.**
Phöbus und Waldherrscherin du, Diana,
Himmelsglanz! Ihr, stetiger Ehre würdig

*) Bähr a. a. O. I. 339.

und nach Würd' ehrvoll! o verleiht was fromm wir
flehen am Hochfest.
Da der Schicksalspruch der Sibylla vorschrieb,
daß der Jungfraun Wahl und der keuschen Knaben
allen Schutzgottheiten der sieben Hügel
sänge das Chorlied.

Knaben.

Nährer Sol, deß leuchtender Wagen Tag uns
offenbart und hehlet, der stets ein andrer,
stets derselb' aufgeht, es erscheine nichts dir
größer denn Roma!

Jungfrauen.

Du, die sanft vollzeitige Frucht eröffnet,
komm, o Ilithya, mit Heil den Müttern;
oder ob Lucina du gern genannt wirst,
ob Genitalis,
laß Geschlecht fortblühn und geseg'n, o Göttin,
wie der Frau'n Anmählung die Rathesväter
vorbestimmt ihr Ehegesetz, das frische
Sprößlinge wuchert.

Knaben und Jungfrauen.

Daß, wenn elf Jahrzehnte flohn im Kreislauf,
Fest-Zeit Chorlieder ernen und Spiele,
welche durch drei Tag' und so viel der holden
Nächte gefei'rt sey'n.
und, o wahrheitsingende Mächt', ihr Parzen,
was ihr einmal spracht und der Gränzbewahrer
unverrückt anhält, zum Erlebten füget
gutes Verhängniß.
Unser Land von Früchten erfüllt und Heerden
weihe dankbar Aehrengeflecht der Ceres,
aufgenährt durch Jupiters Luft und Regen
schwelle der Wachsthum.

Knaben.

Sanft und friedsam birg das Geschoß und hör uns
Knaben, die demüthig dir flehn Apollo.

Jungfrauen.

Sonnenfürstin hell im Gehörn, o hör uns
Luna, die Mägdlein.

Knaben und Jungfrauen.

Wenn durch Euch sich Roma erhob und Troja's
edle Schaar ausstieg am Etruskerufer,

auf Geheiß umtauschend die Stadt und Laren
glückliches Laufes;
sie, vom Mordbrand Ilions unbeschädigt,
der der Held Aeneas, dem Fall der Heimath
fromm entrückt, Bahn öffnete, mehr gewährend,
als sie daheim ließ.
Götter, Zucht und Sittlichkeit gebt der Jugend,
Götter gebt friedselige Ruhe dem Alter,
gebt Quirinus Volke Gedeihn und Anwachs,
jegliche Zierd auch.
Und warum? Euch flehet mit weißen Rindern
Venus und Anchises erhabner Sprößling,
das erlang er, Kriegenden stark, bezwungnen
Feinden ein Milder.

Knaben.

Seinem Arm schon furchtbar im Meer und Erdreich
zagt der Med' angstvoll und den Beilen Alba's;
schon begehrt Aussprüche der Scyth', ein Stolzer
neulich, der Ind' auch.

Jungfrauen.

Treue schon und Frieden und Ehr' und Unschuld
reiner Vorwelt kehrt und versäumte Tugend,
unbesorgt schon pranget daher mit vollem
Horne der Segen.

Knaben.

Er, der Augur, herrlich im Glanz des Bogens,
Phöbus, er, holdselig den neun Camönen,
welcher durch Heilkunde des kranken Leibes
matte Gelenk hebt,
wenn geneigt Palatiums Höhe er anschaut,
wird er Roma's Macht und Latinerwohlfahrt
stets vom Lustrum fort zu dem bessern Lustrum
dehnen auf ewig.

Jungfrauen.

Auch Diana, welche den Aventinus
überherrscht und Algidus horcht der Funfzehn-
Männer Flehn und neiget das Ohr gefällig
Bitten der Kinder.

Knaben und Jungfrauen.

Daß mich Zeus anhör und die Götter alle,
dieser Hoffnung froh und gewiß entwandr' ich
heim, ich Phöbus Herrlichkeit und Diana's
preisender Festchor.

Aus den Oden des Horaz spricht uns ein heiteres, lebensfrohes Gemüth an, dem es jedoch durchaus nicht an edler, würdiger Haltung fehlt und das auch dem Höheren sich zuwendet, ohne darüber die Freuden, welche dieses Leben darbietet unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Und so ist denn Horatius bis auf den heutigen Tag der Freund des gereiften Mannes geblieben, da eben die Reflexion durch ihn besonders angeregt wird *). Fast scheint es, daß mit Horatius die lyrische Muse der Römer sich erschöpft habe, denn nach Horaz erscheint kein Lyriker von Bedeutung unter den Römern.

Unter den Elegikern ist noch Catull zu nennen. Von Albius Tibullus aus ritterlichem Geschlecht, sind noch 37 Gedichte in 4 Büchern vorhanden, die durch die anmuthige Leichtigkeit und Lieblichkeit ansprechen (Bähr I. 433.). Kräftiger und männlicher sind die Elegien des S. Aurelius Propertius, ebenfalls in 4 Bücher vertheilt. An beide schließen sich Ovids Liebschaften in 49 Elegien, Klagebriefe aus dem Pontus in 5 Büchern und die Liebesbriefe der Heroinnen.

Die Idyllen der Römer, wie sie Virgil und T. Calpurnius schrieben, sind Nachbildungen griechischer Muster. Der letzte Idyllendichter war Decimus Magnus Ausonius aus Bordeaux, geb. 309 v. Chr., Erzieher des Kaisers Gratianus, später Consul, der in der Muse des Landlebens in poetischen Versuchen sich erging, die für die Sittengeschichte nicht ohne Werth sind (Bähr I. 474.).

Rom mit seinen mannichfaltigen Erscheinungen war, wie jede große Stadt auch die Erzeugerin zahlreicher Epigramme, deren älteste schon von Nävius, Pacuvius, Ennius und Plautus, zunächst als Grabschriften, herrühren. Sie hatten zahlreiche Nachfolger (Bähr 501.). Nachher blühte dieses Feld überaus üppig. Die reichste Sammlung ist die des Spaniers M. Valerius Martialis, geb. ums J. 40 v. Chr., die noch vorhanden ist.

Endlich finden wir bei den Römern auch die Thierfabel, die gar früh bei ihnen Eingang gefunden hatte. Vorhanden ist noch die in fünf Bücher abgetheilte Sammlung von 90 Fabeln des Thraciers Phädrus im Zeitalter des Tiberius. Die Grundlage bildeten die äsopischen Fabeln. Unter den Antoninen schrieb Avianus 42 äsopische Fabeln.

Der Roman, der sich allerdings erst im christlichen Mittelalter entfaltete, begann unter Nero und Petronius Arbiter ist der erste römische Romanschriftsteller, dessen Satiricon jedoch nur unvollständig erhalten ist. Erhalten ist dagegen sein Gastmahl des Trimalchion. Von L. Appulejus, im Zeitalter des Hadrian sind außer anderen Schriften auch Metamorphosen oder 11 Bücher von

*) Bähr I. 410 ff.

dem goldenen Esel vorhanden, in welchem die Thorheiten und Laster der Zeit gegeiselt werden.

Geschichte und Rechtswissenschaft bilden die glänzendsten Seiten der römischen Literatur. Hierin sind sie Originale.

## Die bildende Kunst

der Römer ist ganz und durchaus nicht blos eine vom griechischen Boden entnommene Pflanze, sondern es war auch die Pflege derselben in Rom vorzugsweise den Griechen anvertraut. Als die Römer mit der griechischen Kunst die erste nähere Bekanntschaft machten, war diese bereits im Sinken begriffen, es war aber eben deßhalb bereits jene überreiche Fülle von Schöpfungen derselben vorhanden und diese fiel der siegenden Roma als gleiches Erbtheil zu.

Die alten Römerkönige hatten bereits tüchtige Straßen-, Wasser- und Festungsbauten unternommen und darin folgten die Staatspfleger in den Zeiten der Republik nach. Doch überschritten diese Bauten, namentlich die Tempel, nicht das durch den Zweck und das Bedürfniß gebotene Maas. Die Versammlungsorte, Curien und Basiliken wurden zahlreicher, die Marktplätze mit Hallen umgeben, deren Säulen aus Griechenland und Kleinasien stammen. Theater und Bahnen wurden hergestellt. Der wachsende Reichthum ließ auch prächtigere Privatgebäude, namentlich Landhäuser entstehen, welche mit Kunstwerken griechischer Meister geschmückt waren *).

Augustus verwendete große Aufmerksamkeit auf die künstlerische Verherrlichung der Stadt. Sein Geburtshaus auf dem Palatin wurde durch den Tempel des Apollo aus carischem und punischem Marmor, mit einer Bibliothek verziert; nächstdem machte Augustus das Marsfeld zu einem der prachtvollsten Stadttheile; in welchem schattige Haine mit Gebäuden und Denkmalen wechselten. Agrippa baute das Pantheon. Die nachfolgenden Kaiser schmückten den Raum zwischen dem Palatin und dem Capitol noch mehr aus. Nero wollte die Stadt Rom in eine regelmäßigere Gestalt bringen. Er brannte sie an und gab bedeutende Summen zum Aufbau her (Tacit. Ann. XII. 38.); seitdem gewannen auch die Privathäuser ein stattlicheres Ansehen.

Die Verherrlichung der Stadt dauerte unter den nachfolgenden Kaisern fort, besonders durch Vespasian, Titus, Domitian, Trajan und Hadrian, letzterer selbst Architekt; der römische Styl ist unter ihm auf die höchste Stufe seiner Entwickelung gelangt, reiche, groß-

*) Die Uebersichten bei Ottfr. Müller, Handb. d. Archäologie der Kunst S. 193 ff.

artige Pracht ist sein Grundcharakter. Von den Antoninen an tritt Ueberladung und Freude am Fremdartigen ein.

Die ausübenden Künstler waren aber größtentheils Griechen, wie Zenodoles in Nero's Zeit, Menodoros, Demetrios, allein sie richteten sich nach den Wünschen der Bestellenden. Die Reliefs der Trajansäule, der Triumphbogen, der Sarkophagen sind sehr mit Figuren überladen, die Statuen und Büsten, meist von überaus sorgfältiger Arbeit, zeichnen sich durch Treue in Darstellung der Gesichtszüge und des prächtigen Anzuges aus. In den ersten Zeiten der Kaiser kam noch das Streben nach Idealisirung der menschlichen Gestalten. Man stellte Colossalstatuen her, wie z. B. Nero's Coloß vor der Fronte des goldenen Hauses, der später zum Sonnengott geweihet wurde; auf dem Forum stand Domitians colossale Reiterstatue. In Cäsarea sah man eine Colossalstatue des Augustus Jupiter, in Herculanum fand man sitzende Colossalstatuen von Augustus und Claudius. Die Imperatoren wurden mehrfach auf Wagen dargestellt, vor welche Elephanten gespannt waren. Die Kunstwerke der Zeit des Hadrianus zeigen Vorliebe für den ägyptischen Kunststyl und dieser ist namentlich in den auf den schönen Antinous bezüglichen Statuen und Büsten ausgeprägt. Seit den Zeiten der Antonine ermattete die Kunst. Eins der schönsten erhaltenen Kunstdenkmale dieser Zeit ist die bekannte Reiterstatue des M. Aurel auf dem Capitol, aus vergoldeter Bronze. Die spätere Zeit brachte meist Portraitstatuen und Büsten der Kaiser und Kaiserinnen, in denen auf Darstellung der sorgfältig frisirten Haare große Mühe verwendet ist; man hat noch Büsten der Kaiserinnen mit abnehmbaren Perücken; dazu kommen Gewänder aus farbigen Steinen. Doch erscheinen die Kaiserinnen oft auch als Venus mit geringer Bekleidung. Das Zeitalter der Antonine ist besonders reich an Sarkophagen mit überladenen Reliefs aus dem Sagenkreise des Bacchus, der Ceres, mit Darstellungen von Jagden und mithrischen Scenen.

Die Gemmen und Kameen wurden in den Zeiten der ersten Kaiser besonders gepflegt (Müller S. 220.), und es sind in Wien, Paris und im Haag großartige Denkmale dieses Kunstzweiges vorhanden. Die Malerei (Müller S. 236.) beschränkte sich vornehmlich auf Verzierung der Zimmerwände. Die reichste Fülle von erhaltenen Ueberresten haben die neapolitanischen Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji geliefert, die durch die meisterhaften terintischen Nachbildungen nun für alle Zeiten gerettet sind. Die Portraitmalerei war schon in Cäsar's Zeit beliebt. Aus den Zeiten des Verfalls haben einige Handschriften schätzbare Malereien, besonders die ambrosianische Ilias, erhalten. Eine reiche Fülle von Denkmalen römischen Kunstgeschmacks bieten die Münzen seit Cäsar dar. Auch in den Münzen können wir die Geschichte der Kunst

von ihrer Blüthe bis zu dem Verfall derselben verfolgen, der sich seit den Zeiten der dreißig Tyrannen bereits in der sehr vernachlässigten Technik ausspricht.

## Die Geschichte

des römischen Staates bietet das Bild eines Organismus, der aus mühsamen Anfängen auf sterilem Boden empor keimte, dann zu einem reichen Leben sich entfaltete, endlich aber, als er eben den Anspruch auf vollkommenste Entwickelung erreicht hatte, von außen her durch Stürme gestürzt wurde, denen sein Inneres keine genugsame Kraft entgegenzustellen vermochte. Betrachten wir jedoch die römische Geschichte als einen Abschnitt der noch lange nicht abgeschlossenen Geschichte von Europa, so erscheint sie als eine der fruchtbarsten und reichsten Epochen derselben. Sie wurzelt auf der einen Seite in der celtischen und griechischen, ja durch letztere in der Geschichte Aegyptens, während sie bis auf den heutigen Tag den großartigsten Einfluß auf die Geschichte der germanischen Nationen ausgeübt hat.

Wir lernten schon oben die Thatsachen kennen, welche die allmälige Gestaltung des römischen Staates herbeiführten und welche Rom zum Mittelpunkte der um das Mittelmeer ansässigen Völker machten.

Wir sahen die mühsamen Anfänge des römischen Staates unter Romulus durch eine Schaar muthvoller Männer, denen es aber an Frauen fehlte und die, wie die Sage berichtet, Festspiele anstellen, wozu sie die Nachbarn einladen, um sodann aus den Zuschauerinnen sich Hausfrauen zu verschaffen. Der daraus entstandene Krieg endigte mit der Bezwingung der Nachbarn.

Der Nachfolger des Gründers des römischen Staates war der weise Numa Pompilius, der Freund der Egeria; er führte keine Kriege, wohl aber verschaffte er der Sitte und dem Gesetz Geltung; er ordnete die Zeit und den Dienst der Götter im langen Zeitraume einer 43jährigen Regierung.

Ihm folgte Tullus Hostilius, der die Kriege wieder aufnahm, um das Gebiet zu erweitern. Sein Nachfolger Ancus Marcius, des Numa Enkel, vergrößerte das Stadtgebiet und legte an der Seeküste die Stadt Ostia an, erweiterte aber somit wesentlich den Gesichtskreis der Römer. Priscus Tarquinius, der nach ihm zum Königthum gelangte, dehnte das Stadtgebiet gleichermaßen aus; er richtete die öffentlichen Spiele ein, zog zum ersten Male als Triumphator ein und befestigte die Stadt mit Mauern, baute die Cloaken und gab durch Stiftung des Capitols dem Staate seinen eigentlichen Mittelpunkt. Sein Nachfolger Servius Tullius erweiterte den Staat und setzte die Befestigung der Stadt fort. Er

führte den Census ein, wodurch die Lasten der öffentlichen Leistungen gerechter vertheilt wurden. Der Sohn seines Vorgängers, dem er seine Tochter zur Gemahlin gegeben, ermordete ihn; Tarquinius Superbus kam zur Regierung, suchte die von Servius eingeführte Verfassung zu stürzen, bewirkte aber dadurch seine Vertreibung, nachdem das Königthum 243 Jahre bestanden hatte.

Die Patricier nahmen von nun an die Regierung selbst in die Hand, stellten zwei Consuln an die Spitze und leisteten nun dem vertriebenen Könige, der sich mit den feindselig gesinnten Nachbarn verband, tapferen Widerstand. Der tuscische König Porsena unterstützte zwar anfangs den Tarquinius, machte jedoch schon im zweiten Jahre des Krieges Frieden mit den Römern und seitdem gab auch Tarquinius die weiteren Versuche auf, den verlornen Thron wieder zu erlangen.

Im Innern der Republik beginnt der Streit der Plebejer gegen die Patricier, dessen Einzelheiten wir oben kennen lernten; es ist dabei bemerkenswerth, daß dieser Kampf um den gleichmäßigen Antheil an der Verwaltung der Staatsangelegenheiten nicht zu dem Verderben des Staates führte, sondern daß er vielmehr die Kräftigung des Nationalcharakters, die Entfaltung der bürgerlichen Tugend und das Gedeihen und Wachsen des Staates zur Folge hatte. Nach Außen standen Patricier und Plebejer stets als ein Ganzes da, und nur ein Mal sehen wir den Patricier Coriolanus, der auf die Abschaffung der Volkstribunen gedrungen hatte, zum Feind entweichen und denselben gegen Rom führen. Da trat aber die Mutter und die Gattin desselben vermittelnd ein und bewog ihn, den Feind von der bedrohten Vaterstadt wiederum abzuführen.

Nachdem die Römer die letzte Etruskerstadt Veji erobert, wurde Rom durch die unter Brennus hereinbrechenden Gallier (391 v. Chr.) dem Untergange nahe gebracht. Die Stadt wurde niedergebrannt und nur das Capital gerettet. Camillus schlug den Feind und verhinderte auch das Volk, den heimathlichen Boden zu verlassen und in Veji seinen Sitz zu nehmen.

Die Plebejer setzen es durch, daß einer der Consuln aus ihrer Mitte gewählt wird. Im J. 343 beginnt der samnitische Krieg, der mit abwechselndem Glücke ein halbes Jahrhundert dauert und die Besiegung von ganz Italien vorbereitet, die, nach glücklich bestandenem Kampfe mit König Pyrrhus von Epirus, durch die Eroberung von Tarent im J. 272 v. Chr. vollendet wird.

Mittlerweile waren den Plebejern völlig gleiche Rechte mit den Patriciern geworden. Von nun an beginnt die Ausbreitung der Herrschaft Roms auch über die Grenzen von Italien hinaus. Nicht unwillkommen war den Römern die Aufforderung der Mamertiner, welche Messina besetzt hatten, und von den Karthagern, König Hiero von Syrakus und Pyrrhus, bekämpft wurden, ihnen zu

Hilfe zu kommen. Appius Claudius führte römische Truppen nach Messina und besetzte die Stadt, nöthigte auch bald darauf Hiero, den Römern als Bundesgenosse sich anzuschließen.

Mit dem J. 264 v. Chr. G. beginnt der Kampf mit Karthago, der in drei Hauptabschnitten 118 Jahre später mit der Zerstörung der Nebenbuhlerin und die Erlangung der Herrschaft auf dem Mittelmeere endigt. In die Zeit des ersten punischen Krieges (264—241 v. Chr.) fällt die Gründung einer römischen Flotte unter Duilius, die auch unter Lutatius die karthagische besiegte und einen Frieden herbeiführte, demzufolge die Karthager Sicilien räumen, 2200 Talente binnen zehn Jahren bezahlen und die Gefangenen ausliefern müssen.

Bald nach dem Friedensschlusse machten die karthagischen Miethstruppen, wegen des rückständigen Soldes, einen Aufstand, der in der Heimath selbst die größten Verwirrungen herbeiführte; die Römer benutzten diesen Umstand, Sardinien (im J. 238 v. Chr.) zu besetzen. Aber auch auf einem andern Punkte begannen neue Reibungen zwischen Rom und Karthago, in Spanien, wo dasselbe mehrere Colonien besaß. Die Römer hatten Kämpfe mit den Galliern zu bestehen, und deshalb mit Sagunt sich verbündet. Marcellus siegte nach langem Kampfe und machte im J. 224 das cisalpinische Gallien zur Provinz, und bald darauf bezwangen die Römer auch die liburnische und dalmatische Küste.

In Spanien trat nun Hannibal, der Sohn des Hamilkar, als Feldherr der Karthager auf. Er griff zunächst die Bundesgenossen der Römer, die Saguntiner, an, die ihre Stadt niederbrannten, dann beschloß er, die Römer in ihrem eigenen Lande anzugreifen, und begann somit den zweiten punischen Krieg, der vom J. 218—201 v. Chr. dauerte. Hannibal überstieg die Pyrenäen und die Alpen, und nahm Turin; von da aus drang er, die Römer in vier Schlachten schlagend, nach Appulien. Der alte Zauderer Fabius, wurde zum Dictator ernannt, der den Hannibal stets beobachtete, während Marcellus, 212 v. Chr., Syrakus erobert; ganz Sicilien wird bald darauf römische Provinz und Hannibal kann nur einige italische Bundesgenossen für kurze Zeit auf seine Seite bringen. Mittlerweile geht P. Scipio nach Spanien, besiegte die karthagischen Feldherren Mago und Hanno, eroberte Neukarthago, brachte den numidischen König Massinissa auf seine Seite und setzte nun auf africanischem Boden den Krieg fort. Jetzt rief Karthago Hannibal aus Italien herbei, aber P. Scipio, der Africaner, schlug ihn bei Zama aufs Haupt und Karthago mußte in dem erzwungenen Frieden seine spanischen Besitzungen an Rom abtreten, seine Elephanten und den größten Theil seiner Flotte ausliefern, 10,000 Talente zahlen und an Massinissa das, was ihm abgenommen, zurückgeben.

Die Römer besiegten darauf die Bundesgenossen von Karthago, die Könige Philipp II. von Macedonien und Antiochus von Syrien, Griechenland ward frei erklärt, Macedonien aber römische Provinz, nachdem der letzte König Persiens in der Schlacht von Pydna gefangen worden. Epirus wurde ebenfalls römisch. Bald darauf begannen aber die Römer, den Griechen den Schein der gewährten Freiheit zu entreißen, nachdem die Achajer sich dem Ansinnen, römische Besatzungen einzunehmen, widersetzt hatten. Die römischen Legionen erschienen, während, von dem alten Cato gemahnt, auch ein Heer nach Karthago abging. In demselben Jahre, 146 v. Chr., wurden Karthago und Korinth, zerstört und Africa und Griechenland römische Provinzen.

Bald darauf erstand in Viriathus in Spanien ein neuer Feind, der jedoch bald bezwungen wurde, obschon Spanien fortan (Numantia) eine immer unruhige Provinz blieb. Im J. 132 vermachte König Attalus III. sein Königreich Pergamus dem römischen Volke, das unter dem Namen Asien in die Reihe der römischen Provinzen eintrat.

Durch die afrikanischen, griechischen und kleinasiatischen Erwerbungen war ein Luxus in Rom herrschend geworden, gegen den schon im J. 170 v. Chr. ein Gesetz vergebens angekämpft hatte. Das Volk steigerte seine Ansprüche, die Reichen versuchten mit ihrem Geld die Gesetze zu lähmen, die Privatleidenschaften erwachten, das Sittenverderben nahm überhand. Da veranlaßte die akalische Erbschaft den Volkstribun Tiberius Gracchus, darauf anzutragen, daß die ererbten Schätze an die Bürger vertheilt und überhaupt einem jeden Bürger ein bestimmtes Maaß Ackerland zugesprochen, somit aber eine Gleichheit des Besitzes hergestellt werden möge. Auch verlangte er für alle Italiener das römische Bürgerrecht. Scipio Nasica sprach gegen ihn und der Senat, die Ritter, die Wohlhabenden und deren Anhänger stimmten diesem bei. Gracchus verlor in dem erwachsenden Tumulte sein Leben. Sein Bruder, der zehn Jahre später (122 v. Chr.) diese Anträge wiederholte, entging nur durch einen freiwilligen Tod üblerem Geschick.

Jetzt erscheint die colossale Gestalt des C. Marius, der zunächst den africanischen Fürsten Jugurtha besiegte. Er war es auch, der die aus dem Norden nach dem Süden hervordringenden teutonischen und cimbrischen Gefolgeschaften, vor denen Rom zitterte, besiegte. Bald darauf unternahm es der pontische König Mithridates VI. (121—63 v. Chr.), die sämmtlichen nordischen, vom Don bis an die Alpen wohnenden Barbarenstämme zu einem großen Angriff auf die wachsende römische Macht zu vereinigen. In Italien aber zog sich ein nicht minder bedenkliches Ungewitter zusammen; denn, so wie ehedem in der Stadt Rom die Plebejer darnach gestrebt, mit den Patriciern gleiche Rechte zu erlangen, so

verlangten jetzt, nachdem die Stadt zu einem großen Staate erwachsen, in welchem Rom das Patriciat, die italischen Städte die Plebs darstellten, letztere das römische Bürgerrecht. Nach den Gracchen nahm Drusus sich der Italiener an. Er wurde, wie seine Vorgänger, ermordet. Nun erschienen die Italiener in Rom und wurden abgewiesen. Es kam zum offenen Aufstand und zu einem Kriege (91—88 v. Chr.), der 300,000 Menschen das Leben kostete. In diesem Kriege zeigte sich Sulla als tüchtiger Feldherr.

Da traf die Nachricht in Rom ein, daß Mithridates in Kleinasien 80,000 Römer habe ermorden lassen und daß er in Athen sei und ganz Griechenland sich ihm angeschlossen habe. Der Senat ernannte Sulla zum Heerführer gegen Mithridates, worüber der freilich bereits 70jährige Marius so erzürnt war, daß er die Widerrufung dieser Ernennung beim Senat durchsetzte. Die Folge davon war, daß aus der persönlichen gegenseitigen Erbitterung eine Spaltung und ein Bürgerkrieg erwuchs, der fortwuchernd erst durch die Herstellung der Monarchie vollständig beendigt wurde.

Sulla kam mit seinem Heere nach Rom, mit Mühe entrann der greise Marius nach Africa. Dann zog Sulla gegen Mithridates. Nun kehrte Marius, dem das Volk und die italienischen Städte anhingen, welchen Cinna große Versprechungen gemacht hatte, nach Rom zurück und wüthete gegen die angesehensten Senatoren und die Anhänger des Sulla. Kurz darauf starb Marius, Cinna blieb an der Spitze seiner Parthei.

Sulla führte mittlerweile den Krieg wider Mithridates mit Ausdauer fort, er eroberte Athen, drang dann weiter vor und nöthigte den König zu einem Frieden, der ihm Kappadocien, Bithynien, 2000 Talente und 80 Schiffe kostete. Dann landete er im J. 83 zu Brundusium mit 60,000 Mann, zu denen ihm der junge Pompejus drei selbstgeworbene Legionen führte. Sulla zog auf Rom, Cinna kam in einem Aufstande der gegen Sulla geführten Soldaten um, der Consul Norbanus schlug Sulla bei Capua, ein von C. Scipio gegen ihn geführtes Heer ging zu ihm über. Der jüngere Marius ließ die in Rom versammelten vornehmen Bürger ermorden, wenige Tage darauf siegte Sulla über das Heer der Marianischen Parthei vor Rom und zog dann in die Stadt ein. Die Anhänger des Marius, die persönlichen Feinde des Sulla und die seiner Anhänger wurden hingerichtet. Man hat berechnet, daß 33 ehemalige Consulen, 7 Prätoren, 60 Aedilen, 200 Senatoren und 150,000 römische Bürger den Tod in dem Streite zwischen Marius und Sulla gefunden haben. Sulla erneuerte (81 v. Chr.) die Dictatur und nahm den Namen des Glücklichen an, vertheilte die Güter der Proscribirten und Hingerichteten an seine 47 Legionen, richtete die circensischen Spiele ein, gab dem Senat eine aristokratische Gestalt, dann legte er die Dictatur nieder (79

v. Chr.) und lebte in zurückgezogener Muße bis an seinen Tod. (77 v. Chr.)

Nach Sulla trat Pompejus als Feldherr und Staatsmann an die Spitze des Ganzen. Er besiegt in Spanien den Sertorius, in Italien den Gladiatorenführer Spartacus, die Seeräuber, die von Cilicien aus das Mittelmeer beunruhigten, den Mithridates, den letzten Seleuciden in Syrien, und in Rom durch seine Anhänger, worunter Cicero, die mit Catilina verschwornen Römer. Im J. 61 kehrt er nach Rom zurück und feierte einen glänzenden Triumph.

Bald darauf kehrte C. Julius Cäsar aus Lusitanien zurück und schloß sich an Pompejus und Crassus an, welcher letztere einen sehr bedeutenden Reichthum besaß. Allen dreien suchte Cato das Gleichgewicht zu halten.

Cäsar ging als Proconsul nach Gallien (58 v. Chr.), nachdem er in Rom sein Interesse vertreten wußte, wo Pompejus verweilte, während Crassus im Kampfe gegen die Parther umkommt. Nun waren noch Cäsar und Pompejus übrig. Cäsar bezwingt Gallien bis an den Rhein, landet auch in Britannien. Da decretirt der Senat, im J. 49, daß Cäsar entweder aus Gallien zurückkehren oder für ein Feind des Staates erklärt werden solle. Cäsar kommt und Pompejus, dem der Oberbefehl gegen ihn übertragen worden, enteilt mit einem Theile des Senats über Capua nach Griechenland. Cäsar unterwirft sich Italien, Sicilien, Sardinien, Spanien, und wendet sich dann nach Griechenland, wo er am 20. Juli 48 v. Chr. in der Schlacht von Pharsalus das Heer des Pompejus schlägt, der sich nach Aegypten wendet und wenige Monate darauf dort ermordet wird.

Cäsar folgt ihm dorthin, kehrt, neue Siege erntend, über Syrien und Pontus nach Rom zurück und wird hier 47 v. Chr. zum Dictator auf ein, zum Consul auf fünf und zum Tribun auf Lebenszeit ernannt. Er geht nach Africa, macht Numidien zur römischen Provinz. Heimgekehrt, übernahm er die Dictatur auf 10 Jahre mit dem Imperatortitel. Dann feiert er seine Siege in überaus glänzender Weise. Das Volk nannte ihn den Vater des Vaterlandes; Cäsar dachte nun auf Herstellung einer geeigneten Staatsverfassung, er ordnete den Calender aufs Neue, er hatte den Plan, ein Gesetzbuch herzustellen und dem Vaterlande eine glückliche Zukunft zu bereiten. Indessen konnte er nicht lange in Rom rasten; zuvörderst eilte er nach Spanien, die Ueberbleibsel der pompejanischen Parthei zu vertilgen; er siegte im J. 45 bei Munda. Dann kam er zurück nach Rom, wo sich aber bereits eine starke Opposition gebildet hatte, an deren Spitze der Prätor Cassius, der von Cäsar an Kindesstatt angenommene M. Junius Brutus und Antonius standen. Cäsar war eben mit einem Feldzuge gegen die

Parther beschäftigt, hatte 16 Legionen und 10,000 Reiter zu Brundusium für diesen Zweck versammelt, als er am 15. März 44 vor Chr. G. in der pompejanischen Curie in der Senatsversammlung mit 23 Dolchstichen ermordet wurde, nachdem er kurz vorher die ihm von seinem Mitkonsul Antonius dargebotene Königswürde ausgeschlagen.

So waren denn die Hoffnungen auf endliche feste Gestaltung des Staates, auf Ruhe und die Herrschaft der Gesetze abermals in die Ferne gerückt. Denn der Geist der Vaterlandsliebe und der Tapferkeit, die willige Fügung unter das Gesetz, wodurch die alten Republikaner groß geworden, waren längst entschwundene Tugenden, die nur noch in einzelnen Männern gespenstig und fremdartig auftraten.

Antonius trat zuerst an die Spitze der Geschäfte, die Dictatur ward für ewige Zeiten abgeschafft, Cassius und Brutus nach Syrien und Macedonien abgeordnet. Aber der Adoptivsohn Cäsars, der gewandte, vorsichtige C. Octavianus, den Antonius zwar noch als achtzehnjährigen Jüngling behandelte, verstand es, die reiche Erbschaft seines Adoptivvaters, sowie sein Heer für seine Zwecke zu verwenden. Mit großer Gewandtheit schloß er sich dem Antonius und dem durch seine Reichthümer mächtigen M. Lepidus an; mit ihnen vereint wirkte er gegen die Mörder seines Vaters, die in den Provinzen beschäftigt waren; allein, er widerstand ihnen nicht, als sie in Rom, 43 v. Chr., die edelsten Männer, unter denen auch Cicero, ihrer Partheileidenschaft opferten. Damals starben 300 Senatoren und 2000 Ritter. Die Republikaner flohen aus der Stadt zu dem Sohne des Pompejus nach Sicilien und zu Cassius und Brutus in Macedonien. Dorthin wandten sich nun Antonius und Octavian. Sie siegten in der Schlacht von Philippi, 42 v. Chr. Der Rest der Flotte ihrer Gegner wandte sich zu Pompejus nach Sicilien.

Die Sieger theilten jetzt das römische Reich; Antonius nahm den Orient und schlug in Alexandrien seinen Sitz auf. Octavian behielt den Occident; Lepidus erhielt Africa. Italien sollte allen Dreien gemeinschaftlich bleiben.

Aber noch lebte Sextus Pompejus, dem man zwar Sicilien, Sardinien und Corsika, sowie Achaja bewilligte, allein bald beseitigte. Auch Lepidus mußte sich mit dem Pontificat zufrieden stellen lassen.

Nun war die Herrschaft zwischen Antonius und Octavian, der in den Jahren 35—33 den Donauländern seine besondere Aufmerksamkeit widmete, getheilt, während Antonius in Alexandrien ein schwelgerisches Leben mit der Königin Kleopatra führte, und in der Leidenschaft sogar seine Gemahlin Octavia, Octavians Halbschwester, verließ. Octavian behielt in Italien festen Fuß. Endlich erklärte Antonius ihm den Krieg. Octavian stellte vor, wie Antonius die

Absicht habe, seine Provinzen den Kindern der Kleopatra zuzuwenden. Ihm zur Seite stand der als Feldherr ausgezeichnete Marcus Agrippa. Dieser führte eine Flotte nach Griechenland, wo die des Antonius erschien. Das Seetreffen von Actium 2. September 31 entschied, Antonius entwich nach Aegypten und erstach sich, als er vernahm, daß Octavian ihm dahin nachgefolgt. Kleopatra folgte ihm im Tode nach und **Octavianus** war nun **alleiniger Herr des römischen Staates**.

Wir sahen schon oben, wie sehr der neue Herrscher, Augustus, es vermied, die äußern Zeichen der Monarchie anzunehmen, wie er immer nur auf Zeit die höchsten Würden des Staates an sich nahm, wie er aber doch allgemach in den Besitz aller wesentlichen sich zu setzen und sich darin zu behaupten verstand. Ueberhaupt aber war Augustus groß durch die Beschränkung, die er sich selbst auferlegte; er hielt keinen übermäßig glänzenden Hofstaat, seine Umgebung war einfach, geistvolle Männer zog er in seine Umgebung; das Heer verminderte er, die Gehalte der Beamten ordnete er; er erweiterte nicht die Grenzen des Reiches, um Kriegsruhm zu ärnten, er schloß den Janustempel dreimal, er war nicht leidenschaftlich gegen Tadel. Für das materielle Wohl des Volkes sorgte er so viel als möglich; er hielt auf Sitte und Zucht in seinem Hause und sprach oft im Senat gegen das Sittenverderben, gegen Ehelosigkeit und Luxus. Die Stadt Rom verschönerte er wesentlich. Der Frieden, der im Reiche herrschte, mußte den Wohlstand der Bewohner desselben heben.

Von Seiten der africanischen, asiatischen und südeuropäischen Provinzen hatte das Reich wenig zu fürchten. Wohl aber hatten die Gallier, die germanischen Nationen und die Donauvölker schon seit Jahrhunderten die Himmelsgegend angedeutet, aus welcher dereinst dem Staate bedenkliche Gefahren erwachsen würden. Augustus hatte bereits 34 Jahre v. Ch. das Noricum, 15 Jahre v. Ch. Rhätien und Vindelicien dem Reiche beigefügt. Cäsar hatte schon dem Rheinstrome seine Aufmerksamkeit zugewendet und Augustus ließ durch Drusus diesen Theil der Grenze schärfer bewachen, auch im nördlichen Germanien Weser und Elbe untersuchen. So wurden die Römer allgemach heimischer im Norden. Zu besserem Verkehr ließ Drusus in Holland den Rhein mit der Yssel durch einen Graben verbinden, Drusus legte auch Castelle am Rhein an, namentlich wurde Mainz ein Hauptwaffenplatz. Augustus sandte Verstärkungen dorthin, als unter den deutschen Völkern zwischen Elbe und Weser sich ernster Widerstand gegen römische Herrschaft verbreitete und wenige Jahre vor seinem Ende, 9 n. Ch., hatte er den Schmerz, daß der Cheruskerheld **Armin** ein schönes Heer unter Varus vernichtete und für alle Zeiten die Grundlagen der Römerherrschaft diesseits des Rheines zertrümmerte.

Augustus hatte so wenig als Cäsar einen leiblichen Sohn,

den er sich hätte zum Nachfolger erziehen können. Sein Stiefsohn Tiberius war zwar ein erfahrener Soldat, aber ein düsterer menschenfeindlicher Charakter. Augustus starb 14 Jahr n. Ch. G. im 76. Lebensjahre.

Tiberius kam mit dem 55. Lebensjahr zur Regierung. Er war ein grausamer, mordlustiger, ränkvoller, habsüchtiger, den schmachvollsten Lüsten ergebener Mann, der die letzten Jahre seines Lebens auf den Felsen von Capri verlebte. Er regierte 23 Jahre und sein Tod erregte die allgemeinste Freude.

Sein Nachfolger Cajus Cäsar, Caligula genannt, war nicht minder lasterhaft und habsüchtig, wurde aber schon im 3. Jahre, seiner Herrschaft, erst 29 Jahr alt, im Pallast ermordet. Ihm folgte Claudius, des Drusus Sohn, ein höchst mittelmäßiger Mensch, den die Leibwache auf den Thron setzte, auf welchem er 14 Jahr von Weibern und Freigelassenen gelenkt, saß. Dennoch ward er unter die Götter versetzt. Nero wurde nach ihm mit den schönsten Hoffnungen begrüßt, allein bereits im 6. Jahre artete er ärger aus als alle seine Vorgänger: Mütter, Brüder, Verwandte, Frauen, Lehrer, sehr viele Senatoren und Bürger mordete er, er brannte die Stadt an, er trat öffentlich als Tänzer und Sänger auf, er trieb jegliche Narrheit, wie er denn die Schätze der Dido in Africa aufsuchen ließ (Suelon 31.). Erst verschwendete er das Geld auf unsinnige Weise an seine Genossen, dann beraubte er sogar die Tempel. Er verkehrte mit Astrologen, Zauberern, Giftmischerinnen. Endlich empörten sich in Gallien und Spanien die Heere, der dort zum Kaiser ausgerufene Galba kam nach Rom. Nero floh und gab sich nach feigem langen Zaudern erst den Tod, als die feindlichen Reiter schon herannahten. So starb der letzte Sprosse der Cäsaren im 32. Lebensjahre (68 n. Ch.).

Galba mußte gar bald dem Otho weichen und dieser erstach sich, als Vitellius, von den deutschen Legionen berufen, ihm den Thron streitig machte. Das in Palästina stehende Heer aber ernannte den Flavius Vespasianus, einen tüchtigen Feldherrn aus nicht eben alter Familie. Er kam im Jahr 69 nach Rom. Der Fresser Vitellius wurde vom erbitterten Volke auf schmachvolle und grausame Weise hingerichtet, das in ihm seinen ehemaligen Herrn und Genossen Nero bestrafen zu wollen schien. Vespasian hatte in Germanien und in Britannien zweiunddreißig Mal mit dem Feinde gefochten. Vespasian brachte Ordnung in die zerrütteten Finanzen, war gerecht und mild als Richter, stellte die Disciplin im Heere her, fügte dem Reiche mehrere neue Erwerbungen, Palästina, Achaja, Lycien, Rhodus, Byzanz, Samos, Thracien, Cilicien und Commagene, bei. Ueber Palästina triumphirte er nebst seinem Sohne Titus. Er war gegen persönliche Angriffe ein sehr milder Richter und erwarb sich die allgemeinste Liebe beim Senate, wie beim Volkte. Er

starb 60 Jahr alt, im neunten Jahre seiner Regierung. Er ward unter die Unsterblichen versetzt. Ihm folgte sein Sohn Titus (79 Jahr n. Ch.), der Gegenstand allgemeinster Liebe und Verehrung, ein trefflicher Redner, tüchtiger Krieger und gemäßigter Mann. Er sprach den Grundsatz aus, daß Keiner von seinem Kaiser traurig weggehen dürfe, und er achtete den Tag für verloren, an welchem er nicht etwas Gutes gethan. Sein Denkmal ist das Colosseum Roms. Als er im zweiten Jahre seiner Regierung starb, war alle Welt von der tiefsten Trauer ergriffen. Auch er wurde unter die Gottheiten aufgenommen.

Sein Bruder Domitian war freilich dem Nero ähnlicher als seinem Vater, seine einzige Fertigkeit bestand im Bogenschießen, sonst war es ein habsüchtiger, von allen Lüsten beherrschter Mensch, der die edelsten Senatoren hinrichtete und der erste der römischen Herrscher, der sich bei Lebzeiten Gott nennen ließ. Er baute viel auf dem Capitol, ein Iseum, ein Serapeum, ein Odeum, ein Stadium, wurde aber im 15. Jahr seiner Regierung von Verschwornen ermordet.

Der Präfectus Prätorio Petronius Secundus und Domicians Mörder setzten den greisen Spanier Nerva auf den Thron, einen gemäßigten und würdigen Mann, der freilich nur ein Jahr und vier Monate regierte und 72 Jahr alt starb, nachdem er seinen Landsmann Trajanus, der in Cöln am Rheine stand, adoptirt hatte. Nun begannen die schönsten und glücklichsten Zeiten des römischen Staates unter einer Reihe von vier Regenten, deren jeder in seiner Art ausgezeichnet war.

Trajanus (98—117 n. Ch.) wird von den Römern als der vorzüglichste aller Kaiser betrachtet. Er war im Privatleben mild, im Feld tüchtig und streng. Er erweiterte die Gränzen des Reiches, die seit Augustus nur erhalten worden waren. Trajanus strebte darnach, die Gränzen des Reiches zu schließen, indem er im Norden die Donau, im Osten den Kaukasus und die arabischen Steppen, von wo aus Europa und Aegypten bedroht war, mit römischen Befestigungen abschnitt. Er befestigte aufs Neue die Rheingränze, wo noch in Castra vetera Denkmale von ihm übrig; er unterjochte Dacien, dessen König Decebal er besiegte; Armenien entriß er den Parthern, mit den Iberen, Sarmaten, Bosporanern, Arabern, Osdroenern und Kolchern schloß er Verträge ab. Seleucien, Ktesiphon, Babylon und Edessa nahm er und belegte sie mit römischer Besatzung. Es kamen drei neue Provinzen zum Reiche, Assyrien, Armenien, Mesopotanien; auch Arabien wurde Provinz, wie sich denn auch im peträischen Arabien bis auf den heutigen Tag Denkmale aus jener Zeit erhalten haben, die Leon de Laborde untersucht und bekannt gemacht hat. Im arabischen Meerbusen errichtete er eine Flotte. Trajan war gegen alle seine Unterthanen gleich wohlwollend, er besuchte oft seine Freunde, wenn sie krank waren, zog sie oft zur

Tafel und speiste auch bei ihnen; er verletzte keinen der Senatoren, bereicherte den Staatsschatz nie auf ungerechte Art, theilte Belohnungen und Ehren reichlich aus, ertheilte den Städten viele Freiheiten und war gleich gütig gegen Jedermann. Man ehrte ihn schon bei Lebzeiten gleich einer Gottheit. Er behauptete, ein Kaiser müsse gegen die Privatleute so sich betragen, wie er, wenn er Privatmann wäre, wünschen würde, daß der Kaiser ihn behandle. Er starb, aus Persien heimkehrend, in Seleucia 63 Jahr alt. Man versetzte ihn unter die Gottheiten und begrub ihn in der Stadt in einer goldenen Urne unter der Säule auf dem von ihm erbauten Forum. Von da an rief der Senat den Fürsten zu: Sei glücklicher als August, besser als Trajan.

Nach seinem Tode wurde Hadrianus, geboren wie Trajan zu Italica in Spanien, dem Kaiser verwandt, zu seinem Nachfolger erwählt. Hadrian (117—138) gab sofort drei von Trajan erworbene Provinzen auf, Assyrien, Mesopotamien und Armenien, indem er die Legionen zurückzog und den Euphrat als die Gränze des Reiches bestimmte. Er würde auch Dacien aufgegeben haben, wenn dort nicht so viele römische Bürger sich angesiedelt hätten, die auch in der That bis auf den heutigen Tag Nachkommen hinterlassen haben, welche in Gestalt, Sitte und Sprache ihre Herkunft kund geben. Hadrianus regierte sein Reich in Frieden, er bereiste sein ganzes Reich zu Fuß. Er hielt auf Kriegsdisciplin und geordnete Finanzen, er baute viel und war selbst ein tüchtiger Baumeister und Kunstkenner, wie er denn auch in den Wissenschaften sich auszeichnete und in der lateinischen und griechischen Sprache sehr gewandt sich auszudrücken verstand. Doch war er nicht ganz Herr seiner Leidenschaften in Haß und Liebe. Er starb, älter als 60 Jahr in Campanien. Seine Heiligsprechung wurde nur mit Mühe durchgesetzt, da der ganze Senat dagegen war.

Sein Nachfolger war T. Aurelius Fulvius Antonius (138 bis 161), bekannt unter dem Namen Antonin der Fromme, ein ausgezeichneter, dem Numa vergleichbarer Fürst, ehrbar, wohlwollend, nie gereizt; er dachte mehr darauf, die Provinzen zu vertheidigen, als sie zu erweitern. Er rief die billigdenkendsten Männer in die Staatsverwaltung, hielt die Guten in Ehren und setzte die Schlechten ohne Bitterkeit zur Seite. Den verbündeten Königen war er nicht minder ehrwürdig, als schrecklich, so daß genug barbarische Völker ihm ihre Streitsachen zur Entscheidung vorlegten. Sein Privatvermögen verwendete er zum Nutzen des Staates und hinterließ einen wohlgefüllten Schatz. Er starb im 73. Lebensjahre.

Ihm folgte Marcus Antoninus Verus, ein Nachkomme des Numa, bekannt als Antonin der Philosoph (161—180 n. Ch.), und sein Vetter C. Aurius Antouinus Verus als Mitregent, der aber nur eilf Jahr, meist in Parthien Krieg führend,

diese Würde genoß. Es war ein wilder Charakter, den nur die Rücksicht auf den Reichsgenossen im Zaume hielt. Marc Antonin war von Jugend auf der stoischen Philosophie ergeben, er machte sie schon früh zur Richtschnur seines Lebens; schon als junger Mann veränderte weder Schmerz noch Freude seine Gesichtszüge. Unter seinen Lehrern in der griechischen Literatur wird Plutarchs Enkel Sextus Chäronensis genannt. Marc Antonin hat uns in seinen Aufzeichnungen einen Schatz der interessantesten Beobachtungen hinterlassen, aus denen wir namentlich ersehen, wie aufmerksam er auf sich und seine Umgebungen und wie sehr er Herr seiner selbst war. Er war im höchsten Grade gerecht, nie durch seine Macht zum Uebermuthe geneigt, freigebig und wohlthätig gegen die Provinzen. Er war aber auch ein tüchtiger Heerführer, wie er denn den Germanen, die immer kräftiger gegen das römische Reich andrängten, mannhaften Widerstand entgegenstellte. Die Marcomannen, Quaden, Vandalen, Sarmaten, Sueven besiegte er und feierte mit seinem Sohne Commodus, den er zum Cäsar angenommen, deshalb einen Triumph. Für diesen Krieg griff er, da der Schatz erschöpft war und er keine neuen Auflagen machen wollte, den kaiserlichen Privatschatz an, den er jedoch später wieder herstellte. Er starb 61 Jahr alt und wurde heilig gesprochen.

Seitdem begann der Stern des römischen Reiches sich abwärts zu neigen und die edleren Kaiser erschienen in größern Zwischenräumen. Schon C. Antoninus Commodus (180—193) hatte nichts vom Vater, obschon er nicht ohne Glück gegen die Germanen kämpfte. Wie Nero war er üppig und trat als Gladiator und in öffentlichen Spielen auf. Im 13. Jahre seiner Regierung wurde er erwürgt.

Ihm folgte der 70jährige Stadtpräfect Pertinax, den aber bereits am 80. Tage seiner Herrschaft die Prätorianer tödteten. Salvius Julian hatte gleiches Schicksal nach 7 Monaten, da Septimius Severus, ein Africaner, aus Illyrien herankam. Er war ein rauher Soldat, der sich 17 Jahr hielt und viele und glückliche Kriege führte und die Parther und Araber besiegte. In Britannien, wo er auch, in York, starb, baute er den Pictenwall. Er wurde heilig gesprochen. Seine beiden Söhne Bassianus oder Caracalla und Geta sollten gemeinschaftlich regieren, der ältere erstach aber den jüngern und überließ sich nun einem leidenschaftlichen Leben. Sein Denkmal sind die bekannten Bäder zu Rom. Der Gardegeneral Macrin wurde Kaiser, fiel aber schon nach wenig Monaten in Asien. Ein Verwandter des Septimius Severus, Heliogabalus (218—222), Priester im Elagabalustempel, kaufte den Thron von den Soldaten und kam nach Rom; das Heer und der Senat hegten von ihm die größten Erwartungen. Er führte aber ein so schandbares Leben, daß er mit seiner Mutter Sämias

ermordet wurde. An seine Stelle trat Aurelius Alexander Severus, von dem Heere Cäsar, vom Senate Augustus genannt (222—235). Er war noch jung, ein tüchtiger Soldat. Er unternahm alsbald einen Feldzug gegen die Perser und besiegte den König Xerxes. Er übte strenge Kriegsdisciplin und löste einige aufrührerische Legionen auf. Sein Vertrauter war der bekannte Rechtskenner Ulpianus. Severus war im Umgang liebenswürdig, verbat sich übertriebene Ehrenbezeigungen, trug einfache Kleider. Er entfernte alle schlechten Richter, reinigte den Senat und Ritterstand, den Hofstaat, den er sehr einschränkte, er ordnete die Finanzen und die Gesetzgebung. Er entfernte die Schmeichler von sich. Seine Freunde besuchte er, wenn sie krank waren und hörte auch freimüthige Rathschläge an. Verurtheilungen ließ er selten stattfinden, Bittschriften berücksichtigte er sorgfältig. Den Verkehr suchte er durch die Freiheiten zu heben, die er den nach Rom kommenden Kaufleuten gewährte. Er wachte über Zucht und Sitte; er förderte die Künste und würde vielleicht dem Staate eine sichere Zukunft bereitet haben, wenn er nicht in einem Militäraufstande zu Mainz ermordet worden wäre.

Sein Nachfolger Maximinus, ein Thracier, ward von den rheinischen Legionen zum Kaiser ausgerufen, gegen welche der Senat die Gordiane, welche in Afrika ausgerufen worden, als Kaiser anerkannte. Nun folgten in einem Zeitraum von 35 Jahren nicht weniger als ebenso viele Kronprätendenten. Die germanischen Völker, namentlich die Gothen, und die Perser machten bei dieser allgemeinen Verwirrung, wo jeder größere General nach der Herrschaft strebte, glänzende Erfolge.

Endlich schien der Dalmatier Aurelius Claudius (268—270) wenigstens den Norden des Reiches kräftiger zu schützen, er siegte über Alemannen und Gothen, er starb aber bald an der Pest in Sirmium. Der von ihm vorgeschlagene Aurelianus hatte die besten Absichten, dem Reiche neuen Halt zu geben, er drängte die Alemannen, Vandalen und Gothen zurück, besiegte die Königin Zenobia von Palmyra und führte sie in prachtvollem Triumphzug durch die Stadt Rom, während er selbst in einem mit vier Hirschen bespannten Wagen saß. Da sah man Elephanten, gezähmte wilde Thiere, gefangene Araber, Baktryaner, Iberer, Saracenen, Perser, Gothen, Alanen, Roxolanen, Sarmaten, Franken, Sueven, Vandalen, 210 gothische Frauen, die als Amazonen aufgeführt wurden, den Gegenkaiser Tetricus und Sohn in gallischer Tracht.

Aurelian gab die Provinz Dacien auf und ließ um Rom eine Mauer aufführen; er bereitete in der Verwaltung viel des Guten vor, allein schon im 5. Jahre seiner Regierung wurde er ermordet. An seine Stelle wurde Tacitus, ein Nachkömmling des Geschichts-

Hier lebte er, ungeirrt von den Wirren, die bald darauf ausbrachen, in Ruhe bis an seinen Tod. Seinem Beispiele folgte Maximian.

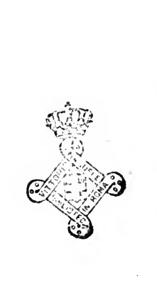
Galerius theilte nun das Reich mit Constantius Chlorus, dem er nebst Gallien auch Italien und Afrika zugedacht hatte, welches dieser jedoch ablehnte. Constantius starb schon im nächsten Jahre (306) in York. Das Heer rief seinen Sohn Constantinus zum Kaiser aus, der sich dann auch alsbald näher an den Schauplatz heranzog.

Galerius wählte sich zwei Cäsaren, den Maximin für den Orient und den Severus für Italien, er selbst blieb in Illyrien. Die Prätorianer aber riefen in Rom den Sohn des Maximian, Maxentius, zum Kaiser aus, gegen welchen Galerius den Licinius sendete. Severus wurde von Maxentius geschlagen und in Ravenna getödtet. Galerius starb im Jahre 311 und nun waren vier Kaiser im römischen Reiche vorhanden, unter denen Constantin der mächtigste war, da er kein Mittel scheute, was zum Ziele führte. Licinius, obschon Constantins Schwager, fiel zuerst. Im Jahre 323 war Constantinus alleiniger Herr des römischen Reiches, dessen Geschichte mit ihm sich abschließt. Constantin ist der neue Gründer desselben; er bekannte sich zum Christenthum und verlieh den Bekennern desselben seinen Schutz, den Priestern Befreiung von den Staatsbürgerpflichten; er begründete eine neue Eintheilung des Reiches in vier Präfecturen für die weltliche und in vier Patriarchate für die geistliche, fortan selbstständig gewordene Staatsverwaltung und verlegte den Sitz der Regierung nach Byzanz, das fortan seinen Namen führte.

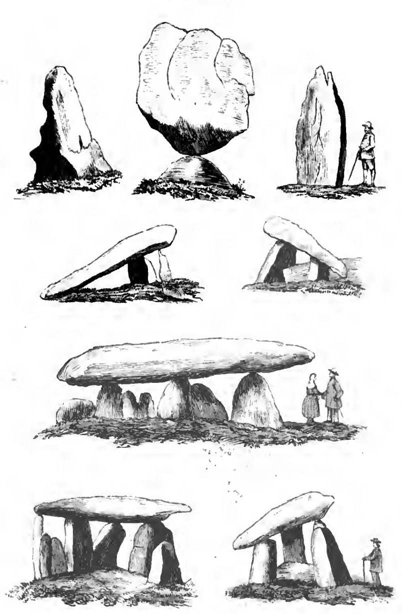
Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

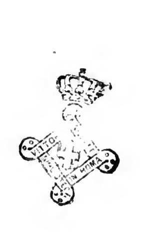


**Tafel I.**


VITTORIO EMANUELE
BIBLIOTECA
IN ROMA

# Tafel II.





## Tafel III.





Tafel IV.





Tafel V.

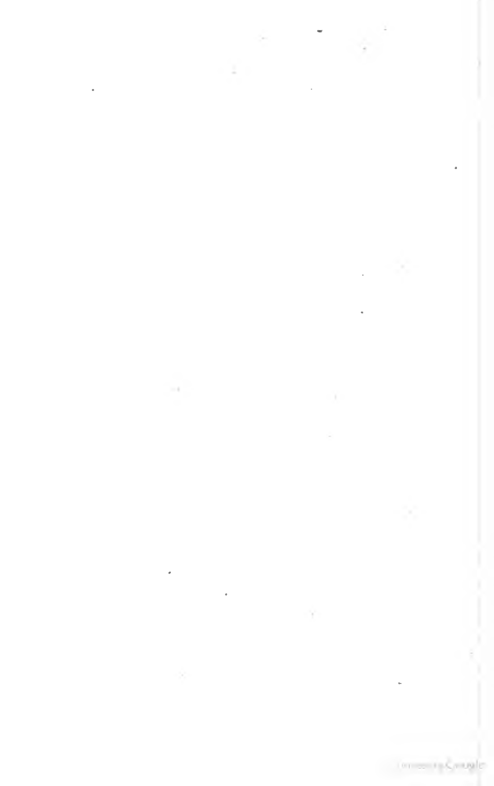


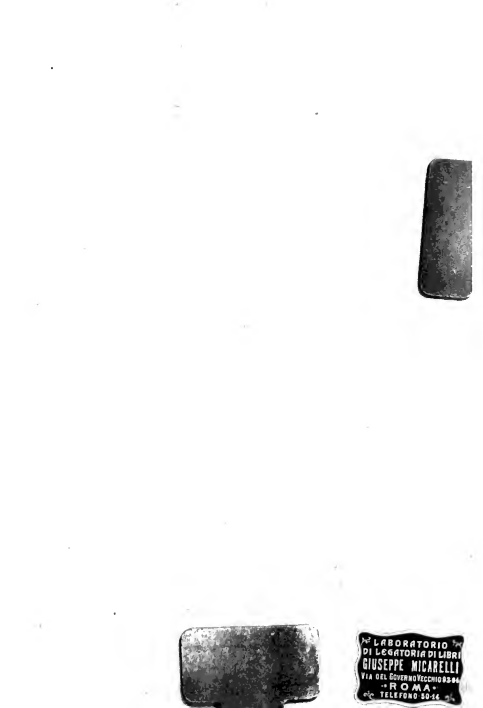
Tafel VI.










LABORATORIO
DI LEGATORIA DI LIBRI
GIUSEPPE MICARELLI
VIA DEL GOVERNO VECCHIO 93-94
ROMA
TELEFONO 50-14

